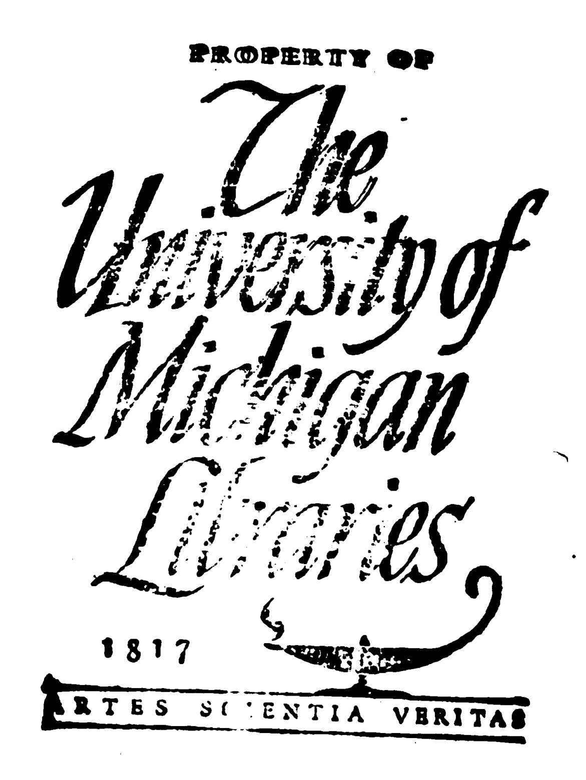
Ex libris
Franciscus
Harrach


PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

# DIE KULTUR

## JAHRBUCH FÜR WISSENSCHAFT LITERATUR UND KUNST

HERAUSGEGEBEN VON DER ÖSTERREICHISCHEN LEOGESELLSCHAFT

GELEITET VON DR. FRANZ SCHNÜRER

XVI. JAHRGANG




WIEN
SELBSTVERLAG DER LEOGESELLSCHAFT
IN KOMMISSION BEI AMBR. OPITZ NACHF.
1915





1915-17



# Die Organisation der Menschheit.

Von **Ignaz Seipel.**

Das tiefste Wort, das uns je über das Werden menschlicher Organisationen gesagt worden ist, lesen wir seiner Bedeutung entsprechend viermal in der Heiligen Schrift. Gleich in den ersten Kapiteln, wo erzählt wird, wie Gott Adam und Eva zusammenführte, begnügt sich die Schrift nicht mit dem Berichte über ein in der Urzeit einmal vorgekommenes Ereignis, sondern sie spricht mit prophetischem Ausblick auf alle Zukunft: „Darum, d. h. weil die Ehe die Wiederherstellung einer ursprünglichen Einheit zwischen Mann und Weib ist, wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen." (Gn. 2, 24.) Dieses Wort hat Christus aufgenommen und an die Spitze seiner Lehre von der Ehe gestellt. Zwei Evangelisten haben es festgehalten und ihren doch sonst so lückenhaften Berichten über das Leben und die Lehre Jesu eingefügt, damit wir es ja nicht übersehen (Mt. 19, 5 und Mk. 10, 7). Der heilige Paulus aber, der Herold Christi, der so viel zu Ehren der Ehe, für ihre Veredlung und Vergeistigung gesprochen und geschrieben hat — er war ja auch der erste, der die Ehe ein „Sakrament" nannte (Eph. 5, 32), — gründete seine Mahnung zur ehelichen Liebe auf das alte Wort: „Deshalb wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen" (Eph. 5, 31).

Dieses Wort, sage ich, enthält das Grundgesetz für alle Organisation der Menschheit. Es handelt zunächst von der Ehe, und die Ehe ist eine Organisation. Nicht jede Verbindung mehrerer Menschen verdient diesen Namen, sondern nur eine solche, in der sich die einzelnen nach Art der Organe eines Leibes aneinanderschließen, so daß ihre Verbindung ein neues, höheres Ganzes darstellt. Das neue Ganze hat seinen eigenen Zweck und sein eigenes Leben, das gelebt wird, indem die einzelnen in verschiedener, ihrer besonderen Natur entsprechender Weise zur Erreichung ihres gemeinsamen Zweckes zusammenwirken. Die Ehe ist die erste und notwendigste Organisation der Menschheit. Die älteste Scheidung unter den Menschen ist die der beiden Geschlechter. Sie muß durch die Ehe überwunden werden, soll die Menschheit nicht dem Tode oder doch dem Zufall einer ungeordneten Erneuerung überliefert sein. Die Scheidung der Menschheit selbst dient der Organisation. Wäre der einzelne Mensch sich genug,








dann bliebe die Menschheit ewig unorganisiert; sie wäre eine Vielheit einzelner, die niemals zu einer Einheit vieler würde. Das ist aber das große Ziel, das Gott, der Geist der Ordnung, selbst der Menschheit gesetzt hat: in der Vielheit die Einheit festzuhalten, ja die Vielheit der Einheit dienstbar zu machen. Dieses Ziel steht mit dem Sonderziele des einzelnen Menschen nicht in Widerspruch. Jeder Mensch hat ein doppeltes Leben: er lebt als Wesen, das in seiner Art für sich ein Ganzes ist, aus Leib und Seele zusammengesetzt, mit einem Eigenziele, das ihn die Religion kennen lehrt. Wer an einen Gott glaubt, der den Menschen unsterbliche Seelen gegeben hat und ihnen, wenn sie nur gewisse Bedingungen während des irdischen Lebens erfüllen, dafür eine ewige, übermenschliche Seligkeit gewähren will, wird vernünftigerweise sein Leben so einrichten, daß er dieser Seligkeit teilhaft wird. Das ist sein Sonderziel, mit dem verglichen es nichts Wichtigeres für ihn geben kann. Daneben nimmt der Mensch aber auch teil am Menschheitsleben; er ist der Menschheit gegenüber nicht ein selbständiges Wesen, sondern nur ein Glied und hat wie jedes Glied eines größeren Ganzen diesem zu dienen, indem er sich in das Gesamtleben einfügt. Tatsächlich durchdringen sich beide, das Einzelleben und die Teilnahme am Gesamtleben, aufs innigste. Der einzelne erreicht sein Sonderziel nicht, außer er erfüllt *alle* seine Pflichten, jene eingeschlossen, die ihm als einem Gliede der Menschheit obliegen. Umgekehrt muß dem Menschen, wie er nun einmal tatsächlich ist, die organisierte Menschheit vielfach erst Halt und Hilfe gewähren, damit er auch nur sein Eigenziel erreichen kann.

Was ist nun der *Sinn des Organisationsgesetzes*? Machen wir uns die Zusammensetzung der Menschheit in einem bestimmten Augenblicke klar. Sie besteht aus einer Unzahl von Familien, dieses Wort zunächst in einem ganz allgemeinen Sinne genommen. Die Familien sind sehr ungleich, die einen groß, die anderen klein, die einen vollständig erhalten; die anderen sozusagen nur mehr in Bruchstücken vorhanden, indem einige Familienmitglieder bereits weggestorben sind. Aber jeder Mensch gehört zu einer Familie; denn er stammt von einem Elternpaare ab. Diese Beziehung ist an sich eine völlig naturhafte, gänzlich dem Wollen entrückt; keiner konnte sich seine Familie wählen; er steht da in der Menschheit, wo er nun einmal steht, und kann, was seine Herkunft anlangt, in Ewigkeit seinen Platz nicht ändern. Die Familien werden alt und unfruchtbar; mit der Zeit sterben sie ab. Damit die Menschheit sich erneuere, müssen an die Stelle der alten Familien allmählich neue treten, indem neue Ehen geschlossen werden. Nun kommt unser Organisationsgesetz zur Geltung: „Der Mann wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen.“ Der Mann muß sich aus der alten Gemeinschaft, der er bisher allein angehörte, lösen, um mit dem Weibe, das ihm nicht schon naturhaft durch Abstammung verbunden ist, eine neue einzugehen. Die Ehe bedeutet den Übergang von einer alten Familie zu einer neuen, ein Brechen mit der sich überlebenden Vergangenheit im



Interesse einer hoffnungsvollen Zukunft und zugleich einen Sieg des Geistes über die Natur. Das eheliche Band ist kein naturhaftes wie das der Abstammung, sondern ein geistiges, ein durch Willensakte geknüpftes: der Mann nimmt sich die Frau zu seinem Weibe und gibt sich ihr zum Mann, die Frau nimmt sich den Mann zum Gatten und gibt sich ihm zum Weibe.

Der Wille, der die Ehe begründet hat, wirkt fort. Indem die Gatten die Lebensgemeinschaft, zu der sie sich verbunden haben, tatsächlich ausüben, wachsen ihnen die Kinder zu: die Organisation der Ehe wird zu der der Familie. Dadurch, daß die Kinder in die Lebensgemeinschaft der Gatten eintreten, erfährt diese eine wesentliche Veränderung: sie besteht von nun an nicht mehr aus gleichwertigen und mehr oder weniger gleichberechtigten Mitgliedern. Die Eltern sind die Gründer der Lebensgemeinschaft und damit jene, die schon seit deren Beginn in ihr da waren; die Kinder kommen später zu verschiedenen Zeiten hinzu. Die Eltern sind fertige Menschen; die Kinder müssen erst durch lange körperliche und geistige Erziehung zu vollwertigen Menschen gemacht werden. Die Eltern könnten auch ohne die Kinder leben, nicht so die Kinder ohne die Eltern. So stehen sich also in der Familie die Alten, die Reifen, die Gebenden auf der einen und die Neuen, die Werdenden, die Empfangenden auf der anderen Seite gegenüber. Aus diesem gegenseitigen Verhältnisse erklärt sich einerseits die Eigenart der Lebensgemeinschaft in der Familie, anderseits das Entstehen der Familienautorität. Die der Familie eigentümliche Lebensgemeinschaft kennzeichnet sich als ungeteiltes Haben dessen, was die Familienmitglieder gemeinsam besitzen können, als unmittelbares Geben und Empfangen des anderen, das sie der Natur der Sache nach unter sich teilen müssen, um es zweckentsprechend zu gebrauchen und zu genießen. Die Hütte oder das Zelt, ein Stück fruchtbaren Bodens, eine Herde nützlicher Haustiere besitzt die Familie ungeteilt; die nach Geschlecht und Alter verschiedenen Kleider, die tägliche Nahrung u. dgl. wird unmittelbar nach dem wechselnden Bedürfnisse unter die Familienglieder verteilt, ohne daß hieraus Sonderrechte der einzelnen oder eine bleibende Abgrenzung ihres Anteiles am Familiengute hervorgingen. Scheint es gelegentlich anders zu sein, werden den Kindern Teile des Familiengutes zur besonderen Betreuung oder Nutznießung überlassen, so sind das Ausnahmen, die sich aus erzieherischen oder wirtschaftlichen Gründen erklären; sie ändern nichts am Wesen der Familiengemeinschaft. Die Familienautorität ist vielseitig; sie ist die Autorität des Erziehers für die der Erziehung noch bedürftigen Familienglieder, die Autorität des Vorstehers der in der Hausgenossenschaft Lebenden, die Autorität des Leiters der Wirtschaftsgemeinde, die sie miteinander bilden; sie fußt aber ganz und gar auf dem Urheberrechte. Die Eltern haben alle diese Autorität, weil sie die Gründer der Familiengemeinschaft und die Erzeuger der anderen Familienmitglieder, ihrer Kinder, sind. Der Vater, der am meisten Urheber der Familie ist — normalerweise ist es der Mann,



der die Frau „heimführt"; die Frau „empfängt" das Kind vom Manne — hat auch den Hauptanteil an der Familienautorität, einen Anteil, der sich vielfach in leicht erklärlicher Übertreibung bis zum Alleinbesitz steigerte.

Die Gemeinsamkeit der Familienmitglieder ist also eine dreifache: sie sind miteinander durch Ehe oder Abstammung verbunden; sie leben in inniger Gemeinschaft, es gibt ein ordnendes Prinzip unter ihnen, die elterliche Autorität. Aus dieser dreifachen Wurzel stammt alle weitere natürliche Organisation der Menschheit: auf die gemeinsame Abstammung gehen Stamm und Rasse, auf die Lebensgemeinschaft Volk und Nation, auf die Organisation durch die Autorität Staat und Reich zurück.

Heiratet der Mann in die Familie der Frau oder die Frau in die Familie des Mannes hinein, wie es auch unter uns noch vorkommt, auf früheren Entwicklungsstufen aber viel allgemeiner war, so entsteht die Großfamilie. Sie weist alle drei Merkmale der Familie auf, enthält aber doch schon den Stoff zur Sprengung dieser Organisationsform. Durch die eingeheirateten Frauen und Männer kommen stammfremde Elemente in die Familie, die ihre Eigentümlichkeiten auf ihre Nachkommen vererben. In der nächsten Generation gibt es also neben der gemeinsamen Verwandtschaft auch schon Scheidungen, die auf die Verwandtschaft mit verschiedenen Auswärtigen zurückgehen. Je größer die Familie wird und je mehr sie sich durch den Anschluß junger Familien gliedert, um so lockerer wird die Lebensgemeinschaft aller; den ehelichen Sonderrechten folgen bald auch andere. Die Autoritätsverhältnisse werden ebenfalls komplizierter. Die Kinder der jungen Familien haben bereits eine doppelte väterliche Gewalt über sich, die des Vaters und die des Großvaters oder Ahnherrn. Das Haupt der Gesamtfamilie kann seine Gewalt nicht mehr gleich unmittelbar über alle Familienmitglieder ausüben, ja diese gar nicht mehr so wie früher im Auge behalten. Immerhin wird sich die Großfamilie, solange der gemeinsame Stammvater lebt, noch verhältnismäßig leicht behaupten. Entscheidend für die weitere Entwicklung ist, was nach seinem Tode geschieht. Möglicherweise ist das Familienbewußtsein so stark, daß alle alles möglichst beim alten lassen wollen. Sie bleiben in ihrer verwandtschaftlichen Abgeschlossenheit beisammen; sie teilen die vorhandenen Güter nicht auf; sie fügen sich der Autorität eines Familienältesten, der zwar noch mit allen verwandt, aber nicht ihr Stammvater ist. Er herrscht über sie nicht kraft eigenen Rechtes — er hat sie ja nicht erzeugt —, sondern kraft des Urheberrechtes eines anderen, des verstorbenen Stammvaters, in dessen Namen, als sein Vertreter, als Erbe seines besten Teiles. Das ist das Wesen der Patriarchenfamilie. Aus ihr wird, wenn sie durch lange Zeit hindurch fruchtbar bleibt und sich reich entfaltet, auf jeden Fall eine neue Gemeinschaft, die über die der Familie hinauswächst, indem sie deren wesentliche Merkmale abstreift: der Stamm. Allmählich wird die Verwandtschaft der Familienmitglieder eine so entfernte, daß sie sich kaum überblicken



und längst nicht mehr mit eigenen Verwandtschaftsnamen benennen läßt. Ein wirkliches Zusammen l e b e n aller ist bei ihrer großen Zahl unmöglich; es findet höchstens in einem gelegentlichen Zusammen-k o m m e n einigen Ersatz. Dazu tritt vielleicht eine vollständige oder teilweise Aufteilung der Güter oder ein selbständiges Hinzuerwerben durch einzelne. Die nachwirkende Autorität des Stammvaters erlischt oder wird durch eine andere ersetzt oder ändert ihren Charakter, indem ihr Inhaber sie ohne Bewußtsein ihres Zusammenhanges mit dem Ahnherrn übt und wie einen Privatbesitz an seine Erben weitergibt. Die Stammesangehörigen verbindet also wesentlich nur mehr die gemeinsame Abstammung; weder die der Familie eigene Lebensgemeinschaft noch die Familienautorität bestehen fort; im äußersten Fall erinnern an beide noch einzelne Überreste. Die Umwandlung der Familie in den Stamm braucht übrigens nicht so langsam und allmählich zu erfolgen; sie wird wahrscheinlich auch nur selten so erfolgt sein. Wenn beim Tode des Stammvaters seine väterliche Gewalt nicht in einem Nachfolger fortlebt, sondern, wie es naturgemäßer ist, mit ihm stirbt, dann wird aus der Familie sofort der Stamm, ohne Übergang über die patriarchalische Organisation. Der Stamm dauert fort, solange nicht alle Familien, aus denen er besteht, ausgestorben sind. Es ist auch nicht notwendig, daß die Stammesgenossen von ihrer Stammzugehörigkeit wissen, noch weniger, daß sie darauf Wert legen; sie verbleiben doch immer Zweige ihres Stammes. Ihre Zusammengehörigkeit ist eben geradeso naturhaft durch die bloße Tatsache der Abstammung gegeben wie die Zugehörigkeit der Kinder zu ihrer Familie. So sind und bleiben zum Beispiel die Abkömmlinge deutscher Eltern, die nach Amerika ausgewandert und dort vielleicht schon völlig amerikanisiert sind, deutschen Stammes. Sind sie auch noch Glieder des deutschen Volkes, Angehörige der deutschen Nation? Das werden wir später sehen.

Wenn wir von Stämmen reden, dürfen wir nicht vergessen, daß dieses Wort einen vielfältigen Gebrauch hat. Wir Deutsche denken wohl zunächst an die deutschen Stämme, Bayern, Schwaben, Thüringer, Franken, Sachsen, Friesen. Diese Stämme sind nicht das, als was wir den Stamm eben definiert haben; wohl keiner von ihnen ist aus einer Familie herangewachsen. Sie sind keine ursprünglichen Bildungen; es gingen ihnen nämlich voll entwickelte germanische Stämme und nicht nur Stämme, sondern auch schon Völker und Staaten voraus. Aus diesen entstanden dann die deutschen Stämme durch vielfältige Zerreißung, Mischung und Durchdringung, weit mehr auf dem Boden der Lebensgemeinschaft und älterer staatlicher Organisation als auf dem der physischen Abstammung. Sie sind also nicht Natur-, sondern Kulturprodukte. Nachdem sie sich gebildet haben, vollzieht sich ihre Erhaltung und Verbreitung allerdings auf dem naturhaften Wege der Fortpflanzung. Auch die von der Schule her bekannten Stämme der Griechen — Jonier, Achäer, Dorier, Aeoler — waren, vielleicht mit Ausnahme der Dorier, keine echten Stämme, sondern



teils komplizierte Entwicklungsprodukte auf Grund einer schon weit vorgeschrittenen älteren Organisation, so die Jonier und die ihnen nächstverwandten Achäer, teils nur eine späte Abstraktion, ein Sammelname für alle, die nicht einem der anderen Stämme angehörten, so die Aeoler. Dagegen waren die Gentes der römischen Patrizier und die zwölf Stämme des israelitischen Volkes echte, aus Familien gewordene Stämme. Ob wir als solche auch die Beduinenstämme der Araber und Berber ansehen dürfen, ist weniger gewiß.

Dem Begriff des Stammes steht der der Rasse nahe. Der Idee nach ist Rasse der Inbegriff aller Stämme, die man aus einem Urstamme so ableiten zu können glaubt wie den einzelnen Stamm aus der Famile. Je älter aber die Menschheit wird, um so schwieriger gestaltet es sich, sie nach der Abstammung zu gliedern. Die Erinnerung der Menschen bewahrt die Kenntnis der Ahnen kaum durch einige Generationen. Für die wenigsten ist die Abstammung auf länger zurück durch Urkunden erweisbar; und Urkunden gehen mit der Zeit zugrunde, abgesehen davon, daß manche ein Interesse daran haben können, ihre Herkunft zu verhüllen. Die Zugehörigkeit zu einer Rasse wird daher tatsächlich nur aus dem Vorhandensein gemeinsamer Merkmale erschlossen. Deutsche, Portugiesen, Russen, Ungarn, Araber fühlen sich, wo sie Farbigen gegenüberstehen, alle als Angehörige einer Rasse, nämlich der weißen, obwohl sie einander sonst nicht als Verwandte anerkennen. Da mehr oder weniger, gröbere oder feinere Unterschiede als Rassenmerkmale aufgefaßt werden können, sind Begriff und Name der Rasse im höchsten Grade schwankend. Man redet bald von einer kaukasischen Rasse im Gegensatze zur mongolischen, bald von einer indogermanischen im Unterschied zur semitischen, die doch beide wieder in der kaukasischen verbunden sind; man unterscheidet innerhalb der indogermanischen die slawische Rasse von der germanischen usw. Die Verwirrung wird dadurch noch vergrößert, daß Merkmale ganz verschiedener Art der Unterscheidung der Rassen zugrunde gelegt werden, bald körperliche, so die Form des Kopfes, die Farbe der Haut, der Augen und der Haare, bald geistige, so vornehmlich die Sprache. Gewiß vererben sich körperliche Eigenschaften und die mit diesen zusammenhängenden geistigen Anlagen. Es wäre aber irrig, die geistige Eigenart der Menschen rein von der Abstammung herleiten zu wollen. Die Ähnlichkeiten unter ihnen gehen zum großen Teile auf die lang bewahrte Lebensgemeinschaft und den fortgesetzten Einfluß der gleichen Lebensbedingungen zurück. Der Lebensgemeinschaft, diesem zweiten organisatorischen Elemente, das wir schon in der Familie wirksam sahen, verdanken Volk und Nation ihr Dasein.

Alle Lebensgemeinschaft besteht im gemeinsamen Haben, Gebrauchen und Genießen einer Anzahl von Gütern. Diese sind teils materieller, teils geistiger Natur. Unter den materiellen ragt eines an Wert hervor, das Land, der Boden. Kein anderes läßt sich mit ihm an Dauerhaftigkeit vergleichen. Das Land kann ja eigentlich nur durch ganz gewaltige Naturereignisse, einen Vulkanausbruch, ein



Erdbeben oder eine Sturmflut, vernichtet werden. Es läßt sich besser als die beweglichen Güter verteidigen und es hält mehr als alle anderen die Familien zusammen. Wenn auch die aus der Großfamilie sich loslösenden Sonderfamilien es unter sich aufteilen, kann doch keine ihren Anteil mit sich forttragen. Will sie ihn nicht aufgeben, so muß sie in der Nähe der anderen bleiben. Lebt aber jemand längere Zeit in einem Lande, so prägt sich dieses mit seiner eigentümlichen Gestaltung dem empfänglichen Geiste tief ein. Das Auge gewöhnt sich, immer wieder dieselben Formen vor sich zu sehen; das Herz freut sich an den Reizen, die das Auge an ihnen entdeckt. Die eigentümliche Stimmung, die über dem Lande liegt, fließt in die Seelen seiner Bewohner hinüber. Dazu füllt es sich für jeden von Tag zu Tag mehr mit Erinnerungen, kleinen und großen, frohen und ernsten. Allem Geschehen, das für die Menschen Bedeutung hat, gibt die Landschaft, in der es sich abspielt, den Rahmen, der mit ihm zu einem einheitlichen Bilde verwächst. So wird das Land zur Heimat. Und die Heimat verbindet nun auch die Menschen unter sich. Jene, die sich in derselben Heimat immer wieder sehen, gehören füreinander mit zu der Landschaft, die sie beleben. Treffen sich in der Fremde zwei Heimatgenossen, so können sie von der Heimat reden, Erinnerungen wecken und austauschen, die Heimat miteinander loben und wenn nötig verteidigen. Die Heimatgenossen stehen sich innerlich näher als Blutsverwandte, die nicht zugleich dieselbe Heimat haben. Sie werden sich darum auch nicht gern voneinander trennen, wenigstens nicht für immer. Es müssen schon bedeutende Vorteile von anderswo locken oder ernste Nachteile das Leben unter den Landsleuten erschweren, damit sich jemand zum Aufgeben der Heimat entschließe. Das Heimatgefühl entsteht am nachhaltigsten in der Jugend, weil da der Sinn des Menschen am eindruckfähigsten ist und weil die Jugendeindrücke mehr als die späteren von Gefühlen begleitet zu sein pflegen; auch hält das Gedächtnis die früheren Erinnerungen am treuesten fest. Doch es kann sein, daß jemand, den das Geschick früh von einem Ort zum anderen warf, ohne daß er irgendwo recht Wurzel fassen konnte, keine Jugendheimat hat, wohl aber später eine gewinnt. Auch eine doppelte Heimat kann jemand haben, wenn er in verschiedenen Ländern sich eingelebt hat; doch wird er meist nicht beide gleich tief im Herzen tragen. Ein mäßiges Wandern, das nicht allzuoft und für allzulange in entlegene Landschaften führt, hemmt die Entwicklung des Heimatgefühles nicht, es erweitert nur die Heimat. Der Gebirgsbewohner, der selten aus seinem engen Tale herauskommt, wird schon in der nächsten Stadt vom Heimweh bedroht sein. Der leichter bewegliche Städter hat eine weitere Heimat, ist mit einem größeren Stück der Welt verknüpft als der Mann aus den Bergen, in dem dafür das Heimatgefühl tiefer sein wird.

Das Heimatgefühl kennen nicht nur die Eigentümer des Landes, das sie bewohnen. Das Taglöhnerkind, dem kein Stückchen Boden gehört und das auch keine Aussicht hat, je eines zu erwerben, hat



dennoch das Land, in dem sich sein Leben abspielt, zur Heimat, wie ja auch der Grundbesitzer nicht nur die eigene Scholle als seine Heimat betrachtet. Die Heimat ist kein bloß materielles Gut. Aus dem Boden sprossen seelische Werte hervor; sie sind es, die in erster Linie die Heimatgenossen aneinander schließen. Der Weg von der materiellen Gütergemeinschaft zur geistigen ist überhaupt kein weiter. Das kommt von der Doppelnatur des Menschen, der auch das Materielle mit seinem Geiste erfaßt und mit seiner geistigen Arbeit es selbst vergeistigt. Schon die Art, wie man in einer Familie ein materielles Gut zu gebrauchen pflegt, ist ein geistiges Gut, das die Kinder von den Eltern übernehmen. Macht eines der Kinder selbstständige Fortschritte, lernt es ein Werkzeug müheloser oder wirkungsvoller gebrauchen, ersinnt es ein neues, so bewirkt das Zusammenleben mit den anderen Familiengliedern, daß die Neuerung bald zum Gemeingut aller wird. Geistiger Familienbesitz sind weiterhin die Kenntnisse von der Welt, die Erinnerungen an die Vergangenheit, die daraus gezogenen Erfahrungen, soweit sie von den Älteren auf die Jüngeren verpflanzt werden; die Sitten und Gebräuche, die Anschauungen von Gut und Böse, von Recht und Unrecht; die religiösen Vorstellungen und Übungen, zu deren Beobachtung sich die Verwandten gegenseitig anhalten. Den gesamten geistigen Besitz eines Menschen mit Ausnahme der ihm schon von Natur aus eigenen Anlagen nennen wir seine Kultur. Außer den verhältnismäßig wenigen anormalen, nur physisch vegetierenden Menschen gibt es keinen über die erste Kindheit hinausgewachsenen, der völlig kulturlos wäre. Das Maß der Kultur ist allerdings sehr verschieden, bei den einen bitterste Armut, bei den anderen größter Reichtum. Gänzlich gleich ist die Kultur auch nicht innerhalb der Familie. Die Begabungen der Kinder und die Bemühungen der Eltern, sie zu kultivieren, sind ja oft sehr verschieden. Aber es gibt eine Durchschnittskultur der Familie. In anderen Familien ist das Durchschnittsmaß ein anderes oder es findet dort, durch äußere Umstände begünstigt, ein Zweig des geistigen Besitztums einseitige Pflege. Die Kulturfortschritte, die einzelne Personen oder Familien machen, können mitunter künstlich verborgen und so zu einem geistigen Sondergute gemacht werden. In der Regel wird das aber weder beabsichtigt noch möglich sein. Es findet, soweit nur überhaupt einige Lebensgemeinschaft unter den Menschen gepflegt wird, eine stete gegenseitige Kulturbeeinflußung statt. So entwickelt sich auch in weiterem Umkreise als dem der Familie eine Durchschnittskultur. Sie umschlingt als ein neues organisatorisches Band alle, die an ihr Anteil haben.

Unter den Kulturgütern nimmt die Sprache eine besondere Stellung ein. Sie hat im Bereiche der geistigen Güter dieselbe Bedeutung wie das Geld unter den materiellen. Beide sind nicht die größten Güter ihrer Art, aber sie sind in gewissem Sinne die wertvollsten, insoweit man nämlich durch sie alle anderen erwerben kann. Ob ein Geldstück aus edlerem oder weniger edlem Material, ob es



mit mehr oder weniger Kunst angefertigt ist, das ist für gewöhnlich nicht von Belang; es kommt nur darauf an, daß man dafür möglichst viele Güter bekommt und daß es in möglichst weitem Umkreise gilt. Ähnlich verhält es sich mit der Sprache. Nicht ihr schöner Klang, nicht ihr kunstvoller Aufbau machen ihren praktischen Wert aus, sondern ihre Tauglichkeit, viele Gedanken und Empfindungen auszudrücken, und ihre Verbreitung in einem recht großen Gebiete. Damit soll nicht geleugnet werden, daß Geld und Sprache auch einen größeren oder geringeren inneren Wert haben können. Wer zum Beispiel als Kunstkenner Münzen sammelt, wird solche mit feiner Prägung plumpen und unschönen vorziehen; der Numismatiker aus historischem Interesse hat recht alte und seltene, die vielleicht noch dazu eine bisher angezweifelte geschichtliche Tatsache sicherzustellen vermögen, lieber. Und jeder freut sich, wenn er nach längerer Abwesenheit die heimischen Münzen in die Hand bekommt, die mit dem Bilde seines Fürsten geschmückt sind oder eine Aufschrift in seiner Muttersprache tragen. Ebenso verschieden können die Gründe sein, die eine Sprache jemand lieb machen. Ihre Schönheit, ihre Altertümlichkeit, die lieben Erinnerungen, die ihr Klang weckt, und schließlich schon das Bewußtsein, daß sie eben die seine ist, rufen je nachdem Gefallen, Interesse oder Rührung hervor. Aber die Hauptsache bleibt am Geld und an der Sprache ihr Gebrauchswert, d. i. ihre eigentümliche Beziehung zur Gesamtheit der Güter materieller oder geistiger Art. Die Sprachgemeinschaft ist Voraussetzung und Folge der Entwicklung eines Kulturverbandes. Der Austausch der geistigen Güter kann nur so weit erfolgen, als die Möglichkeit der gegenseitigen Verständigung reicht. Umgekehrt werden, wenn natürliche oder künstliche Grenzen den geistigen Verkehr zwischen Nachbargebieten dauernd unterbinden, im Laufe der Zeit auch die Sprachen in ihnen eine verschiedene Entwicklung nehmen. Ist aber eine eigentümliche Kultur bereits entstanden und hinlänglich befestigt, dann können allerdings die sprachlichen Scheidewände fallen, ohne daß zugleich die Selbständigkeit der Kultur aufhören müßte. Die Geschichte enthält verschiedene Beispiele, daß eine Nation ihre Sprache aufgegeben und eine andere dafür angenommen hat; man denke an die Israeliten, die mehrmals diesen Wechsel vollzogen, an die Bulgaren, die Irländer usw.

Die Menschheit gliedert sich also auf Grund der Abstammung in Familien und Stämme, auf Grund der Lebensgemeinschaft in Heimat- und Kulturverbände. Wenn diese Organisationsprinzipien gleichzeitig und in derselben Richtung wirksam sind, d. h. wenn eine Vielheit von Menschen, die untereinander verwandt sind, sich auch noch durch lange Zeit auf demselben Boden einlebt und dabei eine einheitliche Kultur erzeugt, dann entsteht aus ihr natürlich eine dreifach gefestigte Gemeinschaft. Tatsächlich werden die meisten Völker und Nationen ihre Quellen in allen drei Bezirken haben. Vor Zeiten rückten einmal mehrere Stämme — vielleicht war es aber auch nur ein größerer Stamm oder der Bruchteil eines Stammes — in ein Land



ein und nahmen es in Besitz. Ihrer Verbindung mit dem Boden war Dauer beschieden. Die Einwanderer selbst hielten noch einigen Verkehr mit ihrer früheren Heimat aufrecht; ihre Nachkommen verloren in der Zeit vieler Generationen den Zusammenhang mit den Vettern jenseits der Berge oder des Meeres. Sie nennen nur ein Land ihre Heimat, das, in dem sie geboren sind, und als Brüder erkennen sie nur jene an, die mit ihnen diese Heimat teilen. Auf Grund des gemeinsamen Bodens haben sie sich zu einer neuen, festgefügten Gemeinschaft verbunden: sie sind ein Volk. Es wird aber selten der Fall gewesen sein, daß die einwandernden Stämme ein völlig menschenleeres Land vorfanden oder die früheren Bewohner bis auf den letzten Mann ausrotteten; auch wäre es ein merkwürdiger Zufall, wenn sie das besetzte Land, soweit seine natürlichen Grenzen reichen, bis auf den letzten Winkel hätten ausfüllen können. Wahrscheinlicher ist es, daß Platz für spätere Zuwanderer blieb. Solange das Verwandtschaftsbewußtsein überwog und die Nachzügler einzeln ankamen, wird ihre Eingliederung auf familienhafter Grundlage erfolgt sein: sie heirateten ein oder wurden durch Adoption oder Blutsbruderschaft aufgenommen. Vielleicht brach aber einmal eine größere Schar, ein ganzer Stamm über die Grenzen des Landes herein. Wenn man sie abwehren konnte, gut; wenn nicht, erhielten schließlich auch die Neuen einen Anteil am Lande, in dem sie dann mit den ersten Besiedlern nach und nach zu einem Heimatverbande verschmolzen. Wieder entstand ein Volk, diesmal aber, ohne daß alle oder fast alle seine Angehörigen untereinander stammverwandt wären.

Wahrscheinlich wird sich mit dem neuen Heimatverbande gleichzeitig auch ein neuer Kulturverband bilden. Der Kern des Volkes, der sich zuerst die neue Heimat erwirbt, bringt seine alte Kultur mit. Das neue Land zwingt aber, sich in den Lebensgewohnheiten ihm anzupassen. Von den Resten der Urbevölkerung lernt man manches. Die späteren Zuwanderer bringen auch wieder Neues. Umgekehrt hat man an den Errungenschaften jener, mit denen man früher zusammen war, jetzt keinen Anteil mehr; man lebt ja nicht mehr mit ihnen. Die Sprache ändert sich. Für die neuen Begriffe, die man gewinnt, bilden sich neue Worte. Von der Ausdrucksweise der Zuwanderer dringt manches ein. Um sich leichter verständlich zu machen, mengt man absichtlich Worte, die man aus der Sprache der anderen aufgefangen hat, in die eigene. Auch hat man jetzt andere Nachbarn an den Landesgrenzen, mit denen man doch auch verkehren muß, wenn auch freilich viel seltener als mit den Mitbewohnern des Landes. Immerhin färbt auch der Umgang mit ihnen auf die eigene Sprache ab. Es dauert eine Weile und man versteht sich mit den neuen Heimatgenossen fremder Herkunft besser als mit den Auswärtigen, mit denen man blutsverwandt ist. Man hat eben den Kulturverband mit diesen verloren, während man mit jenen einen neuen einging. Hebt sich einmal ein großer Kulturverband so stark von allen anderen ab, daß alle Kulturunterschiede persönlicher



ständischer und lokaler Art, soweit sie innerhalb seiner Grenzen bleiben, hinter denen, die ihn von anderen Kulturverbänden trennen, zurücktreten und selbst das Bewußtsein verschiedener Abstammung nicht mehr gegen ihn aufkommen kann, so sind jene, die er umschließt, eine Nation.

Die Kräfte, die zur Bildung des Volkes und der Nation führen, gelangen nicht zum Stillstand, wenn sich diese Organisationen entwickelt haben. Sie wirken weiter, und daher kommt es, daß Volk und Nation, so klar und festumrissen diese beiden Begriffe vor uns stehen, in der Welt der Wirklichkeit etwas Unbeständiges, Fließendes, ewig Wechselndes sind. Das lebensvolle Fortarbeiten der in sich verschieden gerichteten treibenden Kräfte ist auch schuld daran, daß Volk und Nation, die sich ihrem Umfange nach decken können, dennoch fast nie völlig zusammentreffen. Es wäre nur durch eine fortgesetzte Kette von Wundern zu erklären, wenn jedes Volk sein Land immer gerade so ausfüllte, daß es niemals über die Grenzen hinüberflutete, noch sich von den Grenzen ins Innere zurückzöge. Der Boden ist ja etwas Totes, Starres, das Volk dagegen eine lebendige, in Zeugen und Sterben sich stets erneuernde Masse. Dringt nun eine Welle des Volkes in ein fremdes Land ein, nicht nur vorübergehend, um bei gelegener Zeit zurückzukehren, sondern so, daß sie drüben Wurzel faßt, dann gewinnt sie entweder dort für sich, von der Hauptmasse des Volkes sich lösend, eine neue Heimat oder sie erwirbt dem ganzen Volke das neue Land zur alten Heimat hinzu. Dieser zweite Fall wird dann eintreten, wenn die Auswanderung den Wechselverkehr zwischen den Zuhausegebliebenen und den Siedlern im Neuland so wenig beeinträchtigt, daß die alte Heimat den Ausgewanderten nicht fremd, das neue Land aber auch den Nichtmitgezogenen vertraut wird. Wir nennen heute noch die östlichsten Staaten der nordamerikanischen Union die Neuenglandsstaaten. Dieser Name erinnert uns daran, daß die ersten Kolonisatoren dieses Gebietes dort nichts anderes gründen wollten als ein neues England. Bei einem seefahrenden Volke, wie es die Engländer schon damals waren, erscheint der Gedanke, ein so weit vom Mutterlande entferntes Gebiet diesem als einen neuen Teil anzugliedern, gar nicht als eine Unmöglichkeit. Um so eher wächst ein neubesiedeltes Gebiet zum alten hinzu, wenn keine trennenden Meere dazwischen liegen. Einst ging mitten durch das heutige Deutschland die Slawengrenze; durch jahrhundertelange Kolonisation wurde sie von der Trave, Elbe, Saale und Regnitz weit nach Osten hinausgerückt. Die Kolonisten gaben ihre Heimat nicht auf und wurden nicht zu neuen Völkern. Sowohl die Ostmark im Süden als die beiden Preußen im Norden, um von dem, was dazwischen liegt, nicht zu reden, sind echte Teile von Deutschland, dieses Wort im natürlichen Sinne als das Land der Deutschen verstanden. Wenn eine Volkswelle in ein Land hineinschlägt, das bereits von einem anderen Volke bewohnt ist, und wenn weder eines der beiden Völker im anderen aufgeht, noch beide sich völlig voneinander absondern,



gleichsam neue, künstliche Landesgrenzen zwischen sich schaffend, dann wohnen von nun an eben zwei Völker in einem Lande, die beide das ganze Land als ihre Heimat betrachten können, dann aber die Landsleute aus dem anderen Volke als eine Zubehör dieser Heimat mit in Kauf nehmen müssen.

Anders als die Verschiebungen der Volksgrenzen, aber schließlich doch mit einem ähnlichen Ergebnis vollziehen sich die Besitzveränderungen unter den Nationen. Hier handelt es sich um das Beharrungsvermögen und die Werbekraft der verschiedenen Kulturen. Schon beim Übergang einzelner von einer Nation zur anderen spielt das gegenseitige Kraftverhältnis der beiden nationalen Kulturen eine große Rolle. Wenn Angehörige unserer Nation in die Vereinigten Staaten von Nordamerika auswandern, so finden sie dort eine von der heimischen verschiedene, aber sicher nicht weniger lebenskräftige Kultur. Die englische Kultur hat in Amerika wenigstens das voraus, daß sie dort die Kultur der großen Masse, die herrschende, bodenständige ist. Die Einwanderer werden im eigenen Interesse sich ihr anpassen müssen, wollen sie in dem Lande ihrer Wahl heimisch werden und günstige Bedingungen für ihr Fortkommen erlangen. Die Kinder der Einwanderer sind auf die Bildungsmittel, die ihnen die neue Heimat bietet, angewiesen. Sie wachsen mit den Kindern der schon eingewurzelten älteren Kolonisten auf und gehen so, ob sie wollen oder nicht, zur englischen Kultur über. Wehren sie sich dagegen, so wird dieser ganz natürliche Prozeß höchstens verzögert, nicht aber vereitelt. Ganz anders ist es, wenn Glieder einer hoch kultivierten Nation sich im Bereiche einer um vieles tiefer stehenden niederlassen. Mag ihre Zahl auch recht gering sein, sie werden doch lange Zeit hindurch ihre Kultur und damit ihre Nationalität bewahren. Während unter einer kulturell hochstehenden Nation die Einwanderer alles Interesse daran haben, sich von der Masse, die sie bereits vorfinden, nicht zu unterscheiden; während ihnen dort das Festhalten an ihrer nationalen Eigenart den Kampf ums Dasein nur erschwert, verleiht ihnen diese über weniger kultivierte Nachbarn eine Überlegenheit, die den Nachteil der geringeren Zahl ganz oder fast ganz aufwiegen kann. Im großen kommt es zu Verschiebungen unter den Nationen infolge ihrer Neben- oder Übereinanderlagerung. Auf den Besitzstand der Völker hat die bloße Nachbarschaft keinen Einfluß. Das eine Volk bewohnt dieses, das andere jenes Land. Dieser Zustand kann jahrhundertelang fortdauern, wenn nur nicht die Übervölkerung in dem einen Lande oder der größere natürliche Reichtum des anderen zu Überschreitungen der Grenzen führen. Die Nationen sind weit empfindlicher. Sie könnten nur dann von der Nachbarschaft unberührt bleiben, wenn natürliche oder künstliche Grenzen jeden Verkehr der Nachbarn unterbänden. Ist das nicht der Fall, so werden sie alsbald beginnen, ihre geistigen Güter gegenseitig auszutauschen. Wenn sie miteinander verkehren wollen, müssen sie sich einander anbequemen. Sie müssen trachten, sich zu verstehen, also müssen wenigstens die einen die Sprache der anderen



erlernen. Vielleicht ist der Verkehr mit den Angehörigen der anderen Nation häufiger als mit denen der eigenen. Dann werden sie sich mit der Zeit gewöhnen, die fremde Sprache auch unter sich zu reden. Im fortgesetzten Umgang beobachten sich die Nachbarn fortwährend; sie vergleichen ihre Lebensart, ihre Arbeitsweise, ihre Sitten, ihre Rechtsverhältnisse, ihre Gottesverehrung. Sie suchen herauszubringen, warum die anderen auf diesem oder jenem Gebiete größere Erfolge haben. Sie wollen im eigenen Leben des Schmuckes nicht entbehren, den die anderen dem ihrigen zu geben wissen. Sie schämen sich gewisser Unbeholfenheiten, durch die sie hinter jenen zurückstehen und ihren Spott herausfordern. Das alles wird um so mehr der Fall sein, je weiter die Kulturen der beiden Nationen voneinander abstehen. Sind sie nur verschieden, ohne daß die eine die andere bedeutend übertrifft, dann nehmen beide voneinander das ihnen bisher Fehlende auf, ohne daß die eine förmlich unterliegt. Höchstens entwickelt sich eine neue, eine Mischkultur und damit eine Mischnation, an der die beiden ursprünglichen Nationen ihren größeren oder geringeren Anteil haben, je nachdem sie mehr oder weniger an Kulturwerten beizusteuern hatten. Wenn dagegen zwei Nationen nachbarlich miteinander verkehren, die sich nicht nur durch die Kultur*art*, sondern auch durch die Kultur*höhe* unterscheiden, dann unterliegt die mit der niedrigeren Kultur unbedingt der höher kultivierten, und zwar sagen sich so viele von jener los, als in den Verkehr mit dieser hineingezogen werden. Eine Schranke findet der Aufsaugungsprozeß erst dort, wo sich dem Verkehr stark hemmende Grenzen entgegenstellen. Keine solchen Grenzen gibt es, wenn zwei Nationen nicht nebeneinander, sondern übereinander gelagert, d. h. wenn eine ein Gebiet besiedelt, in dem eine andere bereits ansässig ist, ohne diese zu vertreiben. Eine Zeitlang mögen ja beide versuchen sich abzuschließen, aber auf die Dauer gelingt es gewiß nicht. Feindlich oder friedlich fechten die beiden Kulturen ihren Wettkampf aus. Das Ergebnis ist schließlich dasselbe wie bei der Nebeneinanderlagerung: Aufsaugung oder Mischung, nur daß beides rascher und restloser erfolgt.

Familie, Stamm, Volk und Nation erschöpfen noch nicht den ganzen Reichtum an Organisationsmöglichkeiten, die der Menschheit zu Gebote stehen. Der Familie eignet neben der Verwandtschaft und der Lebensgemeinschaft noch ein anderes Bindemittel, das sich ganz natürlich aus diesen beiden ergibt, die Familienautorität. Da Stamm, Volk und Nation nur je auf eines der beiden zuerst genannten Organisationselemente zurückgehen, so fehlt ihnen naturgemäß das dritte, das gerade der Verbindung beider entstammt. Wir finden tatsächlich nirgends in der Welt, wo die menschliche Organisation bis zur Scheidung von Stämmen, Völkern und Nationen vorgeschritten ist, ein Beispiel, daß ein Stamm, ein Volk oder eine Nation unter einer diesen Organisationsformen als solchen zukommenden Autorität vereinigt wäre. Die Menschen brauchen aber Autorität, und zwar genügt ihnen die Familienautorität von da an nicht, wo die Familie

selbst den verschiedenen Anforderungen des Lebens nicht mehr gerecht zu werden vermag. Und dieser Zeitpunkt tritt bald ein. Die Natur, über die zu herrschen die Menschen berufen sind, ist nicht immer so gefügig, daß sie sich mit der schwachen Kraft einer einzelnen Familie überwinden ließe. Sie fordert oft großzügige Maßnahmen heraus, die nur eine größere Gemeinschaft mit dem Aufwand aller ihrer Kräfte zustande bringen kann. Denken wir hier etwa an den Schutz des Landes gegen Hochwasser und dergleichen. Die Familie ist ferner durch die Nachbarschaft anderer, vielleicht an physischer Kraft ihrer Angehörigen oder an Kopfzahl stärkerer bedroht, solange nicht irgend ein Rechtsverhältnis mit ihnen hergestellt ist, auf Grund dessen sie sich ihren Besitzstand an Gütern und die Möglichkeit, nach dem Maß des Bedürfnisses neue hinzuzuerwerben, gegenseitig zugestehen. Sind sie einmal auf diesem Fuße, dann wird sie die Notwendigkeit, feindliche Angriffe von seiten solcher, die außerhalb ihres Verbandes blieben, abzuwehren, bald noch fester zusammenschließen. Manche Güter, die alle gut brauchen könnten, sind doch zu umständlich und kostspielig zu erwerben, als daß einzelne Personen oder Familien sie sich mit eigenen Mitteln verschaffen könnten; sie werden vielleicht auch nur seltener und unter ganz bestimmten Voraussetzungen von ihnen in Anspruch genommen, so daß sich ihre Erwerbung nur lohnt, wenn mehrere daran Anteil haben. Auch die Verschiedenheit der Begabungen und Geschicklichkeiten, die sich in den Nachbarfamilien vorfindet, kann zu einer Quelle des Vorteils für alle werden, wenn jeder sich vornehmlich mit dem beschäftigt, wozu er besser geschickt ist, und dafür von den anderen durch Leistungen entschädigt wird, zu denen wieder diese die größere Eignung besitzen. Kurz, es stellen sich vielfältige gemeinsame Interessen heraus, die nur durch das Zusammenwirken aller befriedigt werden können. Ein solches Zusammenwirken gibt es aber nicht ohne eine Autorität, die das leicht auseinander strebende Wollen und Wirken der einzelnen auf das gemeinsame Ziel hin ordnet. Naturgemäß versuchen die Menschen, wenn sich das Bedürfnis nach einer neuen Organisation einstellt, zunächst diese im Anschluß an eine bereits bestehende zu finden. Hierin werden wir den gewichtigsten Grund für die Bildung patriarchalischer Familien sehen dürfen: man fügt sich einem Familienältesten, obwohl dieser keine väterliche Gewalt beanspruchen kann, weil man eben einer Autorität bedarf, die auch über die Häupter der Einzelfamilien Gewalt hat. Wohnen aber zwei oder mehrere Familien nebeneinander, die nicht unter sich verwandt sind, so ist das Bedürfnis nach dem Zusammenschluß unter einer Gewalt, die für die Gesamtinteressen Sorge trägt und die Glieder der Gemeinde, die so entsteht, zur Wahrung dieser Gesamtinteressen wirksam anhält, nicht geringer als unter verwandten Familien.

Freilich wird in diesem Falle die Autorität sich schwerer entwickeln und länger brauchen, bis sie fest eingewurzelt ist. Denn alle die natürlichen Hilfen, die von der Gewohnheit her, in der Familie zu leben, das Patriarchat stützen, gehen bei der selbständigen

Aufstellung einer neuen Autorität ab. Daß Menschen, die an sich voneinander unabhängig sind, die Bedeutung gemeinsamer Interessen erkennen; daß sie wegen dieser gemeinsamen Interessen, die nicht selten mit ihrem Sondervorteil in Widerspruch geraten, auf den Gebrauch ihrer vollständigen Freiheit verzichten, setzt eigentlich ein hohes Maß von Einsicht und Selbstverleugnung voraus. In Wirklichkeit freilich vollzieht sich das alles häufig ohne Einsicht aller und ohne ausdrückliches Wollen. Die Menschen werden mitunter gezwungen, etwas Gutes und Nützliches zu tun oder mit sich geschehen zu lassen, auch wenn sie dessen Vorteile nicht einsehen und die ihnen auferlegten Opfer nur mit größtem Widerstreben bringen. Es genügt, wenn einige die richtige Einsicht haben; sind sie stark genug, die anderen unter ihre Autorität zu beugen, so können sie sie auch ohne oder gar gegen ihren ausgesprochenen Willen in die ihnen nützliche und vielleicht notwendige neue Organisation einfügen. Ja es ist möglich, daß sogar jene, die den anderen ihre Autorität aufzwingen, der Einsicht in das Wesen und die Notwendigkeit dieser Autorität entbehren; sie glauben nur ihrem Privatinteresse zu dienen, indem sie die anderen sich unterwerfen, während sie tatsächlich damit das Wohl der Gesamtheit fördern. Ganz ohne jeden Willen der Beteiligten erfolgt der Zusammenschluß aber auch in diesen Fällen nicht; denn im Grunde wollen sie doch alle das, was ihnen nützlich ist. Sie wehren sich nur so lange, als sie ihren Nutzen nicht erkennen. Und wenn sie endlich einmal nachgeben und, dem Willen der Autorität folgend, der neuen Organisation ihre Kräfte leihen, so tun sie es, weil ihnen wenigstens das eine vorteilhaft erscheint, daß sie nicht länger Widerstand leisten. Die Menschen können, je nachdem sie der Befriedigung dieser oder jener Interessengruppe mit gemeinsamen Mitteln und unter einheitlicher Leitung zustreben wollen, verschiedene Verbindungen eingehen. Aber alle ihre kleineren Organisationen dieser Art, die sich selbst wieder in mannigfacher Weise berühren und durchkreuzen werden, drängen früher oder später zur Zusammenfassung in einer großen Organisation, die das allseitige Wohlbefinden ihrer Angehörigen und aller Gemeinschaften, an denen diese berechtigter Weise festhalten, zum Zwecke hat und die alle Mittel besitzt, sich neben den anderen Organisationen gleicher Ordnung selbständig zu behaupten. Diese, wie wir gesehen haben, notwendig in der Unterordnung aller unter eine, die Einzelkräfte auf das Gesamtinteresse hinordnende Autorität bestehende Organisation ist der Staat.

Der tatsächliche Ursprung der meisten Staaten liegt im Dunkel. Es ist möglich, daß ein bestimmter Staat auf dem Vertragswege zustande kam: daß sich einmal eine Schar von Menschen, eine Anzahl von Familien, ein oder mehrere Stämme, Völker, Nationen oder Teile von solchen zusammentaten mit der Absicht, einen Staat zu gründen. Ob ein solcher künstlich geschaffener Staat, dessen Regierung einzurichten natürlich Sache seiner Gründer war, die nötige Lebenskraft in sich hatte; ob er sich gegen Angriffe von außen zu behaupten

vermochte; ob die Interessengemeinschaft unter seinen Angehörigen wirklich so groß war, daß sie auf die Dauer beisammen blieben; ob die bestellte Autorität Recht und Ordnung aufrechthalten und auch sonst die auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllen konnte, das mußte die Geschichte zeigen. Ein anderer Staat bildete sich vielleicht um eine Patriarchen-familie, die in einem geeigneten Lande Fuß faßte und durch lange Zeit allen ihren Gliedern in ausreichendem Maße die Grundlage für eine zufriedene Existenz bot. Sie wehrte die Versuche anderer, sie zu unterjochen, erfolgreich ab, ja sie zog Fremde an, die sich frei-willig ihr einordneten; vielleicht trat sie auch selbst erobernd auf. Mit der Zeit stellte sie eine wirkliche Macht vor. In der Umgebung bildeten sich Staaten; sie blieb unabhängig und wurde so selbst zu einem den anderen gleichberechtigten Staate. Oder es zerfiel ein älterer Staat. Einige seiner Teile, die seinerzeit zu schwach waren, als daß jeder für sich allein hätte einen Staat bilden können, sind inzwischen genügend erstarkt und bleiben nun selbständig. Wie durch Auflösung eines alten Staates so kann auch umgekehrt durch Ver-schmelzung mehrerer älterer ein neuer entstehen. Die Verschmelzung kann wieder eine freiwillige, durch eine Art Vertrag herbeigeführte, oder eine gewaltsame, auf Eroberung begründete sein. Die Eroberung wird nur Bestand haben, wenn der unterworfene Staat auf lange hinaus unfähig ist, selbständig zu existieren, und wenn sich unterdessen erweist, daß die Interessen seiner bisherigen Glieder durch den neuen Staat besser gefördert werden als durch den alten. Auch hierüber entscheidet die Geschichte.

Blicken wir nun auf das Werden von Volk, Nation und Staat, wie wir es geschildert haben, zurück, so finden wir immer wieder das gleiche Gesetz in Tätigkeit, das wir bei der Entstehung der einfachsten und ursprünglichsten Organisation, der Ehe, wirken gesehen haben: die Menschen müssen eine ältere Organisation, die sich rein naturhaft erhält, überwinden, um dann durch einen geistigen Akt, durch ein Wollen, ein Besitzergreifen, den Grund zu einer neuen, höheren, geistigeren Organisation zu legen. So wie der Mann Vater und Mutter, d. i. die Familie, in die er hineingeboren wurde, verläßt und sich aus einer anderen Familie ein Weib herausholt, das er kraft ihres beiderseitigen Wollens zu dem seinigen macht, und wie er dadurch der Gründer einer neuen Familie wird, so löst sich eine Schar von Menschen aus dem naturhaften Zusammenhang der verwandten Stämme und ergreift ein Land als das ihre, das sie fürder deswegen liebt, weil es das ihre ist, und mit dem sie durch tausend Fasern verwächst — sie wird ein Volk. Und wieder erwirbt eine größere Zahl von Menschen einen Schatz geistiger Güter; dieses Besitzes wird sich die ganze Gruppe nach und nach bewußt, sie lernt ihn vom geistigen Besitzstand anderer unterscheiden, sie liebt ihn als den ihrigen, sucht ihn sich zu erhalten und zu vermehren — sie ist eine Nation. Sind Volk und Nation zur Entwicklung gekommen, dann pflanzen auch sie sich im großen ganzen auf naturhaftem Wege fort. Da bietet



sich der sozialen Natur der Menschen in der immer deutlicher hervortretenden Gemeinsamkeit der Interessen eine neue Gelegenheit zur Betätigung. Ohne sich an die schon bestehende Scheidung in Stämme, Völker und Nationen zu halten, beugt sich eine Vielheit von Menschen unter eine höchste Autorität, der sie die allgemeine Wohlfahrt anvertraut, — sie beginnt, in einem Staate zu leben. Freilich, ein großer Unterschied ist zwischen der Gründung einer Ehe und dem Werden eines Volkes, einer Nation oder eines Staates. Dort handelt es sich um einen einzigen Willensakt eines Mannes oder um das Zusammentreffen zweier gleichgerichteter Willensakte eines Mannes und einer Frau, also um ganz einfache Verhältnisse, hier aber um ein Massenwollen. Dort, in der Ehe, ergreifen zwei lebende, selbständige, intelligente Wesen, also zwei Personen, voneinander Besitz; der Ehewille des Mannes wird perfekt, sobald ihn die Frau durch ihre Willenszustimmung besiegelt, und umgekehrt. Wenn ein Volk wird, indem es von einem Lande Besitz ergreift, wirkt das Land dazu nicht mit und die Kultur einer Nation ist kein Wesen, das außer ihr existierte, mit dem sich ein Vertrag schließen ließe. Die Gründung eines Staates durch Vertrag ist zwar möglich, denn hier stehen sich die Gesamtheit einerseits und die Träger der staatlichen Autorität anderseits gegenüber. Dennoch dürfen wir sie sowenig wie die Landnahme eines Volkes und den Kulturerwerb einer Nation als einen juristischen Akt ansehen, der in kurzer Frist in Rechtskraft erwächst. Die Besiegelung des Aktes erfolgt hier durch eine höhere Macht, die sich in der Geschichte offenbart. Eine Menschenmenge legt zwar durch die Landnahme den Grund dazu, daß aus ihr ein Volk werde; sie baut durch gemeinsame Kulturarbeit aller unablässig an ihrer Ausgestaltung zu einer Nation; sie stellt durch die Anerkennung einer über ihre gemeinsamen Interessen wachenden Autorität eine Gemeinschaft her, aus der ein Staat werden kann; es muß aber ein günstiges Geschick über ihr walten, damit dieses oder jenes aus ihr wird. Die Ehe ist eine Schicksalsgemeinschaft in dem Sinne, daß die Gatten ihre Schicksale miteinander verknüpfen und dann in ehelicher Treue gemeinsam tragen. Die miteinander ein Land besiedeln, knüpfen, soweit es an ihnen liegt, ebenfalls ihre Schicksale aneinander, aber noch mehr, sie werden zu einem neuen Organismus erst, wenn sich dieses ihr Schicksal an ihnen erfüllt. Die in geistiger Gemeinschaft miteinander leben und ihre Errungenschaften untereinander austauschen, müssen lange genug beisammen gelassen werden, damit sie endlich eine in sich geschlossene geistige Einheit, die Nation, vorstellen können. Und der junge Staat muß Zeit haben, seine Daseinsberechtigung zu erweisen. Reißt das Schicksal die eben erst angelegten Gemeinschaften vorzeitig auseinander, so zerfallen sie und ihre Trümmer kommen anderen völkischen, nationalen und staatlichen Gebilden zugute.

Volk, Nation und Staat sind einander nicht über- oder unter-, sondern nebengeordnet; sie sind verschiedene Organisationsformen, weil sie aus verschiedenen Wurzeln, wenn auch auf Grund des gleichen





Gesetzes hervorgewachsen sind. Es wäre ja sowohl für die Theorie als für die Praxis bequemer, wenn jedes Volk zugleich eine eigene Nation und einen nationalen Einheitsstaat bildete. Tatsächlich ist es aber anders und vom Standpunkt der Menschheit aus müssen wir sagen, es ist gut so. Denn wenn sich die Staaten gleich durch dreifache Grenzen voneinander schieden, wäre eine letzte und höchste Organisation aufs äußerste erschwert. So aber finden wir, daß sich die Menschheit gerade durch die mannigfaltige Verschlingung von Volk, Nation und Staat, die sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung eingestellt hat, von selber weiterorganisiert. Hier sehen wir einen Staat, der mehrere Völker oder Nationen, sei es ganz oder in Teilen, umschließt, dort eine Nation, die entweder mehrere Staaten gebildet hat oder sich in Verbindung mit anderen auf mehrere Staaten verteilt. Das eine Volk ist Organisations**kern**, das andere Organisations**kitt**; die ganz großen sind stets beides, sie geben den Kern für einen oder mehrere Staaten ab, schicken aber einige ihrer Teile auch in andere staatliche Gebilde hinüber, wodurch sie auch auf deren Geschick Einfluß gewinnen. Hat ein Volk mehrere Staaten hervorgebracht, dann werden diese leicht, ohne daß sie ihre Selbständigkeit aufgeben müßten, in einen engen natürlichen Verband treten, der ihnen in der Weltpolitik größeres Gewicht gibt, als sie einzeln besäßen. Die einheitliche Nationalität vermag sogar über weite Entfernungen hinweg nicht nur Sympathien, sondern selbst politische Bündnisse zu begründen. Enthalten mehrere Staaten neben anderen Bruchteile derselben Nation, so sind diese die natürliche Brücke zwischen ihnen, die ein beiden nützliches Zusammengehen bei sich ergebender Interessengemeinschaft bedeutend erleichtert. Umgekehrt gewinnen auch die Nationen viel, wenn die Zusammenfassung im Rahmen eines Staates den Verkehr zwischen ihnen vermehrt oder gar erst erzwingt. Sie lernen voneinander, sie mildern die Gegensätze, die zwischen ihnen bestehen, sie werden sich aber auch ihrer Eigenart und ihres Eigenwertes durch das enge Zusammenleben miteinander besser bewußt. Geht die Verbindung mehrerer Staaten so weit, daß sie die oberste Staatsautorität in dieselbe Hand legen oder über ihre souveränen Häupter eine neue Autorität stellen, die zwar nicht deren innerstaatliche Selbständigkeit aufhebt, aber ihre Macht in gewissen Belangen zusammenfaßt und nach außen einheitlich zur Geltung bringt, so entsteht ein **Reich**, das mehr ist als ein einfacher Staat. Verbindungen solcher Art halten besser stand als die lockeren Organisationen, die bloß auf sogenannten internationalen Verträgen aufgebaut sind, wenngleich natürlich auch diese ihren großen Wert haben können. Was auf all den hier nur in dürftigster Kürze angedeuteten Wegen das einzelne Volk, die Nation oder der Staat an Selbständigkeit einbüßt, ist nur ein scheinbarer Verlust. Er wird weitaus aufgewogen durch den Zuwachs an Macht, den jede dieser Organisationen dabei erfährt. Sie verbessert, indem sie mächtiger wird, allen ihren Angehörigen und sich selbst die Existenzbedingungen. Höher aber noch als dieser Gewinn



muß jener eingeschätzt werden, den die ganze Menschheit aus der wechselseitigen Verbindung und Durchdringung der Völker, Nationen und Staaten zieht; denn erst infolge dieser Durchdringung wird die Menschheit nach und nach, was sie sein soll: eine in ihrer Gänze wohlgegliederte Einheit.

---

## Ave Maria.

Von Luise Baronin Ferstel.

Ave Maria! Vom Gestade her
Tönt sanft der Klosterglocken fernes Klingen,
Wie wilde Schwäne zieht, auf Silberschwingen,
Ihr Abendläuten schwebend übers Meer.

Und ob die Nacht auch dräuend wiederkehrt,
Ich lieg' im Schiff und sehe nach den Wogen,
Blau sind die Wellen, blau der Himmelsbogen,
Blau wie Dein Mantel, der uns Schutz gewährt.

Fern auf der Kirche liegt das letzte Licht.
Schon sinkt der Dämm'rung fahler Schleier nieder,
Schon naht die Dunkelheit, die freundlich wieder
Dir um das Haupt die gold'nen Sterne flicht.

Vom Strande bringt der Nachtwind seinen Duft
Aus Gärten, wo an fruchtbelad'nen Zweigen
Die weißen Blüten sich zur Erde neigen
Und heimlich atmen in der warmen Luft.

Du bist so lieblich wie der Abendwind,
Du bist so mächtig wie der helle, neue,
Siegreiche Tag; ewig währt Deine Treue.
Und wie die Bäume, die Dein Sinnbild sind,

Wie der Orangenbaum an blauer Bucht,
So trägst Du, einzig unter allen Frauen,
Jungfrau und Mutter, lieblich anzuschauen,
Die keusche Blüte und die gold'ne Frucht.

---





# Frauenkriegsdienst.

Von **Fanny Brentano.**

Es ist schon viel über die Stellungnahme der Frau zum Weltkrieg, über ihre Opferwilligkeit, ihre Leistungen auf den verschiedenen Gebieten der Kriegsfürsorge geschrieben worden. Ein zusammenfassendes Bild des freiwilligen weiblichen Kriegsdienstes wird erst einige Zeit nach dem Kriege gegeben werden können; vielleicht werden sich dann die großen Frauenvereinigungen zusammentun, um in einem ausführlichen Werk die Frauenarbeit während des großen Völkerringens zu bewerten. Dann werden vielleicht auch Namen genannt und statistische Daten gegeben werden können, zu deren Bekanntgabe es jetzt noch zu früh ist. Die nachstehenden Ausführungen wollen sich nur mit dem Wirken der Österreicherin während der bisherigen Kriegsmonate befassen, und auch das nur in durch den begrenzten Raum bedingten knappen Umrissen.

Wenn von Frauenhilfe im Kriege gesprochen wird, so denkt die Allgemeinheit zunächst an die Pflege der Verwundeten. Und in der Tat, der freiwillige Dienst im Spital ist ein Gebiet, auf dem sich seit Kriegsanfang Hunderte und Hunderte von Frauen in bewundernswertester Weise bewährt haben, allen voran die Frauen aus den höchsten und vornehmsten Kreisen unseres Vaterlandes. Gerade diese sind es, die in beispielgebender Aufopferung seit der Stunde, da die ersten Verwundeten im Hinterlande eintrafen, bis auf den heutigen Tag unermüdlich tätig sind. Und Scharen von Frauen aller Gesellschaftsschichten tun es ihnen gleich. Neben so reichlich gebender, das eigene Ich vollkommen in den Hintergrund stellender Nächsten- und Vaterlandsliebe, neben so rein erstrahlender Frauengüte und Herzenswärme dürfen die Ausnahmen nicht gezählt werden: Frauen, die aus Sucht nach Absonderlichem oder aus noch häßlicheren Gründen den Pflegedienst auf sich genommen haben. Die meisten von ihnen sind übrigens bald genug wieder aus den Spitälern verschwunden. Jedenfalls sind diese Ausnahmen, deren jede echte Frau sich schämt, nicht imstande, das Wirken ihrer Mitschwestern im allgemeinen zu verdunkeln. Gleiches gilt von der Tätigkeit der Frauen beim „Labedienst" auf den Bahnhöfen: Verabreichen von Erfrischungen und warmen Speisen






(zum Teil auch Zubereiten derselben) an die durchreisenden oder ankommenden Verwundeten. Zu jeder Tages- und Nachtzeit ist der „Labedienst" bereit; da gibt es kein Müdesein, kein Verweigern, kein Zurückschrecken vor schlechtem Wetter. „Labedienst" — ein Wort, das man in Friedenszeiten ebensowenig kannte wie „Liebesgaben"; beide Worte waren plötzlich da — ich weiß nicht, ob jemand sagen kann, wo und von wem sie zum erstenmal angewandt wurden — und in beiden liegt so tiefer Sinn und so echtes Frauentum: dienen, um andere zu laben, und geben, um anderen Liebes zu erweisen, jenen anderen, die dort draußen im Weltensturm Wache stehen vor dem Glück der Heimat! Als Sammel- und Beförderungsstellen der Liebesgaben wirken in Wien an erster Stelle die „Aktion Kälteschutz", das offizielle „Kriegsfürsorgeamt" und das „Rote Kreuz"; an allen diesen Stellen sind weibliche Hilfskräfte tätig: Frauenhände stellen warme Bekleidungsstücke her, Frauenhände stopfen Tausende und Tausende von Zigaretten, Frauenhände sortieren die einlaufenden Spenden, verpacken sie, versenden sie in die Spitäler, an die Front, in die Schützengräben.

Die Kriegsfürsorge darf sich aber nicht den Soldaten allein zuwenden, so verlockend und befriedigend es auch ist, gerade für unsere „Feldgrauen" — auch so ein liebes neues, schnell heimisch gewordenes Wort! — zu arbeiten und zu sorgen. So vieles andere noch, ja die ganze große Allgemeinheit bedarf in solchen Zeiten, wie wir sie jetzt durchleben, der Fürsorge, und nicht zuletzt der weiblichen Fürsorge. Und daß sich die Frauen in dieser Hinsicht bewährt haben, beweist vielleicht am besten die Wiener „Frauenhilfsaktion im Kriege", die der Bürgermeister der Kaiserstadt über Vorschlag der großen Frauengruppen aller Parteien gleich in den allerersten Kriegswochen ins Leben gerufen hat und nach deren Muster auch in vielen Provinzstädten gearbeitet wird. Es sei daher näher auf Organisation und Art gerade dieser Kriegsdienstleistung der Österreicherinnen eingegangen.

Die Frauenhilfsaktion im Kriege ist der „Zentralstelle für die Angehörigen der Einberufenen und für die durch den Krieg in Not Geratenen in Wien und Niederösterreich", die ihren Sitz im Wiener Rathause hat, angegliedert; sie besteht aus einem „Siebzehnerkomitee", in welchem Vertreterinnen der katholischen, der liberalen und der sozialdemokratischen Frauenorganisationen sich unter dem Vorsitz der Gattin des Bürgermeisters zu gemeinsamer Arbeit vereinigt haben (ein in der österreichischen Frauenbewegung bisher noch nie dagewesener Fall!), und aus 23 Arbeitskomitees in den Stadtbezirken Wiens. An der Spitze eines jeden Arbeitskomitees steht eine Leiterin, der zwei Stellvertreterinnen und eine beliebige Anzahl von Mitarbeiterinnen beigegeben sind. Die Leiterinnen und ihre Stellvertreterinnen wurden zu Beginn ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit vom Bürgermeister beeidigt, während die Mitarbeiterinnen ihm durch Handschlag treues Ausharren in der freiwillig übernommenen Pflicht gelobten. Den für die Wiener Frauen denkwürdigen Augenblick dieser Angelobung schildert Dr. Alma Seitz in ihrer kürzlich erschienenen Schrift „Kriegshilfe der Wiener

Frauen" [1]): „Der feierlich-ernste Gemeinderatsitzungssaal bis zum letzten Platz besetzt von Frauen: die Mitarbeiterinnen der Frauenhilfsaktion, über 1000 an der Zahl. Und vor ihnen, auf der Estrade, der Bürgermeister der Habsburgerresidenz Dr. Weiskirchner selbst. Was er sagt, ist wie ein Manifest der Stadt an ihre Frauen: ‚. . . Und so nehme ich Sie alle in Pflicht. Ich bitte Sie, die Pflichten des übernommenen Amtes getreu und gewissenhaft zu erfüllen; das Amt wirft man nicht weg, wechselt man nicht, das führt man zu einem glücklichen Ende. Möge mit der Tätigkeit der Frauen Wiens der ganzen Wiener Stadt und der ganzen Welt der Beweis geliefert werden, daß die Frauen geeignet sind, an den öffentlichen Funktionen mitzuwirken. Und dadurch, daß ich hier in diesem Saale so spreche, verstärkt sich durch den Saal selbst der Eindruck meiner Worte . . .' ‚In Pflicht!' Nicht mehr in Freiwilligkeit und nach Gutdünken zu Diensten, nicht mehr nach Belieben Zeit und Fähigkeiten der Gemeinsamkeit zur Verfügung gestellt, sondern in die große Ordnung ihrer Bedürfnisse und Arbeitskräfte eingegliedert, zu festumschriebener, fortdauernder Leistung durch Gelöbnis gebunden. Gebunden wie der Beamte, dessen kleine persönliche Lebenssorgen nicht in den Kreis seiner Amtspflicht reichen dürfen, gebunden wie der Soldat, der für Weib und Kind in den Kampf zieht, weil sie Glieder seines Volkes sind. — Und von den Saalwänden schauen die Zeugen des alten Wien verwundert in eine neue, andere Zeit." — Ja, eine neue, andere Zeit! Und dennoch, im Grunde genommen ist die Frau auch in dieser Zeit geblieben, was sie zu Großmutters und Urgroßmutters Zeiten war: die hilfsbereite, liebevolle, selbstvergessene Helferin und Trösterin aller, die ihrer Hilfe bedürfen, nach ihrem Troste verlangen! Ihre Hilfeleistung hat nur andere Formen angenommen, hat sich einen Platz in der Öffentlichkeit erobert und sich zu öffentlicher Anerkennung durchgerungen.

Die Frauenarbeitskomitees in den Bezirken, die in eigenen, von der Gemeinde zur Verfügung gestellten Räumen amtieren, haben die Aufgabe, sich der durch den Krieg in Not geratenen Frauen, mögen sie nun Angehörige von Einberufenen sein oder nicht, in jeder Weise anzunehmen. Sie vermitteln Gesuche um Geldunterstützungen und Kleider an das Armendepartement der Stadt oder an die von der Gemeinde errichteten wirtschaftlichen Hilfsämter, verteilen Milch- und Kohlenanweisungen sowie Lebensmittel, die teils von der Bevölkerung gespendet, teils von der städtischen Zentralstelle geliefert werden, geben den hilfsbedürftigen Frauen Auskünfte jeder Art, verschaffen armen Kindern Freitische in wohlhabenden Familien — kurz, sie helfen, wo und wie sie eben helfen können. Besonders betont sei, daß kein einziger Fall in Fürsorge genommen wird, ohne erhoben worden zu sein, das will sagen, daß zu jeder der um Hilfe bittenden Frauen ein Mitglied des

[1]) Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit in M.-Gladbach in der Serie „Der Weltkrieg".



Komitees hingeht, um die Verhältnisse in der Familie kennen zu lernen, Erkundigungen einzuziehen, welche eine richtige Beurteilung der Lage möglich machen. Der Tätigkeitsbericht der Gemeinde Wien über das erste Kriegsjahr[1]) gibt an, daß in der Zeit von Anfang August 1914 bis Mitte Juli 1915 von den 23 Frauenarbeitskomitees 70.451 Erhebungen gepflogen wurden; wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten und persönlichen Unannehmlichkeiten solche Erhebungen oft genug verknüpft sind, kann man schon aus dieser Zahl die Unsumme von Mühe, Pflichteifer, Takt und Herzenswärme herauslesen, die von den Frauenkomitees aufgebracht wurde. Die anderen Zahlen des Berichtes sind nicht weniger beredt: in der genannten Zeit wurden 11.122 Freitische besetzt, 18.705 Stellen vermittelt, 22.520 Fälle in dauernde Fürsorge übernommen, wobei es sich hauptsächlich um Mütter mit Säuglingen handelt; denn in dem Bewußtsein, gerade dadurch dem Vaterlande wertvolle Dienste für die Zukunft zu leisten, wendet die Frauenhilfsaktion der Mütterberatung und Säuglingsfürsorge ihre besondere Sorgfalt zu. Sie steht mit der städtischen Berufsvormundschaft in Verbindung, die sie zur Zeit, als die Milchknappheit noch nicht eingetreten war, mit Milchanweisungen versorgte. Ein eigenes Gebiet der Frauenarbeitskomitees ist das Ausstellen der Speiseanweisungen für die städtischen Ausspeisestellen, die zum Teil schon im Oktober 1914 eröffnet wurden und in denen auch wieder ein ganzes Heer von Frauen tätig ist, teils als bezahlte Kräfte (Küchenpersonal), teils als freiwillige Helferinnen. Es sind in ganz Wien 110 Speisestellen im Betriebe, in denen täglich insgesamt zirka 45.000 Portionen (eine Portion besteht in der Regel aus 0·6 Liter Suppe oder Gemüse und 140 Dekagramm Brot) verteilt werden. Die Gesamtanzahl der verabreichten Portionen im ersten Kriegsjahr belief sich auf 8,414.000, die Kosten dafür auf K 2,170.089. Den größten Teil dieses Geldes beschaffte die von einem Damenkomitee ins Leben gerufene und mit unermüdlicher Energie und staunenswerter Erfindungsgabe durchgeführte Hilfsaktion „Schwarz-Gelbes Kreuz“, die zugunsten der Ausspeisung Geldspenden sammelt, Abzeichen verkauft, Konzerte veranstaltet usw. Um auch jenen Hausfrauen, die nicht auf Unterstützung angewiesen sind, die Führung des Haushaltes in diesen Teuerungszeiten etwas zu erleichtern und besonders sie an die notwendig gewordene Änderung des Speisezettels zu gewöhnen, verteilte die Frauenhilfsaktion in den ersten Kriegsmonaten von ihr zusammengestellte Kochbücher, Kochvorschriften für Kriegsmehlspeisen und veranstaltete aufklärende Vorträge für Hausfrauen und Köchinnen über die Ernährung im Kriege.

Auf dem Programm der Wiener Frauenhilfsaktion steht jedoch nicht nur Unterstützung und Beratung, sondern auch Arbeitsbeschaffung — eine Aufgabe, die besonders in den ersten Kriegsmonaten, wo es unzählige Arbeitslose und kaum einige Arbeitsgelegenheiten gab, bitter

[1]) „Ein Jahr Kriegsfürsorge der Gemeinde Wien.“ Herausgegeben von der Gemeinde Wien. Wien, 1915. Im Verlage des Wiener Magistrates. In Kommission bei Gerlach & Wiedling. 8° (161 S.) K 1·—.



schwer zu erfüllen war. Aber auch sie wurde erfüllt. Fast jedes Bezirkskomitee errichtete eine oder auch mehrere Näh- und Strickstuben, deren es derzeit 28 gibt, wobei die von Vereinen und einem der Arbeiterinnenfürsorge dienenden Werke („Soziale Fürsorge“[1]) eingerichteten Arbeitsstuben nicht mitgezählt sind. „Fast überall ist das Lokal zu unentgeltlicher Überlassung erbettelt,“ schreibt Dr. Alma Seitz (a. a. O.), „erbettelt auch mit wenigen Ausnahmen die Nähmaschinen zu freier Benützung. Die Bettelkunst wird der Frau so oft als Charakterlosigkeit ausgelegt. In jenen Tagen ist sie von Tausenden als die Großherzigkeit gesegnet worden, die ungescheut und fest den Fuß in Dornen setzt um der Not der andern willen.“ In den Näh- und Strickstuben werden sowohl gewerbliche Näherinnen als auch durch den Krieg in Not geratene Frauen und Mädchen des Mittelstandes, die zur Arbeit erst angelernt werden mußten, beschäftigt. Die meisten Arbeiten sind Lieferungen für die Heeresverwaltung und für die Wohlfahrtsanstalten der Gemeinde Wien, es fehlt aber auch nicht an Bestellungen von Vereinen und Privatpersonen. Es würde zu weit führen, die Leistungen der Nähstuben zu detaillieren, gesagt sei nur, daß durch sie bisher rund 125.000 Stück Strickarbeiten und 5 Millionen Stück Näharbeiten verschiedenster Art geliefert wurden, wobei in den arbeitsreichsten Monaten gegen 6000 Arbeiterinnen ihr Brod verdienten.

Es sind hier einige Zahlen über die von der Frauenhilfsaktion geleistete Arbeit genannt worden. Doch mit Recht heißt es im Tätigkeitsbericht der Gemeinde Wien: „Die Ziffern sagen nicht alles. Die Hilfeleistung war selbstverständlich wichtiger als ihre statistische Festlegung. Daher haben die Frauenkomitees, nach deren Berichten die Zusammenstellung abgefaßt ist, bei weitem nicht alle Arbeitsfälle verzeichnet. Die Ziffern sagen aber auch deshalb nicht alles, weil aus ihnen die viele Mühe der zahllosen Erhebungen und namentlich der oft pflegschaftsartig geführten Fürsorgefälle nur für den Eingeweihten erkennbar ist. Auf jeden Fall haben die Frauen Wiens, die sich bei der Wiener Frauenhilfsaktion im Kriege betätigen, schon bisher eine Fülle von Arbeit geleistet, die ihnen unvergessen bleiben wird, und aufs neue ihre Begabung für die Fürsorgearbeit erwiesen.“ „Möge die Solidarität,“ heißt es weiter in dem Bericht, „die Wiens Frauen ohne Rücksicht auf ihre persönlichen Anschauungen in der Hilfsarbeit an den Tag gelegt haben, in die Friedenszeiten hinübergenommen werden ....“ Gewiß, die Vertreterinnen der verschiedenen Parteien haben in der Kriegszeit eingesehen, daß es Gebiete gibt, auf denen eine Zusammenarbeit durchführbar und auch notwendig ist — durchführbar, selbst wenn es nicht ganz ohne Reibungen abgeht — und es wäre nur zu begrüßen, wenn sie auch in Zukunft auf einzelnen Ge-

[1]) Der Verein „Soziale Fürsorge“, der unter dem Protektorat der Kaiserstochter Erzherzogin Marie Valerie steht, entfaltet eine sehr rührige und erfolgreiche Tätigkeit zugunsten der Heimarbeiterinnen; er beschäftigt zirka 6000 Frauen mit Näh- und Strickarbeiten, und zwar nicht nur in Wien, sondern auch in der Provinz.





bieten in einer gewissen Fühlung miteinander blieben. Ein solches Zusammenarbeiten aber wie jetzt in der großen Zeit der Not des Vaterlandes ist wohl in Friedenszeiten nicht denkbar und für die katholischen Frauen auch nicht erwünscht; dazu sind Arbeitsziele und Arbeitsmethoden der katholischen Frauen denn doch zu verschieden von denen der anderen. Das darf nicht vergessen und nicht verhehlt werden.

Auch in der Kriegszeit hat selbstverständlich keine der Frauengruppen ihre eigene Vereins- und Organisationstätigkeit aufgegeben oder mit jener der anderen Gruppen verschmolzen; die Gemeinsamkeit gilt nur für die öffentliche Kriegsfürsorgetätigkeit. Wirksam unterstützt wird diese durch die Sonderarbeit der einzelnen Vereinigungen, die — zumal dort, wo keine gemeinsame Aktion ins Leben gerufen wurde — die Wirkungsgebiete der Friedenszeit erweitert und den Verhältnissen angepaßt haben. Das gilt besonders von den Kronlandsgruppen der Katholischen Reichs-Frauenorganisation Österreichs, deren Mitglieder in dieser Kriegszeit gezeigt haben, was es heißt, auf richtiger Grundlage organisiert und sozial geschult zu sein. Es gibt keine Art der Kriegsfürsorge, zu der die Katholische Frauenorganisation nicht die tüchtigsten Mitarbeiterinnen gestellt hätte; wollte man ihr Wirken ausführlich schildern, so bedürfte es eines weit größeren Raumes, als für diese Ausführungen zur Verfügung steht. Erwähnt sei aber, daß sie außer den Kriegsfürsorgewerken profaner Natur auch das religiöse Gebiet im Auge behält. Nur ein paar Beispiele: Die schlesische Frauenorganisation in Teschen ermöglichte den Bau und die Ausschmückung einer Kapelle für ein Verwundetenspital und sandte viele Tausend von Gebetbüchern in deutscher, polnischer und tschechischer Sprache ins Feld; die Tiroler Organisation in Innsbruck setzte es durch, daß den verwundeten Soldaten außer dem sonntäglichen gemeinsamen Kirchengang auch der tägliche Einzelbesuch der hl. Messe gestattet wurde, wodurch die Möglichkeit zum Sakramentenempfang gesichert erscheint; die Jugendgruppe der steirischen Organisation in Graz veranstaltete eine erfolgreiche Sammlung zur Anschaffung von Feldaltären; die mährische Organisation in Brünn half die Schwierigkeiten überwinden, die sich der Durchführung der Seelsorge in manchen Spitälern entgegenstellten; alle Gruppen der Katholischen Reichs-Frauenorganisation sorgen natürlich auch für gute Soldatenlektüre, für Verteilung von Flugschriften, Gebetszetteln, Rosenkränzen, Medaillen usw. in den Verwundetenspitälern und für Abhaltung von Kriegsandachten und Bittprozessionen, wie ja überhaupt der Gebetsfeldzug daheim in der Hauptsache von Frauen geführt wird. Von ihnen allen gilt das Sprüchlein, das ein deutsches Mädchen einer in den Schützengraben gesandten Liebesgabe beigefügt hat: „Du kennst mich nicht und kämpfst für mich — Ich kenne dich nicht und bete für dich!" Ingeborg Magnussen sagt in ihrem prächtigen „Feldbrief einer deutschen Frau an unsere katholischen Krieger"[1]): „Was eure Frauen, eure Mütter

[1]) „Wie wir Eurer gedenken!" M.-Gladbach, B. Kühlens Kunstanstalt.



für euch tun, da sieht kein Menschenauge hinein. Auf ihnen liegt die doppelte und dreifache Pflicht, in ihnen die zehrende Besorgnis um euch. Die treibt sie aus aller Arbeit zum Throne des Allerhöchsten und zur Gnadenmutter Maria, der größten Fürbitterin bei Gott, ihres Herzens Not auszuschütten. Wenn so dringend laut im Verein oder einsam in stiller Versenkung für euch zu Gott gerufen wird, da müßten euch manchmal mitten im Höllengetöse die Ohren klingen wie von einer Himmelsmusik."

Man hält den Frauen zuweilen vor, daß die Welt ihnen keine Erfindungen zu verdanken habe, es fehle ihnen der Erfindersinn. Das mag stimmen, wenn es sich um epochale, weltbewegende Errungenschaften der Technik handelt — im Alltagsleben stimmt es nicht, am allerwenigsten dort, wo es gilt, Mittel zu erfinden, um anderen helfen zu können. So erfanden die Frauen auch jetzt im Kriege außer verschiedenen kleinen Listen, durch die sie von ihren wohlhabenden Mitmenschen Geld erbetteln, um ihre bedürftigen Schützlinge zu unterstützen, ein neues Hilfswerk, die „Kriegspatenschaft", die zuerst in Deutschland, dann auch in Österreich eingeführt wurde. Die Kriegspatenschaft hat den Zweck, „die während des Krieges geborenen und durch den Krieg hilfsbedürftig gewordenen Säuglinge unter den Schutz der gesamten Bevölkerung zu stellen". Wer eine Kriegspatenschaft übernimmt, verpflichtet sich, dem aus Damen und Herren zusammengestellten Kuratorium während der ganzen Kriegszeit monatlich eine bestimmte Summe zur Verfügung zu stellen, um werdende Mütter sowie Mütter mit Säuglingen zu unterstützen. In erster Linie soll der armen Mutter die Möglichkeit geboten werden, ihr Kind unter gesicherten Verhältnissen zur Welt zu bringen, zu pflegen und selbst zu stillen. Der Gedanke faßte schnell Wurzel in allen Kreisen der Gesellschaft, besonders auch bei den Frauen, die durch den Krieg vereinsamt sind. Es liefen großherzige Spenden ein und es wurden so viele Patenschaften übernommen, daß das Kuratorium derzeit über 50.000 K monatlich verfügt. In Wien allein stehen rund 4000 Fälle in Fürsorge und wurden bisher bereits mehr als 200.000 K ausbezahlt; die Kriegspatenschaft ist aber auch schon in anderen Städten eingeführt und hat überall Anklang gefunden. Krippen, Heime, Fürsorgeanstalten entstehen und eine große Anzahl weiblicher Hilfskräfte stellt sich bereitwillig in den Dienst der Kriegspatenschaft.

Langsamer gedeiht ein anderes Hilfswerk der Frauen, die „Berufsberatung und Stellenvermittlung für Kriegerwitwen" aller Stände. Ihr Zweck ist im Namen ausgedrückt: warmherzige, tatkräftige Frauen wollen jenen ihrer Mitschwestern, die durch den Krieg ihres Ernährers und Beschützers beraubt wurden und den Kampf mit dem Alltagsleben nicht gewohnt sind, mit Rat und Tat helfen, sich aus den Trümmern ihres Glückes eine neue Existenz zu bauen. Ein solches Werk hat anfänglich naturgemäß mit allerhand Schwierigkeiten zu kämpfen, nicht zum wenigsten mit der Furcht der bisher gutsituierten Frau vor dem rauhen Erwerbsleben, ihrer Verzagtheit, ihrer Scheu,



zu anderen von ihrer Notlage zu sprechen. So haben denn z. B. in Wien bisher erst zirka 300 Kriegerwitwen die Hilfe der Beratungsstelle in Anspruch genommen. Es sind verschiedene Kurse geplant, durch welche den Witwen je nach ihren Fähigkeiten und Neigungen die fehlende Vorbildung für eine Erwerbsarbeit vermittelt werden soll; dann soll ihnen zu Anstellung und Arbeit verholfen werden.

Frauen arbeiten selbstverständlich auch mit bei der großangelegten Hilfsaktion „Witwen- und Waisenhilfsfonds der gesamten bewaffneten Macht", durch welche Geldunterstützungen für Kriegerwitwen und -waisen beschafft werden, und in den verschiedenen Flüchtlingskomitees, die sich bilden mußten, als der Feind ins Land gedrungen war und Tausende und Tausende von Flüchtlingen aus den bedrohten Gebieten dem Hinterlande zuströmten. Es gab Zeiten, wo unter diesen Unglücklichen, denen der Krieg Heimat, Hab und Gut genommen, ein erschreckendes Elend herrschte; daß dem nach Tunlichkeit abgeholfen wurde und daß so mancher Mißstand in den Flüchtlingslagern beseitigt werden konnte, ist u. a. einigen energischen und einflußreichen Damen zu verdanken. Viel taten die reichen Polinnen für ihre armen Landsleute; in Wien wie in anderen Städten entstanden Heime, Kinderbewahranstalten, Ausspeisestellen, Arbeitsstuben und Wohlfahrtseinrichtungen mannigfaltiger Art, durch die der ärgsten Not gesteuert werden konnte. Nach Ausbruch des Krieges mit Italien waren es besonders die Tirolerinnen, denen ähnliche Pflichten erwuchsen: sie mußten für die Flüchtlinge aus den südlichen Kriegsgebieten sorgen und sie taten es mit der ihnen eigenen Energie und Güte.

Ein Kriegswerk eigener Art, das auch wieder durch Wiener Frauen angeregt wurde, ist die „Kriegskommission für Konsumenteninteressen": ein aus Vertretern und Vertreterinnen der wichtigsten österreichischen Konsumentenvereinigungen gebildeter Ausschuß, der einerseits durch Verbreitung der nötigen Aufklärung im Publikum, anderseits durch Fühlung mit der Regierung und sonstigen zuständigen Körperschaften an der Lösung der vielen wirtschaftlichen Probleme arbeitet, vor die der Krieg uns gestellt hat. Es ist für diese Kommission, die aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt ist, nicht leicht, immer das Richtige zu treffen und allen Wünschen und Anforderungen gerecht zu werden; sie muß sich daher manche Anfeindung gefallen lassen, immerhin aber hat sie eine führende Rolle bei Besprechung der wirtschaftlichen Lage und der zu ergreifenden Maßnahmen. „Wenn wir glücklich durchdauern mit Hilfe all der Vorbereitungen, die emsig und umsichtig ins Werk gesetzt sind," schreibt Dr. Seitz (a. a. O.), „so fällt wohl ein gut Teil des Verdienstes daran der Kriegskommission zu und den organisierten Frauen Wiens, die dieses Unternehmen ins Leben gerufen und in planmäßige Bahnen gelenkt haben."

Große Summen von Frauenkraft nimmt ein ebenfalls im Dienste der Kriegshilfe stehendes Werk in Anspruch, von dem die Öffentlichkeit weniger weiß als von allen anderen: das Zensuramt des Roten



Kreuzes, durch welches jedes einzelne Korrespondenzstück der Gefangenen — der eigenen sowohl als der feindlichen — und ihrer Angehörigen zu gehen hat. Nur gelegentlich hier und da einmal hört das große Publikum von der täglich wachsenden Arbeit der Zensur, aber wenn man bedenkt, welche Scharen von Gefangenen wir in Österreich-Ungarn beherbergen, wie viele der Unsrigen sich in fremder Gefangenschaft befinden, und daß jeder Gefangene aus dem Mannschaftsstande die Erlaubnis hat, mindestens zweimal im Monat zu schreiben, während für die Korrespondenz der Offiziere und der Angehörigen hüben und drüben überhaupt keine Grenzen gesteckt sind, — so kann man sich vielleicht einen Begriff machen von dem Briefein- und -auslauf im Zensuramt. Unter den etwa 1000 Zensoren, die in verschiedenen Sprachgruppen in den Bureaus des Roten Kreuzes arbeiten, ist ein großer — wenn nicht der größte — Teil weiblich. Es gibt da sowohl mit festem Gehalt angestellte als auch ehrenamtlich arbeitende Frauen und Mädchen, welche Zeit, Bildung, Geduld, Ausdauer und Augenkraft — denn das Enträtseln der oft kaum leserlichen Handschriften ist keine Kleinigkeit! — in den Dienst des Vaterlandes und der Nächstenliebe stellen, — hat die Zensur doch den Zweck, einerseits den brieflichen Verkehr der Gefangenen mit den Ihrigen zu ermöglichen, anderseits Verrat oder Verbreitung falscher Gerüchte zu verhindern. Sie bildet somit eine ebenso verantwortungsvolle wie Befriedigung gewährende Tätigkeit, und daß diese zur Zufriedenheit der Vorgesetzten ausgeübt wird, gereicht den Zensorinnen ebenso zur Ehre wie ihren männlichen Kollegen.

Noch manches Detailgebiet weiblichen Kriegsdienstes ist zu erwähnen, so z. B. das Sammeln von Spielzeug und Kinderkleidern in den Spitälern, durch welches den verwundeten Soldaten die Möglichkeit verschafft wird, ihren Kleinen daheim Freude zu bereiten; das Versorgen der Spitäler mit Büchern und Erfrischungen und das Besuchen der Verwundeten; das Veranstalten kleiner Feste in den Krankensälen, um die armen Dulder ein wenig aufzuheitern; das Ausbessern und Reinigen geschenkter Kleider, die an durch den Krieg in Not Geratene verteilt werden; dazu kommt die weibliche Mitarbeit bei allen Unternehmungen der offiziellen Fürsorgestellen des Kriegsministeriums und des Ministeriums des Innern. „Jedes Gebiet, auf dem pflichtbewußte Vaterlandsliebe ihre Arbeitsstätte aufgeschlagen hat, ist durch Frauenhilfe gefördert, durch Frauenhände betreut, wenn auch mancher große Apparat, mancher gewaltige Betrieb in Name und offizieller Vertretung nicht vermuten läßt, daß und wie viele seiner Mitarbeiter Frauen sind" (Seitz, a. a. O.). Und bei all dieser öffentlichen und privaten Fürsorgetätigkeit darf die Frau die Sorge um ihr eigenes Heim, um ihre Familie nicht vergessen; mehr noch als sonst nimmt in dieser Zeit der wirtschaftlichen Abnormitäten ihr Haushalt sie in Anspruch, mehr noch als sonst sind Kopf und Herz voll der eigenen, persönlichen Kümmernis. Und wie viele Frauen haben tapfer die Last eines Berufes auf sich genommen, die bisher ihr Mann ge-



tragen, wie viele führen das Geschäft des eingerückten Gatten weiter, wie viele handhaben statt seiner den Pflug, die Sense, den Spaten! „Überall trat die Frau an die Stelle des Mannes,“ sagt Agnes Harder[1]), „sie brachte die Ernte ein, sie bestellte das Feld zu neuer Saat, sie warf im See die Netze aus. Das geschah gleich bei Beginn des Krieges. Jetzt knipsen Schaffnerinnen die Fahrkarten, Frauen tragen Briefe aus, versuchen den Mann zu ersetzen, wo immer es gefordert wird.“ Das von der Frauenbewegung in Jahrzehnten nicht Erreichte, — der Krieg hat es ganz von selbst entstehen lassen. Selbstverständlich aber darf dieser Zustand nur auf Kriegsdauer Geltung haben: die aus dem Felde zurückkommenden Männer dürfen sich nicht durch Frauen aus dem Erwerbsleben verdrängt sehen. Die Frauenbewegung wird nach dem Kriege in mehr als einer Hinsicht umzulernen haben, aber sie hat doch bewiesen, daß das Frauengeschlecht, welches sie großgezogen hat, im Ernstfalle Tüchtiges zu leisten wohl imstande ist. Frauenbewegung und Krieg: ein Thema, über das ganze Bände geschrieben werden könnten — und wahrscheinlich auch geschrieben werden!

Noch sei die rührende Opferwilligkeit der Frauen im Geben erwähnt: die Kleidersammlung, die Woll-, die Kautschuk-, die Metallsammlung, — sie wurden von den Frauen aller Stände überreich bedacht. Weder der goldene Reif am Finger noch die blitzende Kupferkasserole auf dem Küchenbrett waren der Frau zu teuer, als es galt, dem Vaterlande einen Dienst zu erweisen. Auch das Gebiet, von dem böse Zungen behaupten, es liege dem Weibe besonders am Herzen, verlor an Bedeutung: die Mode! Es ist zwar sehr viel davon gesprochen und geschrieben worden, wie man sich „zeitgemäß“ kleiden solle, merkwürdigerweise aber mehr von Männern als von Frauen. Die Frau, die Vernunft besitzt und das Herz auf dem rechten Fleck hat, zeigt in diesen Tagen keinen Sinn für Modesorgen; sie trägt, was sie hat oder was sie bezahlen kann, und fragt nicht viel darnach, ob es „modern“ ist oder nicht.

Jede Leistung der Frau in dieser großen Zeit — sei's in der Fürsorge fürs Allgemeinwohl, sei's in der Arbeit im Familienkreise — bedarf der Tatkraft eines klaren Kopfes und unerschrockenen Mutes, vielleicht des letzteren am allermeisten. Mutig muß sie sein bei ihrer Tätigkeit, die sich ja nicht ohne hunderterlei Schwierigkeiten abwickeln läßt; mutig muß sie mit dem eigenen Alltage fertig werden; mutig muß sie sich zeigen in ihren Briefen an Mann oder Sohn im feldgrauen Rock, mutig ans Krankenlager treten, auf dem vielleicht ihr Liebstes leidet. Sie muß aber auch die Kraft aufbringen, mutig in die Zukunft zu blicken, in der ihr Leben vielleicht eine ganz andere Gestalt annehmen wird — wenn der Gatte, die Söhne aus dem Felde nicht heimkehren, oder wenn sie heimkehren als Sieche, als Krüppel oder Verunstaltete!

[1]) „Unsere Helden.“ Berlin, Hermann Meyer, 1915.

Woher nehmen die Frauen all diesen Mut, selbst jene Bedauernswerten, denen er nicht durch gläubiges Gottvertrauen eingeflößt wird? Ich glaube, sie schöpfen ihn aus dem lebendigen Gefühl der Dankbarkeit gegen die Helden, die klaglos bluten und sterben um der Heimat willen, und aus dem Bewußtsein, daß alles, alles, was sie daheim leisten an Arbeit, Sorge, Bangen und Sehnen doch nur ein verschwindendes Nichts ist im Vergleich zu dem, was ihre lieben Feldgrauen dort draußen vollbringen.

---

## Kriegsbereitschaft.

Von Ella Graf.

An allen schwarzen Pforten des Lebens hab' ich
Gepocht und gerüttelt,
Hab' allen losen, nichtigen Erdenflitter
Von mir geschüttelt.

An keiner dunkeläugigen Frage bin ich
Vorbeigegangen
Und alle Klagestimmen der Zeit hat willig
Mein Ohr gefangen.

Was ihm an Leid bestimmt war, hat still und einsam
Mein Herz ertragen:
Drum harrt es aus, gelassen und unerschüttert,
In diesen Tagen.

---






# Bischof Belopotoczky.

Von **Dr. Franz M. Schindler.**

Helfert, Belopotoczky, Pernter — das waren die ersten Wegbereiter der österreichischen Leogesellschaft und neben Gitlbauer, Noltsch, Porzer und anderen ihre ersten Führer. Im Geiste Belopotoczkys war der Gedanke an ihre Gründung entstanden, mit ihm hatten Freiherr v. Helfert und Professor Pernter ihre Statuten entworfen und deren Genehmigung durch die kirchliche und staatliche Verwaltung in die Wege geleitet; unter Helferts und seiner Leitung trat die junge Gesellschaft im Jahre 1892 in Wien, bald darauf unter Pernters Führung in Innsbruck zuerst an die Öffentlichkeit; in Belopotoczky hatte sie bis zu seinem Scheiden von Wien (1910) ihren tatkräftigsten Förderer und einen treuergebenen Freund bis zu seinem Scheiden von der Welt (1914). Nun ruht sein Leib in der Gruft, ferne von den Gräbern, wo das Sterbliche seiner Freunde Helfert und Pernter, die ihm im Tode vorausgegangen, der Auferstehung harrt; ihre Seelen, so hoffen wir zu Gott, sind vereint an der Quelle des Lebens und schauen in Gottes Erleuchtung das ewige Licht.

Hier ist nicht der Ort, um zu schildern, was Belopotoczky in den Berufsstellungen gewirkt, die er in seinem Leben nach und nach bekleidete. Was immer er war, Erzieher junger Kleriker und Lehrer theologischer Fächer in Zips und Budapest, Hofkaplan und Studiendirektor im Frintaneum zu Wien, Feldbischof, in jedem Amte lebte und arbeitete er vorbildlich gewissenhaft und stets mit vornehmer Auffassung der Pflichten, die ihm jeweils oblagen. Unvergessen wird insbesondere sein Schaffen als Bischof durch den Ausbau der Seelsorge in der österreichisch-ungarischen Armee und Flotte bleiben. Als er von diesem Amte zurücktrat, um am Abend seines Lebens in der stillen Ungarnstadt Großwardein auszuruhen, nahm er auch dahin den hohen Schwung seiner Seele mit. Hier hinterließ er aus den reichen Mitteln, die ihm das Amt eines Großpropstes im katholischen Domkapitel brachte, den Katholiken der Stadt und Diözese an der Körös ein stattliches katholisches Vereinshaus als letztes Denkmal

seiner Schaffensfreude für das Gute; eben hatte er es vollendet, da rief ihn Gott heim.

Die Leogesellschaft bedurfte bei ihrem ersten Hervortreten vor allem eines überzeugten Herolds von Einfluß auf die katholische Intelligenz Österreichs, um sie von der Wichtigkeit und Notwendigkeit des Zusammenschlusses der Vertreter und Freunde christlicher Wissenschaft und Kunst zu überzeugen und so der neuen Gesellschaft eine möglichst große Zahl von Mitgliedern und Förderern zu gewinnen. Dieser Herold war Bischof Belopotoczky. Seine Stellung als apostolischer Feldvikar und Bischof brachte ihn mit allen Kreisen der katholischen Bevölkerung durch ganz Österreich hin in Verbindung. Er benutzte dieselbe unermüdlich und unerschrocken zur Bekanntmachung der Leogesellschaft und ihrer Aufgaben und zur Werbung für sie. Dabei kam ihm die gewaltige Kraft seiner Rede vortrefflich zustatten. Selten kehrte er von seinen Reisen an die verschiedenen Seelsorgeorte in Heer und Marine zurück, ohne von tatsächlichen Ergebnissen seines Werbeeifers berichten zu können. An den Arbeitsversammlungen der Leogesellschaft in Wien nahm er, soweit sein Amt es ihm gestattete, regen Anteil, und manch feuriges Wort aus seinem Munde begeisterte die Teilnehmer zur Mitarbeit bei den zahlreichen Unternehmungen, die alsbald im Dienste christlicher Wissenschaft und Kunst von der Leogesellschaft ausgingen. Besonders in Erinnerung sind seine oft meisterlichen Ansprachen bei den Hauptversammlungen der Leogesellschaft in Salzburg, Innsbruck, Klagenfurt, Bregenz, Graz, Marburg, Sankt Pölten und öfters in Wien selbst; stets vor einer zahlreichen und erlesenen Zuhörerschaft gehalten, waren sie Werbungsreden für die Leogesellschaft vor immer neuen Kreisen der wissenschaftlich gebildeten und literarisch oder künstlerisch interessierten Katholiken Österreichs, die niemals ihre Wirkung verfehlten. Von den Unternehmungen der Leogesellschaft war keine, der ihr erster Vizepräsident nicht seine lebendige Teilnahme zugewendet hätte. Ihre wissenschaftlichen und literarischen Unternehmungen von der größten bis zur kleinsten, die von ihr veranstalteten Aufführungen hervorragender Musikwerke und Festspiele, die Unternehmungen auf dem Gebiete der Kunst durch Ausschreibung von Preisen, Veranstaltung von Kunstausstellungen und Herausgabe von künstlerisch einwandfreien Andachtsbildern, die Abhaltung von geschlossenen Vortragsabenden und Einrichtung von Vortragskursen, alles war für ihn hundertmal Gegenstand der Besprechung im Freundeskreise und kam zur Durchführung unter seiner Aneiferung und Mitwirkung, wo dies nötig und tunlich war. Dabei geizte er nicht mit der Zuwendung materieller Mittel, die für einzelne der Unternehmungen bis zu sehr ansehnlichen Summen anstieg.

Bischof Belopotoczky war in seinen vollen Mannesjahren ein Freund frohen gesellschaftlichen Verkehrs, dem doch eine Note des Ernstes nicht fehlen durfte. Gerne weilt die Erinnerung bei den „Leogesellschafts-Abenden", die damals von den Mitgliedern und Freunden der Gesellschaft in Wien regelmäßig unter seiner Teilnahme



allwöchentlich abgehalten wurden und neben den üblichen Vorträgen aus allen Wissensgebieten mit freier Besprechung doch der freundschaftlichen Geselligkeit genügend Raum ließen. Zu mancher von den wissenschaftlichen, literarischen, künstlerischen Unternehmungen der Leogesellschaft ging von diesen Abenden die erste Anregung aus; alles, was für die Gesellschaft von Interesse war, wurde dort wie in einem Freundeskreise behandelt; die Abende boten die sichere Gelegenheit fortlaufender Verständigung unter denen, die je an den einzelnen Arbeiten der Gesellschaft beteiligt waren; dem Ernste gesellten sich unfehlbar Heiterkeit und Scherz hinzu, für die vor allem, solange er noch in Wien lebte, der Dichter und Maler W. O. Noltsch und sein engerer Freundeskreis aufkamen. Ein Mittelpunkt dieser Abende war Belopotoczky bis zu seinem Scheiden von Wien. Sie bleiben in der Geschichte der Leogesellschaft für immer bemerkenswert, wirkten sie ja damals wie später weit über die Leogesellschaft hinaus durch die Aufklärung über die brennenden Fragen der Zeit, die dort so oft durch die bedeutendsten Männer des katholischen Österreich einem stets ansehnlichen Hörerkreis dargeboten und durch die Tagesblätter der Öffentlichkeit bekanntgegeben wurde.

Bischof Belopotoczky ist nun heimgegangen. Das herzliche Interesse, das er der Leogesellschaft in ihren entscheidenden Werdejahren so erfolgreich zugewendet, hat er in die Ewigkeit mit hinübergenommen. Möge soviel treue Liebe und Sorge, die der edle Bischof seiner Gründung, unserer Leogesellschaft, zugewendet hat, ihr segenbringend bleiben für alle Zeit!

---

## Naturandacht.

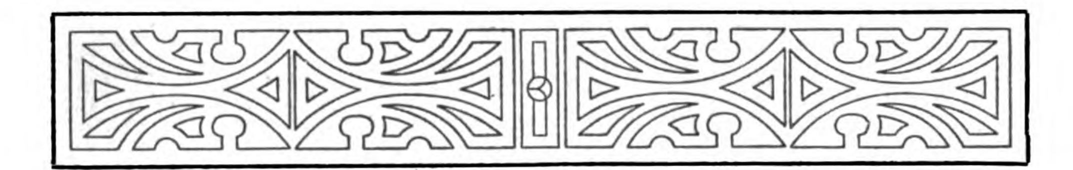
Von Ilse Franke-Oehl.

O du blausamtner Himmel,
Du spiegelnder See,
Du schimmernde Bläue,
In der ich vergeh'!

O du heiliges Schauen,
Dankselige Lust,
Du einende Liebe
In ahnender Brust, —

O ihr schlummernden Kräfte
In allem, was strebt, —
In ewiger Andacht
Umarm' ich, was lebt.

---



# Die Aufgaben der Zentralmächte in Ostasien.

Von Erzabt **Norbert Weber** von St. Ottilien.

Es ist ein ergreifender Satz, den ein moderner Schriftsteller in einer Kriegsbetrachtung niederschreibt: „Dieser Krieg, der die Felder mit zermalmten Leibern der Menschen nährt, wird ein auf das tiefste erschütterte Europa zurücklassen" (Paquet, Der Kaisergedanke, S. 29). Ist das der Boden, auf dem die europäische Kultur neue, frische Triebe treibt, Triebe, deren Früchte in ferne, fremde Länder fallen sollen, dort den Segen einer neuen Kultur aufsprossen zu lassen? Oder stehen wir unter den Schauern dieses Weltkrieges wie gebrochen am Grabe der abendländischen Kultur und sinnen nach über die Worte, die in ähnlicher Situation der sterbende Li Hung Chang, der große Vizekönig von China, als die letzten in sein Tagebuch geschrieben? Oftmals war er von seiner Kaiserin, der energischen Tze Hsi, aller Ehren beraubt worden, die ihm sein unermüdeter Eifer, sein unerschrockenes Eintreten für das Reich und die kaiserliche Dynastie eingetragen hatte; immer wieder war er gerufen worden in den Zeiten der größten Not. Und nun, nachdem die Westmächte vereint den Boxeraufstand niedergeworfen hatten (1900), sollte der vom ganzen Ausland geachtete und geliebte Diplomat als altersschwacher Greis von 80 Jahren einen glimpflichen Vertrag von den Vertretern der Mächte zu erlangen suchen, hinter denen die siegreichen Heere standen. „Ich fürchte, die Aufgabe, die vor mir liegt, ist für meine Kräfte zu groß; und doch möchte ich etwas tun, ehe ich die Schlacht meines Lebens beendigt habe. Ich möchte, daß die Fremden noch einmal an uns glauben; ich möchte die alte Kaiserin in ihren Palast zurückführen und sie fragen, ob sie aus all dem eine Lehre genommen hat" (Memoiren von Li Hung Chang, S. 204).

Wenige Jahrzehnte haben genügt, um dem kulturstolzen Ostasien nicht bloß eine Achtung vor der Kultur des Westens abzunötigen, sondern sie zu veranlassen, mit Liebe und Vertrauen sich ihr zu nähern. Gleich einer Maschine, die langsam in Gang kommt, begann ein Räderwerk ineinander zu greifen, das den kulturellen Einfluß bis in den fernsten Osten trug. Und immer rascher wurde der Gang, fast zu rasch, wie in den unvorbereiteten Umgestaltungen Chinas. In freudiger Erwartung stand Europa da; hoffend schaute der christliche Gedanke nach dem Osten. Da greift ein Riese in das arbeitende Räderwerk und stellt seine Pleuelstange auf den toten Punkt. In krachendem

Erzittern steht die Maschine still. Die im Dampfkessel gespannte Kraft tobt und tost. Entweder macht sie sich frei durch eine vernichtende Explosion, in der alles in Trümmer geht, oder aber mit gewaltigem Ruck, indem der ganze Koloß erbebt, überwindet sie den toten Punkt und arbeitet mit um so größerer Energie weiter, als sich die gewaltsam gefesselten Kräfte wieder betätigen können.

Das heraufziehende 20. Jahrhundert hat wie mit leuchtender Fackel in die nach allen Seiten erschlossene Welt hineingezündet und gezeigt, daß diese groß genug ist, um außer England auch noch anderen Weltmächten Raum zu geben. Wie ein Leuchtturm steht dieses da, den heranwachsenden großen Nationen den Weg zu weisen hinaus in die Welt, wo sie ein Anrecht, ja eine Pflicht haben, an der Gestaltung der Völker und der Völkerkarte mitzuarbeiten. Die Zeit scheint uns kurz, seit sich der Knoten geschürzt; und schon sollen im schauerlichen Drama des Weltkrieges die Würfel fallen.

Damit, daß die Völker der Erde in innige Fühlung zueinander getreten sind, hat sich die kulturelle Einwirkung in konzentrischen Kreisen immer tiefer und tiefer nicht allein in die interessanten Naturvölker wilder Erdteile vorgeschoben, sondern auch hinein in jene gewaltigen Völkermassen, die hinter unübersteigbaren Mauern ihre vieltausendjährige Kultur vor Beeinflussung von außen gehütet hatten. In stummem Schrecken hören sie den Donner der Kanonen, die im Pulverdampf alles Kulturstreben ersticken.

„Die Ausbreitung der christlichen Problemstellung durch die Mission hat jene geistige Krisis vorbereitet, die heraufkommt durch den Zusammenstoß der europäischen und asiatischen Welt und die von manchen als eine Krisis des Christentums bezeichnet wird. Wäre es da noch zu früh, anders als in tiefer Spannung dem Kommenden entgegenzusehen, jetzt, wo aus den unverbrauchten Kräften des großen Morgenlandes eine ungeheure Prüfung und Bewährung der geistigen Werte zu erwarten ist? Wir wissen nur, daß jenen Völkern, die am stärksten von den Gefühlen einer kosmischen Verantwortung ergriffen sind, die Aufgabe vorbehalten ist, den Prozeß des geistigen Lebens der Menschheit zu fördern und eines neuen Führers auf diesem Wege zu harren" (Paquet, S. 105). Der Krieg hat ein gebieterisches Halt gerufen.

Dieser Führer aber ist — es klingt wie ein absurder Widerspruch — der Krieg; der Krieg, der mit wilder Macht eingegriffen hat in den glücklichen Gang der Ereignisse, in denen die Völker sich fanden und untereinander ihre Kulturgüter austauschten; der Krieg, der unersetzbare Kulturwerte zerschlägt; der Krieg, der die segensvollen Arbeiten, wie sie die Mission in Mühe und Schweiß aufgerichtet hat, niedertritt. Und doch; es ist der Krieg mit seinem blutigen Feldgeschrei zugleich ein Weckruf an die Zentralmächte. Er fordert sie auf zum ernsten Ringen nach einer entscheidenden Machtstellung, er ermuntert sie zum unverzagten Eintreten für die abendländische Kultur, er ruft sie auf



zu einem neuen Weltkrieg, in dem die Welt dem christlichen Gedanken erobert werden soll.

Langsam, langsam ist der Schritt, mit dem die Geschichte großer Nationen vorwärts schreitet. Wie viele Jahrhunderte brauchten die Deutschen für den Weg zur staatlichen Einheit bei ihrem Aufstieg zur Großmacht, rascher, kühner war der Schritt hinaus in die Welt, empor zur Weltmacht. Menschenalter hindurch zögerte Österreich, ehe es sich dem Orient entschlossen zuwandte, wo ihm seine geschichtliche Aufgabe schon in den mittelalterlichen Jahrhunderten vorgezeichnet war. Jetzt stockt der Schritt oder vielmehr, er setzt an zum gewaltigen Sprung.

Eherne Mauern umschließen die beiden verbündeten Mächte. Deutschland ist abgeschnitten von dem Anteil an der Welt, den es sich im ehrlichen Ringen erworben hat. Es soll abgeschnitten bleiben und zurückgedrängt werden in den bescheideneren Rahmen einer Großmacht und sich dort für immer begnügen mit der „Saturiertheit“ an Länderbesitz, mit der sich ja auch ein Bismarck zufrieden gegeben hatte. Allein, Naturkräfte lassen sich nicht eindämmen, nicht in Fesseln legen. Eine fünfundzwanzigjährige Entwicklung, in der sich Deutschlands erstes Weltmachtstadium herausgewachsen hat, hat bewiesen, daß Weltluft und Weltmeer zum deutschen Lebenselement gehört.

Der Weltkrieg ist für Österreich-Ungarn die Entscheidungsstunde. Es muß als Weltmacht die Walstatt verlassen. Von dieser Stunde an ist auch sein Platz draußen in der Welt als Weltmacht „mit kolonialem Territorium und einem erheblichen Anteil an der Weltwirtschaft, ausgerüstet mit der entsprechenden politischen und militärischen Macht, seinen Einfluß auf die öffentliche Meinung der kleineren Völker und ihrer Regierungen zu stützen“ (Spahn, Im Kampf um unsere Zukunft, S. 15).

Es ist nicht meine Sache, Kriegsziele zu nennen, die etwa in territorialen Erwerbungen ausgedrückt werden können. Auch zukünftige Kolonien selbst nur anzudeuten, steht mir nicht zu. Aber wenn die Zentralmächte nicht ihre Weltmachtstellung behaupten, beziehungsweise sich erkämpfen, dann ist das viele, viele Blut, das sie dieser Krieg schon gekostet, nutzlos geflossen, dann sind seine unsäglichen Opfer umsonst gebracht.

Vielleicht wäre ja Deutschland dieser Krieg erspart geblieben, hätte es nicht durch sein Erscheinen auf dem Weltmarkt den Neid Englands gereizt, wäre es vielmehr so selbstzufrieden geblieben, wie es aus dem Kriege des Jahres 1870 hervorgegangen war. Aber hätte es dann Österreich, das diesem Krieg wohl nie ausweichen konnte, in einem solch starken Zusammengehen helfen können, wie es jetzt die Bewunderung der ganzen Welt auf sich zieht? Mit dem ersten Anstoß zur Weltmachtentfaltung dehnte sich der deutsche Handel in immer weitere Fernen und der Handel trieb die deutsche Industrie und brachte Rohstoffe heim und vor allem Geld. Nur der Handel konnte der stetig wachsenden Bevölkerung Deutschlands eine glückliche Heimat schaffen; ohne ihn mußten die seit jenen Jahren zugewachsenen 25 Millionen



sich eine neue Heimat jenseits des Meeres suchen. Der Handel hatte sich aber auch in rasch aufsteigender Linie bewegt. Schon 1880 betrug sein Umsatz (2·95 Milliarden Ausfuhr, 2·86 Milliarden Einfuhr) 5·81 Milliarden. 10 Jahre später war er (4·37 bezw. 5·78) um 4·34 Milliarden gewachsen. Und wieder 10 Jahre später haben wir bereits eine Ausfuhr von 6·68 Milliarden und eine Einfuhr von 8·20 Milliarden, also eine weitere Zunahme des Gesamthandels um 4·73 Milliarden. Dabei bildet das Überwiegen der Einfuhr gegenüber der Ausfuhr einen klaren Beweis des sich steigernden Nationalvermögens.

Wenn wir die Phasen des englischen Handels dagegenhalten, der sich von (9·38 Einfuhr, 5·94 Ausfuhr) 15·32 Milliarden des Jahres 1900 auf (10·88 Einfuhr, 7·71 Ausfuhr) 18·59 Milliarden im Jahre 1909 bewegt hat, so begreifen wir, wie England in dem rasch sich vermindernden Abstand ernstlich für seine Stellung zu fürchten begann, wie aber auch das deutsche Ansehen auf dem Weltmarkt von Jahr zu Jahr zunahm.

Große Kriege waren für die siegenden Völker noch immer der Wendepunkt, an dem die nationale Kraft sich entfaltete; und jedesmal kam eine rasche Bevölkerungszunahme dem glücklichen Aufwärtsstreben zu Hilfe. Deutschland wird in den Jahren nach dem Kriege mit jugendlicher Frische weiterwachsen gleich einem Baum, der zugeschnitten wurde. Darum muß sich, diesen Zuwachs zu nähren, auch der Umsatz, der Handel sich mehren; es müssen sich neue Absatzgebiete auftun. Soll diese physische Entwicklung der Nation nicht unterbunden werden, dann wird sich auch Österreich-Ungarn nach frischen Quellen umsehen müssen, an denen sich die natürliche Volkskraft erhält.

Wir schauen absichtlich über Ziele, die uns vielleicht näher dünken, hinweg, hinaus in die weitesten Fernen, an die Grenzen der Welt. Dort in Ostasien, speziell in China, das, wenn nicht alle Zeichen trügen, durch die herrschsüchtigen Gelüste Japans ebensosehr uns nahe gerückt wird, als Japan in seiner Ränkesucht und seinem Undank das unverdiente Vertrauen verscherzt hat, das wir ihm geschenkt hatten; dort in China, das mit seiner Bevölkerung von über 400 Millionen eine ungeahnte Aufnahmefähigkeit für den Handel darstellt, dort tut sich ein gewaltiges Gebiet auf, das wir nicht ausschließlich der Gewinnsucht Englands und Amerikas zu überlassen brauchen.

Doch da höre ich bereits den Vorwurf: „Man kann, ohne das Näherscheinende außer acht zu lassen, behaupten, der europäische Krieg zwischen den europäischen Reichen gehe letzten Endes um die noch ungeraubten Reichtümer der Erde, um die Märkte Chinas und der Türkei. Vielleicht hat gerade dieser Umstand, der in anderen Worten bedeutet, daß alle außereuropäischen Rassen dieser Erde unsere stummen Zuschauer bei diesem Kampfe sind, die geistige Ebene dieses Krieges so sehr ins Kannibalische herabgedrückt. Trotz den Missionen und trotz vereinzelten gelehrten Berührungen ging ja das Streben der weißen Völker noch niemals ernstlich um die Seelen all der fernen, für gering



geachteten Heiden; und nun zum erstenmal kommen wir ihnen nahe in dieser beispiellosen Erniedrigung, die einer dämonischen Hohngrimasse wohl würdig ist" (Paquet, S. 26). — Ist die Anklage berechtigt? Trifft sie auch uns? Mir will scheinen, daß sie nicht einmal für England und Amerika trotz des stark ausgeprägten materialistischen Strebens in ihrer allgemeinen Fassung zutrifft. Und wir vollends dürfen, wenn wir die letzten 30 Jahre unserer Geschichte zurückblättern, freien Blickes erklären, daß wir unsere jugendliche Weltmachtstellung anders, tiefer, verantwortungsvoller aufgefaßt haben, daß wir unter Kulturarbeit nicht bloß Nehmen und Ernten verstanden und verstehen, sondern vor allem eine Arbeit in Mühe und Schweiß, eine Aussaat, deren Früchte in erster Linie jenen fremden Völkern zugute kommen.

Freilich, wir dürfen, ja wir müssen vom nationalen Standpunkt aus auch nach materiellem Gewinn für uns, für unsere Heimat trachten; die Pflicht der Selbsterhaltung nötigt uns dazu. Wir brauchen uns dabei nur von jenem Axiom frei zu halten, das ein gewissenloser Handel aufstellt: Gewinn um jeden Preis, auch um den Preis höherer, höchster Güter, wenn andere Völker diesen Preis zu zahlen haben. Wie bitter wird Li Hung Chang, wenn er des von England aufgezwungenen Opiumhandels gedenkt. „Ich weiß, daß durch diese Sucht nach Geld, daß durch diese kaufmännische Aufdringlichkeit Englands gegen China Millionen unglücklicher Chinesen noch tiefer erniedrigt werden; kräftige Männer und Frauen wurden arme Landstreicher und tief gesunkene Verbrecher; Hunderttausende sind zum Selbstmord geführt worden. Und das alles, damit Indien gedeihen möge, und das alles, damit der britische Handel in den chinesischen Häfen blüht; das alles, weil Gold und Land in den Augen der britischen Regierung mehr wert sind als die menschlichen Körper eines schwachen Volkes" (a. a. O., S. 226)... „England, das stolze, mächtige, reiche England mit seinen großen Heeren, seiner Marine und seinen bedeutenden Männern ist beschämt und mit Schmach bedeckt wegen dieses Verbrechens mit dem indischen Mohn" (S. 228). Und wie ein Fluch kommt es über seine Lippen: „Schande, Schande auf dieses große England! Nicht als ein Freund kommt es zu uns, sondern mit einem Schrei nach Gut und Blut und mehr; das Leben von ungezählten Tausenden versenkt es tief in den verfluchten Abgrund jenes Trankes, den sie so schamlos bieten" (S. 233).

Aber sollte nicht auch ein ehrlicher Handel den weiten Weg über das Weltmeer lohnen? In Tsingtau war es der deutschen Regierung durch einen anderen Opiumkrieg, durch einen Krieg gegen das Opium, gelungen, daß im Jahre 1912 alle Händler ihre Läden schließen mußten. Im ganzen Pachtgebiete war kein Opium mehr vorhanden. Und deutsche Energie und Redlichkeit, die auf den schnöden Gewinn verzichtete, übt eine kräftige Rückwirkung auf das ganze Schangtung-Gebiet aus (vgl. Schweitzer, China im neuen Gewande, S. 155). Dabei hatte sich der Handel in Tsingtau in den ersten zehn Jahren von 3 Millionen zu einem Umsatz von 120 Millionen empor-



gearbeitet (Rohrbach, Deutsche Kulturaufgaben in China, S. 59). Der rege Handel, der über Honkong und Schanghai uns mit dem Reiche der Mitte in Verbindung hält, öffnet ein noch viel ergiebigeres Arbeitsfeld.

China kann den Zentralmächten einen großen Teil von den Bedürfnissen an Rohstoffen decken, die sie in ihren Heimatländern nicht oder nicht zur Genüge vorfinden, wie Kohle, Seide, Eisen. Wir selbst können und wollen weniger mit unserem Geld diese Rohstoffe bezahlen, noch auch haben wir Bodenprodukte in solcher Fülle, daß wir diese an ihrer Statt ausführen könnten. Wir müssen darum die Rohstoffe selbst durch unsere Industrie umwerten und deren Erzeugnisse mit reichem Gewinn auf den Weltmarkt werfen. Der Gewinn bleibt der Heimat, nicht zuletzt der arbeitenden Bevölkerung, der damit der Weg gezeigt ist, wie sie sich in der Heimat redlich nähren kann.

Vielleicht macht China — vielleicht ganz Asien — den Versuch, sich des fremden Einflusses wieder zu entledigen, sich wieder hinter die chinesische Mauer zurückzuziehen. Die Einigkeit der europäischen Staaten, die für einen Augenblick im großen, weitgefaßten Interesse der Kultur ihre gegenseitige Eifersucht zurückzudrängen vermocht hatten, hat den widerstrebenden Osten gezwungen, dem europäischen Handel die Tore zu öffnen. Wenn jetzt Ostasien die Situation benutzt, um die Tore wieder zu schließen, durch die die Fremden eingedrungen sind, dann wäre diese Strafe hart, aber sie schiene wohlverdient. Aber vielleicht ringt sich doch China durch zur Erkenntnis, der sein großer Vizekönig Ausdruck verlieh, wenn er während der Boxerwirren schrieb: „Ich habe unzähligemal versucht, dem Thron die Überzeugung zu geben, daß China nichts gewinnt, aber alles verlieren kann, wenn es sich den Fremden widersetzt. Es ist auch ganz unmöglich, sie zu vertreiben, und schließlich, was das Wichtigste ist, wir würden nach vielen Richtungen ärmer werden, wenn die Fremden ganz fortzögen, sei es freiwillig oder nicht" (Li Hung Chang, S. 185). Jedenfalls, wenn für irgend eine Nation, so sind die Aussichten für die Zentralmächte am günstigsten, soweit die inneren Verhältnisse in Betracht kommen; „denn mit der Erkenntnis, daß Deutschland die dem chinesischen Staatswesen am wenigsten gefährliche Macht ist, ja daß es im Gegenteil ein erhebliches wirtschaftliches und auch politisches Interesse an einem starken China hat, wächst in Peking naturgemäß die Neigung, die notwendigen kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zum Abendlande durch die Vermittlung Deutschlands zu pflegen" (Schweitzer, a. a. O., S. 214). Die äußeren Verhältnisse sind freilich etwas anders gelagert:

Amerika, dem alles „Geschäft" ist (Li Hung Chang, S. 160), auch der Krieg, weiß diesen auszunutzen. Es sucht, nachdem die Fäden, die China mit Europa verknüpft hatten, zerrissen sind, den Handel vollends auf den Weg über den Stillen Ozean zu drängen, jenes Amerika, das durch seine Munitionslieferungen uns vielleicht mehr geschadet hat, als wenn es mit offenem Visier gegen uns gezogen wäre, Amerika, das vor der Geschichte und vor Gott den Tod von Tausenden und



Abertausenden Deutscher und Österreicher zu verantworten hat. Aber gerade deswegen wollen wir ihm Ostasien und die Vorteile, die es bietet, nicht unbeachtet und unbesehen zur alleinigen Ausbeutung überlassen.

England und Amerika haben mit dem ihnen eigenen Geschick schon längst herausgefunden, daß Ostasien sich zu einer ergiebigen Goldgrube ausbauen läßt. Darum hat es der materialistische angloamerikanische Geist nicht verschmäht, kulturelle Kräfte in den Dienst seines stark betonten wirtschaftlichen Strebens zu stellen, und zwar in einer Großzügigkeit, die uns zum Vorbild dienen könnte. In der klaren Erkenntnis, daß der Handel der Sprache folgt, hat die englische Regierung schon im Jahre 1861 in Honkong das „Queen College" gegründet, das seinen mehr als 1500 Schülern die englische Handelssprache beibringt und damit das Band knüpft, womit der Handel Chinas nach England geleitet wird (Rohrbach, Deutsche Kolonialwirtschaft, S. 72). In der Folgezeit zeigt die Zahl der Schulgründungen gleichsam den Hochstand an, bis zu welchem der stetig wachsende Einfluß Englands in Ostasien anschwoll.

In der gleichen Berechnung hatte Amerika seine ganze Kraft auf dem Gebiete der Schule eingesetzt, bald in heißem Wettbewerb mit England um das Übergewicht, gar oft aber auch in einheitlichem Zusammengehen besonders dann, wenn die englischen und amerikanischen Missionen mit ins Interesse hereingezogen wurden. So hatte sich im Jahre 1908 die Grundsteinlegung zu der großen „Protestantischen Universität" in Weihsien (Provinz Schantung), also in unmittelbarer Nähe des deutschen Pachtgebietes Kiautschou, vollzogen. Die Mission der amerikanischen Presbyterianer und die englischen Baptisten übernahmen zusammen die Leitung und sorgten für die Zusammensetzung des Lehrkörpers, zu dem auch Nichtmissionäre herangezogen wurden. Rockefeller gab das Geld, indem er für 10 Jahre einen jährlichen Beitrag von 600.000 Mk. zusicherte (Rohrbach, Deutsche Kolonialwirtschaft, S. 67). Auf ähnliche Weise sind nicht weniger als fünfzehn englisch-amerikanische Universitäten entstanden, vor deren Ansehen die deutsche Hochschule in Schanghai und die Universität in Tsingtau fast verschwinden.

Wie hoch der englisch-amerikanische Geist den Wert der Schule einschätzt, bringt er wohl nirgends klarer zum Ausdruck als in zwei markanten Verträgen, die sich aus den Boxerwirren ergeben hatten. China sollte all den Schaden gutmachen, den die Rebellen angerichtet hatten; u. a. hatte es auch die zerstörte englische Mission in Tai juenfu in Schansi wieder aufzurichten. Der Schaden war auf anderthalb Millionen Mark geschätzt worden. Statt dieser Summe übernahm die chinesische Regierung die Verpflichtung, für zehn Jahre eine jährliche Subvention im Betrage von 150.000 Mk. zu entrichten, und zwar für eine Hochschule, die mit staatlicher Anerkennung und vollen staatlichen Rechten ausgestattet wurde (Schwager, Die brennendste Missionsfrage, S. 39). Noch weitsichtiger handelte die amerikanische Regierung. Sie gibt von der aus dem Boxeraufstand entstandenen



Entschädigungssumme jährlich 750.000 Mk. an China zurück. Dafür soll China alle Jahre 80 junge Leute nach Amerika zum Studium senden und eine in Peking zu diesem Zwecke errichtete Vorbereitungsschule unterhalten. Diese ist für etwa 500 Schüler berechnet, und unter dem Lehrpersonal erscheinen auch 10 männliche und 8 weibliche amerikanische Lehrkräfte (Schwager, a. a. O., S. 40).

Solche Erscheinungen zwingen Rohrbach (Deutsche Kulturaufgaben, S. 41) das Geständnis ab: „Das, was Amerikaner und Engländer tun, um in diesem entscheidenden Augenblick Einfluß auf die Umformung des chinesischen Wesens zu gewinnen, um die kommende Neugestaltung der chinesischen Kultur so weit wie möglich dahin zu drängen, daß sie sich zu einer Filiale der englischen Kultur entwickelt, das ist wirklich imponierend und bewunderungswürdig. Mit jenem praktisch-politischen Scharfblick und mit jener entschlossenen nationalen Opferwilligkeit, die wir an den Angelsachsen mit einem schmerzlich-neidischen Empfinden bewundern müssen, haben sie den springenden Punkt für die Beeinflussung der chinesischen Staats- und Kulturform gefunden: die Organisierung des Unterrichtswesens.“

Der entscheidende Angriffspunkt auf China und seine kulturelle Beeinflussung liegt im Unterrichtswesen. In ihm hat ja auch die Reformbewegung Chinas eingesetzt, welche die gewaltige Umwandlung zur Folge hatte.

Die Schule nach europäischem Muster war es gewesen, die die unvermutete Aufwärtsbewegung Japans eingeleitet hatte. Erst war sie den gespannt abwartenden Völkern des Ostens ein unverstandenes Experiment; kaum aber hatte sich der nationale Gedanke Japans in der Schule verjüngt, alle Fibern des Volkes elektrisiert und sich im Zusammenstoße mit Rußland erprobt, da ward mit einem Male die Volksbildung der leuchtende Stern, der im ganzen Osten die Richtung des Kulturstrebens angab.

In der kurzen Zeit, bis wieder einmal die endgültige Entscheidung fiel, suchte selbst das kleine Korea sein Heil in der Schule und in der geistigen Hebung des Volkes. Es erhoffte daraus seine Freiheit und Unabhängigkeit. Es war zu spät. Japan hatte den Vorsprung auszunutzen verstanden — auch China gegenüber, wo im Verlaufe der ersten Entwicklungsphase nur das alte Prüfungssystem und mit ihm der Kaiserthron zusammenbrach. Dort war ja das auf der Lehre des Konfuzius aufgebaute Schulgebäude die Stütze des Thrones gewesen und der Kaiser war bis dahin der interessierte und berufene Beschützer der uralten, mit dem Konfuzianismus verwobenen Traditionen.

Wollen nicht auch wir den lebendigen Gedanken aufgreifen und zur Neubelebung dieser in einer vieltausendjährigen eigentümlichen Kultur erstarrten Menschenrasse auswirken lassen? Was England kann, was Amerika kann, das können doch auch wir; wir, die wir in unserer Heimat das am vollkommensten durchgebildete Schulwesen haben. An ihm sind wir zu der siegreichen Geistesgröße emporgekommen, der wir nach Gott den Sieg in dem furchtbaren Ringen



um die Erhaltung unseres Volkslebens verdanken. Soll der Dank sich nicht dadurch ausdrücken, daß wir anderen vermitteln, was uns selbst groß und glücklich gemacht hat?

Wenn die Völker der Erde durch die große Idee der Menschheitsfamilie zusammengeschlossen sind, dann hat wohl ein höherstehendes Volk die Pflicht, dem in der Tiefe versinkenden die Hand zu reichen, um es emporzuziehen, die Pflicht, seine Kulturgüter unter die ärmeren Kinder der einen großen Völkerfamilie auszuteilen. Das Völkermorden im gegenwärtigen Weltkriege klingt ja freilich wie ein Hohn auf diese schöne Idee. Doch es wird wieder Friede werden und dann, dann ist es an den Zentralmächten, das Ansehen der christlichen Kultur wieder zu Ehren zu bringen. Oder wollen wir etwa warten, bis Rußland sich vom unerschütterlichen Westen wieder dem Osten zuwendet, Rußland, dieser traurige europäische „Kulturstaat", der es nicht einmal als Schmach empfand, als die stolzen Japaner ihre russischen Kriegsgefangenen in die Kunst des Lesens und Schreibens einführten.

Was Leben hat, entwickelt sich organisch. Riesengebilde wie das chinesische Reich müssen erst recht eine organische Entwicklung durchmachen. Die geistige Neugestaltung muß nach und nach die Volksschichten durchdringen. Japan mit seinem ungesunden Entwicklungsprozeß aus einem hermetisch abgeschlossenen Reich in einen Industriestaat steht in seiner bitteren nationalen Armut als ein Menetekel am fernen Ostrand der Welt. Besser, glücklicher müßte ein Volk sich neu umbilden, wenn die Volksmassen statt der modernen Fabrik dem gehobenen Gewerbe und dem rationellen Ackerbau zugeführt würden.

Fürst Ito, der große japanische Staatsmann, hat wohl im eigenen Lande zu gut den verfehlten kühnen Sprung erkannt und deswegen im annektierten Korea der Hebung der Landwirtschaft ein besonderes Augenmerk gewidmet und durch Errichtung einer herrlichen Gewerbeschule in der Hauptstadt Seoul dem sprunghaften Wandel, der auf den Fabrikbetrieb zielt, vorzubeugen gesucht.

Auch wir Benediktiner haben in Seoul eine Handwerkerschule errichtet. Sie hatte sich in den Jahren vor dem Kriege prächtig entwickelt und die volle Anerkennung der japanischen Regierung erworben. Diese sieht darin eine dankenswerte Mitarbeit an einer gesunden Volksentwicklung. Jetzt freilich müssen wir suchen, sie über die schwere Zeit des Krieges hinüberzuretten. Dann soll sie sich weiter entfalten, um möglichst vielen Koreanern einen festen Boden unter die Füße zu geben.

Und drüben in China, draußen vor Schanghai, ist eine herrliche Kulturstätte, von jedem Reisenden besucht, dessen Schiff nur einige Stunden vor Anker liegt: Zikawei, die Handwerkerschule der Jesuiten, in der 800 Waisenknaben und 1600 Waisenmädchen unterrichtet werden.

Zwei Handwerkerschulen im weiten Osten! Über gegenseitige Konkurrenz haben sie sich wohl nicht zu beklagen.



Ein immenses Brachfeld liegt vor uns, die wir durch ein Mittelalter hindurch das Handwerk gepflegt und großgezogen haben. Wollen wir es nicht hinübertragen in jene Länder, ehe die unersättliche Maschine auch unser Können verschlungen hat? Dort unter jenen Hundert-Millionen-Völkern gibt es noch Hände, die sich nach Arbeit ausstrecken, damit sie nicht im Hunger erschlaffen. Wir haben wohl keine Ahnung, wie der Hunger unter solchen Volksmassen wütet. Da wäre die Erziehung zur Arbeit eine Kulturtat. „Wenn ich heimkomme," so schreibt Li Hung Chang, überwältigt von dem, was er in Deutschland gesehen, „werde ich mir zur Pflicht machen, überall die Künste und Handwerke des Westens zu fördern" (Memoiren, S. 133). Es ist dies eine Aufforderung an uns.

Der überfeinerte Franzose, der Engländer, der seine Latifundien verwildern läßt und lieber den Gewinn des Handels einstreicht, wird nicht Hand anlegen wollen an ein solches Kulturwerk, das arbeitsame Hände sucht. Und Rußland wird, so sehr es auch in unergründlicher Ländergier seine Hände nach dem Osten ausstreckt, eher den Fluch zu bringen imstande sein, der auf dem eigenen Lande lastet. „Lebt doch der russische Bauer schon seit Jahren in einem großen Teil des Reiches in einem Zustande dauernder Unterernährung, deren Folgen von Jahr zu Jahr deutlicher und verhängnisvoller sich äußern. In diesen Gebieten ist die Sterblichkeit doppelt so groß als in Deutschland" (Rohrbach, Deutschland unter den Weltvölkern, S. 103). „An der unnatürlichen Überspannung der Getreideausfuhr, die zur Deckung der Staatsschulden notwendig ist, geht der Bauer zugrunde, weil er das Brot und das Korn verkaufen muß, von dem er und sein Vieh leben sollen. Die Steuereintreibung sofort nach der Ernte zwingt ihn, seine Nahrung zu verkaufen. Darüber packt ihn der Hunger, wird die Erschöpfung des Bodens zum äußersten getrieben und vermindert sich der ohnehin seit Jahren ungenügende Viehstand der Landwirtschaft" (Rohrbach, a. a. O., S. 105).

Noch eine Kulturarbeit, Volksnot zu lindern, harrt im fernen Osten unser. Ihre Kraft hat sich im gegenwärtigen Krieg bewährt. Dank unserer Hygiene und unserer Medizin haben wir die drohenden Seuchen von unseren heimatlichen Gauen ferngehalten und Hunderttausenden unserer Verwundeten Heilung gebracht, die einem Siechtum oder dem Tode anheimgefallen wären. Wäre es nicht der beste Dank für den Segen, der uns aus der medizinischen Wissenschaft geworden ist, wenn wir ihn weitertragen wollten, damit auch andere Völker durch sie glücklich werden?

Ich hatte reichlich Gelegenheit, auf dem Gebiete der Medizin den Spuren der chinesischen Gelehrsamkeit zu folgen. Schon in Schanghai war ein chinesischer Zahnarzt auf unser Schiff gekommen und hatte als Empfehlung sein verrostetes Instrumentarium vorgewiesen. Mit Asepsis und Antisepsis brauchen sie sich nicht abzumühen; sie glauben ja an keine Ansteckung. Der Tiefstand der hygienischen Maßnahmen gegen die immer wiederkehrenden Epidemien ist der



traurige Beweis hiefür. Mit Ausnahme von Japan, das der deutschen Medizin Vertrauen entgegengebracht hat und hierin wenigstens bis zur Stunde noch dankbar anerkennt, was es auf Deutschlands hohen Schulen gelernt hat, mit Ausnahme Japans stand der ganze Osten wehrlos da gegen die Pest, die gerade während meiner Reise nach Ostasien 1911 über die Mandschurei hereinbrach. In Korea durfte ich viele Einzelheiten sehen und tiefer in die Geheimnisse chinesischer Medizin eindringen. China hat ja sein Wissen und Können seinem jahrhundertelangen Vasallenstaate nicht vorenthalten:

Die Tjim, fingerlange Nadeln, die zu den verschiedenartigsten, abenteuerlichsten Punktationen dienen; die Moxa, eine Art Räucherkerzchen, aus pflanzlichen Stoffen zusammengepreßt, die auf bestimmten Stellen der Haut angezündet werden und dort, oft unter Zurücklassung tiefer Brandwunden, verglimmen; eine lange Liste wunderlicher Heilkräuter, unter denen die Ginsingwurzel, das Lebenselixier des Ostens, das wertvollste und teuerste ist; bittere, sehr bittere Arzneimittel, wie z. B. Tausendfüßler gegen Herzkrankheiten, Krähenzungen gegen blutige Beulen und dergleichen mehr. Selbst die Schutzpockenimpfung ist bekannt und in Anwendung. Aber auch sie wird, wie vieles andere, nicht selten zum Verderben. In die Nase vorgenommen, führt sie häufig zur Erblindung. Die meisten Blinden, die mir in Korea begegnet sind, trugen als Beweis dieser ärztlichen Behandlung tiefe Pockennarben im Gesichte.

Unsere Medizin hat sich im Kriege erprobt. Sie hat zugleich Tausende, Zehntausende in den Dienst der christlichen Caritas eingestellt. Vielleicht ist manchen in der langen, langen Kriegszeit diese Hingabe an die Leidenden und Duldenden lieb und teuer geworden. Auch nach dem Kriege, wenn die blutenden Schlachtfelder wieder zu grünen anfangen, bleiben noch weite Gelände, auf denen der Tod mit seinem gewaltigen Heeresgefolge von Krankheiten aufzieht und Wunden schlägt. Dort dehnen sich die Saatfelder christlicher Liebe. Und wohl keines geht so in die Weite wie die asiatischen Länder, in denen sich so gewaltige Menschenmassen stauen.

Mit dem Läuten der Friedensglocken wollen wir uns aufmachen zu dieser segensvollen Friedensarbeit.

Eine gefährliche Klippe erhebt sich und stellt sich der Verwirklichung dieser hohen Kulturaufgaben entgegen. Wir sehen vor uns das Vorbild des anglo-amerikanischen Schaffens und seines Erfolges. Durch die weitgehende Heranziehung der Mission erscheint ihre kulturelle Wirksamkeit getragen vom christlichen Geiste. Das Christentum ist im Grunde genommen die Basis der ganzen kulturellen Beeinflussung, die uns hier entgegentritt, mag das letzte Ziel auch noch so sehr auf realen Gewinn und politische Interessen gerichtet sein. „Mit vollkommener Sicherheit haben es Leute wie Roosevelt, Rockefeller und Lord Cecil, haben es die großen und alten englischen Universitäten erkannt, daß der größte Erfolg in der Richtung auf das erstrebte Ziel durch Benützung und zeitgemäße Umgestaltung der vorhandenen



missionarischen Organisationen in China zu erreichen ist. Ideales und reales Verständnis begegnen sich auf jener Seite auch hier in wahrhaft bewunderungswürdiger Weise" (Rohrbach in „Deutsche Kolonialwirtschaft", S. 107). Wenn derselbe Rohrbach in seinen „Deutschen Kulturaufgaben in China", S. 47, von der deutsch-chinesischen Hochschule in Tsingtau sagt, sie verfolge „im deutschen Interesse dasselbe Ziel wie jene Gründungen von amerikanischer und englischer Seite", so mag es befremdend erscheinen, wie die Deutschen dazu kamen, aus dieser Hochschule den christlichen Gedanken offiziell und ausdrücklich auszuschließen, und noch befremdender, daß dieser auffallenden Erscheinung im Interesse der Einwirkung auf das chinesische Volk das Wort geredet wird: „Mit Recht ist die neue deutsch-chinesische Hochschule in Tsingtau auf eine religionslose Basis gestellt worden; ohne das wäre sie nicht lebensfähig gewesen" (Dr. Franke bei Rohrbach, Deutsche Kulturaufgaben in China, S. 31).

Unsere Kultur wird getragen vom Christentum. Auf christlichem Boden hat sie sich entwickelt, auf ihm ist sie groß geworden. Wenn wir sie nach dem Osten verpflanzen, dann müssen wir ihr auch dieses fruchtbare Erdreich mitgeben, sonst wird sie verkümmern und verdorren, wie ein Edelreis, das man auf sterilem Kiesboden aussteckt.

Es möchte für einen Augenblickserfolg, für eine flüchtige Annäherung des neuerungssüchtigen Jungchina opportun erscheinen, den christlichen Gedanken völlig aus dem Kulturwerk von der Bedeutung einer Hochschule auszuschalten; kulturelle Beeinflussung ist indes doch nicht das rasche Aufflackern einer Illumination, sondern soll sich in einer stetig sich steigernden Dauerwirkung äußern. Wenn die Wissenschaft und das Können des Westens kommen sollte, den Chinesen ihren alten Götterglauben zu zerstören, ihnen Buddha und Konfuzius zu nehmen und an deren Stelle eine gähnende religiöse Leere zu lassen, dann würden sie wohl nur Unheil über das Volk bringen und das Unheil müßte doppelt auf uns zurückkehren.

Es dürfte ja schwer fallen, einem fernestehenden Kulturvolk, dessen Geistesrichtung ganz andere Bahnen eingeschlagen hat, diesen inneren Zusammenhang zwischen der materiellen Kultur und der religiösen Kraft, der sie entsprungen ist und durch die sie fortlebt, klarzumachen, um so schwerer, als zu wiederholten Malen das Christentum vor ihnen verdächtigt wurde, nur der Vorläufer politischer Bestrebungen zu sein. So könnten sich auch wohl die Anfänge, welche die ersten Beziehungen knüpfen, dadurch schwieriger gestalten, daß religiöse Ideen mit den kulturellen Neugestaltungen verwoben werden. Aber Fundamentierungsarbeiten gehen immer langsam und müssen sorgsam ausgeführt werden. Wehe, wenn sie sich überstürzen oder ohne die nötige Vorsicht angelegt werden! Gerade in das Fundament der neuen Kultur, die wir im äußersten Osten einleiten wollen, muß der christliche Gedanke hineingelegt werden, damit es solid werde und den schweren Um- und Neubau eines Vierhundertmillionenvolkes tragen kann.

Wie der christliche Gedanke die entstehende geistige Spannung auszugleichen hat, welche bei der Annäherung des Ostens an den Westen entstehen muß, so hat auch das Gewerbe eine ähnliche Aufgabe. Es soll das durch den Handel einsetzende Schwanken, das nur zu leicht eine soziale Krisis heraufbeschwört, wieder ins Gleichgewicht bringen.

Der Handel geht zu stark nach Gewinn, als daß er gern an der Grenze des Volkswohles haltmachen würde. Es ist für ihn schwer, sich in den Schranken der Rechtlichkeit zu halten, sich mit dem Import von wirklichen Bedürfnissen zu begnügen und beim Export sich ohne Übervorteilung des Volkes, an das er herangetreten ist, mit einem redlichen Gewinn zufriedenzugeben. Der Opiumhandel Englands steht nicht vereinzelt da. Der Schnapshandel hat die Indianer erst ausgebeutet, dann ausgerottet. Er wird mit den Negern der Westküste Afrikas ans gleiche Ziel kommen. Die Tätigkeit des Sklavenhändlers, der sich seine Ware unter den furchtbarsten Greueln zusammenholte, ist nur eine eigentümlich auffallende Art des Handels, der sich eine besondere Ware zur Erreichung seines Zweckes ausgesucht hat.

Die starke Betonung des Handwerkes durch Errichtung eigener Handwerkerschulen mag dem Handel als eine rückläufige Bewegung vorkommen, und es liegt tatsächlich in einer durchgreifenden Hebung und Förderung des Handwerkes eine starke Konkurrenz mit dem Handel. Dieser wird in dem Maße geringeren Absatz finden, als ein Land aus sich selbst gediegene Produkte des Gewerbefleißes hervorbringt.

Aber gerade eine solche Konkurrenz ist notwendig als regulierende Kraft für ein Volk, das sich für eine neue Kultur erwärmt. Das Volk selbst darf nicht zur Maschine werden, die alle ihre Kräfte in den Dienst des Eigentümers stellen muß, sich selbst aber aufarbeitet. Der Handel als solcher wird nie ein unmittelbarer Kulturfaktor werden, mag er auch da und dort in einer Begleiterscheinung zu äußerem Kulturstreben anregen. Er wird wohl Verbindungen knüpfen, wird die höherstehende Kultur in einem empfehlenden Gewande bei den staunenden Völkern einführen, wird den wechselseitigen Verkehr immer enger gestalten, wird durch Anregung neuer Bedürfnisse eine gewisse größere Betätigung der Kräfte auslösen, aber in seiner ganzen Tendenz will er gar nicht Kulturträger sein und wird daher zu einer systematischen Hebung eines Volkes nichts beitragen wollen.

Wir, die wir uns den fremden Völkern nähern, werden den Handel notwendig haben, um durch ihn jene materielle Kraft zu erlangen, mit deren Hilfe wir das tieferstehende Volk zu unserer Kulturhöhe heraufheben können; jenes Volk selbst aber hat, um einen ruhigen, sicheren Entwicklungsgang einzuschlagen, Hebung des Gewerbes nötig. Wir dürfen unsere eigenen Interessen nicht vergessen, aber auch nicht die Kulturpflichten, die wir anderen schulden. Für uns sorgt der Handel; als Kompensation wollen wir den Völkern, die durch den Handel uns dienstbar werden, die wirtschaftlichen und kulturellen Güter bieten, wie sie in der Hebung des Gewerbes liegen.



Indes, selbst eine so tief aufgefaßte und ernste Kulturarbeit würde ebensowenig wie „Weltverkehr und Weltwirtschaft ohne Beziehung zur religiösen Fragestellung den Wert erreichen, der in ihnen steckt, nämlich die Vorbereitung des Menschen auf neue, geistige Zwecke" (Paquet, S. 165). Die Christianisierung der Welt ist das Endziel der christlichen Kultur. Das Christentum ist ja ihr Ausgangspunkt, ihr Halt und Angelpunkt. Durch die christlichen Missionen sollen die Nationen, die in der Welt aufzutreten und die Völker zu beeinflussen berufen sind, diese hohe Aufgabe lösen.

Weltkrieg und Weltmission! Gegensätze wie Krieg und Frieden!

In einer tragischen, zum Teil frevelhaften Weise ist die christliche Weltmission mit in den Krieg verwickelt, und wie im Kriege Völker zittern und wanken, so ist schon vieles, was die Missionen in jahrzehntelangem Mühen aufgerichtet haben, durch den Krieg zerstampft worden. Ja, „die Arbeit und der Erfolg der christlichen Missionen scheint durch das Unheil, das europäische Völker unter den Augen der ganzen Menschheit übereinander gebracht haben, für immer vernichtet" (Paquet, S. 191).

Es war ja nicht notwendig, daß England die deutschen katholischen Missionäre aus Kamerun nach dem mörderischen Fernando Po in die Gefangenschaft abführte und ihre Stationen, 11 von 14, in schändlicher Weise in Trümmer schoß. Es war nicht nötig, 35 deutsche Jesuiten von der Universität Bombay gefangen fortzuschleppen. Es war nicht notwendig, die Wilden gegen die Missionäre aufzuhetzen, bloß deswegen, weil es Deutsche waren, die gekommen, ihnen die christliche Kultur und den Segen des Kreuzes zu bringen. Es ist geschehen: ein Verrat an der christlichen Kultur, am Christentum selbst. Und hart ist der Schlag.

Vielleicht noch härter ist die ganze Mission getroffen durch den Schlag, den Frankreich, die „älteste Tochter der Kirche", stets stolz auf ihr Missionsprotektorat, gegen die Missionen geführt hat. Frankreich hat, wie die Priester der Heimat, so auch die Missionspriester unter die Waffen gerufen, mehr als 2000. Es hat viele Missionen ihrer Hirten beraubt und dort das Missionswerk gestört, vielleicht zerstört.

Gerade Ostasien leidet so schwer unter dieser traurigsten Begleiterscheinung des Krieges, da es hauptsächlich französische Missionäre sind, die dort wirken; und nun hat der äußerste Osten: China, Japan und Korea, an die 400 Missionspriester ins Feld gestellt. In China allein sind nun schon über ein Jahr 300 Missionsgemeinden ihrer Hirten beraubt und schauen hoffnungslos in die Zukunft, die traurig und düster heraufzieht.

Furchtbar wütet der Weltkrieg in der Weltmission. Um so wehmütiger stimmt der Anblick der Verwüstung, je segensreicher sich die Aussaat entfaltet hatte und je freudiger die Hoffnung auf die reifende Ernte stand. Voll zuversichtlichen Erwartens schaute die Mission auf

die Kulturvölker des Ostens, die stolz auf ihre 6000jährige Kultur sich so lange dem Christentum gegenüber abwartend verhalten hatten. Das Dezennium vor dem Kriege konnte als das Aufleuchten eines Gnadensternes gedeutet werden, der immer heller und kräftiger über China emporkam. Der Pulverdampf des Weltkrieges hat ihn verdunkelt.

Was wird der Krieg für einen Eindruck machen? Werden jene Völker wieder einmal irre am Christentum? „Europa nennt uns Barbaren," schreibt eine chinesische Zeitung, „aber es will uns scheinen, daß, wenn die europäische Zivilisation nur Zerstörungswaffen zu schaffen wußte, es besser sei, Barbaren zu bleiben" (Schmidlin, Die christliche Weltmission im Weltkriege, S. 16). Mit dem Scheine der Berechtigung werden sie das Christentum selbst für all die Greuel anklagen, in welche dieser Krieg ausgeartet ist, und werden sich nur um so inniger an Buddha und Konfuzius anschließen, zu ihren alten Gottheiten in Hain und Flur pilgern und vor den Ahnentafeln zu ihren Ahnen flehen, daß sie ihr Land vor der fremden Religion schützen möchten, die solche Menschen erzieht.

Unter solchen Voraussetzungen, wie sie der gegenwärtige Krieg bietet, konnte Japan, das in der Wiederbelebung des Buddhismus ein Mittel zur Verwirklichung seiner hochfliegenden Pläne, der Hegemonie eines mächtigen, großen Japan, sieht, neuerdings mit ernstem Nachdruck an China herantreten mit der Forderung, dort überall nach Gutdünken buddhistische Tempel errichten zu dürfen. Wenn China dieses Ansinnen zunächst zurückstellt (vgl. Schmidlin, S. 95), so ist diese Haltung Chinas ein Hoffnungsstrahl, der die Mission über die augenblicklichen Wirrsale hinweg auf die Zukunft vertröstet.

Andere Erscheinungen kommen gerade recht, den sinkenden Mut und das ersterbende Vertrauen wieder zu beleben, das der Krieg aufs tiefste erschüttert hat. „Die Missionen sehen sich der Tatsache gegenüber, daß die Abneigung gegen sie in den gebildeten Klassen und beim Beamtentum Chinas heute tiefer geht denn je", schreibt Rohrbach in seinen Deutschen Kulturaufgaben (S. 28). Und doch, wie mancher der chinesischen Männer, die in ihrer Stellung und in ihrem Ansehen, in ihrer Gelehrsamkeit und ihrem Reichtum wie auf hoher Warte vor ihrem Volke stehen, mag gleich einem Li Hung Chang durch stilles Beobachten aus einem abgesagten Feind des Christentums (Memoiren, S. 62) zu einer gerechten Würdigung, ja zu einer gewissen Bewunderung des christlichen Gedankens und noch darüber hinaus sich durchgerungen haben. Ein Juanschikai wird wohl kaum die Lehre des Konfuzius verlassen; aber er hat doch schon im ersten Jahre der chinesischen „kaiserlichen Republik" durch einen Erlaß den christlichen Bekennern die weiteste Freiheit zugesichert und unter seinem Einflusse hat sich die Regierung durch ihre Vertreter an christlichen Feiern beteiligt (Paquet, S. 178). Juanschikai war es, der den Erzbischof von Peking, Monsignore Jarlin, zu Anfang dieses Jahres mit all den Ehren empfangen hat, die dem Gesandten des Papstes als eines souveränen Herrschers gebühren. Und eben jetzt, mitten im Kriege,



kann der „Osservatore Romano" die Bekehrung des chinesischen Ministers des Äußern, Lou-Tseng-Tsiang, melden.

China bleibt oder wird nach dem Kriege erst recht das Feld, dem die Vollkraft der katholischen Mission sich zuwenden muß. Über 400 Millionen Menschen von hoher politischer und kultureller Bedeutung drängen sich dort zusammen. Sie dem Christentum näherzurücken, zuzuführen, das müßte der Erde eine neue Gestaltung geben; das wäre nach fast zwei Jahrtausenden, die das Christentum suchend und rettend durch die Menschheit gezogen ist, ein Jubel für die Kirche, das wäre die beginnende Verwirklichung jener begeisternden Erwartung, welche sich in den Jahren vor dem Kriege herauskristallisiert hat: die Bekehrung der Welt in dieser Generation.

Auf der Edinburger Missionskonferenz wurde dieses Wort geprägt. Aber soll die Welt protestantisch werden? Und doch, gerade nach dieser Richtung zieht sich mit dem Aufmarsch der europäischen Völker zum Weltkrieg eine neue Gefahr für den Osten Asiens zusammen. Bis vor dem Krieg hat die katholische Mission, in Japan und Korea von dem andringenden amerikanischen Protestantismus bereits weit überholt — Japan hatte schon 1912 90.496 Protestanten und nur 70.582 Katholiken, von denen allein 30.000 auf die Diözese Nagasaki entfallen und die aus den Verfolgungszeiten des beginnenden 17. Jahrhunderts ihren Christusglauben ererbt haben, Korea 300.000 Protestanten gegenüber 89.609 Katholiken (Schwager, S. 30, 32), — in China hat die katholische Mission dank eines Vorsprunges von 225 Jahren, die freilich ausgefüllt sind von vielen Verfolgungen und allerlei Hemmungen, ihre Position gegenüber dem andrängenden amerikanischen Protestantismus behauptet (Schwager, S. 36.) Um mehr als eine Million, meist den niederen Volksschichten angehörig, übertrifft sie die rund 324.000 Protestanten (genau sind es 1,431.000 Katholiken), die das Ergebnis fast ausschließlicher amerikanischer Propaganda sind. Dafür sucht sich diese, unterstützt von den aus Amerika reichlich fließenden Geldmitteln, durch ein blühendes Schul- und Preßwesen der gebildeten Welt Chinas zu bemächtigen, um dann von oben nach unten zu wirken.

Amerika, das so mit fester Entschlossenheit und klarem Zielbewußtsein mit seiner Missionstätigkeit in China und dem ganzen Osten Asiens eingesetzt hat, wird die verzweifelte Lage, in welche der Krieg die katholische Mission gebracht hat, auszunützen verstehen.

Soll Ostasien als Beute des gegenwärtigen Krieges den Amerikanern zufallen? Da die amerikanisch-protestantische Mission vom Kriege überhaupt nicht betroffen wird, die angelsächsische aber bei weitem nicht so sehr in Mitleidenschaft gezogen wird wie die katholische Mission ganz allgemein und überall, so wird „die unvermeidliche Folge dieses Mißverhältnisses sein, daß die katholischen Missionen zurückgehen oder verschwinden müssen, während die protestantischen sich aufrecht erhalten und noch erweitern können, daß also zugleich





eine bedeutende Verschiebung zu ungunsten des katholischen Missionswerkes eintreten muß" (Schmidlin, S. 13).

Wenn zur Beschleunigung einer solchen Krisis Alfons Paquet auch noch den deutschen Protestantismus aufruft und ihn darauf hinweist, „daß alles auf das Entstehen einer großen Ökumene, einer Ökumene im protestantischen Sinne hindrängt", sollen da die Katholiken Deutschlands allein den Geisteskampf aufnehmen, in dem sich die Zukunft der katholischen Mission in China, in dem sich das geistige Werden eines Riesenvolkes, in dem sich das religiöse Schicksal Asiens entscheiden kann?

Deutschland und Österreich stehen zusammen im Kampfe auf Leben und Tod, im Kampfe um ihre nationale Existenz. Ist dieser gigantische Kampf durchgekämpft, dann müssen die beiden Nationen wieder zusammenstehen: das katholische Österreich an der Seite der Katholiken Deutschlands. Für Gottes Reich! so braust alsdann der Schlachtruf durch die Lande.

Auf wen anders könnte die katholische Kirche wohl noch zählen? Wir können freilich nur mit Menschenaugen die Verhältnisse prüfen.

Auf Frankreich? Wehe den Missionen, wenn Frankreich siegen sollte in diesem Völkerringen! „Endigt der Kampf mit einem Triumph Frankreichs, so ist die kirchenfeindliche Regierung dort auf lange Zeit befestigt", schreibt Schrörs mit gutem Recht (Der Krieg und der Katholizismus, S. 17) — „eine Regierung, deren Programm es ist, mit brutaler Gewalt jedes religiöse Empfinden im Volke zu ersticken." Die Entchristlichung der Nation, 1906 begonnen, müßte eine dauernde werden und die französischen Katholiken könnten ihre Hoffnungen auf die Wiedererstehung der ruhmreichen ‚Eglise de France' für lange zu ihr' ins Grab legen" (Schrörs, S. 18). Ein Sieg Frankreichs wäre der Sieg des Antiklerikalismus, der die Kirche beraubt hat, der das Kreuz aus der Schule fortgeholt hat, der, trotzdem er die Missionen für seine politischen Zwecke ausbeuten will, diesen den Todesstoß versetzt, an dem sie langsam hinsterben müssen. Nur einen Beleg: das bisher so blühende Pariser Missionsseminar, das sich ausschließlich den asiatischen Missionen widmet und dort 35 selbständige Missionsgebiete versorgt, ist seit Beginn des französischen Kulturkampfes schnell zurückgegangen. „Im Jahre 1911 konnte das Seminar nur mehr 28 Missionäre entsenden, während 27 starben. Im folgenden Jahre sandte es nur 20 Priester aus, verlor aber 33 durch den Tod. Nur mit tiefer Teilnahme kann man diesen Rückgang einer der größten Schöpfungen auf dem Felde der Heidenmission verfolgen" (Schwager, S. 116). Es hatte ein langsames Ersterben des Missionsgedankens in Frankreich begonnen; der Zusammenbruch mußte einmal kommen, wenn auch unvermerkt; die Lebensader ward ihm unterbunden, da die Regierung Frankreichs dem Volke die Religion nahm und die Schulen entchristlichte. Und jetzt im Kriege? Da entflieht mit jedem Missionär, der auf dem Schlachtfelde niedersinkt, ein Stück Missionsleben, das nicht mehr auferstehen wird.

Und wenn Frankreich unterliegt? Als sturmgeknickter Baum, der im Fallen eine Menge herrlicher Früchte vernichtet hat, liegt dann erst recht die Mission am Boden. Die Schlachtfelder Frankreichs werden zum Totenacker, auf dem Frankreich seinen Missionsgedanken ins Grab sinken sieht. Dann werden seine Missionshäuser leer stehen und seine verwaisten Missionen werden vergebens auf die Rückkehr ihrer Väter und Hirten warten.

Oder sollte der Krieg als Gottesgeißel dieses Volk nochmals aufwecken zu neuem religiösen Leben? Auch in diesem Falle muß, ehe sich die aus tiefen Wunden blutende französische Mission zu ihrer alten Kraft erholt, das katholische Österreich einspringen, um — nicht die französische Mission, nein — die katholische Mission über die Stunde der Heimsuchung hinwegzuführen, sie zu stützen, damit sie nicht zusammenbricht.

Und sollte, das Unwahrscheinlichste angenommen, Frankreich mit voller Arbeitskraft und vollzähliger Arbeiterschar wieder einsetzen können, das unterbrochene Missionswerk wieder fortzusetzen, — China, Ostasien ist übergroß. Hunderte von Millionen stehen am Scheidewege. In großer, ernster Stunde faßt man am leichtesten große, entscheidende Entschlüsse. Für das katholische Österreich ist der Krieg eine Entscheidungsstunde. Es ist katholische Pflicht, diesen Völkern die Hand zu reichen, die sie die Wege des Heiles führen soll.

Kann, will Italien helfen? Es konnte, es mußte den bedrängten Missionen zu Hilfe eilen. Bitter hatte der Heilige Vater kurz vor dem Kriege geklagt: „Es ist für uns schmerzlich, konstatieren zu müssen, welch kleinen Anteil an dem Evangelisationswerke unter den Heiden Italien nimmt, obgleich es der Sitz des Katholizismus ist" (bei Schwager, S. 115). Mit Kriegsausbruch fingen diese Worte an, ein Echo in den Herzen zu wecken. Allein Italiens verräterisches Eingreifen in den Kampf hat auch diese Hoffnungen erstickt, gleichwie es selbst durch seine Treulosigkeit all die Aussichten verraten und vernichtet hat, die ihm im näheren Orient winken mußten.

Langsam, sehr langsam hatte die vorbildliche Tätigkeit der amerikanischen Protestanten auf die Katholiken Amerikas gewirkt. Zu spät war ihr Erwachen für den Missionsgedanken, um nun, im kritischen Augenblick, mit Erfolg eintreten zu können für die wankende Sache der katholischen Mission. Können zwei aufkeimende Missionshäuser den Zusammenbruch der Weltmission aufhalten, wenn die Säulen stürzen, die bis jetzt getragen haben, die großen Missionsseminare Frankreichs, und wenn die aufblühenden Missionshäuser Deutschlands unter dem harten Druck sich beugen, womit der Krieg auf ihnen lastet? Gleichwohl, der Krieg hat mit brennender Fackel hineingezündet in die schwachglimmenden Missionsanfänge des katholischen Amerika. Glaubenswarme Aufrufe durchziehen die gesamte katholische Presse; begeisterte Kirchenfürsten wenden sich an ihre Gläubigen und fordern sie auf, sich des Missionsgedankens in seiner schwersten Prüfungszeit anzunehmen. Was *sie* ihrem Volke sagen,



das darf ich wohl mit vollem Vertrauen an das katholische Österreich weitergeben.

Katholiken Amerikas rufen sie; ich sage: Katholiken Österreichs! „Die Augen unserer Mutter, der Kirche, sind in ihrer Angst um die Zerstörung des gesamten Missionswerkes auf euch gerichtet. Tausende von Missionären, die alles verlassen haben, um den Frieden in der Welt zu fördern und unsterbliche Seelen dem Heilande zuzuführen, flehen euch an. Tausende von hoffnungsvollen Neuchristen bitten und beschwören euch, doch den Missionen zu helfen, um sie, die Geretteten, nun nicht wieder zurückfallen zu lassen in die Nacht und die Greuel des Heidentums. Tausende von Kinderherzen bitten euch, doch zu helfen, daß sie weiter aufwachsen können unter dem segenspendenden Baum der Kirche, um nicht unterzugehen für die ganze Ewigkeit. Katholiken! Soll das Blut so vieler Märtyrer in den Missionen, das Blut unserer Glaubensbrüder, die als Missionäre oder Neuchristen für den Heiland und den Glauben starben, vergebens geflossen sein? Nein, greifen wir jetzt ein." Greife jetzt ein, katholisches Österreich! „Zeigen wir Gott und der Welt, daß wir die Stunde zu benützen wissen, in der es gilt, unseren Dank abzustatten für die große Gnade unseres Glaubens und des Friedens, den wir genießen!" (Zeitschrift für Missionswissenschaft 1915, Seite 267.) Des Friedens, den wir genießen? Ach, wir haben ihn noch nicht.

Vielleicht ist der heißersehnte Völkerfrieden der Lohn des Himmels für den heldenhaften Entschluß, die Friedensbotschaft des Kreuzes mit freudiger Entschlossenheit und großherziger Opferliebe in die Heidenländer tragen zu wollen.

Wild fegt der Sturm über Europa, über die ganze Welt, zerschlägt Staatengebilde, zertrümmert die Werke der Kultur. Eins kann der Sturm nicht brechen: die Treue, auf der des Himmels Segen ruht. In dieser Treue steht Deutschland und Österreich da, vom Sturm umtobt, ungebrochen, unerschüttert. Der Sturm wird sie nur festigen, wie er auch die Eiche zwingt, ihre Wurzeln tiefer zu treiben, dort Halt zu suchen im Sturmestosen und frische Kraft zu neuem Wachstum. Die rauchenden Flammenzeichen, die uns zusammen in den Krieg geführt, leuchten auch in eine Zukunft, die vor uns liegt, und weisen hin auf Weltaufgaben, wert, die ganze Vollkraft eines Volkes zu erschöpfen.

Oesterreich steht am Scheidewege, am Wege hinaus in die Welt. Deutschland ist den Weg, den Österreich jetzt betreten muß, schon einige Jahrzehnte gegangen. Lang, allzulang hat es gedauert, bis in den deutschen Landen die großen Aufgaben, die Deutschland von der Vorsehung zugewiesen waren, einigermaßen verstanden wurden. Aber dann setzte, wie mit dem ersten warmen Frühlingsregen, ein frisches Sprossen, eine freudige Entwicklung ein. Ich finde für diese Umwandlung und das beginnende Eindringen in die gesamten Kulturaufgaben keinen besseren Gradmesser als das rasche Erblühen der 28 großen Missionshäuser auf deutschem Boden. Sie stellen gleichsam

den sichtbaren Ausdruck kulturellen Wollens und Schaffens einer Weltmacht dar. Die zwei Erscheinungen, das Ausreifen Deutschlands zur Weltmacht und die Entwicklung der deutschen Missionen, entsprossen ja einer Wurzel: der Weltaufgabe, wie Gott sie einer starken, ernsten Nation zuweist. Beides bedingt sich, fördert und ergänzt sich gegenseitig.

Österreich-Ungarn muß sich am Scheideweg anschließen. Aber — die Zeit drängt. Es muß rascher den Weg voraneilen, als wir ihn gegangen sind. Es muß schneller zur Erkenntnis seiner Aufgaben kommen, die vor ihm liegen. Es muß tatkräftiger die Hand ans Werk legen, als wir es getan. „Die abendländische Kultur wird sich nur durch uns in der Welt behaupten“ (Spahn, S. 38). Die Weltvölker und die Weltkirche schauen in Erwartung auf uns.

Am Scheidewege steht ein Kreuz als Wegweiser; fragend stehen wir vor ihm.

Völker, große Völker sind in Entscheidungsstunden vor dem Kreuz gestanden und sind an ihm irre geworden. Mögen sie auch jetzt, wo die erschütternde Größe eines Weltkrieges sie niederbeugt, immer noch nicht überzeugt sein von dem tragischen Ernste des Dichterwortes: „Die Kreuzzerbrecher brechen auch die Königskronen“; mögen sie immer noch nicht glauben, daß die Feinde des Kreuzes auch vor einem rauchenden Königsthron nicht haltmachen, sondern erst ruhen, wenn sie selbst unter den Trümmern ihres zusammenstürzenden Volkes begraben liegen, — wir wollen in dem Boden, in den das Kreuz eingelassen ist, unser Zukunftshoffen, unsere Zukunftspläne verankern. **Die Signatur des Kreuzes allein gibt den Völkern und ihren Arbeiten die Garantie des Lebens und des Erfolges.**

Der Krieg hat das Kreuz wieder als Wegweiser aufgerichtet für die Völker, die an ihm sich für eine glückliche Zukunft orientieren wollen, die sich entschließen können, an der Entwicklung der Menschheit weiterzubauen.

Draußen vor Saarburg an der deutschen Westgrenze stand in den Tagen des Friedens ein Feldkreuz. Segnend breitete der Heiland daran seine Arme aus über die Fluren. Da kam der Krieg und eine Granate riß den Schaft des Kreuzes weg. Nun steht der Heiland auf dem Sockel und streckt seine Arme empor zum Himmel, als wollte er den Völkern, die sich und ihr Arbeiten unter das Kreuz stellen wollen, zurufen: Habt Vertrauen, ich habe die Welt überwunden. Mit der Treue zum Kreuz steht und fällt unsere Volkskraft, unsere Kulturkraft.

So sei's denn! Die Völker werden von der blutigen Bühne, auf der sich das schauerliche Völkerdrama abspielt, wieder abziehen. Der von Pulverdampf geschwärzte Vorhang muß fallen. Hinter ihm entfaltet sich für die Zentralmächte ein gewaltiges Kulturprogramm. Schon jetzt wollen wir ihm das klargefaßte Motto geben: „Stat crux, dum volvitur orbis“.

---





# Kriegspsychiatrische Erfahrungen.

**Festvortrag, gehalten am 1. Dezember 1915 in der Generalversammlung der Österreichischen Leogesellschaft vom Direktoriumsmitgliede Universitätsprofessor Doktor Alexander Pilcz, k. u. k. Oberstabsarzt.**

Dem Zeitalter, welches dem gigantischen Völkerringen unmittelbar vorausgegangen war, sind mehrfache Epitheta beigelegt worden. Man sprach von einem „Jahrhundert des Kindes", von dem der Technik, der Aufklärung, und so vindizierte man ihm auch eine spezifisch-dekadente reizbare Schwäche des Nervensystems und schuf den Ausdruck „Das nervöse Jahrhundert".

Die denkbar schwerste Belastungsprobe für geistige und körperliche Gesundheit des Einzelindividuums wie der Menge bildete von jeher der Krieg, in unvergleichlich höherem Maße der moderne Krieg, und die Sorge war nicht unbegründet, daß das nervös-degenerierte Zeitalter mit einem nervös-psychischen Zusammenbruche von Legionen von Menschen reagieren würde; es flatterte auch bald das Wort von „Kriegspsychosen" auf, als einer dem Kriege gewissermaßen spezifischen Form von Geistesstörung.

Aus der Fülle von Erfahrungen und Beobachtungen, welche der Nervenheilkunde und Psychiatrie wie jedem anderen Zweige der Medizin während dieses Krieges erwuchsen, möchte ich nun hier einige Punkte herausgreifen, die vielleicht auch für den Laien eines gewissen Interesses nicht entbehren.

Zunächst die Frage: Brachte der Krieg eine Vermehrung der Irrsinnsfälle bei den Soldaten hervor?

Auf der psychiatrischen Abteilung des Garnisonsspitales Nr. 1, deren Chefarzt ich seit Kriegsbeginn bin, gelangten vom 1. August 1913 bis 31. Juli 1914 324, vom 1. August 1914 bis 31. Juli 1915 1675 Fälle, Mannschaftspersonen betreffend, zur Aufnahme. Nicht inbegriffen in diese Ziffer ist die beiläufig ebenso große Zahl der sogenannten „Transenen", das heißt Kranker, welche nicht zur Beobachtung, beziehungsweise Behandlung, sondern nur gelegentlich eines Transportes dem Spitale als einer Zwischen-Durchgangsstation zugewiesen wurden, — und nicht eingerechnet die noch größere Anzahl sogenannter „Konstatierer", das heißt Fälle, die nur zur ambulatorischen Untersuchung und Begutachtung auf die Abteilung geschickt wurden. Schätzungsweise sind demnach mehr als 5000 Fälle, ganz

abgesehen von den Offizieren, im ersten Kriegsjahre durch meine Hände gegangen.

Der Unterschied gegenüber den Ziffern aus der gleichen Friedenszeit müßte einen geradezu niederschmetternden Eindruck machen. Allein, das alte „La statistique, c'est le mensonge en chiffres“ bewahrheitet sich auch hier. In der Verwertung des trockenen Ziffernmateriales muß man außerordentlich vorsichtig sein, will man grobe Fehlschlüsse vermeiden. Vor allem muß bedacht werden, daß die beiden oben angeführten Zahlen 324 und 1675 überhaupt miteinander nicht schlechthin verglichen werden dürfen. Es ist zunächst klar, daß in dem Maße, als der Friedenspräsenzstand jeder einzelnen Truppenunterabteilung ungleich geringer ist als der Stand bei vollzogener Mobilisierung, selbstverständlich auch die absoluten Zahlen der Geisteskranken, entsprechend dem Millionenheere, ganz bedeutend anschwellen müssen, selbst bei gleichbleibenden relativen Perzentverhältnissen. Auch aus einem zweiten Grunde eignen sich diese beiden Ziffern nicht zu einem einfachen Vergleiche. Es müßten da aus den 5000, beziehungsweise 1675 Fällen nur die Personen derjenigen Altersklassen herausgegriffen werden, welche auch während der Friedenszeit zur aktiven Dienstleistung herangezogen werden. Es spielen ferner auch rein äußere Umstände, auf die alle ich nicht weiter eingehen kann, eine große Rolle. Ich erinnere Sie zum Beispiel daran, daß, namentlich in den ersten Kriegsmonaten, eine Reihe von Spitälern, über welche die Heeressanitätsverwaltung sonst verfügte, infolge der kriegerischen Ereignisse nicht zu Gebote stand, daß man die Kranken möglichst rasch an eine psychiatrische Zentralstation des Hinterlandes abschieben mußte rc. Endlich darf folgendes nicht vergessen werden. Sprach ich früher von „Mannschaftspersonen“, so wollte ich damit kurz den Unterschied gegenüber den Offizieren kennzeichnen. Nachdem seit Kriegsbeginn die Militärgerichtsgewalt hinsichtlich bestimmter, qualifizierter Arten von Straftaten auch auf Zivilpersonen sich erstreckt, gelangte auch ein entsprechender Perzentsatz von Zivituntersuchungshäftlingen, bei denen aus irgend welchen Gründen die Beobachtung des Geisteszustandes angeordnet worden war, zur Aufnahme. So wurde mir zum Beispiel ziemlich in den ersten Kriegswochen eine der Spionage verdächtige Frauensperson von einem Feldgericht zur Begutachtung auf die Abteilung geschickt, in einem anderen Falle ein 80jähriger pensionierter Postdiener, usw. Kurz, es wäre durchaus verfehlt, aus einer Gegenüberstellung jener beiden Zahlen auf eine entsprechende Zunahme von Geisteskranken infolge des Krieges schließen zu wollen, und es wird erst einer sehr kritisch und sorgfältig angelegten Statistik vorbehalten sein, in der Frage Aufklärung zu bringen, inwieweit rein ziffernmäßig die Kriegsereignisse ein Anwachsen der Psychosenfrequenz bewirkte. Ein schätzungsweises Urteil läßt sich jedoch jetzt schon abgeben, und da kann, bei einem Vergleiche mit den Erfahrungen russischer Militärpsychiater gelegentlich des russisch-japanischen Feldzuges, mit aller Entschiedenheit betont werden, daß



die psychisch-nervöse Widerstandskraft der österreichischen Völker im großen und ganzen eine überraschend hohe ist, — ein Ergebnis, das sich mit den Beobachtungen deutscher Fachkollegen hinsichtlich des deutschen Heeres vollständig deckt, — und daß die Unkenrufe der Pessimisten, wie auf so vielen anderen Gebieten, angesichts der Tatsachen auch in diesem Belange verstummen müssen.

Wie verhält es sich nun mit den sogenannten „Kriegspsychosen"? Die Bezeichnung „Kriegspsychose" würde zweierlei besagen: 1. Geistesstörungen, welche durch die Eigenart des Krieges hervorgerufen werden; 2. Geistesstörungen, deren Form irgendwie durch die Kriegserlebnisse in charakteristischer Weise determiniert wird, in dem Sinne etwa, wie der Laie von religiösem oder Verfolgungs- oder Größenwahn und dergleichen spricht.

Betrachten wir von diesem Gesichtspunkte aus unser Material, so muß vor allem eine Sichtung vorgenommen und müssen alle diejenigen Fälle ausgeschieden werden, die überhaupt nie im Felde gestanden sind. Hieher gehören beispielsweise Kranke, deren Psychose schon während der Ausbildung sich offenbarte, häufig Wiedererkrankungen von schon vordem, das heißt im Zivilberufe, ein- oder mehrmals psychotisch Gewesenen, oder dauernde Geistesstörungen, die, im primitiven Alltagsmilieu verkannt und gewissermaßen latent geblieben, nunmehr, bei total veränderten Lebensbedingungen, erst deutlich in Erscheinung traten. Auch bei den Irrsinnsfällen der im Felde Erkrankten ließ sich übrigens zuweilen hinterher feststellen, daß der Mann im früheren Leben schon einen oder mehrere Anfälle von Geisteskrankheit überstanden hatte.

Von den eigentlichen Kriegspsychosen müssen ferner füglich die leider recht häufigen verschiedenen Formen der alkoholischen Geistesstörungen abgetrennt werden. Wie im Frieden so bilden auch im Kriege diese Fälle ein recht trauriges Kapitel. Gutgemeinter, aber unverständiger Übereifer der Zivilbevölkerung hat da manch Unheil gestiftet. Die abziehenden Truppen, die ersten Transporte 2c. wurden stellenweise mit alkoholischen Liebesgaben geradezu überschwemmt, und — ich sage es mit gutem Vorbedacht: — die ersten Todesopfer, welche der Krieg erforderte, fielen nicht von Feindeshand, sondern waren im Rauschhandel Erstochene! Natürlich bekamen wir von vielen Seiten zu hören: es hätte an Wasser gemangelt, oder das Wasser sei infektionsverdächtig gewesen oder dergleichen, geradeso wie wir im Frieden von unseren Alkoholikern belehrt werden, daß man im Winter trinken „müsse", weil es zu kalt, im Sommer, weil es zu heiß sei; der eine trinkt, weil ihm bei seiner Arbeit die Kehle austrockne, der andere, weil er immer in der Feuchtigkeit arbeite 2c. Ausreden findet der Trunksüchtige immer.

Sehr viele geistige Störungen, die wir auch in der Friedenspraxis zu sehen Gelegenheit haben, kommen zustande auf dem Boden schwerer körperlicher Affektionen wie langwieriger Eiterungen, von Typhus, Blattern, chronisch-erschöpfenden Prozessen wie Tuberkulose,



Magendarmstörungen u. dgl. Alle diese Schädigungen treffen natürlich auch bei den Kriegsteilnehmern in reichlichem Maße zu und ein großer Teil der Kriegspsychosen gehört hieher, ohne daß die betreffenden Formen irgend etwas Spezifisches an sich hätten.

Was den konkreten Inhalt der einzelnen Formen von Geisteskrankheiten anbelangt, so beobachten wir zwar nicht eben selten genau dieselben Erscheinungen, wie wir sie stets in den Kliniken zu sehen gewöhnt sind. Nachdem aber in dem Inhalte der Wahnideen und Sinnestäuschungen jene Vorstellungskomplexe sich wiederzuspiegeln pflegen, welche prädominierend das Geistesleben des einzelnen Individuums in dessen gesundem Zustande beherrschen, so wird es uns nicht wundern, daß die psychotischen Symptome — nicht die Krankheit als solche — sehr häufig ein spezifisches Gepräge an sich trugen. Kranke mit Versündigungswahn bezichtigten sich der Spionage, der Feigheit, der Selbstverstümmelung usf., die beschimpfenden und bedrohenden Gehörstäuschungen bewegten sich in denselben Gedankengängen, sprachen von Erschossenwerden oder dergleichen, der Größenwahn nahm die Form phantastischer Heldenstücke an, von unerhört raschem Avancement, riesenhafter Beute 2c. Besonders die hysterischen Delirien waren ungemein plastische Reproduktionen der Kriegserlebnisse mit allen ihren Schrecknissen.

Eine der häufigsten Formen von Geisteskrankheit, die progressive Paralyse, ist, wie wohl allgemein auch schon dem Laien bekannt, ausschließlich Folge einer früheren Infektion durch die Lustseuche. Daß die Kriegsstrapazen den unmittelbaren Anstoß zum Ausbruche der Paralyse bei vorheriger syphilitischer Ansteckung geben können, muß theoretisch ohneweiters zugestanden werden. Einen zwingenden Beweis dafür konnte ich allerdings, wenigstens nach meinen Erfahrungen, nicht finden. Wohl aber steht zu befürchten — das Intervall zwischen Infektion und Auftreten der ersten paralytischen Erscheinungen beträgt im Durchschnitte 10 bis 12 Jahre —, daß sich nach dieser Zeit eine größere Zahl von Paralytikern ergeben wird, da leider Geschlechtskrankheiten bei jedem Kriege in gehäufter Frequenz auftreten und verschleppt werden. Neben rein medizinischen Aufgaben der Behandlung und Prophylaxe und neben entsprechender Aufklärung der Mannschaft muß gerade in dieser Hinsicht der Appell an das Sittlichkeitsgefühl, der Hinweis auf religiös-ethische Momente von der größten Bedeutung genannt werden.

Wir sprachen früher von den hysterischen Delirien und gelangen nun zur Erörterung der eigentlichen sogenannten „Kriegspsychoneurosen", des „Nervenchockes" nach Granatexplosion 2c. Ganze Legenden hörte man darüber. Durch Granatfeuer sei der eine irrsinnig geworden, der andere habe plötzlich die Sprache verloren, der dritte ward ein gelähmter, zitternder Krüppel 2c.

Ich selbst sah genug derartiger Fälle, beileibe nicht so viele, als dies nach Laienansicht vielleicht zu erwarten gewesen war, — auch in dieser Hinsicht zeigte sich gottlob eine ganz erstaunlich große psychisch-



nervöse Widerstandskraft der überwiegenden Mehrheit der österreichischen Bevölkerung —; immerhin beobachtete ich, gerade so wie die übrigen Fachkollegen, eine erkleckliche Anzahl solcher merkwürdiger Fälle: auf psychischem Gebiete schreckhafte Delirien von feindlichen Überfällen, Halluzinationen von Artilleriefeuer, von Stöhnen und Schreien Verwundeter, Bilder abgerissener Köpfe und Glieder, oder Zustände von mehrtägigem totalen Gedächtnisverluste, auffallend dabei ein eigentümlich übertrieben theatralisches Mienen- und Geberdenspiel, an das falsche Pathos von Provinzschauspielern erinnernd; in körperlicher Hinsicht: Sprachverlust, Stottern, Zittern, Lähmungen. Dabei ergibt die genaueste Untersuchung keine oder ganz unbedeutende Verletzungen, speziell, was das bemerkenswerteste ist, sicher keinen Anhaltspunkt für das Bestehen einer organischen Läsion des Gehirnes oder Rückenmarkes. Die Prognose?: restlose Heilung in zwei bis drei Tagen in dem einen Fall, in dem anderen unverändertes Fortbestehen des Zustandes durch Monate und Monate, im dritten Falle Besserung nach geraumer Zeit, endlich völlige Rekonvaleszenz und . . . plötzlicher schwerster Rückfall in dem Augenblicke, da der Genesene das Spital oder Sanatorium verlassen und diensttauglich einrücken sollte.

Eine Analyse schon der ersten paar Fälle zeigte nun sofort, daß wir alle diese Bilder ja schon oft gesehen haben und mutatis mutandis längst aus der klinischen Erfahrung kennen. Wir beobachteten derlei bei Eisenbahnzusammenstößen, bei Paniken, Grubenkatastrophen usf., aber auch nach ganz harmlosen und alltäglichen Betriebsunfällen, wobei von den mächtigen psychischen Erschütterungen zermalmenden Schreckens nicht die Rede sein konnte, und — das ist jetzt das wichtigste gerade bei den letzterwähnten Fällen — nicht vielleicht im unmittelbaren Anschlusse an die mehr minder geringfügige Verletzung, sondern erst, in ständig steigerndem Ausmaße, im Verlaufe des Rentenprozeßverfahrens bei Unfallversicherten. Kurz, wir begegneten den allbekannten, vielgestaltigen, aber durchaus eindeutigen, für den Fachmann unverkennbaren Krankheitsbildern der sogenannten Hysterie, der traumatischen Neurose, der Schreckhysterie, und wie die Bezeichnungen sonst noch lauten.

Ehe wir auf eine Erklärung dieser eigenartigen Krankheitszustände eingehen, muß ich aber mit großem Nachdrucke folgendes betonen: Auch in der Friedenspraxis verlaufen sehr oft die vom rein chirurgischen Standpunkte aus schwersten Verletzungen ohne nennenswerte nervöse Begleiterscheinungen. Ebenso — und ich kann nur zum drittenmale die so erstaunlich starke nervös-psychische Gesundheit der österreichischen Völker hervorheben — sieht der Kriegschirurge die überwiegende Mehrheit von Tausenden und Abertausenden der entsetzlichsten Verstümmelungen und Verletzungen durch Granat- und Schrapnellfeuer, ohne daß es zu den so sonderbaren oben skizzierten Störungen gekommen wäre, und dies nicht einmal bei jenen Fällen, bei welchen das Zentral- oder periphere Nervensystem selbst Sitz der Verletzung ist und die entsprechenden



anatomisch bedingten Ausfallserscheinungen der nervösen Funktionen vorliegen.

Schon dieses Mißverhältnis zwischen Ursache und Wirkung — schwerste Verletzung ohne traumatische Hysterie einerseits, minimale Läsion, ja oft nur einfache Schreckwirkung, und schwerste nervöse Folgesymptome andererseits — zeigt deutlich, daß es nicht so sehr auf die Art der Verletzung, beziehungsweise ganz allgemein gesprochen, der äußeren Schädigung ankommt, um das Auftreten der in Rede stehenden Erscheinungen zu erzeugen, als vielmehr auf die individuelle nervöse Reaktion des einzelnen Betroffenen.

Diese, sit venia verbo, „persönliche Note“ ist verschiedener Art. Häufig läßt sich eine angeborene oder erworbene neuro- und psychopathische Minderwertigkeit nachweisen; erbliche Belastung, Alkoholdurchseuchung 2c. spielen hier eine große Rolle. Vor allem aber kommen im Wesen der Hysterie gelegene Eigentümlichkeiten in Betracht, auf welche wir hier kurz eingehen müssen. Es ist das hysterische Einzelsymptom gesondert zu studieren, der sogenannten hysterischen Charakterbeschaffenheit gegenüber. Das Einzelsymptom, wie Lähmung, Sprachverlust u. dgl., kommt zustande durch die eigenartige Suggestibilität, vermöge deren hemmungs- und kritiklos irgend eine Vorstellung — Autosuggestion — ohneweiters in die entsprechende körperliche Erscheinung umgesetzt wird. Die Vorstellung, gelähmt zu sein, erzeugt sofort wirklich die Lähmung, und diese Krankheitsvorstellung wird nun so lange festgehalten, bis es einem anderen suggestiv mächtig wirkenden Faktor gelingt, den Bann der Autosuggestion zu brechen. Zum Wesen des hysterischen Charakters gehört aber nicht nur diese unbeschränkte Suggestibilität an sich, sondern auch ein ganz spezifischer Krankheitswille, und dieser hysterische Wille zur Krankheit, dieses gerade Gegenteil des normalen Willens zur Gesundheit, diese Unfähigkeit, gesund sein zu wollen, tritt bei dem Hysterischen um so stärker und die Gegenwirkung irgenwelcher Fremdsuggestion um so hemmender und störender auf, je mehr das hysterische Individuum aus irgendwelchen Gründen in der Krankheit einen Vorteil gegenüber seinem gesunden Zustande erblicken zu müssen glaubt. Der Hysterische flüchtet sich in die Krankheit, wie ein vielzitierter Ausdruck lautet, aus irgendwelchen Motiven, die ihm das Gesundsein weniger wünschenswert erscheinen lassen.

Die Anwendung auf die hysterischen Kriegsneuropsychosen ergibt sich von selbst.

Der nervengesunde und moralisch vollwertige Mensch erkrankt überhaupt nicht oder nur ganz ausnahmsweise unter einem hysterischen Symptomenkomplex, und dieser kann durch irgendwie suggestiv wirkende Beeinflußung rest- und defektlos in unglaublich kurzer Zeit, in wenigen Tagen, ja zuweilen in einer einzigen Sitzung, zur Heilung gebracht werden. Der degenerierte Neuropath, der Schwächling an Willen und höherer Ethik, unzugänglich dem Kantschen kategorischen Imperativ, bar altruistischer Gefühle wie Vaterlandsliebe, Pflichtbewußtsein,



Selbstaufopferung, verfällt leicht den schwersten Formen hysterischer Erkrankung und kommt außerdem, den hysterischen Krankheitswillen unterstützend, noch irgend ein anderes hier nicht zu erörternder Motive hinzu, so ist die Aussicht auf Wiedergenesung, so lange eben jener Beweggrund zum Kranksein wollen fortbesteht, so gut wie null. Zwischen diesen Extremen gibt es nun natürlich alle möglichen Übergänge.

Ich darf dieses wenig erfreuliche Kapitel nicht verlassen, ohne noch folgende Frage gestreift zu haben. Sowohl bei den Unfallsneurotikern der Friedenszeit wie bei allen diesen ihnen wesensgleichen Fällen der Kriegsteilnehmer muß sich ja die Frage bewußter Simulation aufdrängen. Theoretisch existiert eine so scharfe Grenze zwischen Hysterie und Simulation wie eben zwischen Krankheit und Gesundheit, ein Unterschied, den der Wiener Kollege Raimann dahin kennzeichnet, daß der Simulant krank scheinen, der Hysteriker krank sein will; allein gerade dieser erfahrene Kenner der Hysterie bemerkt ausdrücklich, daß in praxi da vielfache fließende Übergänge vorkommen, ja daß häufig bei einem und demselben Individuum beides zugleich vorliegt, wie dies auch unlängst mein Lehrer v. Wagner zum Ausdrucke brachte, als er von „Nicht können-wollen" und „Nicht wollen-können" sprach. Auf die innigen Beziehungen zwischen einfacher, glatter Simulation, drückebergerischer Übertreibung und schwerer Hysterie, auf diagnostische Hilfsmittel 2c. will ich, als auf rein medizinische Punkte, nicht weiter eingehen nnd möchte nur feststellen, daß ich, abgesehen von strafgerichtlichen Fällen, einfache, reine Simulation ohne irgendwelche Krankheit, lediglich zum Zwecke der Militärdienstentziehung, glücklicherweise doch nur relativ selten gefunden habe.

Genug von diesem traurigen Gegenstande! Mit diesen hysterischen Formen dürfen nicht verwechselt werden schwere, echte, nervöse Erschöpfungs- und Überreizungszustände mit Weinkrämpfen, hartnäckiger Schlaflosigkeit, Reizbarkeit wechselnd mit inerter Apathie bei Leuten, die mit von Haus aus rüstigen Nerven ausgestattet, nach über einjährigem, ununterbrochenem Frontdienste, unter den dauernden, gleichzeitigen Einflüssen rein körperlicher Schädigungen wie unregelmäßiger Nahrungsaufnahme, mangelnden Schlafes usw., vor allem aber unter dem Eindrucke der vielen seelisch erschütternden Momente schließlich und endlich zusammenbrechen. Namentlich die Wirkung tagelang anhaltenden Granatfeuers sowie der Anblick der grauenhaften, durch Granatwirkung hervorgerufenen Verstümmelungen und Zerfetzungen wird von den Kranken als affektiv besonders niederschmetternd geschildert.

Diese Art von Nervenkranken erholen sich unter entsprechender Ruhe und Pflege zumeist überraschend schnell und vollständig. Gerade bei dieser Gelegenheit will ich übrigens eine von mir und von anderen Fachkollegen wahrgenommene Erfahrungstatsache besonders unterstreichen, daß nämlich sehr viele hypochondrische Neurastheniker der Friedenszeit mit ihren zahllosen mehr minder eingebildeten Beschwerden und Leiden im Felde ihrer Nerven sozusagen vergessen lernten. Aufflammender Patriotismus und die eherne Ananke läßt



keinen Platz für die kleinen subjektiven Schmerzen, und die wehleidige, selbstbeobachtende und selbstsüchtige Individualpsyche ging auf in der kriegsbegeisterten, pflichtbewußten und selbstlosen Kollektivpsyche der österreichischen Wehrmacht.

Ebenso freut es mich, gerade in diesem Kreise auch folgendes mitteilen zu können. In einer Studie über Nerven- und Geisteskrankheiten bei katholischen Priestern und Nonnen hatte ich seinerzeit an der Hand meiner persönlichen Erfahrung dargetan, daß die Anschauung einer gewissen Schule, wonach geschlechtliche Enthaltsamkeit das Um und Auf aller Ursachen für alle möglichen Nervenkrankheiten sein sollte, schon aus dem Grunde nicht stichhältig erachtet werden darf, weil gerade bei dem eben erwähnten Krankenmateriale eine besondere Häufigkeit von Hysterien, Neurasthenien u. dgl. in gar keiner Weise festzustellen ist. Von den Feldkuraten nun, welche mit den Kombattanten dieselben Gefahren und Schädigungen teilen, hatte ich bis jetzt kaum zwei bis drei wegen nervöser Beschwerden zu untersuchen gehabt, und gerade diese waren nicht einmal im Felde erkrankt, sondern schon von früher her Neurastheniker, die von mir hinsichtlich ihrer Diensttauglichkeit begutachtet werden mußten.

Ich habe vorhin der Erfahrungstatsache Erwähnung getan, daß viele leicht Nervöse durch den Felddienst an ihren Nerven sogar gesünder geworden sind, so daß auf sie der Krieg gleich einem Stahlbade kräftigend einwirkte. Sommer in Gießen berichtet in seiner Rektoratsrede über ähnliche Beobachtungen und spricht davon als von einem Beispiele der vielen „regenerativen" Momente, welche der Krieg zutage treten ließ. Der gedankentiefe und anregungsreiche Vortrag „Krieg und Seelenleben", in welchem Sommer neben psychopathologischen vornehmlich psychologische Fragen erörtert, gipfelt in den Sätzen, daß die psychische Widerstandsfähigkeit des deutschen Volkes über alles Erwarten hoch sich erwies und daß der Krieg im großen und ganzen mehr regenerative Erscheinungen im Seelenleben des deutschen Volkes zeitigte. Diese Erfahrungen decken sich vollständig mit den unserigen. Der Krieg ist ein unerbittlicher Prüfer des gesundheitlichen und sittlichen Wertes des Einzelnen wie der Masse, vom Kriege gilt, was Dehmel vom Schicksale singt:

„Schicksal hämmert mit harten Schlägen,
Wachs bleibt Wachs, Gold läßt sich prägen,
Eisen wird Stahl, Glas zersplittert . . . ."

Die berufliche Eigenart des Nerven- und Irrenarztes bringt es mit sich, daß gerade ihm vorzugsweise ein ethisch und nervös minderwertiges Menschenmaterial vor Augen kommt. Der Chirurg ist da viel besser daran. Ich hatte schon früher die im Verhältnisse zur enormen Zahl von Verwundeten außerordentliche Seltenheit der traumatischen Hysterie erwähnt. Der Chirurg kann erzählen von den zahllosen Fällen, die trotz ein-, ja mehrfacher Verwundung weiter kämpften, bis eine abermalige Verletzung oder der Blutverlust sie zu



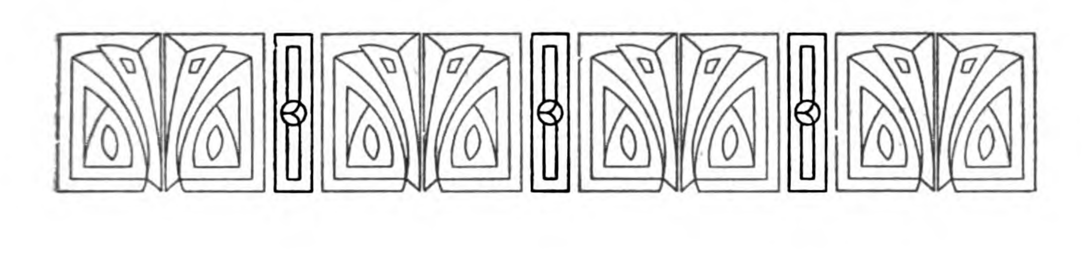
Boden zwang, von den zahllosen Fällen, die, frisch verbunden, vom Hilfsplatze sofort wieder in die Feuerlinie eilten, von dem stummen Heroismus im Ertragen von Schmerzen, von dem regen, aktiven Mitarbeiten des Kranken an seiner Gesundung während der Rekonvaleszenz, von den Vielen, die den Tag der Entlassung kaum erwarten können, zum dritten und vierten Male wieder hinaus auf die blutige Walstatt ziehen.

Der Arzt sieht aber überhaupt nur einen kleinen Ausschnitt in dem Riesenbilde dieser Epoche. Soll ich erst hinweisen auf die schier unzählbaren Beispiele todesverachtenden, tollkühnen Heldentumes und selbstlos aufopfernder Kameradschaft, über welche uns tagtäglich berichtet wird, auf die vielen Braven, deren Brust die verdiente Auszeichnung ziert? Soll ich erinnern an die Legionen der namenlosen, unbekannten *Alltagshelden* an der Isonzofront, der Karpathenkämpfe, des Siegeszuges vom Dunajec bis Brest-Litowsk, der Flieger, der Unterseebootmannschaft? Dürfen wir vergessen der, weil nicht mit dem Kriegslorbeer geschmückt, vielleicht viel zu wenig gewürdigten Verdienste der Daheimgebliebenen, ihrer Opferwilligkeit, die mächtige Wohlfahrtseinrichtungen wie aus dem Boden stampfte, ihrer nimmermüden, begeisterten Fürsorge, ihrem geduldigen und mutigen Ertragen vieler Entbehrungen und Einschränkungen? Wahrlich, der großen Zeit erwuchs erstarkend ein großes Geschlecht!

Ich wiederhole: Es ist in der Eigenart des Berufes gelegen, daß dem Neurologen und Psychiater mehr die Nachtseiten des menschlichen Seelenlebens sich aufdrängen müssen, daß sein Krankenmaterial größtenteils aus nervös oder moralisch Defekten sich zusammensetzt, und gleichwohl sind, wie wir heute mehrmals gesehen, meine Ergebnisse hinsichtlich der nervös-psychischen Gesundheitsverhältnisse unserer Völker, gleich den Beobachtungen der deutschen Fachärzte, ungemein tröstlich und erfreulicher Art.

Ein Ausspruch, gleich zu Anfang des Krieges gefallen und würdig, unter die „geflügelten Worte" eingereiht zu werden, lautete: Wer die besseren Nerven besitzt, wird in diesem Kriege siegen. Nun, darüber gibt es keinen Zweifel, *die besseren Nerven sind auf unserer Seite!*

**Wenn wir, selbst in schweren Stunden, bauend auf unsere gerechte Sache, mit unerschütterlichem Vertrauen in die Zukunft blickten, so haben uns die Tatsachen mit jedem Monate mehr Recht gegeben. Mit voller Zuversicht dürfen wir den endgültigen Sieg erhoffen: Auf unserer Seite steht die gerechte Sache, auf unserer Seite sind die besseren Nerven. Der Sieg kann nicht ausbleiben. Das walte Gott!**



# Religiöse Kriegs-Ansichtskarten.

Von Dr. Heinrich Swoboda.

Von hoher akademischer Stelle wurde jüngst die Frage erörtert, welche „Gefühle und Willensregungen kollektiver Natur" im Kriege stärker geworden sind: die patriotischen, die nationalen oder die religiösen. Das energische Aufflammen des österreichischen Staatsgedankens ist vom Rektor Menzel mit Recht gefeiert worden: „Der Staatsgedanke hat in jüngster Zeit eine Macht erlangt, welche ihm seit vielen Jahrhunderten nicht innewohnte. Man muß auf die Zeit der antiken Republik zurückgehen, wenn man eine so großartige Konzentration aller physischen, geistigen und moralischen Kräfte in der politischen Gemeinschaft auffinden will."

Wenn aber weiterhin der Überzeugung Ausdruck gegeben wurde, daß „gleichzeitig die nationalen und religiösen Gemeinschaftsgefühle in den Hintergrund treten", dann darf die richtige Beobachtung nur so verstanden werden, wie sie gemeint ist, und nicht so, als wäre das Neuaufleben religiöser Gesinnung im Krieg durch ein sozialpsychisches Gesetz unmöglich gemacht, auch nicht so, als wäre das katholische Bewußtsein, zur Kirche als übernatürliche Heilanstalt zu gehören, durch den Krieg irgendwie erschüttert worden. Ganz im Gegenteil würden sich die österreichisch-patriotische Idee und die neue religiöse Begeisterung gegenseitig nicht abschwächen, sondern sicher nur verstärken.

Aber ist denn wirklich eine religiöse Wandlung bei uns vor sich gegangen? Wie tief wurzelt sie?

Im sogenannten Hinterland merkt man, wie allgemein zugegeben wird, ein höheres Interesse bei Kriegsandachten und glaubt auch sonst tieferen Ernst in der Lebensauffassung vieler zu finden. Daß daneben gewisse Vergnügungslokale noch weiterleben oder daß die Prinzipien des Umsturzes auch im „Burgfrieden" sich wohl fühlen können, ist an sich kein Gegenbeweis, macht aber im Verein mit anderen Beobachtungen doch die Frage rege, ob die religiöse Erstarkung durchhalten wird. Man will während der langen Dauer des Krieges schon eine Änderung seines Einflusses, ein Nachlassen desselben bemerkt haben.

Da darf wohl ein ganz eigenartiger, bescheidener, aber doch fast ziffernmäßiger Beweis beachtet werden, der uns heute entgegentritt, nicht aufdringlich, sondern verborgen wie der Pulsschlag am Menschen.





Wer diesen fühlt, weiß, wie wichtig seine kleinen, tausendfältigen Regungen sind.

Von einer solchen kleinen, verborgenen, aber nicht schwächlichen Sache möchte ich ein tieferes, geradezu psychologisch vertieftes Maß für das neuerwachte religiöse Leben im Krieg vorführen. So sehr wir den Krieg als der Übel größtes beklagen und die Friedenstätigkeit des Papstes immer dankbarer bewundern, dürfen wir an tatsächlich günstigen geistigen Erscheinungen des Krieges um so weniger vorübergehen, wenn sie auf allen Wegen und Straßen, in den Schaufenstern der größten Städte gleichmäßig wie beim Kleinkrämer im Dorfe sich zeigen und, hat man sie einmal gesehen, sich fast aufdrängen. Anderseits darf ein solches Material auch nicht überschätzt werden, sondern das Maß muß davon gerecht und sachlich genommen werden. Ich meine ein ganz modernes Ausdrucksmittel der Volksseele, das seit einigen Jahren erst ausgebildet, gegenwärtig aber vor unseren Augen zu einer Musterkarte seelischer Bedürfnisse geworden ist: die Ansichtskarte im Kriegsjahr. Uns umgibt heute eine wahre Flut dieser zuerst spielerischen, jetzt geradezu tendenziösen Bildchen, deren kulturelle Bedeutung heute niemand mehr verkennen wird.

Zwei solcher Ansichtskarten, die bald nach dem Beginn des Krieges erschienen und tiefreligiösen Inhalt hatten, erregten meine Aufmerksamkeit, und wie von selbst begann ich jene Postkarten, die im Bild oder ausdrücklich im Text einen Hinweis auf Gott oder kirchliches Leben enthielen oder religiöse Überzeugung oder Gefühle zum Ausdruck brachten, somit seelsorglich interessant waren, zu sammeln. Die erste dieser Karten stellte eine betende Frau vor, deren Mann, ein Soldat, mit dem Gewehr im Anschlag wie eine Erscheinung zwischen der Knienden und einem Marienaltar steht, während das Gnadenbild seine Hand über den Krieger ausstreckt. Die Unterschrift lautet: Maria beschütze ihn! Im weiteren Verlaufe des Kriegsjahres hat diese betende Frau eine reiche Gesellschaft gefunden: auf nicht weniger als 68 Karten sieht man jetzt Frauen, Bräute, Mütter und Väter für ihre Soldaten beten, oft sind dabei die rührendsten Unterschriften zu lesen. Man sieht darauf Kinder allein oder in Gesellschaft Erwachsener für den eingerückten Vater ihre Händchen falten, wobei einigemale auch die Puppen mitbeten. In meiner Sammlung befinden sich 76 verschiedene Kompositionen mit solchen inständigen oder naiven Gebetlein. Beide Gruppen zusammen haben also das Gebet der Angehörigen unserer Soldaten weit über hundertmal zum Ausdruck gebracht! Fortwährend tauchen solche Karten neu auf, freilich gar nicht immer kunstvoll, aber wir schauen hier bloß auf den Inhalt. Und dieser drängt uns die Frage auf, wann es jemals eine solche Fülle von Ansichtskarten gegeben hat, die einfachhin Predigt oder Glaubensbekenntnis in offenster Form waren?

Und wenn hier die Angehörigen unserer Krieger eine solche Rolle spielen, ist vielleicht auch ein betender Soldat auf unseren Karten dargestellt?



Beten denn Soldaten überhaupt?

Gleich mit Kriegsbeginn sah man zuerst in einer illustrierten Zeitung, dann in einfachen Bildchen, schwarz oder farbig, eine Darstellung, von der alle sofort tief ergriffen waren, der aber doch niemand den unerhörten Auflagentriumph hätte voraussagen wollen: Unser Kaiser im Gebet. Kaiser Franz Josef in Marschallsuniform mit den vier goldenen Ordens-Collanen kniet, das Antlitz in den gefalteten Händen halb verhüllt, auf einem rot oder weiß überzogenen Betstuhl. Wer jemals den Wiener Fronleichnamszug bei einem der vier Altäre gesehen hat, erkannte das Bild sofort. Das ist das Gebet vor dem eucharistischen Sakrament, da huldigen die Traditionen Österreichs dem Allerheiligsten.

Der bekannte Wiener Photograph C. Scolik hatte bei der letzten Fronleichnamsprozession, die unter Teilnahme Sr. Majestät stattfand, also im Jahre 1910, von dem Altar auf dem Lobkowitzplatz mit einem Teleobjektiv eine Aufnahme des Kaiserzeltes während des eucharistischen Segens gemacht. In seiner Genesis hat das Bild also mit dem Krieg nichts zu tun. Nur als der Krieg ausbrach, hob der Photograph von der ganzen Hofgruppe die Person des betenden Monarchen heraus. Alle kennen, verehren und lieben das Antlitz, das man hier fast nicht sieht, wodurch das Bild merkwürdigerweise nur um so ergreifender wirkt. Es spricht Ahnungen aus, es wirkt anregend. — In meiner Sammlung von Ansichtskarten liegen nun neben dem Originalbild mit einem Gedicht von H. Sheff 20 Varianten dieses einen Motivs, dessen erste Fassung von einem rührigen Berliner Verlag bisher in Millionenauflagen umgesetzt wurde. Das Wiener Haus gibt vier Varianten in 1¼ Million Auflage an, mit den übrigen Filialen in Prag, Budapest und Agram zusammen sind sieben Millionen dieser Karten ausgegeben. Wir können hier nicht auf die Email-, Glas- und Metallreproduktionen von Juwelieren, Buchbindern, Kleinwarenverlegern usw. eingehen, die das Bild als Brosche, Buchdeckel, Anhängsel, überhaupt als Schmuckbild aller Art, brachten; auch diese Auflagen bewegten sich in sechs- und siebenstelligen Ziffern, ein wahres Wettverlegen in allen österreichischen Sprachen und selbst auch im deutschen Verlag. Sogar die Russen haben das Bildchen unter ihren Soldaten verbreitet: „Der österreichische Kaiser weint über die verlorenen Schlachten." Die grobe Unwahrheit fand ihre Widerlegung im Bilde selbst, wir aber dürfen sagen, es stelle den obersten Soldaten Österreichs im Gebet vor, in einem Gebet, so mächtig wie das des Patriarchen Moses und so eindrucksvoll, daß dieses Bild allein eine millionenmalige Mission ist. Freund und Feind kennt es, und wir wissen, daß es das beste, charakteristischeste Bild unseres Kaisers ist. Unter allen Kriegskarten bleibt diese die populärste und wurde auch tatsächlich bis in die letzten Tage noch immer gekauft, wie mir verschiedene Händler mitteilten.

Aber das ist nicht das einzige Bild eines betenden Soldaten. Solche Krieger im Gebet finde ich, nach Kategorien geteilt, folgende:





vor einem Kreuze nicht weniger als 32, vor einem Marien- oder Herz-Jesu-Bild zirka 30 Kompositionen und ferner 28 Karten, die das Gebet am Grabe eines Kameraden darstellen, ferner 24 verschiedene Karten zum ganzen Vaterunser oder einzelnen Bitten desselben, also zusammen über 100 Kartenbilder, die aufs intensivste die religiöse Selbstbetätigung des Kriegers darbieten und, was für unsere Zeit überraschend und interessant ist, auch fleißig gekauft und verschickt werden. Daß dabei bedeutend mehr österreichische Uniformen als deutsche vorkommen, mag im Sammelorte der Karten teilweise begründet sein, aber der größte Kartenhändler Wiens erklärte, daß überhaupt in Österreich die religiöse Kriegskarte stärker vertreten sei als in Deutschland. Dazu kommt, daß die Zahl der „Soldaten im Gebet" sich wesentlich erhöht durch die überraschend vielen liturgischen Szenen: Feldmessen, sogar eine im Schützengraben photographierte hl. Messe (Linzer Regiment, Hessen Nr. 14), Predigten, Sakramentenspendungen, darunter eine Kriegstrauung (mit der Inschrift: Erst vereint — dann weh' dem Feind!), mehrere Segnungen, wie Fahnenweihen und Leichenfeiern; alle diese liturgischen Szenen in der stattlichen Zahl von 48 Darstellungen des katholischen Feldgottesdienstes. Dazu kommen dann 7 protestantische und 1 jüdische Andacht im Felde. Ferner wären hieher aus den später zu besprechenden Liederkarten 15 zu rechnen, wo Soldaten singend beten. Wir hätten also den betenden Soldaten im Weltkrieg über 180mal dargestellt.

Man sieht an diesen wenigen Zahlen schon, daß die Sammlung religiöser Ansichtskarten aus unserem Krieg förmlich zu einem Problem wird und zu einem Maß, dessen Eindruck unter der Hand wächst. Es steckt ein hoher psychologischer Wert darin, wenn anfangs Dezember 1915 meine bescheiden begonnene Sammlung 964 Karten aufweist, wobei ich schon 80 weglasse, die nicht streng religiösen Inhalt, wenn auch verwandte Motive zeigen. Im ganzen sind es also 1004.

Gesammelt habe ich die Karten, zumeist solche in deutscher, aber auch in anderen Sprachen, in Wien, dem Hauptort für den österreichischen Verlag. Weiters konnte ich in Ungarn und Galizien, speziell in Budapest, Kaschau, Krakau, Przemysl und Lemberg sammeln. Auch in Oberösterreich hatte ich Gelegenheit, und zwar in mehreren kleineren Orten, solche Karten zu kaufen. Mit ganz wenigen lokalen Ausnahmen gehen überall dieselben großen Verlagserzeugnisse durch, die nur in den Sprachen verschieden sind. Ob in Deutschland ebensoviel österreichischer Einschlag wie bei uns deutscher Verlagseinfluß herrscht, konnte ich nicht vergleichen. Jedenfalls darf die freilich etwas eigenartige Sammlung auf annähernde Vollständigkeit rechnen; sie wird von Tag zu Tag neu ergänzt. Der vorliegenden Bearbeitung ist der 10. Dezember 1915 zugrunde gelegt.

Nach der Schätzung des erfahrensten Wiener Ansichtskartenhändlers machen religiöse Darstellungen etwa 15 bis 20 Prozent der gesamten im Kriegsjahr erschienenen Ansichtskarten aus, die in etwa 3000 Auflagen in Österreich und in ungefähr doppelt so großer in Deutschland erschienen sind. Letztere kommen aber nicht alle nach Österreich, so daß man doch

sagen kann, die religiösen Kriegskarten wären zirka ein Fünftel des Gesamtverlages, was bei der Unmasse von Porträtkarten, Schlachtenbildern und Ortsansichten gewiß ein hoher Prozentsatz ist. Dabei geht die humoristische Karte im Handel empfindlich zurück. Von den lasziven Karten bemerkte ein Papierhändler, daß diese von jungen Burschen und Studenten, die religiösen aber, natürlich neben anderen Kriegskarten, mit Vorliebe von Soldaten gekauft werden.

Der religiöse Inhalt tritt wennmöglich noch stärker, wenn auch etwas einseitig, in der folgenden Gruppe auf, welche den Heiland oder Heilige geradezu in tätigem lebendigen Verkehr mit den Soldaten zeigt. Und es ist auffallend, daß gerade diese spezifisch katholischen Karten, ich würde sie mit dem Sammelnamen „visionäre Bilder" bezeichnen, sehr stark, eigentlich am stärksten vertreten sind und immer wieder bis in die letzten Tage neu verlegt werden. So finden wir Christus in 77 Darstellungen, Maria auf 15 und die Engel auf 27 Bildern. Die Beweiskraft dieser Bilder verstärkt sich durch die Tatsache, daß sie nicht frommen oder agitatorischen Verlagen entstammen, sondern die gewöhnlichen Verlagsvermerke tragen, also unleugbar Folge und Beweis des Lebens sind. Dabei hören wir, daß die religiösen Karten geschäftlich nicht schlechter gingen als die profanen, manche bedeutend besser, am besten die Ave-Maria- und Vaterunser-Karten und die eine, wo Christus als Samariter Verwundete tragen hilft.

Zu den soeben beschriebenen Karten könnte noch die Gruppe von Soldatenpatronen gezählt werden in der Zahl von 40, nicht bloß Ansichts-, sondern geradezu Andachtskarten: Christus als Kultbild (Herz Jesu allein oder als Herzschild des Doppeladlers) 5 mal, die Mutter Gottes in 11 Auflagen (darunter 16 mit dem geneigten Haupt und eine Serie, die Wiener Prozession mit dem vielverehrten Gnadenbild in 8 Karten), der Erzengel Michael in 10, Gabriel in 1 Bild, unter den Heiligen allen voran der Ritter Georg (7), dann je 1 heiliger Josef als Patron der Pioniere, Hubertus als der der Jäger und Schützen, 3 Mauritius und fünfmal die heilige Barbara als Patronin der Artillerie, dann noch Pater Hofbauer und Marco d'Aviano. Beide Gruppen, die visionären und die Patrone, umfassen über 200 Darstellungen! Ihr Schwerpunkt liegt in den Christus-, Marien- und Engelbildern, die, wie gesagt, ins Soldatenleben eingreifen. So segnet Christus die beiden verbündeten Kaiser, er begleitet die Soldaten auf dem Marsche bis in den Schützengraben (20 Kompositionen); dann aber werden die beiden Motive: Christus und der Verwundete sowie Christus und der sterbende Soldat, in 14, bezw. 29 Variationen dargestellt, meistens so, daß der Krieger die Erscheinung Christi wirlich sieht, vertrauensvoll zu ihm aufblickt, von ihm als Verwundeter begleitet oder sogar getragen wird, ihm die Hand reicht oder seinen Segen erhält. Es sind ergreifende Bilder des Trostes und Vertrauens und sie müssen wirken, sowohl wenn sie der Soldat an die Seinen schickt wie (und das ist der häufigere Fall) wenn er sie als Wunsch und Veranschaulichung von seinen Lieben gesendet erhält. Wie lange



werden wohl solche sprechende Postkarten den Sinn des Empfängers beschäftigt haben, immer wieder neu betrachtet werden, kleine Altarbilder innerster Andacht, mehr tröstend, als Worte es vermöchten.

Ähnliches gilt von den Engelsbildern, unter denen der Friedens- und der Siegesengel eine stärkere Rolle spielen. Dabei begrüßen wir als Kampfsänger des hl. Michael den Pfarrer von der Festenburg, Ottokar Kernstock, zu wiederholten Malen im Text. Außer den früher erwähnten Vaterunser-Bildern, zu denen noch eine volle Serie der zehn Gebote in mehreren Sprachen der Monarchie kommt, aber immer mit soldatischen oder kriegerischen Anwendungen, finden wir noch die Gebetstexte: Vater unser — Mein Jesus, dir lebe ich — Ave Maria —, ferner die Schriftstellen: Kommt zu mir, die ihr mühselig und beladen seid! — Ich bin die Auferstehung und das Leben — Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind! usw., oder wir lesen allgemeine Sentenzen und Wünsche: Vertrau' auf Gott! — Sei getreu bis in den Tod! — Glaube und hoffe! — Der Glaube macht stark . . . Unter einem Christus, der einen ackernden Soldaten segnet, steht einfach als Legende: Beim Anbau. Merkwürdig ist auch, daß die Weihnachtskarten, wenigstens heuer, so stark einen unmittelbaren Verkehr der „Feldgrauen" mit dem Christkind oder Krippenengeln zur Darstellung bringen. Aus den Karten von Sankt Nikolaus und dem Krampus spricht ein grimmiger, übrigens der eigenen Sache sehr sicherer Kriegshumor, aber für unser Studiengebiet sind sie ergebnislos.

Verweilen wir hier etwas bei dem Hauptergebnis unserer Beobachtungen in religiöser und seelsorglicher Beziehung. Was ist der geistige Inhalt dieser Karten? Was besagen sie und was sagen sie nicht?

Alle diese Bilder und Gebete und Sprüche zeigen eine religiös gestimmte Ergebenheit und seelische Ausdauer, die über jede Erwartung groß ist. Damit erscheint ferner die patriotische Begeisterung ideal begründet, weil außer rechtlich-staatlichen und wirtschaftlichen Motiven auch religiös verankert. Diese Verankerung ist eine allgemein religiöse und nicht bloß im verletzten Rechtsgefühl über die Untat von Sarajewo, die eigentlich weniger durchwirkt, allein motiviert. Anderseits darf auch nicht verkannt und noch weniger mißdeutet werden, daß ein Hauptziel aller Gebete und selbst der „Visionen" im Schutz des Kämpfers, sekundär seiner Zurückgebliebenen besteht. Dafür kommt auf überaus wenig Karten das Dankmotiv zur Geltung. Es ist noch immer wie zu Zeiten des Erlösers, daß zehn geheilt werden und nur einer dankt. Zur Höhe des Preisgebetes erhebt sich Theodor Körner, wenigstens soweit, daß er den Vater preist, weil es „kein Kampf für die Güter der Erde" ist, sondern „das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte". Das aber, was man theologisch die eigentliche Bußgesinnung nennen würde, finden wir auf den Karten nicht, nur auf einer derselben betet der Soldat zum Abschied: „Vater im Himmel vergib alle Sünd', behüt mir mein Haus, mein Weib und mein Kind" —. Dabei muß betont werden, daß wir literarisches Flagellantentum natürlich nicht wünschen und daß solche Ergüsse sich



auf Ansichtskarten auch nicht voll und ganz erwarten lassen. Aber außer der erwähnten einen Karte und der Serie „Die zehn Gebote", die unmittelbar auf das Kriegsleben angewendet werden, fehlen alle Ansätze zur gesunden Erkenntnis, wo die moralischen Ursachen dieses unmenschlichen Krieges liegen. Daher dürfen wir wohl sagen, daß die religiöse Volksbewegung, insofern unsere Ansichtskarten sie bezeugen, breit, aber nicht sehr tief sei. Vielleicht drückt sich beides am besten aus in dem Gebet des Husaren vor dem Wegkreuz: „Herr, laß dich finden, wo wir dich suchen", wobei Christus den rechten Arm vom Kreuzbalken herab wie segnend über den Beter ausstreckt.

Die größte Anerkennung verdient das religiös gestimmte Solidaritätsbewußtsein der Soldaten für die idealen Seiten ihres Berufes sowie der Kameraden untereinander über das Grab hinaus. Es wurden bisher nur wenig Soldaten- oder Heldengrabbilder veröffentlicht, ohne daß im Gebet versunkene, stehende oder sehr häufig kniende Kameraden des Verstorbenen andächtig gedenken. Eine Karte wendet das Dogma von der Auferstehung deutlich auf die im Krieg Gefallenen an. Aber auch das Solidaritätsgefühl mit dem Kaiser, für die Heimat, für das ganze Volk prägt sich oft und deutlich aus. Die vom Bund der Deutschen in Niederösterreich besorgte Karte: Hindenburg betet vor einem Kreuzmarterl, trägt die Unterschrift: O Herr, du Allmächtiger, hilf mir mein Volk und meinen Kaiser schützen! — An die Gebetspflicht mahnt in geradezu überragender Weise, wie schon oben ziffernmäßig belegt, das Bild „Unser Kaiser im Gebet" und eigentlich auch jedes der zahllosen Bilder betender Soldaten oder betender Angehöriger derselben.

Sonst wird noch der Abschied von der Heimat religiös verklärt und häufig auch der Treuschwur Liebender unter Gottes Schutz gestellt. Die auffallend vielen liturgischen Szenen aus dem Feldgottesdienst zeigen, wie unser Feldklerus arbeitet und daß diese spezifisch katholische Arbeit auch Echo findet.

Und nun mehr entfernte, auch indirekt religiöse Themen.

Ich fürchte sehr, den Leser zu ermüden, wenn aus dem halben Hundert von Karten, wo das „Rote Kreuz" oder das „Eiserne Kreuz" oder das Kreuz überhaupt eine religiös betonte Rolle spielt, auch nur alle besonders merkwürdigen hervorgehoben werden sollten. Es sei aber angeführt eine besonders schöne, aus dem Spital des Künstlerhauses stammende Karte, wie die Klosterfrau den Verwundeten verbindet, dann eine aus dem Augartenspital mit der Spitalmutter, der Frau Erzherzogin Maria Josefa, und sonst noch die Serie „Werke der Barmherzigkeit", — eine gut erfundene, nur etwas kraß gehaltene Kreuzdarstellung, die aber nicht viel gekauft wird, weil sie „zu blutig" aussieht, — allerdings auch drei kuriose Karten, wo dem Verwundeten als Sterbenden das Eiserne Kreuz wie eine himmlische Vision oder als eine durch den Adler gebrachte Gabe des Himmels erscheint!

Fast gleich groß ist die Zahl der Karten, in denen nur im allgemeinen Gott genannt ist oder irgend ein religiöses Element, wie ein



Wegkreuz oder ein Kreuz, das die ausziehenden Tirolerschützen tragen, verwendet wird. Charakteristisch ist eine Karte mit der Frage: Wer wird siegen? und die Antwort geben die Anfangsbuchstaben von Germanien, Oesterreich und der Türkei, bei der letzteren muß halt der erste Buchstabe doppelt genommen werden: Gott. Auch sonst finden wir den heiligen Krieg der Türkei einigemal in religiösem Lichte. Mehrfach die Sprüche: Gott mit uns — Mit Gott für Kaiser und Vaterland, — ein Hindenburgbild mit dem Spruch: „Weiter vorwärts mit Gott, dann wird uns der Sieg gewiß sein." Ebenso oft variiert das Bismarckwort von den Deutschen, die nur Gott fürchten. Dann einige ziemlich kunstlose Gedichte, darunter ein „Glaubensbekenntnis", das besser ungedruckt geblieben wäre. Vom religiösen Standpunkt aus unerfreulich fand ich ein Bild, wo „das Schicksal" als die beherrschende, gespenstige Macht erscheint und eine absichtlich religiös indifferente Darstellung: Göttin der Barmherzigkeit. Gewiß ist die strengere Zensur auch mit ein Grund, daß keine antireligiösen Bilder in Massen verbreitet werden. Zwei Travestien der 10 Gebote enthalten aber doch sehr bedauerliche Züge. Anderseits sei, um eine heikle Frage noch zu berühren, festgestellt, daß die Besorgnis, die alte germanische Mythologie werde die Christusreligion verdrängen, niemals so unbegründet war wie heute. Wenn unsere Wotananbeter auch wollten, könnten sie doch nur auf 2 Thorbilder und 4 Walkürenritte Gefallener verweisen, ein Beleg dafür, daß die deutschnationale Bewegung den Ersatz der Religion durch die alte germanische Mythologie entweder nie versuchte oder schon aufgab. Auf diesem Gebiete, wo Verleger in Hamburg und Berlin und in Österreich arbeiten, ist der Zahlenbeweis mit 6 gegen 900 definitiv erbracht. Im Krieg nützt eben nicht die Mythologie, sondern die Religion.

Aber einige private „Heiligsprechungen" wurden doch mit künstlerischer Freiheit vorgenommen. Als Himmelsgebilde in Gloria und Licht oder doch als schwebender Geist finden sich verschiedene historische Persönlichkeiten, allen voran Andreas Hofer in 8 Bildern, dann folgt Bismarck mit 6 solchen Vergeistigungen. Je drei entfallen auf Kaiserin Elisabeth, auf Radetzky, Tegetthof und Prinz Eugen, zwei auf Hermann den Cherusker. Die meisten sind würdig ausgeführt, ein Bismarckkopf hinter schwarzen Wolken, wohl als Sonne gedacht, wirkt komisch. Natürlich sind hier nicht die einfachen Porträtbilder oder Historienmalereien gezählt. Aber erwähnt muß noch werden, daß unser Kaiser auf drei Bildern in ähnlicher Art als Lichtgebilde, Verwundete auf dem Kampffeld tröstend und erhebend, erscheint. Ebenso existieren sieben Ansichtskarten mit dem Text der Kriegserklärungen oder Manifeste, worin in besonderer Weise Gottes als des allmächtigen Schutzherrn oder Richters gedacht ist, 9 Karten mit dem Bild des Kaisers in Verbindung mit sonstigen religiösen Texten, ebenso viele Karten zeigen beide Majestäten, den österreichischen und den deutschen Kaiser, unter dem besonderen Schutz Gottes, auf vier Bildern sehen wir Kaiser Wilhelm im Gebete, stehend unter freiem Himmel im Felde, an der Spitze seiner Soldaten reitend, vor den Grabmälern in der Potsdamer

Friedenskirche und am Grabe seiner Soldaten und wieder auf anderen sein Porträt mit Unterschriften oder Beisätzen, die Gottvertrauen oder Bekenntnisfreude ausdrücken. Auf einem derselben nennt sich der Kaiser den Freund von dreihundert Millionen Mohammedanern, auf der letzterschienenen sieht man ihn kniend vor einem Altar beten, „wo ein ew'ges Licht die Wache hält". Die Gesamtzahl der religiös gestimmten Fürstenbilder, sowohl unseres Kaisers (30 Karten) wie des deutschen Kaisers (14 Karten) und beide vereinigt (10 Karten), ergibt die stattliche Anzahl von 54, und zwar außer der ganzen Flut von Kaiserbildern, wie sie alle unsere Auslagen zeigen.

Der Friedenspapst Benedikt XV. ist bisher auf vier Ansichtskarten mit dem Krieg in Verbindung gekommen: sein Friedensgebet wurde, wie der Name der Verleger besagt, von zwei nichtchristlichen Firmen mit dem Porträt abgedruckt, ein drittes hat Seine Heiligkeit unserem Witwen- und Waisenhilfsfond gewidmet, das vierte erschien in Farben (Verlag C. H., Wien), leider künstlerisch schwach. Ich wiederhole, daß der Schwerpunkt des vorliegenden Beweises für das Ansteigen der religiösen Ideen und Stimmungen gerade darin liegt, daß die gewöhnlichen Firmen, in der erdrückenden Majorität nichtchristliche, den Verlag solcher Karten in die Hand genommen haben. Das mag eine Nachlässigkeit unsererseits ebenfalls mitbeweisen, aber es zeigt auch, daß wir von vornherein diesen Erfolg nicht erwartet haben. Wenn dabei auch mit der Religion Mißbrauch getrieben wird, wie es zwei Serien von den drei existierenden Glaube-, Hoffnung- und Liebe-Karten zeigen, ist das abzulehnen, spielt aber ziffernmäßig keine Rolle.

Aus der Geschichte Österreichs sind wohl viele Heldenbilder erschienen, zählen aber, ungefähr ein Dutzend mit religiösen Momenten ausgenommen, in unserer Statistik nicht mit.

Mit einem gewissen theologischen Interesse sind zum Schlusse noch die Fluchkarten, wenn wir sie so nennen dürfen, anzureihen. Bisher habe ich 38 Ansichtskarten oder irgendwie ausgestattete Textkarten gesammelt, die den bekannten Spruch „Gott strafe England" wiederholen oder variieren. 22 Kompositionen sprechen diesen „Wunsch" gegenüber England aus, 2 illustrieren ihn in einer Art poetischer Umschreibung, 9 Karten verweisen die Judastat Italiens vor Gottes Gericht und 5 gehen gegen beide; also über 30mal eine Anrufung Gottes, die den Kriegsanstiftern eine gerechte Strafe wünscht oder es voraussieht, daß Gottes unbeugsame und höchste Gerechtigkeit dieses größte menschliche Unrecht strafen werde und müsse. In diesem Sinne wäre der Spruch wohl theologisch zulässig, — aber unzulässig, wenn allen Engländern und allen Italienern die größten Übel persönlich gewünscht würden. Ob die Menschen immer so genau unterscheiden? Keinesfalls darf die politische Aversion das menschliche und christliche Empfinden verletzen, ein Konflikt, der übrigens in Österreich am wenigsten notwendig erscheint. So ist die Harmonie dieser Stimmungen positiv und am besten in der Dekade von Karten ausgedrückt, die im eigentlichen Sinn als kriegerische Segenskarten gelten müssen: da sie in Wort und Bild das Gott

segne Österreich darstellen. Wohl ein neuer Gruß, aber doch längst enthalten in der schönsten Hymne unter allen Nationalgesängen.

Nicht weniger als 49 Kriegsansichtskarten verherrlichen die österreichische Volkshymne. Davon ist nur eine im offiziellen Kriegshilfsverlag erschienen, drei im Verlag des Deutschen Schulvereines, eine vom Bund der Deutschen in Böhmen und vier außer Österreich verlegt, davon zwei noch mit dem alten Text: Gott erhalte Franz den Kaiser.

Da unsere Hymne ein Gebet ist, war ich berechtigt, diese Bilder hier mitzuzählen, wo es sich um Beweise religiösen Lebens in unserem Vaterland handelt. Wir sind unsere Volkshymne schon so gewöhnt wie eben unseren — Pulsschlag. Wir könnten ohne beide nicht sein.

Wer die Sprache dieser 1000 Karten besonders menschlich tief und innig empfinden will, soll die Mappe hernehmen, wo das „Gebet der Angehörigen" ihn bis zu Tränen rühren wird, — Mutter und Bräute beten, der alte Vater segnet den zum Kampf ausziehenden Sohn. — Wie ein Scheinwerfer beleuchtet das unser Volksempfinden im Krieg, — aber noch mehr wird uns die Mappe mit den Bildern der betenden Soldaten überraschen, es wird etwas wie ein Schleier vom Auge fallen. — Heilige Bilder mitten aus den Schrecken des Schlachtfeldes! Und das alles sind nicht tote Postkarten, wertlose Papierstücke, sondern spulierendes geistiges Volksgut, Folgen, aber zugleich auch Beweise und Neuanregungen des religiösen Lebens, wenn auch von geschäftsverständigen Händen, eben weil es Bedürfnis war, in Umlauf gesetzt, eine geheime Wirklichkeit um uns, die wenigstens mit großer relativer Sicherheit, um nicht zu sagen ziffernmäßig, die Frage bejaht, ob ein religiöser Aufschwung durch den Krieg in unserem Volke eingetreten ist.

Das erscheint uns, wenn auch mit den obgenannten einschränkenden Bemerkungen, so sicher, wie wir schon die zweite Frage aufscheinen sehen, deren Beantwortung weit weniger sicher ist, ob wir alles vorbereitet haben, um das aufkeimende neue Leben zu schützen, zu vertiefen und es so zu erhalten?

---







# Chinesische Kriegstaktik.

Von P. Wg. M. Ibler S. V. D.

Chinas viertausendjährige Geschichte müßte zum großen Teil mit Blut geschrieben werden. Unzählige Empörungen und Revolutionen, Unruhen lokaler oder allgemeiner Natur, Kriege, Parteiungen und Eroberungen wechselten in bunter Reihenfolge ab. Bürgerkriege, Bedrängungen von äußeren Feinden, Katastrophen so schrecklicher Art, wie nur irgend ein europäisches Land sie aufzuweisen hat, kamen über das Reich der Mitte. Ein französischer Schriftsteller vergleicht in dieser Hinsicht China mit Frankreich, und zwar von 420 nach Christi Geburt an, also kurz vor der Zeit, da Chlodwig lebte, bis 1644, als Ludwig XIV. den Thron bestieg und die Mandschu sich in Peking festsetzten. Es ergibt sich dann folgendes: Im Laufe dieser 1224 Jahre hat das angeblich so ruheliebende und so fest am Alten klebende chinesische Volk nicht weniger als fünfzehnmal die Dynastie gewechselt, und fast jedesmal nur unter grausamen und blutigen Bürgerkriegen und Vernichtung der entthronten Herrscherfamilie. Frankreich hatte in diesem Zeitraume nur zwei Königsfamilien; seit der Revolution ist es freilich auch dort sehr oft in ganz chinesischem Stile hergegangen.

Bei diesen fast ununterbrochenen Unruhen und Fehden, diesen zahllosen inneren und äußeren Feinden ergab sich für die Herrscher und Heerführer Chinas von selbst die Notwendigkeit, die Reichsgrenzen zu schützen und zu befestigen, Bollwerke[1]) und Wachttürme[2]) anzulegen, das Militär einzuexerzieren, Kriegspläne zu entwerfen, kurz, sich auf eine den Verhältnissen entsprechende Taktik zu verlegen.

Es ist interessant, die alten chinesischen Anschauungen über Krieg und Kriegführung, wie sie sich in den Aufzeichnungen eines

---

[1]) Als das hauptsächlichste Bauwerk dieser Art ist die sogenannte „Große Mauer" — chinesisch „Wan-li-tschang-tschöng, die 10.000 Li lange Feste" — zu erwähnen, das riesenhafteste Verteidigungswerk, das je aufgeführt worden ist. In einer Länge von über 3000 Kilometer erstreckt sich dieses Titanenwerk vom Chinesischen Meere im Norden und Westen des Reiches und läuft, ohne Hindernisse und Schranken zu kennen, über die tiefsten Täler und höchsten Bergspitzen (bis zu 1700 Meter). Dieses Bauwerk wurde errichtet vom chinesischen Napoleon, Kaiser Tsin-Schi-hoangti (246—209 vor Chr.) gegen die Einfälle der Hunnen und Mongolen.

[2]) Längs der von Nanking nach Peking führenden sogenannten Kaiserstraße erblickt man noch zahlreiche Überreste solcher ehemaliger Wachttürme.



chinesischen Oberhofmarschalls namens Sung-hsie[1]) spiegeln, mit der Taktik von heute zu vergleichen.

„Krieg ist eine der wichtigsten, bedenklichsten Entschließungen. Von einem Kriege hängt vieler tausend Untertanen Tod oder Leben ab, ja oft der Untergang oder das Wohl eines ganzen Reiches. Daher sollen jene, die eine so verwickelte Sache anfangen wollen, zuerst wohl überlegen, ob es nicht möglich sei, durch irgend eine Vermittlung so viele Tausende vom Tode zu erretten, das Reich vom Untergang zu befreien und Glück und Heil über dasselbe auszubreiten. Ich will in dieser Hinsicht fünf Grundsätze anführen und zuerst von einem allgemeinen Gesetz, dann vom Himmel (Wetter), drittens von der Erde (Position), viertens von den Kiankuins (Generalen) im Kriege, fünftens endlich von einigen besonderen Regeln sprechen.

Das allgemeine Gesetz lautet: Keiner soll seinen Feind fürchten. Allen in das Feld ziehenden Soldaten muß dieser Gedanke tief eingeprägt werden, so daß sie mit vollem Vertrauen auf den erhabenen Himmel gegen den Feind losgehen und der einzige Wunsch aller der sei, miteinander zu leben oder zu sterben.

Dem zweiten Grundsatz zufolge soll das Kriegsheer zu einer Zeit aufbrechen, wo es seine Operationen bequem ausführen kann, vor allzu großer Hitze sich hüten, gegen die Kälte sich vorsehen, schlechter rauher Witterung ausweichen[2]).

Drittens sollte ein Kriegsheer genau achtgeben, um eine vortreffliche Stellung zu wählen. Es muß zuerst genau untersuchen, ob es seine Position in der Nähe oder in einer Entfernung nehmen soll. Es hat sich mit allen Wegen, mit allen Päffen bei Gebirgen oder Gräben sorgfältig bekannt zu machen und zu informieren, wie breit, wie enge sie seien, ob sie gut und leicht oder nur mit Gefahr umgangen werden können.

Viertens soll man solche Generale zur Armee schicken, von denen man überzeugt ist, daß sie brav, treu, vernünftig, tapfer, strenge, aber auch mitleidig sind. Solchen Generalen muß man unumschränkte Vollmacht geben.

Fünftens muß man die militärischen Ämter richtig, ohne die geringste Parteilichkeit vergeben. Man muß genau darauf sehen, daß dem Kriegsheer nichts fehle, was ihm zukommt, man muß die Offiziere auf die Probe stellen, ob sie ihre Pflicht erfüllen, ob sie die Regimenter

[1]) Sung-hsie lebte unter der Ta-Tsing-Dynastie, der „großen reinen" (1644—1912); nähere Angaben fehlen in der chinesischen Literatur. Doch dürfte er aller Wahrscheinlichkeit nach ein Zeitgenosse des berühmten Kaisers Kanghi gewesen sein, der nach einer ruhmreichen Regierung und vielen siegreichen Schlachten, namentlich gegen die nordwestlichen Stämme (Mongolen, Tsungaren, Tibetaner), im Jahre 1722 hochbetagt starb. Die Abhandlung selbst stellt ein Promemoria an den kaiserlichen Hof dar und ist einem chinesischen Werke „Sammlung gemeinnütziger Aufsätze" entnommen.

[2]) Ein chinesisches Sprichwort sagt: „Liu la yüo bu tschu men — im 6. und 12. Monat (unser Juli und Januar) macht man keine Reisen" (eigentlich: „geht man nicht vor die Tür") — wegen zu großer Hitze und Kälte.





und Bataillone nach der richtigen Ordnung aufstellen, ob Brot, Wasser und alles sonst für den Krieg Notwendige reichlich vorhanden sei.

Wiewohl durch Befolgung dieser Grundsätze ein tapferer und verdienstvoller General den Feind schlagen kann, so rate ich dennoch, auch die geringfügigsten Umstände, auf die es bei einem Kriegsheer ankommt, zuerst sorgsam in Betracht zu ziehen. Man muß erforschen, welcher Teil aus gerechten Gründen den Krieg angefangen, welchem Kriegsheer ein erfahrenerer Feldherr vorstehe, welche Soldaten den größten Ruf der Tapferkeit haben, welche Soldaten stärker seien, welche bessere Waffen haben und welche, wenn sie sich vergehen, mehr bestraft werden sollen, wenn sie aber ihren Dienst wohl versehen, mehr Belohnungen zu erwarten haben. Ein General, der von all diesem nichts außer acht läßt, muß über das Heer befehlen. Hat er alle diese Vorsichtsmaßregeln beobachtet, so muß er, wenn er seinen Vorteil erkennt, wohl bedenken, daß nun vor allem Mut und Tapferkeit erfordert werden. Ränke und Listen dienen zu nichts anderem, als den Krieg in die Länge zu ziehen. Er muß dem Feinde zeigen, daß er das scheinbar Unmögliche möglich machen kann, muß Untätigkeit hassen, dem entfernten Feind sich nähern, vor dem nahen sich entfernen. Er muß den Feind durch scheinbare Vorteile heranlocken, um sich auf seine Kosten zu bereichern, muß, wo es möglich ist, Uneinigkeit unter ihm zu erwecken suchen. Merkt er bei dem Feinde Entschlossenheit, muß er ihn einzuschläfern suchen; ist er ihm überlegen, ihm für einen Augenblick ausweichen; ist er still und ruhig, ihm Beschäftigung verschaffen, sein Heer zum Schwelgen zu veranlassen suchen, sich selbst aber ganz zusammenziehen, den Feind anfallen, wenn er nicht daran denkt und sich nicht vorgesehen hat, seine eigenen Unternehmungen aber ins tiefste Stillschweigen hüllen.

Bei Beginn eines Krieges muß der Heerführer sogleich den Überschlag machen, daß der Unterhalt von 100.000 Soldaten, wenn man das Brot aus entfernten Gegenden kommen lassen muß, täglich wenigstens auf 1000 Liang[1]) Silber anzuschlagen sei. Er muß also den Krieg in das Land des Feindes zu spielen, ihn so schnell als möglich zu beendigen suchen, damit die Tapferkeit nicht erschlaffe, die Kräfte sich nicht vermindern und die Kassen nicht geleert werden. Ein mittelmäßiger General kann auch durch rasches Handeln und Kriegslist dem Feinde einen größeren Schaden beibringen als der mutigste Feldherr, der lange Zeit zum Überlegen braucht. Jener General aber, der im Kriege nicht imstande ist, jede Gefahr und allen Schaden den man ihm zufügen kann, vorherzusehen, kann auf mehr Schaden als Vorteil rechnen. Ein tapferer General stellt sein Heer gewiß nicht zweimal nacheinander in Schlachtordnung auf, er versieht sich gewiß nicht auf drei Tage mit Brot; Waffen gibt ihm sein Kaiser, Brot weiß er von seinem Feinde zu bekommen. Er weiß nur zu gut, wie-

[1]) Liang (Lot, Unze) ist der 16. Teil eines chinesischen Pfund (chin. kin), hier Bezeichnung der Geldeinheit, gewöhnlich Tael genannt; Wert zirka 6 Mark.

viel es seinem Vaterlande kostet, ihm von weitem her Brot zuführen zu lassen, er weiß, erstlich leidet die Kasse darunter, sodann ist es der Ruin des Soldaten[1]). Ein umsichtiger Feldherr versteht es daher, sich so zu wenden, daß ihn der Feind sättigen muß, und er schätzt den vierten Teil des Getreides vom Feinde höher als zwanzig Teile von dem seines Fürsten. Den Feind fällt er in der ersten Hitze an und läßt sich womöglich keine Beute wegnehmen, sondern teilt sie sogleich unter diejenigen seiner Soldaten aus, die tapfer gefochten haben. Die erbeuteten Waffen verwahrt er sorgfältig, indem er nie vergißt, daß von ihm Tod und Leben so vieler Menschen abhängt, ja oft das Wohl und Wehe seines ganzen Vaterlandes. Ein solcher General besiegt seinen Feind gewiß, und sein Heer wächst von Tag zu Tag.

Mit dem Verlangen, daß keiner von denen, die mit ihm das Vaterland verteidigen, unnütz umkomme, tritt der umsichtige Heerführer dem Feinde jederzeit unter die Augen. Zu unnützen Verlusten gibt er nicht den geringsten Anlaß, er zieht einen mit geringem Verlust verbundenen Vorteil und Sieg der größten, noch so ruhmvollen, aber mit vielem Menschenblut gefärbten Schlacht vor. Daher ist von Anfang an sein ganzes Bestreben darauf gerichtet, die Pläne und Verbindungen seiner Feinde zu vereiteln und ihre Macht auf alle Weise zu schwächen. Städte nimmt er nur im äußersten Notfall im Sturm, denn er weiß nur zu gut, was bei dem Sturme erfordert wird, ja, daß man bei demselben weder der Verwegenheit noch der Hitze Einhalt tun kann und seine Soldaten Ameisenhaufen gleichen, deren dritter Teil daher oft geopfert wird, des öftern auch die Belagerung ohne Vorteil aufgehoben werden muß.

Ein solcher General verdient Lob, der den Feind ohne großes Blutvergießen überwindet, ihm ohne starke Belagerung Städte wegnimmt, den Krieg siegreich beendet, ohne ihn unnötigerweise in die Länge zu ziehen, das Vaterland mit Ruhm krönt, ohne sein Heer allzusehr geschwächt zu haben. Noch mehr Ehre aber ist man dem General schuldig, der einen an Mannschaft weit überlegenen Feind mit Vorteil angreift oder sich, ohne daß man ihm das Geringste anhaben kann, in Sicherheit bringt und, ohne einen Mann zu verlieren, sich zurückzieht, um günstigere Zeit und Verhältnisse abzuwarten. Ein geschickter General verdient mit Recht den Namen eines Führers seines Kaisers, denn er kann ihn und sein Reich entweder erhöhen oder erniedrigen. Ein unerfahrener General aber bindet seines Heeres Füße, wenn er es an gefährliche Positionen bringt, er verblendet es und führt es in der Irre herum, wenn er weder Taktik noch Kriegsmaximen kennt; weiß er nicht einmal seine Pflicht, so führt er es vom ebenen Weg dem sichern Abgrund zu. Ein solcher Heerführer, der nach Siegen dürstet, gegen seine Leute kein Erbarmen hegt und ungeschickt ist, wird seines Fürsten Verderben. — Nur ein solcher

[1]) Durch dessen Untätigkeit, falsche Sicherheit und vermessenes Vertrauen.

General denkt auf Siege, der gewiß weiß, er könne einen Angriff wagen, er habe nicht viele Leute dabei zu opfern, der seinen Feind zu überraschen sucht, seine Aufmerksamkeit täuscht und ihn dann überfällt. Ein solcher umsichtiger Führer braucht keine Aufmunterung durch seinen Monarchen. — Ein General, der sich und seinen Feind genau kennt, verliert nicht leicht. Wer nur sich und seine eigenen Verhältnisse kennt, mag anfangs große Vorteile gewinnen, die er bald doppelt verliert; wer aber weder sich noch seinen Feind kennt, der muß gewiß unterliegen. Der wackerste General kann nie mit Bestimmtheit voraussagen, er werde seinen Feind besiegen; er wartet nur die Gelegenheit ab, siegen zu können. Die Unmöglichkeit, einen Sieg zu erringen, hängt nur von der Gelegenheit, die Möglichkeit aber vom Feinde ab; die Unmöglichkeit seinerseits kann er wissen, die Möglichkeit aber von seiner Seite vorhersagen, das ist unmöglich.

Ein Wissen, über das andere gleichfalls verfügen, ist nicht durchgehends lobenswert, noch ist ein Sieg so sehr erhaben, der in offener Schlacht davongetragen wird und jedem andern gleichfalls Lob erwerben würde. Man hält ja keinen für allzu mächtig und stark, der im Herbst seine Augen weit öffnet, denn deswegen hat einer noch nicht die hellsten und schärfsten Augen, weil er Sonne und Mond ansehen kann, noch das feinste und schärfste Gehör, weil er den Donner rollen hört.

Ein tüchtiger General erachtet nur jenen Vorteil als einen wahren, den er ohne großen Schaden ersicht, und es kümmert ihn wenig, ob man ihn deswegen als unerschrockenen und tapferen Mann preist; er sucht nur bei Vorteilen und Angriffen keinen Fehler zu machen, er greift nur an, wenn er den Sieg für gewiß hält, und faßt nur Fuß an einem sicheren Platz. Zieht er den Säbel, so verläßt er sich schon auf den Sieg, nicht aber erst, wenn er den Feind besiegt hat; Gewinn und Verlust wägt er schon vor der Schlacht ab; seine ausgebreitete Kriegskenntnis, seine vortreffliche Position und Aufstellung, die genaue Ortskenntnis, die Anzahl seiner Soldaten, deren Stärke und Tüchtigkeit er ebenso gut wie die seiner Feinde kennt, dies alles fällt für ihn in die beiden Wagschalen von Verlust und Gewinn.

Mit einer zahlreichen Menge von Soldaten kann man ebenso gute Stellungen einnehmen und Bewegungen ausführen wie mit einer kleinen Menge, wenn man sie richtig zu verteilen weiß. Ebenso kann man ein starkes wie ein schwaches Kriegsheer angreifen, wenn man seinen Zustand vollkommen kennt. Versteht man die Kunst gut, sich zu verteidigen, so kann man sonder Furcht Widerstand leisten; steht man gleich einer Mauer unbeweglich fest, so kann man sich ohne alle Gefahr schlagen.

Ein tapferer, erprobter General tritt seinem Feinde ganz offen unter die Augen, allein er besiegt ihn im Verborgenen. Die List eines tüchtigen Generals kann ebensowenig mit Worten beschrieben werden wie es sich erklären läßt, warum verschiedene Geschöpfe sich bald nach dem Himmel, bald nach der Erde hinwenden oder warum die Sonne



und der Mond bald sichtbar, bald unsichtbar sind, warum fünf Stimmen viele und ganz verschiedene Töne hervorbringen, warum fünf Blumen verschiedene Farben haben, warum der Geschmack von fünf Menschen ein ganz verschiedener ist.

Der Umfang der List und Schlauheit eines klugen Heerführers ist unergründlich, alles dreht und wendet sich bei ihm wie ein Rad, dessen Ende man nicht finden kann. Durch seine Macht kann das Wasser einen Stein in die Höhe heben, nach seinem Augenmaße kann er wie der Vogel mit seinen Flügeln die Bewegung der Luft durchschneiden. Die Äußerung seiner Macht ist ebenso gefährlich wie die Gewalt eines straff gespannten Bogens, die Äußerung seines Augenmaßes ebenso gefährlich wie der aufgezogene Hahn einer Flinte. Kurz vor dem Angriff scheint sein Heer in der größten Unordnung zu sein, aber sofort steht es unbeweglich wie eine Mauer; es scheint in einem Haufen zu stehen, doch keiner kann ihm was anhaben; seine Ordnung selbst scheint ein Durcheinander zu bergen, seine Verwegenheit ist scheinbare Schüchternheit, seine Tapferkeit scheint Schwäche und Unentschlossenheit. Durch solchen Schein betrügt er den Feind, lockt ihn an sich, stellt ihm die gefährlichsten Fallstricke und stürzt ihn im Augenblicke, wo er es am wenigsten vermutet, in die äußerste Gefahr.

Ein erfahrener General verläßt sich nicht auf seine Leute, wohl aber auf seine eigene Geschicklichkeit und Erfahrung; er handelt daher beim Angriff des Feindes mit seinen Leuten wie einer, der Holz oder Steine vor sich herwälzt, von denen er wohl weiß, daß sie sich nicht eher in Bewegung setzen, als bis man ihnen Bewegung gibt. Er weiß ferner, daß viereckige Steine schwerer zu bewegen sind als runde, die beim ersten Stoß schon in Bewegung kommen, ja, daß runde Steine von einem hohen Berg ganz geschwind von selbst herabrollen. Wer seinen Feind antrifft und auf dem Schlachtfeld sich zuerst vor ihm in Ordnung stellt, verhält sich stille; wer aber seinen Feind verfolgt und erst nach ihm das Schlachtfeld erreicht, der setzt sich den größten Hindernissen und Gefahren aus. Ein erfahrener General gibt sich daher Mühe, den Feind so viel als möglich an sich zu locken, damit er nicht selbst in die Falle gerate, er sucht ihn zu überlisten und treibt ihn dann mit Verlust wieder in die Flucht.

Ein guter General sucht den untätigen Feind zu beunruhigen, ihm die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden, er verläßt die Gegenden, in die der Feind nicht eindringen kann, und bricht in aller Eile da ein, wo man ihn am wenigsten vermutet; er marschiert tausend Li[1]) vorwärts, ohne beunruhigt zu werden, wählt aber auch solche Wege, wo er die Übermacht des Feindes nicht zu fürchten braucht. Er kann seine Schlacht sicher gewinnen, weil er den Gegner dort überfällt, wo dessen Macht unbedeutend ist, er besetzt Plätze und behauptet sich da, ohne einen Mann zu verlieren, da ihm in der

[1]) Li (japanisch Ri), eine chinesische Meile, etwas über einen halben Kilometer (genau 556·5 Meter).



geschützten Stellung der Feind nichts anhaben kann. Ein geschickter General ist so vorsichtig, daß er den Feind in der größten Ungewißheit läßt, welchen Platz er besetzen soll, da er einen wirklichen Angriff stets verbirgt. Die List eines erfahrenen Heerführers ist nicht zu ergründen. Plötzlich, ohne gesehen zu werden, ist er da und er vermag sozusagen seinem Feinde die Seele aus dem Leibe zu stehlen. Wo er den Feind angreift, ist dieser nicht gedeckt, er muß ihm wider Willen ins Garn laufen; stehen auch Festungen und tiefe Gräben im Wege, — ein tapferer, kluger General greift mutig den Ort an, den der Feind um keinen Preis verlieren will.

Hat aber ein erfahrener Kommandant nicht im Sinn, den Feind anzugreifen, so veranlaßt er ihn, in Ruhe zu bleiben, wenn er gleich sonst gerne einen Angriff machen wollte, weil er sich nicht gedeckt sieht. Er zwingt also den Gegner vorläufig, in Ruhe zu verharren, da dessen Aufbruch ihn selbst in die größte Unruhe versetzen müßte. Man begreift also, daß ein kluger General sich dem Feinde niemals so zeigt, wie er in der Tat ist, damit der Feind seine Truppen immer beisammen halte, während er selbst rasche und große Bewegungen ausführt, so daß er zehn Orte besetzt hat, bis der Feind von einem einzigen Besitz ergreift. Will ihn der Feind an allen zehn Plätzen angreifen, so zieht er sein Heer näher zusammen und verdoppelt dadurch seine Stärke, während die seines Gegners geschwächt wird. So überwindet er mit einer geringeren Mannschaft einen stärkeren Gegner, da er einen Angriff gewagt und ausgeführt, von dessen glücklichem Erfolge er im voraus überzeugt war. Der Feind, der nicht wissen konnte, wo er angegriffen werde, verteilte sich an verschiedene Orte, wodurch er sich schwächte: rüstete er im Süden, so war er im Norden schwach, machte er sich auf der linken Seite kampfbereit, so war er auf der rechten geschwächt. Wer also in der Ungewißheit Vorkehrungen zu treffen hat, muß schließlich in schwacher Zahl erscheinen, jener hingegen, der ihn bedrängt, wird dadurch desto stärker. Wer die Zeit abwartet, wer die Gegenden kennt, wo man Angriffe wagen will, der kann, käme er auch tausend Li weit her, siegen; wer dies nicht versteht, dessen linker Flügel kann seinen rechten nicht retten, besonders wenn die Stellung so beschaffen ist, daß die Truppen sich nicht gegenseitig unterstützen können.

Ein vorsichtiger General kennt die Mittel, zu gewinnen oder zu verlieren. Gleich bei dem ersten Überblick erkennt er die Stelle, die er behaupten muß, beim ersten Anblick sieht er, ob ihm Leben oder Tod bevorsteht, denn er kennt die Schwäche und Übermacht des Gegners. Fehlt ihm diese Übersicht, ist er vom Geratewohl der Untergebenen abhängig, so mag er noch so lange von Sieg predigen, jeder sieht diesen als Scheingrund an, dem die Wirklichkeit fehlt.

Die Bewegungen einer Armee gleichen dem Laufe des Wassers, das von hohen Orten herabfließt und sich in niedrigen Gegenden sammelt. Eine Armee, die den Ort ihrer Deckung verläßt, sucht an dem ungedeckten Orte vergeblich Vorteil. Das Wasser richtet seinen

Lauf der Wiese zu, ein Heer verspricht sich nach der Lage und dem Zustand des Feindes den Sieg. Das Wasser behält nicht immer die nämliche Bewegung, ebenso hat auch ein Kriegsheer nicht immer den Mut zur rechten Zeit und am rechten Platze." — — —

Das sind die Anschauungen über Krieg und Taktik des ehemaligen Oberhofmarschalls Sung-hsie. Heute sind die Zeiten, die Verhältnisse, die Waffen natürlich auch in China ganz andere und manche dieser Gedanken erscheinen uns wohl überlebt; aber im allgemeinen dürften diese Grundsätze doch ihre Richtigkeit haben. Sung-hsies Ausführungen geben uns jedenfalls einen beachtenswerten Einblick in die Kriegskunst der alten Chinesen.

---

## Ährenlied.

Von Ella Graf.

Wir trauten Schwestern,
Schimmernd und hold,
Noch lenzgrün gestern
Und heute Gold,
Wir leuchten
Den feuchten
Grasrain entlang,
Wir lauschen
Dem Rauschen
Im Windesgesang.
Wir schwingen und schweifen
Im Licht uns sacht,
Wir ruhen und reifen
In dunkler Nacht.
Wir biegen
Und wiegen
Uns tiefer gelind
Im Rieselregen,
Der Sonn' entgegen,
Selbst jede ein Sonnenkind.

---

# Inhalt.





# Die Leo-Gesellschaft im Jahre 1914.

Von **Dr. Th. Innitzer**, Generalsekretär.

In das 23. Bestandjahr der Österreichischen Leo-Gesellschaft fällt der Ausbruch des Weltkrieges, der, wie vorauszusehen war, eine wesentliche Einschränkung der Tätigkeit der Leo-Gesellschaft mit sich brachte. In dem Märtyrer der grausigen Bluttat von Sarajevo verlor die Leo-Gesellschaft einen wohlwollenden Förderer. Ein halbes Jahr später entriß ihr der Tod ihren hochverdienten gewesenen Vizepräsidenten und Mitbegründer Bischof Belopotoczky; seine Bedeutung für die Gesellschaft wird an anderer Stelle gewürdigt*). Im übrigen weist dieses Jahr keine für die Gesellschaft bedeutsamen Ereignisse auf.

Am 29. Jänner 1914 übersiedelte die Kanzlei in das neue Heim, das die Leo-Gesellschaft durch die hochherzige Widmung Sr. Eminenz, ihres Präsidenten, in dessen Hause fand. Dadurch wurde ihr auch eine große wirtschaftliche Sorge abgenommen und eine sehr fühlbare Wohltat in schwerer Zeit erwiesen. In dankbarer Würdigung derselben ernannte das Direktorium Se. Eminenz zum Förderer der Gesellschaft. Zu Anfang des Jahres legte Rechnungsdirektor Gemeinderat Rudolf Müller infolge seines geschwächten Gesundheitszustandes das Amt des Schatzmeisters nieder. Das Direktorium nahm in der Sitzung vom 14. Jänner diesen Schritt mit Bedauern zur Kenntnis und sprach ihm für seine umsichtige, sorgfältige und sachkundige Führung der Kassaverwaltung Dank und Anerkennung der Gesellschaft aus. An seine Stelle wurde Gutsbesitzer Anton Weimar provisorisch als Schatzmeister gewählt und ihm Ingenieur Josef Rohrbacher, derzeit im Felde, als Stellvertreter beigegeben.

Die in St. Pölten geplante Generalversammlung für 1914 wurde infolge des Kriegsausbruches in einfachem Rahmen am 11. November in Wien im Konsistorialsaale des f.-e. Palais abgehalten. Herr Dr. Richard v. Kralik hielt einen von vaterländischer Begeisterung getragenen und von unerschütterlicher Siegeszuversicht er-

*) Siehe di eses Jahrbuch Seite 33—35.





füllten Vortrag über „Unsere Aufgaben im Weltkrieg", der mit großem Beifall aufgenommen wurde. Der gewesene Präsident der Leo-Gesellschaft, Se. Durchlaucht Fürst Franz von und zu Liechtenstein, wurde zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ernannt und ihm in Ausführung dieses Beschlusses ein Ehrendiplom überreicht.

Die durch den Ausbruch des Krieges verursachten Einschränkungen betrafen zunächst die literarische Tätigkeit. Im ersten Halbjahr 1914 erschienen noch: 1. der 12. Band der „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer", durch die Leo-Gesellschaft herausgegeben von J. Hirn und J. E. Wackernell, Professoren an den Universitäten Wien und Innsbruck: „Die Neuerrichtung der Bistümer in Österreich nach der Säkularisation" von Dr. Hubert Bastgen, Privatdozent an der Universität Straßburg (Großoktav, X und 500 S., 12 K); 2. der 21. Band der „Theologischen Studien der Leo-Gesellschaft", herausgegeben von Dr. Martin Grabmann und Dr. Theodor Innitzer, Professoren an der Universität Wien: „Das Gebet im Alten Testamente in religionsgeschichtlicher Beleuchtung" von Dr. Johannes Döller, Professor an der Universität in Wien (Großoktav, 107 S., K 3·50). — Infolge der dem Kriege teilweise schon vorausgegangenen Verminderung der Einnahmen und infolge der Schwierigkeit, einen günstigen Verlagsvertrag schließen zu können, wurde die Fortführung des „Wissenschaftlichen Kommentars zu den heiligen Schriften des Alten und Neuen Testamentes" einstweilen eingestellt. Ebenso wurde der Verlagsvertrag mit der „Allgemeinen Verlagsgesellschaft" in Berlin-München mit der Rechtswirksamkeit vom 1. Jänner 1915 gekündigt, da die Verlagsvereinbarung der Leo-Gesellschaft nicht jene Vorteile brachte, die ihre Aufrechterhaltung wünschenswert erscheinen ließen. — Bezüglich des „Allgemeinen Literaturblattes" und der „Kultur" (beide wie bisher herausgegeben von Dr. Franz Schnürer, Direktor der a.-h. Familien-Fideikommiß- und Privatbibliothek Sr. Majestät) beschloß das Direktorium, letztere vom Jahre 1915 an als Jahrbuch erscheinen zu lassen und dasselbe, gleichwie das durch Leitaufsätze allgemeinen Inhalts erweiterte Allgemeine Literaturblatt allen Mitgliedern als Vereinsgabe umsonst zuzusenden. — Die Herausgabe des „Anthropos" (Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde, herausgegeben von Dr. P. Wilh. Schmidt S. V. D., Sankt Gabriel) wurde auch in diesem Jahre mit 1000 K unterstützt.

Die Vortragstätigkeit äußerte sich im ersten Halbjahre, vor Kriegsausbruch, wie bisher teils in den Montagsabenden, teils in den Sektionssitzungen. Im Herbste mußten infolge verschiedener Ursachen, vor allem infolge zahlreicher Einberufungen zum Militär, Einschränkungen Platz greifen. Die Montagsabende leitete bis zu seinem Einrücken ins Feld Professor an der



Lehrerakademie Josef Neumair in der anerkannten rührigen und geschickten Weise. Sie erfreuten sich eines regen Besuches und Interesses. Während der Kriegszeit wurden diese fast zur Gänze eingestellt. Die Vorträge waren folgende:

5. Jänner: Universitätsprofessor Dr. Fr. W. Foerster: „Eindrücke aus der sozialen und religiösen Arbeit der Heilsarmee."

12. Jänner: Direktor P. Dr. Heinrich Giese: „Die Organisation der Katholiken Frankreichs seit der Trennung von Staat und Kirche."

19. Jänner (Diskussionsabend): Dr. Oskar Katann: „Zeitgemäße Anregungen."

26. Jänner: Lichtbildervortrag des Monsignore Dr. Karl Weczerzik Edler von Planheim: „Das maurische Kalifenschloß der Alhambra in Granada."

9. Februar: Eine Einführung in R. Wagners „Parsifal" nach persönlichen Eindrücken der Bayreuther Festspiele, vom Prälaten Dr. Josef Kluger, Propst des Stiftes Klosterneuburg.

16. Februar: Professor Dr. Johannes Ranftl (Graz): „Die Darstellung der Kreuzigung in der altchristlichen Kunst." (Mit Lichtbildern.)

23. Februar: (Autorenabend, mitveranstaltet vom Verbande katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs.) Vorträge von Gedichten des jüngst dahingeschiedenen Dichters Adam Trabert, der Baronin Enrica von Handel-Mazzetti, von Fr. K. Ginzkey; humoristische Gedichte von Theodor Weiser und andere Lieder, darunter Tiroler Volkslieder.

9. März: Professor Dr. Franz Heiderich: „Die Stellung Oesterreich-Ungarns in der Weltwirtschaft."

16. März: Universitätsprofessor Dr. Eduard Eichmann: „Das Problem der Trennung von Kirche und Staat."

23. März: Prälat Dr. Ernst Seydl, k. u. k. Hof- und Burgpfarrer: „Der Pragmatismus, ein Kapitel amerikanischer Philosophie."

30. März: Universitätsprofessor Dr. Ernst Tomek (Graz): „Das kirchliche Leben in Alt-Wien (im 17. und 18. Jahrhundert)."

20. April: P. J. Overmans S. J. (Valkenburg in Holland): „Die Weltanschauung in der Dichtung."

27. April: Lichtbildervortrag des Architekten Dr. Karl Holey.

11. Mai: Professor Dr. Ferdinand Schönsteiner (Klosterneuburg): „Ehe und Ehereform."

18. Mai: Universitätsprofessor Dr. August Naegle (Prag): „Die slawische Liturgie in Böhmen."

25. Mai: Dr. Alfred Schappacher: „Mexikanisches. Zur Entstehung der jetzigen Wirren in Amerika."

Außerdem fand am 10. Dezember ein Kriegsliederabend zugunsten der Kriegsfürsorge statt mit Rezitationen zeitgemäßer Dichtungen durch Kommandeur Jakob Schreiner, päpstl. Geheimkämmerer, und Theodor Weiser, Magistratsrat.

In den Sektionen der Leo-Gesellschaft in Wien fanden bei den Sitzungen folgende Vorträge statt:

### In der philosophisch-theologischen Sektion:

19. Jänner: Universitätsprofessor Dr. Ignaz Seipel (Salzburg): „Eine österreichische theologische Revue."

18. Februar: P. Johannes Chrysostomus Baur O. S. B. (Seckau): „Der heilige Chrysostomus und das christliche Vollkommenheitsideal."

18. März: Universitätsprofessor Dr. Theodor Innitzer: „Über strittige Fragen aus der Leidensgeschichte."

21. Oktober: Prälat Dr. Ernst Seydl, k. u. k. Hof- und Burgpfarrer: „Über die Religion unserer Klassiker."



### In der pädagogischen Sektion:

24. Jänner: Seminarlehrer Rudolf Zlabinger: „Über Telos und Ethos in der Erziehung."

14. März: Professor Dr. W. Kammel: „Über Intelligenzprüfungen nach Binet-Simon und deren Wert für die Schule."

2. Mai: Dr. J. Kowarzik: „Über das Pfadfinderwesen."

### In der sozialwissenschaftlichen Sektion:

7. Jänner: Karl Kainz: „Die Schädigung des österreichischen Handels durch die ungarisch-kroatische Rechtspflege."

28. Jänner: Professor Dr. Karl Wessely, Kustos der Hofbibliothek: „Über die ‚Latino-Glagolica'."

19. Februar: Dimitry de Yantchevezky (St. Petersburg): „Über die Nationalitäten in Rußland."

11. März: Johann Bezecny, Vorstand des fürstl. Schwarzenbergschen Tarifbureaus: „Über Eisenbahnschmerzen in Wien und auf der Strecke."

1. April (im Vereine mit der Sozialen Sektion des Kathol. Wohltätigkeitsverbandes): Dr. Ed. Hermann Gart: „Über Wirksamkeit und Ausgestaltung des Fortbildungsschulrates."

22. April: Dr. Alfred Nagl, em. Hof- und Gerichtsadvokat: „Über die antike Rechentafel."

13. Mai: Dr. Otto Maresch, Dozent an der Lehrerakademie: „Über Konsumvereinsfragen."

3. Juni: Schriftsteller Raimund Fürlinger: „Über Berufsberatung."

24. Juni: Professor Alfons Müllner: „Über Verpflegsverhältnisse und Lebensmittelpreise am Erzberge und in Stadt Steyr vom 15. bis 18. Jahrhunderte."

15. Juli Konsulent G. Wendel: „Über das Recht der gewerblichen Genossenschaften auf die Erlassung von Preistaxen."

5. August: Dr. Alfred Schappacher: „Über gewerbliches Bildungswesen und Gewerbeförderung in Österreich."

26. August: Konsul Anton G. Veith: „Erfahrungen im Auswandererverkehr."

28. Oktober: P. Konstantin Prinz Hohenlohe O. S. B., Professor des Römischen Rechts am Benediktinerkolleg in Rom: „Über die Frage vom Schadenersatz in der Novelle des Bürgerlichen Gesetzbuches."

25. November: Professor Dr. Rudolf Kobatsch: „Über die finanzielle und wirtschaftliche Kriegsbereitschaft Österreich-Ungarns."

16. Dezember: Karl M. Danzer, Herausgeber und Chefredakteur von „Danzers Armeezeitung": „Österreich im Weltkrieg."

### In der naturwissenschaftlichen Sektion:

29. Jänner: Universitätsprofessor Dr. A. Pilcz: „Ursachen und Verhütung der Paralyse."

5. März: P. Richarz (St. Gabriel): „Das Alter der Menschheit vom geologischen Standpunkt aus."

26. März: Professor Dr. Nabélek: „Ein Naturforscher im Orient." I. (Mit Lichtbildern.)

30. April: Professor Dr. Nabélek: „Ergebnisse einer Orientreise, II. Teil." (Mit Lichtbildern.)

### In der Kunstsektion:

3. Februar: Hofrat Prälat Dr. Heinrich Swoboda: „Über ein neu aufgefundenes Skizzenbuch und anderes von Josef Führich" mit Vorweisung des Originals.

27. April: Lichtbildervortrag des Architekten Dr. Karl Holey.

Außerdem nahm die Kunstsektion Anteil an der Veranstaltung des Instruktionskurses für kirchliche Kunst, der unter Förderung des



k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht vom Verein für christliche Kunst und Wissenschaft in Vorarlberg vom 13. bis 17. Juli 1914 zu Feldkirch und Bregenz unter dem Präsidium des hochwürdigsten Bischofs Dr. Sigmund Waitz gehalten wurde.

**In der katechetischen Sektion:**

20. Jänner: Besprechung der Illustrationen in „Pichlers kath. Religionsbüchlein".

10. Februar: „Pichlers Religionsbüchlein." (Illustrationen des N. B.)

21. April: „W. Pichlers Religionsbüchlein, Neues Testament."

3. Dezember: Pfarrer Hofer: „Neubearbeitung des Katechismus."

Der Arbeitsausschuß hielt regelmäßig monatlich zweimal Sitzungen ab.

**In der rhetorisch-homiletischen Sektion:**

4. Februar: Wilhelm Pichler: „Die Aufgaben einer homiletischen Zeitschrift."

3. März (Arbeitsausschußsitzung): Sekretär Josef Schnitt: Bericht über die eingelaufenen Offerten. Provinzial Pellerin: „Die Vorbereitung auf die Predigt als Kursthema."

---

Sehr erfreulich ist die Tätigkeit unseres Zweigvereines für Salzburg unter der rührigen Leitung seines Präsidenten Universitätsprofessors Dr. Ignaz Seipel. Von Oktober 1913 bis Ende Dezember 1914 wurden 23 wissenschaftliche Vorträge abgehalten und in der Kriegszeit drei populäre Vortragsabende veranstaltet; ferner veranlaßte der Verein die Aufführung von Domanigs Schauspiel „Die liebe Not" im Salzburger Stadttheater und Graf Poccis „Die Zaubergeige" in Aichers Marionettentheater und veranstaltete am 27. Dezember einen Weihnachtsabend. Alle Versammlungen erfreuten sich eines sehr regen Besuches (bis 400 Teilnehmer). Auch die Kassagebarung war eine günstige (Kassier Oberfinanzrat Jos. Huber): 1472 K Einnahmen, 1032 K Ausgaben; an die Zentrale überwiesen 323 K, Spende für die Arbeitslosen in Salzburg 50 K. Ein hervorragendes Mitglied, Eminenz Kardinal Katschthaler, ist gestorben, ein anderes, Rechnungsrevisor Architekt Geppert, in russische Gefangenschaft geraten, Schriftführer Dr. Ramek steht im Felde. Am 8. Februar 1915 hielt der Zweigverein seine erste Generalversammlung ab.

Vom Zweigverein für Tirol und Vorarlberg wurde leider ein Bericht über dessen Tätigkeit und Kassagebarung im Jahre 1914 nicht erstattet.

Auch im verflossenen Jahre erhielt die Leo-Gesellschaft vom k. k. Unterrichtsministerium 600 K als Subvention zur Herausgabe des „Allgemeinen Literaturblattes" und 800 K für die Herausgabe der „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer". Se. Durchlaucht Fürst Johann von und zu Liechtenstein spendete der Gesellschaft wie bisher 80 K, Se. Eminenz der hochwürdigste Herr Kardinal Dr. Friedrich Gustav Piffl 90 K. An sonstigen Zuwendungen



gingen 15 K ein. Für alle diese gütigen Spenden sei auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen.

Die am 1. Jänner 1914 vorhanden gewesenen Effekten (Nominale 81.000 K) blieben mit Ausnahme von Nominale 10.000 K, die behufs Zeichnung von 20.000 K Kriegsanleihe verpfändet wurden, ungeschmälert vorhanden. Eine Vermögensbilanz kann dermalen nicht aufgestellt werden, da es seit Kriegsbeginn keinen offiziellen Kurs gibt.

Im Jahre 1914 traten der Leo-Gesellschaft 95 Mitglieder bei. Hingegen schieden aus: durch Tod ein Ehrenmitglied (Se. Exzellenz der Apostolische Feldvikar Bischof Dr. Kol. Belopotoczky), fünf lebenslängliche Mitglieder (darunter Se. k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand von Österreich-Este) und 40 Mitglieder mit Jahresbeiträgen; durch Austritt: 65 Mitglieder.

Der Mitgliederstand betrug daher Ende 1914:

| Art der Mitgliedschaft | Stammverein Wien | Zweigverein für Tirol u. Vorarlberg | Zweigverein für Salzburg |
|---|---|---|---|
| Ehrenmitglieder | 4 | — | — |
| Förderer | 41 | — | — |
| Lebensl. Mitglieder | 82 | 13 | 1 |
| Lebensl. Teilnehmer | 4 | — | — |
| Mitglieder | 1188 | 206 | 71 |
| Teilnehmer | 62 | 45 | 5 |
| Zusammen | 1381 | 264 | 77 |

Gesamtzahl der Mitglieder: 1722.

Leider überwogen auch diesmal die fast ausschließlich mit dem Hinweis auf die Teuerung oder die Kriegslage begründeten Austritte von Mitgliedern zusammen mit den Todesfällen um etwas die Zahl der neu gewonnenen Mitglieder. Auch sonst gestaltete sich infolge der Steigerung der Druckkosten und Papierpreise und anderseits der geringen Einnahmen aus den Mitgliederbeiträgen die wirtschaftliche Lage der Gesellschaft weniger günstig. Die Ausgaben und Unternehmungen mußten daher auf das Notwendigste beschränkt werden. Derlei Schwierigkeiten treten indes in der Kriegszeit mehr oder weniger bei allen Vereinen zutage. Daher sieht auch die Leo-Gesellschaft trotz der augenblicklich weniger günstigen Verhältnisse voll Vertrauen einer besseren Zukunft entgegen; sie bittet aber zugleich ihre Mitglieder, ihr unentwegt treu zu bleiben und durchzuhalten, auf daß sie ihren hohen Aufgaben wieder mit vollen Kräften dienen kann!



## 2. Ausweis über die Geldgebarung im Jahre 1914.

| | Einnahmen. K | h | Ausgaben. K | h |
|---|---|---|---|---|
| Mitgliedsbeiträge, eingegangen für das Jahr 1914 | 11.086 | 12 | — | — |
| Mitgliedsbeiträge, eingegangen für 1915 | — | — | 10 | — |
| Spenden und Subventionen | 2385 | 10 | 5141 | 53 |
| Zinsenkonto | 3216 | 67 | 40 | 50 |
| Kulturkonto | 65 | — | 8877 | 33 |
| Montagsabende und Sektionssitzungen | — | — | 390 | 79 |
| Verwaltungskonto | 2834 | 25 | 7081 | 01 |
| Verschiedene Einnahmen und Ausgaben | 1517 | 75 | 1169 | 24 |
| Buchdruckerei C. Fromme | 105 | — | 610 | — |
| Katechetischer Kongreß | 760 | 71 | 728 | 50 |
| Inseratenkonto | 900 | 31 | 343 | 48 |
| Verlag der Leo-Gesellschaft | 261 | 42 | 132 | 52 |
| Verschiedene Publikationen | 5 | 40 | 670 | — |
| Onno Klopp-Gedenktafel | 110 | — | — | — |
| Guthaben beim k. k. Postsparkassenamt am 1. Jänner 1914 | 2375 | 88 | *) 670 | 92 |
| Stand der Handkasse am 1. Jänner 1914 | 264 | 24 | *) 22 | 03 |
| | 25.887 | 85 | 25.887 | 85 |

*) Am 31. Dezember 1914.

Der Schatzmeister:

**A. Weimar m. p.**

Die Revisoren:

**Dr. Simon Hagenauer m. p.**
**Ed. Michl m. p.**

---

## 3. Das Direktorium der Leo-Gesellschaft

**besteht aus den P. T. Herren:**

**Präsident:** Se. Eminenz der hochwürdigste Herr Kardinal Dr. Friedrich Gustav Piffl, Fürsterzbischof von Wien.

1. **Vizepräsident:** Dr. Heinrich Swoboda, k. k. Hofrat, Prälat und Universitätsprofessor, Wien.

2. **Vizepräsident:** Dr. Karl Ferdinand von Kummer, k. k. Hofrat, Landesschulinspektor a. D., Wien.

**Generalsekretär:** Dr. Theodor Innitzer, Universitätsprofessor, Wien.

**Schatzmeister:** Anton Weimar, Gutsbesitzer, Wien.

Dr. Wilhelm Freiherr v. Berger, Mitglied des Herrenhauses, Wien.





Se. Exzellenz Dr. Friedrich Freiherr v. Call, k. k. Oberlandesgerichtspräsident, Innsbruck.
Dr. Heinrich Giese, f.-e. geistl. Rat, Seminardirektor, Wien.
Dr. Franz Gutjahr, Prälat, Univ.-Prof., Priesterhausdirektor, Graz.
Dr. Josef Hirn, k. k. Hofrat und em. Universitätsprofessor, Feldkirch.
Dr. Viktor Kienböck, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.
Dr. P. Maurus Kinter O. S. B., Archivar, Raigern.
P. Viktor Kolb S. J., Wien.
Dr. Richard v. Kralik, Wien.
Erlaucht Franz Graf v. Kuefstein, Mitglied des Herrenhauses, Viehofen.
Julius Kundi, Ehrendomherr, f.-e. Rat, Stadtdechant, Wien.
Se. Durchlaucht Fürst Franz von und zu Liechtenstein, Wien.
Dr. Gustav Müller, Ap. Protonotar, Domkustos, Seminardirektor, Wien.
Josef Neumair, Professor a. d. Lehrerakademie, Wien.
Dr. Ludwig v. Pastor, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor, Direktor des Istituto austriaco, Rom.
Dr. Alexander Pilcz, k. k. Universitätsprofessor, Wien.
Ing. Rudolf F. Pozděna, Oberkommissär im k. k. Arbeitsministerium, Wien-Klosterneuburg.
Dr. Karl Scheimpflug, k. k. Sektionsrat a. D., Wien.
Dr. Franz M. Schindler, päpstl. Protonotar, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Mitglied des Herrenhauses, Wien.
Dr. P. Wilhelm Schmidt S. V. D., Herausgeber des „Anthropos“, St. Gabriel bei Mödling.
Dr. Franz Schnürer, Direktor der k. u. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek, Wien-Klosterneuburg.
Dr. Ignaz Seipel, k. k. Universitätsprofessor, Salzburg.
Dr. Ernst Seydl, päpstl. Hausprälat, k. u. k. Hof- und Burgpfarrer, Wien.
Karl Maria Ritter von Truxa, k. k. Senatspräsident des Verwaltungsgerichtshofes a. D., Wien.
Dr. J. E. Wackernell, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor, Innsbruck.
Dr. Otto Willmann, k. k. Hofrat, em. Universitätsprofessor, Mitglied des Herrenhauses, Leitmeritz.
Exzellenz Dr. Hermann Zschokke, Weihbischof, Dompropst, k. k. Sektionschef und Mitglied des Herrenhauses, Wien.



## 4. Vorstände der Sektionen der Leo-Gesellschaft.

1. Für Philosophie und Theologie: Obmann: Prälat Dr. Ernst Seydl; 1. Stellvertreter: Univ.-Prof. Dr. Johann Döller; 2. Stellvertreter: Univ.-Prof. Dr. Josef Lehner; 1. Schriftführer: Gymnasialprofessor Dr. Leopold Krebs; 2. Schriftführer: Subrektor Karl Rudolf.
2. Für Geschichtswissenschaften: Obmann: Univ.-Prof. Hofrat Dr. J. Hirn; Stellvertreter: Archivbeamter Dr. K. Fajkmajer.
3. Für Rechts- und Sozialwissenschaften: Obmann: Sektionsrat a. D. Dr. Karl Scheimpflug; Stellvertreter: Landesvizesekretär Dr. Hans Rizzi; Schriftführer: Dr. Hans Freiherr von Zeßner.
4. Für Literatur (vereint mit dem Verbande der kath. Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs): Obmann: Dr. Richard von Kralik; Schriftführer: Dr. Richard Donin.
5. Für Naturwissenschaften: Obmann: Univ.-Prof. Doktor Alexander Pilcz; Stellvertreter: Professor Dr. Josef Stadlmann; Schriftführer: Dr. Johann P. Haustein.
6. Für Pädagogik: Obmann: Hofrat Dr. Karl Ferdinand von Kummer; 1. Stellvertreter: Pädagogiumdirektor Regierungsrat Dr. R. Hornich; 2. Stellvertreter: Schulrat Andreas Weiß; 1. Schriftführer: kais. Rat Georg Zeitelberger; 2. Schriftführer: Übungsschullehrer L. Rotter.
7. Für Kunst: Obmann: Anton Weimar; Stellvertreter: Baurat Architekt Anton Weber; Schriftführer: Architekt J. Kotzurek.
8. Für Katechetik: Obmann: Kanonikus Julius Kundi; 1. Stellvertreter: Hofrat Dr. Heinrich Swoboda; 2. Stellvertreter Domkapitular Dr. Eduard Krauß; 1. Schriftführer: Religionsprofessor Emil Kratochwill; 2. Schriftführer: Koop. Ferdinand Haas.
9. Für Rhetorik: Obmann: Seminardirektor Dr. Heinrich Giese; Stellvertreter: Msgr. Al. Stingeder; Schriftführer: Koop. Josef Schnitt.

---

## 5. Der Vorstand des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg.

besteht aus den P. T. Herren:

Obmann: Se. Exzellenz Dr. Friedrich Freiherr v. Call, k. k. Oberlandesgerichtspräsident, Innsbruck.

Obmannstellvertreter: Dr. Josef Eduard Wackernell, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Innsbruck.



Schriftführer: Anton Müller (Br. Willram), Religionsprofessor am Pädagogium, und Dr. Alois Lanner, k. k. Schulrat und Landesschulinspektor, Innsbruck.
Kassier: Dr. J. Kraft, Archivbeamter, Innsbruck.
Dr. Hans Malfatti, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.
Dr. Mich. Mayr, k. k. Univ.-Prof., Landtagsabg. und Archivdirektor, Innsbruck.
Msgr. Dr. Alois Spielmann, geistl. Rat und Gymnasialdirektor, Brixen.
Se. Exzellenz Dr. Theodor Freiherr v. Kathrein, Landeshauptmann von Tirol, Innsbruck.
Adolf Rhomberg, Landeshauptmann von Vorarlberg, Dornbirn.
Ersatzmänner: Dr. Hans Hausotter, k. k. Hofrat und Landesschulinspektor, Innsbruck, Dr. Ludwig v. Pastor, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor und Direktor des Istituto austriaco, Rom.
Dr. Karl Klaar, k. k. Staatsarchivdirektor, Innsbruck.
Ferdinand Watschitzky, k. k. Direktor i. R., Innsbruck.

## 6. Der Vorstand des Zweigvereines für das Kronland Salzburg.

besteht aus den P. T. Herren:

Obmann: Dr. Ignaz Seipel, k. k. Universitätsprofessor, Salzburg.
Obmannstellvertreter: Dr. Andreas Mudrich, Archivdirektor, Salzburg.
Schriftführer: Dr. Rudolf Ramek, Hof- und Gerichtsadvokat, Salzburg.
Kassier: Josef Huber, Oberfinanzrat, Salzburg.
Dr. Johannes Eckardt, Redakteur, Salzburg.
Josef Rauter, Domkooperator, Salzburg.

## 7. Gedenktage der Leo-Gesellschaft 1891—1914.

1891: 9. Juni: Behördliche Bescheinigung der Statuten der L.-G.
1892: 26. Jänner: Konstituierende Versammlung der L.-G. in Wien: Wahl des Direktoriums für die Jahre 1892 bis 1895. — 9. Juni: Konstituierende Versammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg. — 7. und 8. Aug.: 1. G.-V. in Linz.



1893: 21. Febr.: Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. widmet der L.-G. den Fördererbeitrag von 2000 K. — 24. bis 26. Juli: 2. G.-V. d. L.-G. und des Z.-V. f. T. u. V. in Innsbruck.

1894: 14. und 15. Mai: G.-V. des Z.-V. f. T. u. V. in Bregenz. — 30. Juli bis 1. Aug.: 3. G.-V. der L.-G. in Salzburg.

1895: 15. und 16. April: G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Brixen. — 20. April: Breve Sr. Heiligkeit Leos XIII. an die L.-G. — 29. bis 31. Juli: 4. G.-V. d. L.-G. in Graz. Änderung einiger Statuten. Wahl des Direktoriums für 1895 bis 1901.

1896: 14. bis 16. Sept.: 5. G.-V. der L.-G. in Wien.

1897: 26. bis 29. Juli: 6. G.-V. der L.-G. in Klagenfurt. — 27. und 28. Dez.: G.-V. d. Z.-V. d. L.-G. f. T. u. V. in Innsbruck.

1898: 27. und 29. Nov.: 7. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1899: 18. und 19. Sept.: 8. G.-V. d. L.-G. und des Z.-V. f. T. u. V. in Meran.

1900: 23. und 24. Juli: 9. G.-V. d. L.-G. in Marburg. — 10. und 11. Sept.: G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Feldkirch.

1901: 9. und 10. Juli: 10. G.-V. d. L.-G. in Wien: Feier des 10jährigen Bestandes der Leo-Gesellschaft. Statutenänderungen; Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1901 bis 1907. — 3. Okt.: G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Brixen. Neuwahl des Vorstandes für 1901—1907.

1902: 25. und 26. Sept.: 11. G.-V. d. L.-G. und des Z.-V. f. T. u. V. in Bregenz.

1903: 22. Juni: 12. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1904: 13. bis 15. Sept.: 13. G.-V. d. L.-G., zugleich G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Hall bei Innsbruck.

1905: 19. und 20. Nov.: 14. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1906: 11. Nov.: 15. G.-V. d. L.-G. in Wiener-Neustadt.

1907: 3. und 4. Mai: 16. G.-V. d. L.-G. in Wien. Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1907—1913.

1908: 30. Nov.: 17. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1909: 22. und 23. Nov.: 18. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1910: 16. März: Josef Freiherr von Helfert, erster Präsident der Leo-Gesellschaft, †. — 6. Mai: Wahl Sr. Durchlaucht des Prinzen Franz von und zu Liechtenstein zum Präsidenten der Leo-Gesellschaft. — 7. Nov.: 19. G.-V. d. L.-G. in Wien.

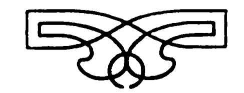
1911: 17. Mai: Rücktritt Sr. Exzellenz des Apostol. Feldvikars Bischofs Dr. Kol. Belopotoczky als ersten Vizepräsidenten, Ernennung desselben zum Ehrenmitgliede der Leo-Gesellschaft. — 13. Okt.: Wahl des Univ.-Prof. Prälaten Dr. Heinrich Swoboda zum ersten Vizepräsidenten. — 3. Nov.: 20. G.-V. d. L.-G. in Wien.



1912: 18. Nov.: 21. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1913: 29. Jänner: Hofrat Dr. Franz M. Schindler legt das Amt des Generalsekretärs nieder. — 22. Sept.: Konstituierende Versammlung des Zweigvereins für das Kronland Salzburg. — 4. bis 6. Okt.: 22. G.-V. d. L.-G. in Salzburg. — Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1913—1919. — Rücktritt des zweiten Präsidenten der Leo-Gesellschaft, Sr. Durchlaucht des Fürsten Franz von und zu Liechtenstein. — Wahl Sr. Exzellenz des Fürsterzbischofs von Wien, Dr. Friedrich Gustav Piffl, zum Präsidenten, Ernennung Sr. Durchlaucht des Prinzen Franz von und zu Liechtenstein und des Hofrates Prälaten Schindler zu Ehrenmitgliedern der Leo-Gesellschaft.

1914: 11. Nov.: 23. G.-V. d. L.-G. in Wien. — 14. Dez.: Apostol. Feldvikar Bischof Dr. Koloman Belopotoczky, Mitbegründer der Leo-Gesellschaft, †.



# DIE KULTUR

## JAHRBUCH FÜR WISSENSCHAFT LITERATUR UND KUNST

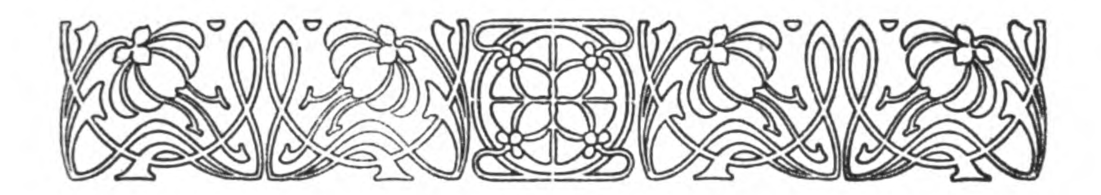
HERAUSGEGEBEN VON DER ÖSTERREICHISCHEN LEOGESELLSCHAFT

GELEITET VON DR. FRANZ SCHNÜRER

XVII. JAHRGANG




WIEN
SELBSTVERLAG DER LEOGESELLSCHAFT
IN KOMMISSION BEI AMBR. OPITZ NACHF.
1916



# Der Pazifismus und die Katholiken.

Von Ignaz Seipel.

Am 3. September 1914 war Benedikt XV. zum Papste gewählt, am 4. gekrönt worden. Bereits am 11. desselben Monats konnte der „Osservatore Romano" das erste offizielle Schreiben des neuen Papstes veröffentlichen; es war der bekannte, vom Fest Mariä Geburt datierte Aufruf zum Frieden. Der Papst ermahnte darin „alle Kinder der Kirche, insbesondere die Mitglieder des Klerus", unablässig um den Frieden zu beten. „Die Regenten der Völker aber", so fuhr er fort, „bitten und beschwören wir inständig, endlich all ihren Zwist zum Wohle der menschlichen Gemeinschaft einzustellen. Mögen sie bedenken, daß dieses sterbliche Leben an sich schon von allzu vielem Jammer und Elend heimgesucht ist, als daß man es noch elender und jammervoller machen sollte. Es möge genug der Ruinen aufgehäuft, genug menschlichen Blutes vergossen sein; mögen sie sich beeilen, Friedensverhandlungen anzuknüpfen und sich die Hände zu reichen"[1]). Zu Allerheiligen folgte dann die erste Enzyklika. Auch sie enthält eine eindringliche Bitte an die Regenten: „Mögen uns jene hören, in deren Händen die Geschicke der Staaten ruhen; um das bitten wir. Es gibt ja doch andere Wege, andere Methoden, um etwaige Rechtsverletzungen auszutragen. Möge man diese, nach Niederlegung der Waffen, mit gutem Gewissen und aufrichtigem Willen versuchen"[2]). Einen neuen Anlaß, seine Stimme für die Beendigung des Weltkrieges zu erheben, bot dem Papste der Jahrestag des Kriegsausbruches. In seinem am 28. Juli 1915 an die kriegführenden Völker und ihre Staatsoberhäupter gerichteten Schreiben rief er diesen zu: „Gesegnet sei, wer zuerst den Ölzweig erhebt und dem Feinde die Hand und vernünftige Friedensbedingungen bietet! Das Gleichgewicht der Welt, der Fortschritt, die Sicherheit, die Ruhe der Völker — sie ruhen weit mehr noch auf dem gegenseitigen Wohlwollen und auf der Achtung vor den Rechten und der Würde des anderen als auf der Menge der Waffen und auf Festungsgürteln. Es ist ein Schrei nach Frieden, der sich unserer Seele in diesen traurigen Tagen entringt, und wir laden die Friedensfreunde der Welt ein, uns die Hand zu

[1]) Katholische Kirchenzeitung LIV (1914) 37, 430.
[2]) Ebd. 47, 547.

reichen, um das Ende des Krieges zu beschleunigen, der seit einem Jahre Europa in ein weites Schlachtfeld verwandelt"[1]).

Diese drei päpstlichen Friedenskundgebungen unterscheiden sich voneinander nicht nur durch die steigende Dringlichkeit des Tones, es zeigt sich in ihnen auch ein Fortschritt von allgemeinen Mahnungen zu immer konkreteren Vorschlägen. In der ersten äußerte Benedikt XV. nur den Wunsch, die Regenten der Völker möchten Friedensverhandlungen anknüpfen; in der zweiten wies er sie auf die Möglichkeit hin, unausgeglichene Streitfragen auf einem anderen Wege als dem des Krieges, also durch Schiedsgericht, zum Austrag zu bringen; in der dritten endlich rief er „die Friedensfreunde der Welt" auf, sich die Friedensvermittlung angelegen sein zu lassen. Man hat hierin eine Art Bekenntnis des Papstes zu pazifistischen Grundsätzen gesehen und diesem Bekenntnis um so größere Bedeutung beigelegt, als sich die ausgesprochen katholischen Kreise bisher doch eigentlich verhältnismäßig wenig an der organisierten Friedensbewegung beteiligt haben.

Ich glaube nun allerdings, es hieße zu weit gehen, wollte man aus den Worten des Papstes eine förmliche Empfehlung des Pazifismus, wie er heute ist und auftritt, herauslesen. Dazu lauten sie zu unbestimmt. Wenn Benedikt XV. „die Friedensfreunde der Welt" einlud, mit ihm gemeinsam an der Wiederherstellung des Friedens zu arbeiten, so dachte er dabei wohl in erster Linie an die neutralen Staaten, von denen ja allein eine Friedens**vermittlung** im technischen Sinne des Wortes ausgehen kann, nicht an private Personen und von diesen gebildete Vereinigungen, aber er schloß diese keineswegs aus. Wieviel er sich von den Neutralen erwartete, zeigen seine wiederholten Bemühungen, die einzige Großmacht, die am Weltkrieg nicht teilnimmt, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, und ihren Präsidenten einerseits in der Neutralität zu bestärken, anderseits zum formellen Angebot der Friedensvermittlung zu bewegen[2]). Aber der Papst weiß, daß die Erfüllung seines Herzenswunsches doch nicht von den Regierungen allein abhängt, sondern daß sehr viel an der Stimmung und der ganzen Geistesrichtung der Völker gelegen ist. In der bereits erwähnten ersten Enzyklika ist er in tiefschürfender Weise den Ursachen des Weltkrieges nachgegangen und dabei zu folgendem Ergebnis gelangt: „So beobachten wir den Mangel an gegenseitiger Liebe, die Verachtung der Autorität, den ungerechten Klassenkampf, ferner ein so dürstendes Verlangen nach zeitlichen Gütern, als ob es keine anderen gäbe, die doch viel höher stehen, um vom Menschen begehrt zu werden. Aus dieser vierfachen Quelle glauben wir die Ursachen ableiten zu müssen, weshalb gegenwärtig die Menschheit so schwer bedrängt wird. Darum muß gemeinsam dahin gearbeitet werden, daß jene Ursachen schwinden, d. h. daß die christlichen Grundsätze wieder anerkannt werden, wofern man die Absicht hat, einen echten Frieden zu schließen

[1]) Ebd. LV (1915) 31, 348.
[2]) Ebd. LVI (1916) 18, 177 und 19, 186 f.



und die rechte Ordnung herzustellen"[1]). Sieht der Papst wirklich in weitverbreiteten verkehrten Anschauungen und in den entfesselten Leidenschaften die Quelle des Weltkrieges, dann kann er von den Regierungen zwar das Einstellen des Blutvergießens verlangen, „einen gerechten, dauerhaften, nicht nur für eine der kriegführenden Mächte günstigen Frieden" aber, wie er ihn bei anderer Gelegenheit, nämlich in der Allokution im geheimen Konsistorium am 6. Dezember 1915, einzig als erwünscht hingestellt hat[2]), darf er nur erhoffen, wenn alle, die auf die öffentliche Meinung Einfluß üben, zusammenwirken, um die Völker mit einem neuen, wahrhaft friedlichen Geiste zu erfüllen. Das ist aber die natürliche Aufgabe vor allem jener, die sich „Friedensfreunde" nennen, und ihrer Organisationen. Insofern diese den Geist des wahren Friedens in den Völkern pflegen und Mittel und Wege gefunden haben, um ihn auch bei den Regierenden zur Geltung zu bringen, wendet sich der Papst auch an sie. Daß er es tut, ist ein Beweis für die Aufrichtigkeit seines Friedenswillens. Jeder Helfer beim schweren Werke der Friedensherstellung ist ihm willkommen. Nicht darauf kommt es ihm an, wer den letzten Anstoß zur Beendigung des Weltkrieges gibt; er gönnt jedem einen Anteil an dem Ruhm, der Menschheit einen so großen Dienst geleistet zu haben, wenn nur tatsächlich die Wiederkehr des Friedens beschleunigt wird.

Der Standpunkt des Papstes ist für die Stellungnahme der Katholiken zur Friedensbewegung vorbildlich. Wenn das Haus brennt, weiß man jeden zu schätzen, der helfen kann, das Feuer zu löschen. Insbesondere erwartet man ein rasches Eingreifen von jenen, die einer organisierten „Feuerwehr" angehören. Dabei braucht man aber die Unvollkommenheiten, die dieser Feuerwehr etwa anhaften, nicht zu übersehen. Man kann Mängel an ihrer Methode und ihren Geräten erkennen. Man kann sich vollkommen der Gründe bewußt sein, warum man ihr in der Vergangenheit selbst nicht beigetreten ist, und man wird es sich, unbeschadet des Dankes, den man ihr für die geleistete Hilfe zollt, auch in Zukunft erst noch überlegen, ob man sich ihr anschließen soll oder nicht. Nun gab es in der modernen Friedensbewegung manches, was die Katholiken zu einer gewissen Zurückhaltung veranlassen mußte. Die ersten Friedensgesellschaften entstanden gegen Ausgang der napoleonischen Zeit unter dem Einfluß der Kongregationalisten und der diesen nahe verwandten Quäker in Amerika und England; sie waren anfänglich konfessionell organisiert. Wie den meisten spezifisch protestantischen Gründungen fehlte ihnen die organische Verbindung mit den Traditionen der Vergangenheit, wobei freilich in Betracht gezogen werden muß, daß vieles von dem, was frühere Zeiten im Interesse des Völkerfriedens unternommen hatten, damals überhaupt so gut wie unbekannt war und später förmlich neu entdeckt werden mußte; daneben trat ein starker kritischer Zug hervor. Sie ließen es nicht an Vorwürfen

[1]) Ebd. LIV (1914) 47, 547.
[2]) Ebd. LV (1915) 49, 534.



gegen jene fehlen, die, wie sie meinten, den Kriegen hätten längst ein Ende machen sollen. Dadurch mußte sich am meisten die katholische Kirche getroffen fühlen. Daß die Kirche und ihre Anhänger zur Eindämmung der Kriege nichts getan hätten, ist unrichtig. Man denke an die Treuga Dei des Mittelalters, an die theokratisch-politischen Theorien eines Bonifaz VIII., an Pierre Dubois, einen Schüler des hl. Thomas von Aquin, an den Dominikaner Campanella, an Emeric Crucé, an den Anteil, den hervorragende Theologen wie Vittoria und Suarez an der Begründung des Völkerrechtes genommen haben, an Kardinal Alberoni, an Josef Görres' Eintreten für das Ideal des allgemeinen Friedens. Wenn diese Bestrebungen den Kriegen nicht völlig ein Ende machen konnten, so teilten sie nur das Schicksal der gleich gerichteten Bemühungen Heinrichs IV. und seines hugenottischen Ministers Sully, Hugo Grotius', William Penns und Kants.[1]) Dazu kam, daß die Friedensfreunde den ewigen Frieden nicht nur als höchst wünschenswert, sondern geradezu als Pflicht bezeichneten und aus dem Evangelium ein absolutes Verbot des Krieges herauszulesen versuchten. Die Katholiken hätten sich mit der weit gemäßigteren Lehre ihrer Kirche in Widerspruch gesetzt, wenn sie denselben Standpunkt eingenommen hätten. Den konfessionellen Charakter hat die Friedensbewegung freilich bald aufgegeben, ebenso wie das Argumentieren mit theologischen Gründen. Dafür verband sie sich, namentlich seitdem sie in Frankreich Fuß gefaßt und eine Hauptpflegestätte gefunden hatte, mit dem sogenannten Freisinn und seinen antikirchlichen Völkerverbrüderungstendenzen. Leider ist sie gerade in dieser Form in unsere Länder gekommen. Es hat, um nur vom Nächstgelegenen zu sprechen, der Friedensbewegung außerordentlich geschadet, daß lange Zeit hindurch die Baronin Berta von Suttner als ihre Hauptvertreterin unter uns galt. Die Verfasserin des vielgelesenen Romanes „Die Waffen nieder!"[2]) war — wir sagen dies, ohne ihre guten Absichten bezweifeln und ihrem Eifer für die Friedenssache die Anerkennung versagen zu wollen — eine unsympathische literarische Erscheinung. Durch ihre vollständige Verkennung der machtvoll aufstrebenden christlichen Volksbewegung in Österreich mußte sie Mißtrauen erwecken. Das Schlimmste war, daß sie durch die Art ihres Auftretens und vielleicht noch mehr durch das Verhalten ihrer Freunde lächerlich wurde. Der Spott übertrug sich dann auf die ganze Friedensbewegung. In Deutschland hat sich — auch sehr zum Schaden der Sache — der deutsche Monistenbund auf seiner Hauptversammlung 1912 in Magdeburg für den Weltfrieden

---

[1]) Zur Geschichte des Pazifismus vgl. H. Lammasch, Die Lehre von der Schiedsgerichtsbarkeit in ihrem ganzen Umfange. Stuttgart, 1913. S. 37 ff.

[2]) Der Roman erschien in zwei Bänden zuerst 1889; bis 1902 hatte er 32 Auflagen erlebt und war in die meisten europäischen Sprachen übersetzt. 1891 gründete Berta von Suttner die österreichische Gesellschaft der Friedensfreunde. Als deren Präsidentin nahm sie an den Friedenskongressen 1891 in Rom, 1892 in Bern und 1894 in Antwerpen lebhaften Anteil. Seit 1892 gab sie in Dresden die Monatsschrift „Die Waffen nieder!" heraus. Sie starb am 21. Juni 1914.

eingesetzt, wobei Wilhelm Ostwald „die politische Einheit der Völker als ein Stück Monismus" proklamierte. Wenn einzelne führende katholische Persönlichkeiten dennoch für die Friedensbewegung eintraten und wenn sich hier und dort katholische Friedensligen bildeten, so konnte dadurch das nun einmal vorhandene Mißtrauen in weiteren Kreisen doch nicht überwunden werden, und zwar um so weniger, als der Geist der Friedensbewegung, auch abgesehen von der Haltung vieler ihrer Anhänger in Weltanschauungsfragen, Bedenken erregte.

Die Friedensbewegung stammt, wie wir gesehen haben, aus Amerika und England. Der erste internationale Friedenskongreß fand 1848 in Paris unter dem Vorsitz Viktor Hugos statt und 1867 wurde in Frankreich die erste internationale Friedensliga gegründet. Den Amerikanern und den Franzosen ist nun seit langem der Trieb eigen, die Freiheit, die sie zu besitzen glauben, auch den anderen Völkern mitteilen zu wollen, selbst wenn diese kein Verlangen danach tragen. Von der Ideologie der Revolution beherrscht, begnügen sie sich nicht damit, ihr Ideal der allgemeinen Gleichheit innerhalb der Staatsgrenzen mehr oder weniger durchzuführen, sie möchten am liebsten auch alle Staaten einander gleichmachen. Solange es neben den Republiken Monarchien, neben künstlich geschaffenen oder gewaltsam umgestalteten Staaten in ungestörter Entwicklung historisch gewordene, neben extrem demokratischen, in denen alle Gewalt vom Volke hergeleitet wird, solche, die am Gottesgnadentum der angestammten Herrscher festhalten, gibt, fühlen sie sich der eigenen Freiheit nicht sicher. In ihrer Gleichmacherei neigen sie dazu, gegen andere tyrannisch aufzutreten, ihnen ihre Staatsideen aufzuzwingen, immer im Glauben, dadurch dem Wohle der Menschheit und dem allgemeinen Fortschritt zu dienen. Dieser Zug hat sich auch der Friedensbewegung mitgeteilt. Sie begnügt sich nicht, den Friedenswillen in den verschiedenen Staaten und Völkern zu pflegen; sie denkt größtenteils nicht daran, die Gegensätze, die tatsächlich zwischen ihnen bestehen, zu beseitigen, ja sie beachtet diese Gegensätze gar nicht oder hält sie vor aller Prüfung für unbegründet; mit einem Wort, sie ist — man verzeihe den Ausdruck, der gegen niemand einen persönlichen Vorwurf enthalten soll — ziemlich oberflächlich, und in dieser Oberflächlichkeit meint sie den Frieden leichthin diktieren zu können, anstatt ihn mühsam zu vermitteln. Zum Beweis für das eben Gesagte verweise ich auf einige Dokumente der internationalen Friedenspropaganda, die der gegenwärtige Weltkrieg selbst hervorgerufen hat.

Die „Zentralorganisation für einen dauernden Frieden", mit dem Sitz im Haag, veröffentlichte ein kurzes, aus fünf Punkten bestehendes „Programme-Minimum" samt einem ausführlichen Kommentar dazu. Der erste Punkt dieses Programms hat folgenden Wortlaut: „Es soll weder eine Annexion noch eine Gebietsabtretung entgegen den Interessen und den Wünschen der Bevölkerung erfolgen; deren Zustimmung soll, wenn möglich, durch Plebiszit oder auf andere Weise eingeholt werden. — Die Staaten sollen den innerhalb ihrer



Gebiete wohnenden Nationalitäten die bürgerliche Gleichheit, die religiöse Freiheit und den freien Gebrauch ihrer Sprache gewährleisten." Das hierzu gehörige Kapitel des Kommentars trägt die Überschrift: „Principe des nationalités". Es geht von dem richtigen Gedanken aus, eine Hauptursache des gegenwärtigen Krieges sei die Nationalitätenfrage, und gesteht zugleich zu, daß jeder Versuch, diese Frage „mehr oder weniger willkürlich auf Grund eines strengen Prinzips" zu lösen, neue Verwirrungen und endlose Schwierigkeiten erzeugen müßte. Dennoch fordert es gleich darauf „mit Nachdruck", beim künftigen Friedensschlusse dürfe es keine territorialen Veränderungen geben ohne Gutheißung durch ein Plebiszit oder eine andere Form des rechtmäßigen Willensausdruckes der beteiligten Bevölkerung[1]). Als Grund hiefür wird angegeben, daß die territorialen Veränderungen, wenn sie schon nicht vermieden werden könnten, wenigstens eine rechtliche Basis bekommen müßten, soll der nächste Friedensschluß nicht bereits den Zündstoff für neue Kriege enthalten. Jene, die den ersten Punkt des Programme-Minimum und die Erläuterungen dazu, die übrigens viel Wasser in den Wein gießen und auf manche Schwierigkeiten selbst aufmerksam machen, formulierten, scheinen nicht bedacht zu haben, daß sie durch ihre Forderung die Beendigung des Weltkrieges erschweren und den ersehnten Frieden im voraus hinfällig machen. Sie sprechen ja jetzt schon dem nächsten Friedensvertrag die Rechtsverbindlichkeit ab, indem sie verlangen, daß die territorialen Veränderungen, auf die sich die friedenschließenden Parteien etwa einigen sollten, von anderswoher „eine rechtliche Grundlage" erhalten müßten, als ob der Friedensvertrag nicht selbst internationales Recht schaffen könnte. Und diese rechtliche Grundlage soll durch eine Abstimmung der Bevölkerung gewonnen werden. Das heißt doch, das Nationalitätsprinzip in dem Sinne, in dem die Unterzeichner des Programme-Minimum es verstanden wissen wollen, den Völkern und Staaten, die es nicht anerkennen, gegen ihren Willen aufdrängen; es heißt, nicht ausdrücklich, aber doch einschließlich, zugunsten einer Staatsidee alle anderen beiseite schieben. Da aber beim nächsten Friedensschluß tatsächlich doch nicht alle europäischen Staaten völlig auf Grund des Nationalitätsprinzips umgestaltet werden können, so heißt es weiterhin, neue Umsturzversuche und damit neue Kriege direkt herausfordern. Man beachte nur die Ungleichheit, die bei Anwendung dieses Prinzips in den davon betroffenen Staaten herbeigeführt würde. In ihnen allen gäbe es nun zweierlei Untertanen: die einen, die es durch eigenen Willen sind und diesen Willen in ihrer Abstimmung betätigen konnten, und andere, die, weil eben die von ihnen bewohnten Staatsteile nicht strittig waren, nicht um ihre Meinung gefragt wurden. Müßte diese Ungleichheit nicht den Wunsch wecken, immer mehr Gebiete zum Kampfobjekt zu machen, damit nach und nach alle Bürger an einem Plebiszit über ihre Staatszugehörigkeit teilnehmen

[1]) Als solche andere Form des Willensausdruckes ist die Befragung von Volksvertretungskörpern, die in den strittigen Provinzen etwa bereits vorhanden sind, gedacht.



könnten? Ferner, ist das Plebiszit überhaupt das geeignete Mittel, um, wie es das Programme-Minimum will, zu verhüten, daß ein Gebiet entgegen den Interessen und den Wünschen seiner Bevölkerung an einen anderen Staat übergehe? Wir meinen, daß es erstens nicht allein auf die Interessen und Wünsche der Bevölkerung strittiger Provinzen ankommt; daß zweitens ein großer Unterschied zwischen den Interessen und Wünschen der Bevölkerung vorhanden sein kann; und daß drittens gerade nach dem Kriege ein Plebiszit kaum die wahren Interessen der Bevölkerung zum Ausdruck bringen dürfte. Es kommt bei der Bestimmung der Staatszugehörigkeit strittiger Provinzen nicht allein auf die Interessen und Wünsche der Bevölkerung dieser Gebiete, sondern sehr viel auf die Interessen der Staaten im großen und ganzen an. England hält das spanische Gibraltar und das italienische Malta doch nicht aus Liebe zur Bevölkerung Gibraltars und Maltas fest, sondern im Interesse Englands. Rußland glaubt die baltischen Provinzen nicht entbehren zu können, weil sie ihm den Zugang zum Meere öffnen, und es möchte aus denselben Gründen Konstantinopel und die Dardanellen haben, ohne sich um die Interessen der Bevölkerung jener Gegenden viel zu kümmern. Italien strebt die Brennergrenze an, weil es glaubt, daß seine Interessen dies erfordern, obwohl die Bevölkerung in den deutschen Bezirken um Brixen, Bozen und Meran ganz andere Interessen hat. Der Kommentar zum Programme-Minimum nimmt an, es handle sich immer nur um kleine Gebietsteile, wenn eine Grenzberichtigung aus anderen als nationalen, insbesondere aus strategischen Gründen vorgenommen wird. Die eben angeführten Beispiele zeigen, daß dem nicht so ist. Aber selbst wenn man die Fiktion aufrecht erhalten wollte, als ob die Interessen der strittigen Provinzen allein ausschlaggebend wären, wird man doch nicht behaupten wollen, daß die Interessen und die Wünsche der Bevölkerung sich decken müßten. Woher weiß denn die Bevölkerung, welche ihre wahren Interessen sind? Wenn selbst gewiegte Staatsmänner darüber verschiedener Meinung sein können und oft genug die Erfahrung machen müssen, daß sie sich mit ihrem Urteile getäuscht haben, soll dann die große Masse klüger sein oder traut man der Volksabstimmung eine magische Wirkung zu? Wenn die Bevölkerung sich aber täuscht oder wenn nachträglich der im Wettbewerb um ihre Provinz unterlegene Gegner auch nur behauptet, daß sie sich getäuscht habe, dann wird der Staat, der Sieger geblieben ist, entweder in eine Überprüfung der ersten Entscheidung durch eine neuerliche Abstimmung einwilligen müssen oder es kommt zu dem Revanchekrieg, um dessen Verhinderung es dem Programme-Minimum in erster Linie zu tun ist. Und in der Tat wird man ja auch nicht verlangen können, daß eine Bevölkerung, die selbst über ihr politisches Schicksal entschieden hat, im Falle eines Fehlurteils gleichsam als Strafe dafür in einem ihr ungünstigen Staatsverbande bleibe. Hatte sie einmal das Recht, darüber abzustimmen, zu welchem Staate sie gehören wolle, so hat sie dieses Recht immer. Man müßte daher konsequenterweise die Abstimmung alle paar Jahre wiederholen lassen.



Damit käme man aber überhaupt nie zu einer Konsolidierung der staatlichen Verhältnisse. Es dürfte demgegenüber doch weit besser sein, wenn die Bevölkerung strittiger Provinzen die Entscheidung über sie den verantwortlichen Männern überläßt, die die Friedensverhandlungen führen, und im Vertrauen auf das Schicksal oder besser auf Gott, der die Schicksale der Menschen lenkt, ihre Interessen im Verbande desjenigen Staates zu finden sucht, in den sie dieses Schicksal stellt. Die Gefahr, daß die Bevölkerung, wenn sie gezwungen wird, selbst über den Anschluß an diesen oder jenen Staat zu entscheiden, ein Fehlurteil abgebe, ist gerade nach dem Kriege sehr groß. Viele, und darunter sicher nicht wenige der besten sind nicht mehr; der Krieg hat sie verschlungen. Dem übrig gebliebenen Rest werden Rechte zuerkannt, die die ganze Bevölkerung, solange sie in unzerstörter Kraft dastand, nie auszuüben hatte. Der Krieg selbst und vielleicht auch schon eine ihm vorangegangene maßlose Agitation hat die Ansichten verwirrt. Wie leicht kann es sein, daß der Trotz gegen den Sieger hindert, sich ihm anzuschließen, obwohl die wahren Interessen dies erforderten, oder daß umgekehrt die Erbitterung gegen die Regierung, der man die Schuld an dem Kriege und seinen Leiden zuschreibt, zur Lostrennung von dem Staate führt, dem man bisher angehört hat und mit Vorteil auch in Zukunft angehören würde. Übrigens gibt es ja verschiedene Interessen derselben Bevölkerung und es ist bei bestem Willen meist recht schwer, sie in ihrer Bedeutung und Wechselwirkung richtig zu beurteilen. Mit der förmlichen Proklamation des Nationalitätsprinzips würde man die einseitige Überschätzung einer Gruppe von Interessen, nämlich der nationalen, zu der unsere Zeit ohnedies schon hinneigt, nur noch mehr fördern. Da nun, wie die Geschichte lehrt, ein alle befriedigender Ausgleich zwischen den nationalen Interessen der verschiedenen Völker so ziemlich jenseits aller Möglichkeit liegt, wird sich die Hoffnung auf den ewigen Frieden, die man auf die restlose Durchführung des Nationalitätsprinzips setzt, nie erfüllen. Gerade dem Frieden zuliebe müssen wir wünschen, daß die Völker Europas auch für andere Interessen und Ideale außer den nationalen wieder Sinn und Verständnis bekommen. Denn wenn sie bewußt eine Vielheit von Idealen anstreben, dann werden sie von selbst so einsichtig werden, auf dem Gebiete des einen etwas zu opfern, um auf dem des anderen um so mehr zu gewinnen. Und nur so läßt sich ein friedlicher Wettbewerb, bei dem es keine Sieger und Besiegten zu geben braucht, unter ihnen denken.

Man könnte vielleicht glauben, wir tun der Friedensbewegung unrecht, wenn wir ihr auf Grund des Programme-Minimum, das doch nur von *einer* pazifistischen Organisation aufgestellt wurde, den Vorwurf machen, daß sie es an vollkommener Neutralität, nämlich an Neutralität nicht nur den Staaten, sondern auch den Staatsverfassungen und den Staatsideen gegenüber, fehlen lasse. Tatsächlich ist aber die „Zentralorganisation für einen dauernden Frieden" nicht eine Friedensliga wie jede andere. Zu ihren Mitgliedern zählen die Leiter fast aller Friedensorganisationen der Welt, wenn sie auch im Augenblick nur im



Namen jener spricht, die neutralen Staaten angehören. Und überdies ist die Berufung auf das Nationalitätsprinzip durchaus nicht ihr allein eigen. Im Märzheft 1915 der amerikanischen Zeitschrift „The Survey“ hat Dr. Georg Nasmyth, Direktor der World Peace Foundation in Boston, eine sehr interessante Zusammenstellung unter dem Titel „Constructive Mediation“ mitgeteilt. Wir lernen aus ihr die auf den gegenwärtigen Krieg angewendeten Programme der zehn bedeutendsten pazifistischen Organisationen Europas und Amerikas kennen. In sieben von ihnen finden wir dieselbe förmliche Anerkennung des Nationalitätsprinzips wie im Programme-Minimum wieder. Am weitesten geht die süddeutsche sozialdemokratische Partei, die um jeden Preis die Wiederherstellung des Status quo ante wünscht, falls diese aber doch nicht durchzusetzen sein sollte, vorschlägt, in Elsaß, Lothringen, Schleswig, Polen, den baltischen Provinzen, Finnland und Welschtirol, also auch in einigen Ländern, die im gegenwärtigen Krieg überhaupt nicht Gegenstand des Kampfes sind, die Staatszugehörigkeit durch Plebiszit neu zu regeln. Eine Organisation, die New Yorker Friedensgesellschaft, redet nicht von einem Plebiszit, fordert dafür aber Berücksichtigung der Rassenverwandtschaft bei Festsetzung der Staatsgrenzen. Nasmyth selbst erklärt zur Sicherung des Weltfriedens eine Vereinigung aller Staaten auf demokratischer Grundlage nach dem Vorbilde der Vereinigten Staaten von Amerika für notwendig. Er ist hierin ein typisches Beispiel für die oben erwähnte Neigung zur Gleichmacherei, die nicht bemerkt, daß die Staaten der Union mit den europäischen schlechterdings nicht zu vergleichen sind. Denn während jeder europäische Staat eine Bevölkerung eigener Art, eigene geschichtliche Überlieferungen und daraus hervorgegangene Eigenheiten seiner Verfassung aufweist, fehlt den Staaten der Union dieses alles fast gänzlich. Die meisten sind ja künstliche Schöpfungen einer rasch durchgeführten Kolonisation. Es gibt keine irgendwie wesentlichen Unterschiede zwischen ihnen; ihre Zahl könnte auch weiterhin, so weit das Land reicht, nach Belieben vermehrt, ihre Abgrenzung willkürlich geändert werden, ohne daß die Bewohner davon merklich berührt würden. Auch in nationaler Beziehung sind die Vereinigten Staaten nichts weniger als ein Vorbild, von dem Europa etwas lernen könnte. Drüben gibt es keine miteinander ringenden Nationen. Zwar hat die Einwanderung aus der Alten Welt Angehörige fast aller Nationen hinübergebracht, zum Teil sogar in recht namhafter Zahl; aber alle anderen kamen als Fremdlinge in ein Land, dem die Einwanderer angelsächsischer Abkunft bereits für immer ihren Stempel aufgedrückt hatten. In Europa dagegen sind die verschiedenen Nationen bodenständig; sie sind zwar nicht gleichaltrig, aber sie leben doch schon so viele Jahrhunderte nebeneinander, daß im Ernst keine mehr daraus, daß sie früher da war, Vorrechte ableiten kann. Jede hat ihr eigenes Land, wenn auch nicht immer für sich allein und meist mit fließenden Grenzen, und in diesem Lande hat sie eine eigene Kultur zur Entfaltung gebracht. Fast jeder Mensch lebt herüben in und mit seiner Nation, während jene, die über das große Wasser zogen, um drüben eine neue



Heimat zu erwerben, sich freiwillig oder gezwungen von den alten Gemeinschaften losrissen.

Als letzter Zeuge für den Geist der Friedensbewegung sei Präsident Wilson angeführt. Am 26. Mai d. J. hielt er, wie die Blätter berichteten, vor der Washingtoner Friedensliga eine Rede, in der er die Grundsätze für eine Friedensvermittlung der Vereinigten Staaten darlegte. Auch er stellte das Prinzip, das im Programme-Minimum Nationalitätsprinzip genannt wird, an die Spitze: „Wir halten folgendes für die grundlegenden Dinge: erstens, daß jedes Volk das Recht habe, die Herrschaft zu wählen, unter der es leben will . . ." Als Kenner der Geschichte und wahrheitsliebender Gelehrter fuhr er dann fort: „Wie andere Völker haben auch wir unzweifelhaft hin und wieder gegen diesen Grundsatz verstoßen, wenn wir uns kurze Zeit von selbstsüchtiger Leidenschaft leiten ließen, wie unsere aufrichtigeren Geschichtschreiber ehrlich genug gewesen sind zuzugeben; aber er ist mehr und mehr die Regel für unsere Lebensführung geworden . . ."[1]), und nun, meint er, müßte dieselbe Regel auch von allen anderen Staaten und Nationen angenommen werden. Wir fürchten sehr, Präsident Wilson hat dadurch, daß er seine Friedensvermittlung von der Annahme einer Theorie, die keineswegs Gemeingut aller Völker und Staaten ist, abhängig machte, das Vertrauen auf seine Friedensvermittlung bei vielen und wohl auch bei einem Teile der kriegführenden Mächte selbst stark erschüttert.[2])

Aber ist denn dieser Einseitigkeit nicht Herr zu werden? Soll denn nicht eine wahrhaft neutrale Friedensbewegung möglich sein, der sich jedermann anschließen kann, ohne dadurch seiner Weltanschauung etwas vergeben oder seinen Staatsbegriff einer fremden Theorie zuliebe opfern zu müssen? Gewiß; Benedikt XV. weist uns in seinen Friedenskundgebungen den Weg dazu. Ihm ist der Friede ein Ideal, der Krieg ein schreckliches Übel, aber er enthält sich jeder zu weitgehenden Kritik. Er verwirft den Krieg nicht unbedingt; er verurteilt jene nicht, die glaubten, ihn als äußerstes Mittel der Notwehr anwenden zu müssen; er drängt nur, ihn nach Möglichkeit abzukürzen. Die Friedensbedingungen zu stellen, überläßt er den Kriegführenden; er bringt ihnen aber in Erinnerung, daß ohne Mäßigung in den Forderungen, ohne gegenseitiges Nachgeben, ohne ernstliches Bemühen, auch dem gegnerischen Standpunkt gerecht zu werden, ein wahrer und dauernder Friede nicht möglich ist. Er lenkt endlich die Aufmerksamkeit auf die tieferen Ursachen des Krieges und zeigt, daß dieselben Giftstoffe, die das private Leben und das der innerstaatlichen Gemeinschaft bedrohen, auch den Weltfrieden immer wieder gefährden und daß daher die wahren Friedensfreunde mit der Arbeit an sich selbst und im eigenen Lande beginnen müssen, wollen sie der Welt

[1]) Reichspost XXIII (4. Juni 1916), 259, 3.

[2]) Vgl. „Amerika als Vermittler?" (Deutscher Wille XXIX, 1915/16, 18, 225—229.)



wirklich den dauernden Frieden sichern. Diese letzte Mahnung schließt aber eine weitere, an uns Katholiken gerichtete, in sich. Wenn die moderne Friedensbewegung vielfach Wege einschlug, die wir nicht als zum Ziele führend ansehen können, dann war daran zum großen Teil der Umstand schuld, daß wir sie zu sehr den Quäkern, Monisten und Nationalisten überließen. Die Katholiken, die sich ihr anschlossen, blieben einsam, die katholischen Friedensligen zu schwach, als daß sie einen bestimmenden Einfluß auf die ganze Bewegung hätten gewinnen können. Man hätte sich nicht so sehr an Äußerlichkeiten stoßen, programmatische Entgleisungen nicht für unkorrigierbar halten und auf jeden Fall, mehr als es geschehen ist, erst selbst einmal den Versuch machen sollen, an die Stelle des mangelhaften Friedensprogramms ein besseres zu setzen. Hoffentlich wird es in Zukunft anders. Der Krieg hat gewiß die Optimisten bekehrt, die gemeint hatten, der Krieg sei nichts so Schreckliches oder es würde wenigstens unter den führenden Kulturvölkern der Erde ohnehin nicht mehr zu bedeutenderen kriegerischen Verwicklungen kommen. Wenn sich nun nur auch noch die Pessimisten bekehren, die zu glauben scheinen, die Katholiken müßten sich bei der Erörterung jener Fragen, die die moderne Menschheit bewegen, hübsch im Hintergrund halten, als ob sie nicht in Auswertung ihrer Weltanschauung die allerwertvollsten Antriebe und Grundgedanken zur Lösung dieser Fragen beizusteuern hätten!

Möge nach dem Kriege eine starke, selbständige, programmsichere katholische Friedensbewegung einsetzen!

---

## Angst vor der Freude.

Von Ella Graf.

Inmitten von frohen Begleitern
  Geh' ich oft stumm und allein;
Mir ist, als dürft' mit den Heitern
  Ich von Herzen nicht fröhlich sein,
Als hätte der Saal meiner Freuden
  Ein großes, nachtdunkles Tor,
Und die da entbehren und leiden,
  Die stünden frierend davor.

---



# Das Wiener Heldengedicht von 1683.

**Von Dr. Richard von Kralik.**

Das umfangreiche Gedicht „Adlerskraft oder europäischer Heldenkern" des Wiener Studenten J. C. Feige (Feigius) wird manchmal erwähnt, ist aber doch, soviel ich sehe, so gut wie ganz unbekannt. Die deutschösterreichische Literaturgeschichte von Nagl und Zeidler erwähnt es nicht einmal. Der einzige, der sich etwas eingehender damit abgibt, Heinrich Kabdebo, druckt in der „Bibliographie zur Geschichte der beiden Türkenbelagerungen Wiens" (Wien 1876) wohl den langen Titel ab, aber das Buch scheint er nicht gelesen zu haben, sonst hätte er daraus für seinen Aufsatz in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" (Bd. 6) über Feigius einige biographische Daten finden können. Aber auch so bleibt die Biographie unseres Dichters noch sehr lückenhaft. Der Familienname Feige oder Feigius kommt öfter vor. Ein Johannes Feige (1483—1543) war hessischer Staatsmann (A. D. B. 6, 600). In der Fortsetzung und Ergänzung zu Jöchers Gelehrtenlexikon ist außer unserem Joh. Constantin Feige (so) auch ein Joh. Feige (so) erwähnt; er schrieb: Scholae Goldbergensis instauratio, gemina panegyris nova a Jo. Feigio et Melch. Laubano 1599. Von einem Michael Feige kam ein „Pestregiment" zu Dresden 1630 heraus. Nach dem Universallexikon von Zedler war ein Theophilus Feigius Vize-Superintendens in den Fürstentümern Liegnitz und Wohlau, wie auch Adsessor im Consistorio, er starb 1652 (Witte, Diarium biographicum). Zu dessen Familie dürfte wohl unser Feigius gehören, denn auch er ist ein Schlesier und wurde in „Leorinum", d. h. Löwenberg, bei Liegnitz geboren, wie er auf dem Titel seines Epos sagt. Ehe er im Jahre 1683 zu Wien Juris utriusque Studiosus war, hörte er schon zu Breslau die freien Künste mit seinem Freunde Christoph Friedrich Fuchs, wie aus dessen Ehrengedicht hervorgeht, das dem Epos vorgedruckt ist. Das Freundespaar hat sich nach Wien begeben, wohl um hier eine Anstellung zu erhalten. Fuchs hatte es im Jahre 1684 bereits zum „Juris utriusque Candidatus und wohlbestellten Hofmeister des Grafen Bouquoij" gebracht. Unser Poet war noch im Jahre 1694, als er zu Wien seinen „Wunderbaren Adlerschwung" drucken ließ, nicht weiter gekommen als bis zum „Kandidaten beider Rechte". Das ist alles, was wir von ihm wissen. Aus einer Stelle

der „Adlerskraft“ (S. 100) können wir noch schließen, daß er Katholik war, obwohl seine Familie früher protestantisch gewesen sein muß; aber gerade im 17. Jahrhundert, dem Jahrhundert des Angelus Silesius, kamen derlei Konversionen sehr häufig vor, denn sie lagen im romantischen Geist dieser Zeit der Barocke und der Gegenreformation.

Ich gebe im folgenden Auszüge aus der „Adlerskraft“, nach dem Grundsatz, daß ich unsere moderne Orthographie dort anwende, wo das Deutsch des Dichters nicht anders geklungen hat.

Der ausführliche Titel des Werkes lautet: „Adlers-Kraft oder europaeischer Heldenkern, das ist: Wahrhafte und ausführliche Beschreibung der hohen Tapferkeit, welche die christl. Helden, Ritter und Soldaten, wie auch Jedermänniglichen in Wehr und Waffen erwiesen, und ihnen hierdurch bei ganzer Welt einen unsterblichen Namen erworben haben; als Wienn von den Türken belägert ward, und was sich sowohl im türkischen Lager als innerhalb der Stadt, von Tage bis zu Tage begab; wie schimpflichen der Großvezier von seiner Gemahlin nach übel ausgeschlagenen Feldzug bewillkommet worden; und was noch Preiswürdiges selbiges Jahr in Ungarn von der christlichen Armee ist verrichtet worden; wie auch nachmahlen die Ottomannische Port wider das Römische Adlerhaus eine viel größer Macht, als vorige gewesen ist, auf den Fuß zu bringen sich beratschlaget habe. Und was sich ferner wegen der Kriegeswaffen bis zu End des 1684. Jahrs ereignete; samt unterschiedlichen denkwürdigen Geschichten und Ehrengedächtnussen hoher Standespersonen, welche ihr Leben vor dem Erbfeinde von Anfang des Krieges bisher ritterlichen aufgeopfert haben. Zu Trost und Ergötzlichkeit der Streitenden für die Christenheit in Teutschen heroischen Versen ans Tagelicht gegeben worden, durch Joannem Constantinum Feigium, Silesium Leorinensem, J. U. Studiosum. Mit Römischer kaiserlicher Majestät Freiheit. Gedruckt zu Wienn in Oesterreich bei Johann Jacob Kürner, der niederösterreichischen Landschaft Buchdrucker 1685.“ — Das Titelkupfer zeigt oben ein Brustbild des Kaisers Leopold, ihm zu beiden Seiten die Schrift:

> Unsers starken Adlers Kraft hoch mit Siegespalmen schwebet,
> Und des großen Leopolds Ruhm bis an die Wolken hebet.

Darunter eine Ansicht der Stadt Wien; vor den Wällen hält ein Löwe den roten Schild mit weißem Kreuz, beiderseits stehen „Concordia“ und „Generositas“, darunter die Schrift: „Der Eintracht festes Band beschirmet Stadt und Land durch tapfrer Helden Hand.“ Das Exemplar der Wiener Stadtbibliothek hat ein schönes Bücherzeichen: „**Ex bibliotheca celsissimi D. D. Ferdinandi S(ancti) R(omani) I(mperii) Principis in Schwarzenberg**“ mit großem Wappen, von zwei Türken gehalten, und der Jahreszahl 1690. Ein abgedrucktes kaiserliches Privilegium vom 16. Nov. 1684 schützt das Werk auf zwei Jahre. Die Widmung gilt „dem Fürsten und



Herrn, Herrn Maximiliano Emmanueli, in Ober- und Niederbayern, auch der Obern-Pfalz Herzogen, Pfalzgrafen beim Rhein, des Heiligen Römischen Reichs Erztruchseß und Churfürsten usw.". Es folgt eine fünf Seiten lange poetische „Zuschrift", dann ein „Vorbericht" des Feigius (drei Seiten); er beruft sich auf Tasso, auf die teutsche Poeterei (der Minnesinger): Kaiser Barbarossa, König Konrad, Herzog Heinrich von Breslau, Markgraf Heinrich von Meißen, Markgraf von Hochburg, Fürst von Askanien; er kennt also die sogenannte Manessische Handschrift, wohl durch Goldast.

Er verteidigt sich, daß er dieses sein Werk „in keiner andern Sprache als in der hochteutschen und dennoch uralten Heldensprache an das Tageslicht zu geben sich entsunnen habe". Aber er habe es getan „wegen des Nutzens und Frommens desjenigen, welcher diese und keine andre Sprach verstehet und sich dennoch bei diesem Krieg tapfer hat gebrauchen lassen". Die Grübler und Tadler, die selber nichts machen noch verbessern können, mögen bedenken, daß ihm seine Zeit nur zuließ, „einzig und allein die gründliche Wahrheit zu beschreiben, und hätte dennoch hierzu die Zeit nicht geschenket, wann ich nicht selber persönlich von Anfang bis zu Ende der obgenannten Belägerung allhier in Wöhr und Waffen erschienen wär, und hätte die Sachen nicht selber in Augenschein genommen, und auch eben, wann ich nicht auch absonderlichen durch die helden- und ritterliche Großmütigkeit und Tapferkeit der Streitenden für die Stadt Wien, für das liebe Vaterland und die ganze Christenheit darzu gereizet und veranlasset worden wäre". Nun folgen noch „Ehrengedichte" auf Feigius von Franz Wolfgang Cräne, N.-Oest. Landsrechten Beisitzer, von Christoph Friedr. Fuchs, J. U. C. und wohlbestelltem Hofmeister des Grafen Bouquoij. Er beginnt: „Als noch zu Breslau wir die freien Künste hörten", und rühmt sich auch der Mitkämpferschaft: „Ich bin darbei gewest und habe es gesehen, wann der Trompetenschall drang über Berg und Tal, wie unser Helden all wie Löwen täten stehen . . ." Andere Ehrengedichte sind von Joh. Adam Krieglacher, einer löbl. N.-Oest. Landschaft Buchhalterei Verwandter, von Paul Reinhold Nehter (Dresdensis Misnicus) und von Joannes Wilh. Stadler A(rtium) L(iberalium) et Phil. Magister et J. U. Studiosus. Dieser läßt des Feigius gelehrtes Haupt mit einem Lorbeerkranz durch das Musenvolk krönen: „Ein Nachbar worden ist Herr Feigius den Sternen, daß von ihm die Nachwelt kann freilich reden lernen; dann wer was Tiechtigs stifft, der bei der Nachwelt lebt, solang am Zirkelkreis die Himmelssonne schwebt."

Wie Feigius über den Zweck der Dichtkunst denkt, erklärt er schon am „Anfang dieser Adlerskraft oder europaeischen Heldenkerns":

Von Helden, Rittern, Wehr und Waffen will ich singen,
Von großer Tapferkeit und vielen andern Dingen,
Die sich begaben hier und an viel Orten mehr.
Als erstlich kam vor Wienn der Türken großes Heer.

O M u s a, die du führst am Berge Helicone
Um deine schöne Stirn ein helle güldne Krone,
Und auch ganz unverwelkt ein schönen Lorbeerkranz,
Der jederzeit beschämt den schönen Sternenglanz!
Gib Klarheit meinem Herz und leite meine Sinnen,
Daß ich die W a h r h e i t kann mit Worten ziern hierinnen.
Du weißt, daß sich dahin am meisten söhnt die Welt,
Wann nur die W a h r h e i t ist in Reimen wohl gestellt:
Wann man die S ü ß i g k e i t am besten ihr einschenket,
So hat sie ihren Feind auch oft zu sich gelenket.
Man zeiget also auch dem kranken Kinde Geld,
Und zugleich ihm auch für ein solchen Becher hält,
Des Rand mit süßem Saft gemischt, und es so tränket,
Daß dieses Zucker sei, das kranke Kind gedenket,
Demnach betrogen trinkt es den so bittern Saft
Und so bekommt es durch die List ein Lebenskraft . . . .

Aus Forchte freilich schon entfallen mir die Sinnen,
Wann ich als F r e m d e r hier betrachte mein Beginnen.
A p o l l o, großer Fürst und Geber aller Kunst,
O schicke mir doch ein Anblick bald deiner Gunst!
Daß zu dem Werke hier auch tauglich sind mein Sinnen,
Stehe mir hier auch bei, o edle Schar Pierinnen:
Ihr Göttinn' dreimal drei auch an der Musen Zahl,
Zieret mit Z i e r l i c h k e i t mein Zunge diesesmal!
Leite mich, schönstes Volk der Asischen Serenen,
Und Castor, Pollux, o ihr Brüder der Helenen!

Nachdem der Dichter den Aufbruch der Türken geschildert, beschreibt er, „was ich mit Ohrn gehört, mit Augen hab' gesehen": wie die Leute in die Wälder flohen und einen Aufenthalt bei den Tieren suchten,

Die dieses ihnen ja abschlugen alsobald;
Sie rennten zornig in den Walde hin und wider,
Daß sich entsatzte sehr und furchte auch ein ieder.
Das weibliche Geschlecht, das furchte mächtig sich
Da für den Hirschen groß, zur Nacht absonderlich.
Den andern Tag gar viel gern hätten mögen essen,
Aber sie hatten Speis und Trank zu Haus vergessen;
Sie hatten nur allein auf dies gedacht dahin,
Wie sie mit Leib und Seel wegkamen jetzt von Wienn.
Doch an des Essens Statt man hörte da die Lieder,
Die musizierten schön im Walde hin und wieder
Die Vögel groß und klein; der Nachtigall Gesang
Im finstern dicken Wald auch prächtig herfür klang.
Es tät gar manch Bächlein nach Luft sich da ergießen
Und auch mit Lieblichkeit ganz sanfte daherfließen
Über die Kieselstein, wie sichtbar ward ihr Schein,
Die waren ihnen da ein Österreicher Wein . . .
Wann nur der Zwirgelwind mit Erden machte Staub,
Und in dem dicken Wald nur rauschte da ein Laub,

Sie dachten gar oft, daß es schon die Türken wären,
Wann ein Rehböckel sie nur täten rennen hören.
Dann wann einmal die Furcht da nimmet überhand,
Schaut man den Hasen an für einen Elefant.
Doch hernach als man sah, daß gar kein Türken kämen,
Und ihre Mägen sich nach Speisen täten söhnen,

Gingen etliche aus dem Walde doch heraus
Und trauten endlich sich auch wieder nacher Haus.
Sonst am siebenten Tag als da hat sich auch eben
Der Kaiser zu der Nacht von hier schon wegbegeben
Samt seiner Kaiserin, dem ältern, jüngern Prinz,
Wie dann auch mit den Erzprinzessinn' nachher Linz . . . .

Die Leopoldstädter, die täten bald zur Sachen,
Der Richter fleißig samt den Burgern tät verwachen,
Selbe Nacht die Schlagbruck . . .

Der Dichter beklagt sehr rührend den Fall des schönen Prinzen von Arnberg, dessen Leiche er nach der Stadt gebracht sieht:

O schöne Wangen rot, wo seid ihr hin so schnell?
Wo sein entwichen hin doch deine Augen hell?
O schönster Lefzen Pracht, vor dir sonst mußte weichen
Der schönsten Rosen Zier, der Lilien imgleichen,
Und du jetzt bleicher auch und ganz verblaßter Mund,
Allererst gestern noch du schienest hell und bunt.
O allerschönster Prinz, dich kunnte nicht vergnügen,
Daß dein Stamm fürstlich war, du tätest dich bemühen,
Zu suchen dir durch dich ein eigen Lob und Preis:
So tut ein junger Fürst, dahin geht all sein Fleiß.
Drum wollte nicht dein Geist am Fundamento kleben,
Er machte sich empor, wollt überirdisch schweben,
Gleichwie ein Adler tut, der obzwar hoch sein Nest,
Doch höher fleucht, ja sich bei Phoebo finden läßt.
Schön ist es, wann man hat der Eltern Tafeln hangen;
Doch Torheit, wann man will nur allein darmit prangen,
Bringt nichts darzu. Was ist ein Fürst und Edelmann,
Wann er kaum so viel weiß, als nur ein Bauer kann!
Was ist die Tugend auch, so stets in Ruhe lieget?
Gleichwie ein schönes Schiff, das seine Fahrt nicht krieget,
Ein Harpfe, die nicht klingt, ein Bogen, der nicht schießt,
Ein schöner grüner Baum, von dem man nichts genießt.
Die Tugend führt ins Feld, das Glück führt wieder ab,
Die Weisheit spricht das Recht, Fortun, die bricht den Stab.
So herrschet zwar das Glück, ist aber doch geblendet,
Ein Rad ist sein Palast, es hat sich bald gewendet.
Die Wahrheit, guter Rat stehn auf dem breiten Stein,
Ein jeder Soldat kann nicht Alexander sein . . .

Ganz episch läßt der Dichter diese hier nur im Auszug gegebene Trauerrede den treuen Diener des Prinzen vor der Leiche halten, die er aus der Schlacht gerettet hat (S. 11—13). Nun wird die Ankunft des Herzogs von Lotharingen geschildert (S. 14):

Den achten Julii nach fünf Uhr vor Mittage,
Als schon das Sternenheer zu Bette eben lage,
Und hat genossen auch sein süße sanfte Ruh
Der Mond, sich hat gemacht nach Nord und Süden zu,
Und schon auch Phoebus hat geschafft der Himmelsfrauen,
Die schöne Felder zart, die Wiesen, Gärt' und Auen
Mit ihrer Himmelsgunst, mit ihrer Flammen hold
Sie zu begnaden hoch, zu zeigen ihn' ihr Gold:
Hörte man vor der Stadt schon hier Heerpauken hallen
Und auch zugleich gar schön die Feldtrompeten schallen.
Man schluß, daß der Herzog von Lotharingen wär'
Mit seiner Reiterei, mit Waffen und Gewehr.



Caprara General, der hat sie da geführet,
Als sie beim Roten Turn hier ist vorbeimarschieret
Gegen der grünen Au ganz herrlich dort hinaus,
Welche damalen schön, ja immer sahe aus.
Der Sommer hatte schön und alles bunt gezieret,
Uber die Erde hoch das grüne Gras geführet;
Der schönen Blumen Tracht, der edlen Kräuter Pracht
Den Menschen gleichsam hat ja immer angelacht.
Der Hirsch ist in dem Gras da ja für Freud gesprungen,
Die Vögel mancherlei, die haben schön gesungen.
Stets von der Ostenseit' auch blies ein sanfter Wind
Ueber die grüne Au damalen sanft und lind.
Der schöne Donaustrom die Insel tät umschließen,
Tät auch nach aller Lust ganz fein still daherfließen.
Es lage bald zur Hand die schöne Favorit,
Der schöne Tabor auch der stunde in der Mitt'.
Die Leopoldstadt hat auch an der Hand gelegen,
Der schöne Prater war ganz nicht weit aus den Wegen.
Die Insel durch und durch ja war gezieret fast
Mit manchem Hause schön, auch Gärten und Palast.
In dieser Insel tät Diana selber jagen
Und auch die Nachtigall tät Tag und Nacht stets schlagen.
Die Göttin lange Jahr da hatte ihren Sitz,
Welchen Bellona von ihr hat ererbet ietz.
Alsobald wo vorhin die Vögel täten singen,
Ließ ja Bellona jetzt die Feldtrompeten klingen.
Man schlug auf alsobald ein trefflich schönes Zelt
Fürn Herzog Karl, den weltberühmten großen Held,
Bei einem grünen Baum, der etwas machte Schatten
Und nicht der Sonnen dort auch gänzlich tät gestatten,
Daß sie mit ihrer Hitz und Feuersflammenpracht
Nicht Ungelegenheit gar zu groß hat gemacht.

Hier klingen volkstümliche Soldatenliederstimmungen an. Die „alte Favorita" war der heutige Augarten. — Der Feind naht und verbrennt Städte, Dörfer, Schlösser und Märkte (S. 16 f.):

O grausam! Wo sich hinzusehen einer wandte,
Sahe er, daß ein Dorf, ein Schloß und Markt da brannte.
Ein stetes Brennen Tag und Nacht ja immer war,
Daß schienen Sonn' und Mond auch traurig ganz und gar.
Die silberweiße Stern', die haben sich beklaget,
Die Vögel in der Luft, die waren fast verzaget.
Die Wolk' von Regen voll, die war schon sehr bestürzt,
Der Sommer truge Leid, daß alles ward verkürzt.
Die wasserreichen Flüss' niemal wie vorhin flossen,
Mit einer Tränenflut, die sich damal ergossen.
O Elend! Kunnte nicht da sehen jedermann,
Daß das Feld hatte schon auch schwarze Kleider an?
Auf, auf, o Musa, auf! Du kannst mit Rechte klagen
Vom Uebel dieser Zeit, kannst ungescheuet sagen,
Wie jetzund eben uns das Wetter dieser Welt,
Die ganz gewülket ist, mit Donner überfällt
Und schlaget häufig ein. Weint auch mit uns und leidet,
Ihr Ding, die Oesterreich von Hungarland ihr scheidet,
Von welches Grenzen her der Sturm zu ersten kam,
Und dieses Land mit sich in seine Flamme nahm.
Schwell' auf, du Donau, dich mit unsern heißen Tränen
Und denke, wie dein Strom sich jetzt muß angewehnen,

Zu führen fremde Last; die vormals nur allein
Des Friedens Werkzeug trug, muß lernen dienstbar sein
Und unterm Joche gehn. Die Zeit hat abgenommen,
Da noch was Gutes war; wir sind zum Ende kommen,
Das trüb und bitter ist. Es ist dir wohlbekannt,
O Musa, was für Ruh und Lust das edle Land
Ein lange Zeit gehabt, das jetzund ganz erschüttert
Im Falle sich besieht und für dem Feinde zittert.

Damit endet gewissermaßen der erste Gesang des Werkes. Feige beschreibt nun die Ereignisse tagebuchartig von Tag zu Tag. Zum 10. Juli schildert er, wie die Studenten zur Universität eilen, die „ein schön Marienfahn" hat ausgestecket, der Herz und Mut erwecket (S. 30), um sich dort freiwillig einschreiben zu lassen.

Es folgt eine homerische Aufzählung der Führer und der Mannschaft, die die Stadt verteidigten. Von den drei Kompanien der Universität heißt es (S. 38):

Apollo mußte selbst die Versche hier diktieren,
Die Pallas mußte wohl die Feder auch regieren,
Der Hippokrenen Brunn mußt allhier Dinten sein . . .
Herr Joannes Altman, ein Doktor beider Rechten,
Wollte jetzunder mit dem Degen eben fechten,
Er bei den Büchern hat schon lang genug geschwitzt,
Sein Herze und sein Sinn war auf den Feind erhitzt . . .
Das schöne Schlesien, das war sein Vaterland . . .
Der ander Hauptmann Herr von Tüblern ward gezählet;
Die Universität hat ihn ja auch erwählet,
Weil er ein Ritter war und auch gesaget hat,
Daß er gewesen sei damal schon ein Soldat,
Als die Studenten sich zu Prage dergestalten,
Haben so tapfer dort, ja freilich wohl gehalten,
. . . . . als vor etlich dreißig Jahren
Die Schweden mächtig stark vor Prag damalen waren,
Und vielleicht hätten sie bekommen diesen Ort,
Wann nicht das Musenvolk sich hätte tapfer dort
In Waffen und Gewöhr damalen auch erwiesen . . .
Er hatte sich jetzund ja auch dazu bereit',
Ganz nach der Christen Brauch und allen Kriegesrechten
Für die so schöne Stadt zu sterben und zu fechten.

Der berühmte Paul von Sourbait hält als Obristwachtmeister an seine Musensöhne eine feurige Ansprache (S. 41). Man kann sich denken, mit welchem Stolz so viele im folgenden genannte Bürger und Streiter ihren gefeierten Namen in diesem Heldengedicht gelesen haben mögen. Am 13. Juli rückt die Hauptmacht der Türken heran.

Die Kärntner Pastei ihnn dort eines bald zutrank,
Daß mancher ist verreckt, der doch nicht ware krank.

Großes Lob erhält der Fürst von Schwarzenberg und der Bischof Kolonicz von Neustadt, der schon im Orient als junger Kavalier mit den Türken gekämpft hat; hier sorgte er für das Heil der Seelen. Am 14. Juli ist die Stadt ganz vom Feind umgeben,



von Hernals und Aderkling (Ottakring) an (S. 62). Die erste „Pombe" der Türken fällt am 15. Juli in die Stadt (S. 68):

> Die Stuck zusammen bald man hat geklaubet auch
> Und sie geweihet nach dem priesterlichen Brauch.
> Der Allerhöchste hat auch so die Stadt begnadet,
> Daß ihr die Bomben viel nicht haben auch geschadet.

Eilig werden die Gegenbatterien fertiggemacht „noch heute vor der schwarzverdeckten finstern Nacht". Am 17. Juli setzt sich der Feind im Prater fest (S. 71):

> Es war ein annehmlich und sehr lustiger Ort
> Und hier ein Paradeis gleichsam mit einem Wort.

Aber die Wiener blieben mit ihren Geschützen auch nicht müßig:

> Sie machten manchem wohl auch einen solchen Graus,
> Daß er gedachte: wann er blieben wär' zu Haus!

Das Musenvolk der Studenten wetteiferte in allen Arbeiten mit den andern. Es wurde sehr gelacht, als einer aus seiner Kupferflasche Wein trank und ein Türkenpfeil in der Flasche stecken blieb (S. 74):

> Wer hätte wohl damal hier wegen dieser Sachen
> Nicht allerdinges sehr auch eben müssen lachen,
> Weil diese kupfern Flasch', gefüllet an mit Wein,
> Auch anstatt eines Harnsch damalen täte sein!

Aber als am folgenden Tag (19. Juli) die Türken Bomben und Steine über Wien regnen ließen: „das Lachen bei dem Volk war wohl damalen teuer."

Man erfährt durch einen gefangenen Türken, der Großvezier habe sich von drei Arabern wahrsagen lassen, „nacher dem großen Rom er würde noch wohl kommen, durch Waffen und Gewöhr, wann vorher eingenommen er hätte Raab und Wien".

Tököly versprach ihm, ihm auch den Weg nach Rom zu zeigen, aber der Großvezier traute den Hungarn nicht recht (S. 76 f.). Der Dichter deutet an, daß sich die Türken nicht so edel, besonders gegen die Fräulein benommen, wie der Fürst und Held Tancred gegenüber der gefangenen Erminia bei Tasso (S. 80 f.).

Am 22. Juli (um andere Episoden zu übergehen) erfährt man durch einen Flüchtling, wie sich der Großvezier gerühmet habe, man würde von ihm noch die größten Taten lesen, „nach Prophezeiung auch des großen Mahomet, der keinen andern als ihn hier gemeinet hätt'; drum bei Sankt Stephan wird allhier man es bald hören, wie er den Mahomet deswegen würde ehren . . . Er würde hernach in das Welschland eben gehen, das große Rom für ihm nicht sollte sicher stehen, Sankt Peter würde wohl noch werden sein Roßstall, hätte der Mahomet gesaget dazumal" (S. 85). — Als die Türken auf einem Schiff nach der Insel (der Leopoldstadt) übersetzen wollten, gab die Batterie auf der Pastei keine Ruh, „bis dieses Schiff zu Grund auch endlich ist gesunken und auch die Türken allda eben sind ertrunken. Also bekamen sie den wohlverdienten



Rest, und waren darzu auch getaufet auf das best". — Dem Dichter tut es leid, daß man damals nicht gewußt, daß der Großvezier fast täglich die Stadt vom St. Ulrichsturm zu betrachten pflegte, um sich „an dem so schönen Wien zu erlustigen und höchstens zu ergetzen; es hätte sich sonst geschickt, daß man ihm ein Frühstück mit den Kartaunen geschickt hätte" (S. 88). — Als die Not immer größer wuchs, wurde jeder angewiesen, zu Hilfe zu kommen, wenn die größte Glocke einen Sturm der Türken ankündigte. „Es durfte sich damals auch keiner unterfangen, der ohne Kriegeswehr allhier nur wär' gegangen" (S. 91). — Die Herren Medici fochten nicht selber, halfen aber emsig dazu, manchen Soldaten wieder aufzu-
selber, halfen aber emsig dazu, manchen Soldaten aufzubringen,
damit er wieder mit dem „Erbfeinde" streiten konnte (S. 93).

Ob sie schon selber nicht mit Waffen täten fechten,
So sagen dennoch wohl Justiniani Rechten:
Der durch ein andern Mann zu tun was fanget an,
Diesem die Sache man zuschreiben billich kann.

Manche Helden werden namentlich gerühmt. Im allgemeinen heißt es von den Bomben (S. 97):

Die Sarazenen sie so haben auch empfangen,
Daß ihnen wegen Wienn das Kitzeln ist vergangen.
Der in der Adlerstadt gern hätte mögen sein,
Derselbe mußte in die Erden beißen ein.

Die Türken kamen am letzten Juli in den Laufgräben so nahe,

Daß nicht nur einer mit dem andern reden kunnt,
Sondern sie haben schon einander auch verwundt
Mit Hacken, Schaufeln dort und andern Instrumenten,
Unser Soldaten ganz begierig hinzu rennten,
Schlugen den Türken schon die Schaufeln um den Kopf,
Daß es gekrachet hat gleichwie auf einen Topf.
Andre mit Sengsen scharf den Türken stets aufpaßten
Und manchen Türken bei den Kontraskarpen faßten,
Entweder mit dem Hals, am Leibe, oder Bein
Und zogen stracks sie durch die Pallisaden rein.
Wie sich ein Hirsch erfreut wohl auf der grünen Weide,
So hatte der Soldat allhier auch eine Freude;
Er ginge frisch und keck, doch jederzeit gescheut,
Und macht bisweilen wohl auch bei den Türken Beut.

Vom 2. August (Portiunkulafest) sagt der Dichter (S. 100):

Den andern Tag, als hier besuchten auch die Wiener
Wegen des Fest die Kirch damal der Kapuziner,
Schuß bald mit Stucken stark der Feind auf dieses Dach,
Doch keinem Menschen in der Kirchen was geschah.
Wer dieses Schießen hat gehöret und gesehen,
Kunnte leicht schließen, daß es durch die sei geschehen,
Die bei dem Türken dies auch haben angestifft:
Nämlich die Ketzer selbst mit ihrer Höllengift.

Feigius war also anscheinend Katholik. — Nach einigen tatsächlichen Berichten über die Fleischnot in Wien und über den Munitionsmangel bei den Türken wird er wieder poetisch (S. 103):



Den vierten, als die Sonn' am Himmel täte prangen
Mit ihrem gulden Haar und schönsten Purpurwangen
Und hat geweiset ihr so schönes Angesicht,
Hat man in dieser Stadt allhier schon zugericht
Gar eilends ein Fruhstuck wohl auf das allerbeste
In Kontraskarpen dort ja für die neuen Gäste,
Die ungebeten da ankommen gestern sind.
Was das Frühstucke war, erfuhren sie geschwind:
Von allen Orten hat man auf sie stark geschossen,
Daß mancher Türke ward in Stucke ganz zerstoßen,
Die Pallissaten hat man in den Brand gesteckt,
Dieses Frühstucke hat den Türken nicht geschmeckt.

Wieder beginnt der Dichter den 5. August mit einer poetischen Formel (S. 105):

Als schon die Sternen all zu Bette sind gegangen
Und sich der Tag damal auch hatte angefangen . . . .

und erzählt eine komische Episode:

Dermalen eines hat sich dieses zugetragen,
Daß einer rühmte sich und pflegte oft zu sagen:
„Von Mutterleibe an bin ich schon ein Soldat,
Dann mein Herr Vatter in dem Feld gedienet hat.
Mit Türken vier allein ich wollte es annehmen,
Wann über mich jetzund auch wohl noch mehrer kämen;
Ein sonder Tapferkeit ist mir geboren an,
In Waffen und Gewöhr ich allen Brauch auch kann.
Die grausam Pantertier, die Löwen und die Drachen,
Die sollten keine Furcht mir jagen ein und machen.
Von meiner Tapferkeit ist manchem wohl bewußt,
Der meine Wöhr und Faust auch selber hat gekost'.
Wann ein Gelegenheit nur sollte bald geschehen,
Alsdann wird jedermann mein Tapferkeit auch sehen,
Wie ich standhalten will; zu fechten ist mein Lust."
Er hat geschlagen wohl auch noch an seine Brust
Und hat gewünschet es, daß nur der Feind mit Haufen
Hier an die Ravelin geschwinde tät anlaufen,
Er wollt der Erste sein, der mit der Gegenwöhr
Dem Feinde alsobald begegnen tapfer wer'.
Weil man kein Tapferkeit von ihm noch hat verspüret,
Also man diese Sach' einmal auch hat probieret,
Man wollte sehen, ob die Sach' sich wer(d) verhalten
Also wie er fürgab. Die diese Sach anstallten,
Waren vier junge Leut; aus ihnen legt sich an
Einer gleich wie ein Türk. Doch nicht ein jedermann
Hat um die Sach' gewußt. Zur Nacht ist es geschehen,
Als es damal gleich schier auf eilf Uhr täte gehen.
Ein bloßen Säbel nahm er in die rechte Hand;
Wegen der finstern Nacht hat man ihn nicht erkannt.
Hier auf ein Ravalin damal er sich tat legen.
Die andern ließen sein es ihnen angelegen,
Wie sie den Prahler bald nach dieser Ravelin
Auf ein Manier und Weis auch eben brachten hin.
Sie sagten: „Diese Nacht wird uns es übel gehen,
Wir werden müssen viel vom Feind heut ausstehen.
Bei'n Pallisaten sieht ja freilich draußen man,
Wie schon die Türken stark auch eben kommen an."
Der Prahler alsobald mit ihnen ist gegangen.



Als bei der Kavalin sie dorte angelangen,
Springt der Verkleidte auf; mit diesen Worten schreit
Er: „Hala, hala!“ gleich und schickte sich zum Streit;
Er hat mit seiner Wöhr stracks um und um geschlagen.
Der Prahler wollte sich an diesen ganz nicht wagen,
Er hielt kein Augenblick an diesem Orte stand.
Nicht weit darvon hat man ein Feuer dort gebrannt,
Daß man sich wärmen kunnt; er ist durch dies gelaufen,
Als kämen hinter ihm die Türken her mit Haufen.
In den Stadtgraben wär' gefallen er hinein,
Wann man ihn nicht ertappt gleich hätt bei einem Bein.
So sahe man alsbald an dem geborn Soldaten
Die große Tapferkeit und ritterliche Taten.
Er hat sich wohl nicht mehr gerühmet wie vorhin,
Es war entfallen ihm der Mut, das Herz und Sinn.

Um so tragischer endet ein mutiger Ausfall der Studenten (S. 107 f.). Die Wiener schießen eine von den Walachen und Muldauern angefangene Brücke zusammen (S. 109). Dabei ereignen sich Heldentaten, wie sie einst nur Rinald, allein ohne Soldaten, verübet hat. Bei dieser Gelegenheit legt Feigius eine lange Episode aus dem Tasso ein (S. 110—124). Dadurch mag unser Dichter wohl auch den Türkenkrieg als Fortsetzung der Kreuzzüge darstellen wollen. — Am 8. schlägt sich Leutnant Gregrowitz heimlich durch die türkischen Linien bis in das Lager des Herzogs Karl von Lotharingen durch; ein Feuer vom „Biesenberg“ (Bisamberg) verkündet seine glückliche Ankunft. Dann kommt diese Episode (S. 128):

Heut' vor dem Kärntnertor ließ sich ein Türke sehen,
Sein Pferd, das mußte da in einem Ringel gehen;
Es geschah zwar nicht ganz vergebens und umsonst,
Er wollte zeigen da sein wohlerlernte Kunst
Und hat gar gepraviert dort auf derselben Brucken,
Den bloßen Säbel tät er hin und her auch zucken,
Als wann er einen wollt alldorten fordern aus.
Von Kielmansegg gleich sah der Freiherr da hinaus.
Er hatte diesen Manns noch kaum einmal erblicket,
Hat er ein rundes Blei ihm schnelle zugeschicket,
Daß zu der Erden er von seinem Pferde sank,
Und wegen des Praviern er hatte dies zum Dank.

Sonderbarerweise versuchte ein fünfzehnjähriger Knabe zu den Türken überzugehen, angeblich aus Verzweiflung, weil ihn sein Herr schlecht behandelt habe (S. 128 f.). Am 13. August geht der bekannte Koltschitzky als Türke verkleidet zum Herzog Karl und kommt am 17. glücklich zurück, was dem am Bisamberg stehenden kaiserlichen Heer durch drei „Ragetel“ nachts angezeigt wird:

Um zwölf Uhr in der Nacht ist es allhier geschehen
Bei Sankt Stephan, wo ein so schöner Turn tut stehen,
Nach aller Zierlichkeit und Kunst hoch aufgeführt
Und einen Monden halb auch darzu präsentiert.

Fast homerisch wird nun Tag für Tag der Kampf um Graben, Wall und Mauer beschrieben; so am 18. August:



Abends um sieben Uhr zwei Minen wieder sprungen,
An dem Burgravelin die Mauer ward gezwungen.
Über viertausend Mann sind gleich hereingelaufen,
Schanzkörbe und Wollsäck' ja schon auch ganze Haufen
Brachten die Türken mit sich an denselben Ort,
Wo jetzt die Mauer halb auch lag zersprenget dort.
Es haben zehen schon auch Fahnen da gestecket,
Eh kaum sie haben auf die Ravelin geschmecket;
Aber der Hochmut ward vertrieben ihnen bald
Und ward geschwinde da das Herze manchem kalt;
Als diese fremde Gäst heut' wurden dort empfangen.
Wie Löwen grimmig, sind damalen wohl gegangen
Unser Soldaten, von dem Zorn ergrimmet sehr;
Wie Donner klang ihr Stimm, wie Blitzen schien ihr Wehr,
Die eines Donnerschlags war ein gewisses Zeichen.
Es hätten freilich hier geschwinde müssen weichen
Die grausamst Panter wohl und auch die Tigertier,
Als Herr Graf S c h e r f f e n b e r g damalen ging herfür:
Er hat damal wie Blitz und Hagel dreingeschlagen,
Daß schnell viel Türken tot alldort auch vor ihm lagen;
Er wußte schon im Streit auch solchen Heldenbrauch;
Die Granatierer sich da hielten tapfer auch . . .

Die Türken wurden so glücklich vertrieben und der angerichtete Schaden wurde in der Nacht ausgebessert, „eh noch das Sternenheer zu Bette täte gehn" (S. 146 f.). Am 20. August heißt es (S. 151):

Von den Gefangnen hat man dieses auch vernommen,
Die zu uns wieder sind nachmalen eben kommen,
Daß da zu Baden hat gebadt der G r o ß v e z i e r
Und hat gebracht mit sich vier Damen allzeit schier;
Mit gulden Stucken[1]) sind bekleidet sie gewesen,
Darbei gewesen ist ein Arbeit auserlesen.
Sie badten allzugleich dort mit dem Großvezier
Und waren Christen wohl auch eben alle vier.
Wann sich ein Schwürigkeit im Lager hat ereiget,
Hat stracks der Großvezier die Damen schön gezeiget
Den Bassen gleich damal und hat gesagt darbei,
Daß noch manch schönes Bild in dieser Stadt hier sei.

Ausführlich wird die Geschichte von dem bösen Wiener Buben erzählt, der zwischen der Stadt und dem Lager hin- und herging (S. 152 f.), ebenso von einem betrunkenen Bauer, der aus dem Lager kam; am schönsten ist die Geschichte von dem Adler des Kaisers (S. 158 f.):

Als sich Ihr Majestät hat von hier wegbegeben,
War noch damal bei Hof ein Adler auch bei Leben.
Weil nun der größte Herr sich machte von der Stadt,
Der Adler auch kein Lust zu bleiben hier nicht hatt',
Er flohe hin und her, die Wolken zu ersteigen,
Gegen der Residenz tät er sich gleichsam neigen.
Wann er sie schaute an, es schien, als wann er sollt'
Nehmen Urlaub von ihr und sie verlassen wollt':
Endlich hat er sein Reis' gar nach dem Feind genommen,
Doch aus den Wolken ist er nicht herunterkommen;

[1]) Goldbrokat.

Er hat des Feindes Volk, die trefflich große Macht
In denen Lüften hoch gleichwie ein Mensch betracht.
Dem Feinde täte er damalen gleichsam weisen,
Daß er ein König sei der Vögel stets zu preisen
Und sei erzürnet hart und auch ergrümmet ietz,
Weil man vertreiben wollt' ihn von dem hohen Sitz.
Durch die Belägerung ist draußen er geblieben;
Doch gegen Ende ließ er wieder ihm belieben,
Zu kommen in die Stadt; man alsobald auch schluß:
Daß dieser Adler wohl nichts böses bringen muß.

Der Kommandant sorgt für die Kranken und Verwundeten (S. 163):

Hier in den Klöstern ließ er die Soldaten pflegen,
Welche krank und verwundt alldorten sind gelegen.
Die Jesuiter hier viel Kranke nahmen an
Und auch Blessierte wohl auf etlich hundert Mann.
Wo vorhin ganz subtil man hatte disputieret,
Und sich in Wissenschaft auch hatte exerzieret,
Wo die Minerva vor stets hatte ihren Sitz,
Lagen Blessierte viel und Kranke zugleich ietz.
Von den Soldaten sind die Schulen voll gewesen,
Wo Professores sonst auch haben stets gelesen
Die Lectiones hier in Schulen kurz vorher,
Hat es geschmeckt jetzt stark, gestunken auch gar sehr,
Daß kein Gesunder kunnt darinnen lang verbleiben,
Dann der Gestank ihn stracks tät aus denselben treiben . . . .

Kein Viertelstunde ging damal vorbei auch schier,
Daß man nicht Tote hat auch auf der Gass' getragen;
Welche auf Picken vier da mehren Teiles lagen;
Dann die vier Picken sind gewesen eben zwar
Bei den Soldaten an Statt einer Totenbahr.

Da das Fleisch schon selten wird, braten die Soldaten Katzen und Esel (S. 168 f.). Am 29. August um Mitternacht lassen die Türken wieder eine ihrer vielen Minen springen (S. 175):

Es war um zwölf Uhr, als sich zeigte dieser Welt
Der Juno buntes Zelt und schöne Sternenfeld.

Einem kecken Polack und einem teutschen Reiter gelingt es, sich durch das ganze Türkenlager bis Wien durchzuschlagen (S. 176). Zwei Weiber retten sich am 30. August aus dem Türkenlager:

Sie sagten, daß gar viel der Weiber draußen wären
Und sich etliche auch niemalen ließen hören
Wegen der Freiheit zwar, nicht auch mit einem Wort;
Sehr viel verlangten von den Türken nimmer fort.
Auch um die Eltern ihr sie führten keine Klage,
Weil bei den Türken sie auch hätten gute Tage;
Bevor die mit Schönheit auch wären angetan,
Die liebte draußen auch schier fast ein jedermann.
Dergleichen Übel hat schon vor sehr langen Jahren
Der tapfre Gottfried von Bullion auch erfahren,
Als die Armida durch ihr Schönheit und ihr Zier
Ihm hat bezaubert fast die besten Helden schier.
Sie haben nicht einmal an Gottfried mehr gedacht,
Wie's die Jungfrauen gleich hier haben jetzt gemacht.



Und nun kommt wieder eine Episode aus dem befreiten Jerusalem (S. 179—182). — Ein Leutnant war auf der Löwelbastei am 2. September nicht genug wachsam (S. 185):

Dieses hat stracks allhier der Kommendant vernommen,
Der Leutenant hat an den Galgen sollen kommen,
Oder eine Mannschaft stracks sollen hinausführn,
Dem Feinde wieder die Arbeit zu ruiniern.
Der Leutenant ließ ihm als ein Soldat belieben,
Hinauszufallen da; auch stracks ist er geblieben.

Am 3. September heißt es (S. 189):

Als an dem Himmel schon die Sternen täten prangen,
Sind wieder hier gar viel Ragetel losgegangen,
Daß es der Herzog auch heut' wieder sehen sollt',
Und mit dem Sukkurs gar geschwinde eilen wollt'.

Das Ringen um die Burgbastei wird immer gefährlicher. Es heißt zum 4. September (S. 189 f.) von den Türken:

Es hat gehallet durch die Lüfte stark und sehr
Der Türken trefflich groß Geschrei und auch Geplerr.

Nun werden auch die christlichen Helden namentlich aufgezählt; dann heißt es:

Es sind noch Ritter viel und Herren auserlesen
Bei diesem Fechten scharf und Streit darbei gewesen.
Der große Kommendant und tapfre General
Schiene in Waffen Mars auch selber sein zumal.
Die Generalen auch, die Obristen im gleichen
Wie lauter Blitzen schien ihr Wehr, es war ein Zeichen
Wohl eines Donnerschlags damal der Christen Stimm.
Wie Feuer brannten sie von lauter Zorn und Grimm
Wider alldort die Meng' der sarazenschen Drachen,
Welche sich in die Stadt damalen wollten machen.
Wie Löwen ganz grimmig die unsern gingen drein,
Sie fragten nichts da nach den Bomben und den Stein.
Die Geister aus der Hölln wohl hätten weichen müssen
Für unser Gegenwehr und gar sehr starken Schießen.
Unsre Kartäschen sehr viel nahmen Türken weg
Und machten unter ihnn da Gassen, Weg und Steg.

Der Großvezier reizt die Türken durch falsche Nachrichten zu einem aussichtsreichen Generalsturm (S. 194):

Nach der Belägerung wir auch allhier vernahmen,
Daß heut' [6. Sept.] der Großvezier ließ rufen stracks zusammen
Die Bassen all damal und meldte ihnen an,
Zum Generalsturm jetz sie sollten jedermann
Hier dieses sagen an ja allen, die bekennten
Den großen Mahomet. Geschwinde hinzurennten
Viel tausend Türken wohl. Die Buben gar damal
Tanzten mit Freude hin; die Menge und Anzahl
Ist schon gewesen groß; auch viel mit bloßen Füßen
Und nackend an dem Leib sich schon darummen rissen,
Wer mit da gehen sollt'. Viel hatten an der Seit'
Ein Säbel ganz verrost und wollten gehn zum Streit.
Viel trugen eben auch nur Prügel in den Händen
Und meinten also heut das ganze Werk zu enden.



Am 7. September heißt es (S. 195):

Als sich die finster Nacht schier hatte angefangen,
Ist auf dem **Kaltenberg**[1]) heut' wieder aufgegangen
Ein schönes Feuer dort; man sahe eben noch
Ragetel springen in die Luft etlich gar hoch.
Die Leute, welche dies da haben hier vernommen
Freuten sich, daß bald auch der Sukkurs wurde kommen.
Man hatte auch Ursach' wohl sich zu freuen hier,
Weil wir neun Wochen schon versperret waren schier.

Am 9. September wird ein Vorzeichen berichtet (S. 199):

Als Phoebus prangte mit den schönen Purpurstrahlen,
Die Felder überall schon tät gar schön bemalen,
Und stunde auch sehr hoch schon an dem Zirkelkreis,
Flug über diese Stadt ein **Taube** ganz schneeweiß.
Sie hatte ihren Weg auch von dem Feind genommen
Und ist nach dieser Stadt in Lüften schnelle kommen.
Es bildte jeder ihm deswegen auch schon ein,
Daß es ein Zeichen wohl des Sieges wurde sein.

Damit beginnt gewissermaßen ein dritter Gesang, die Geschichte des Entsatzes. Es kommt der 11. September (S. 202):

Um zwei Uhr haben wir gehöret und gesehen,
Wo Sankt **Leopoldi** Kapell sonst tate stehen,
Daß auf demselben Berg[2]) ein Schuß damal geschach.
Ach, welch ein Freud' entstund hier wegen dieser Sach'!
Gar unser Truppen hat man auch schon dort gesehen
Und sind fünfzehen Schüß wohl auf den Feind geschehen
Aus unsern Stucken auf den beiden Bergen[3]) heut',
Welches mit größter Freud ja hörten hier die Leut'.
Den zwölften hat mit Freud' ein jedermann vernommen,
Daß die Erlösung doch auch dieser Stadt wär' kommen.
Der Allerhöchste heut' hat selber diese Stadt
Mit höchster Freud und Gnad zugleich auch überschatt'.
Sein Ohren hat er zu der Christenheit gekehret
Und deren Seufzen groß einmal jetzund erhöret.
Mit dieser Stadt ward heut' die ganze Christenheit
Freilich wohl mit unaussprechlicher Freud erfreut.
Der Himmel und die Erd', die freuten sich deswegen
Und taten stracks heut' ab die Trauerkleider legen.
Der hochgepreiste Strom, der edle Donaufluß,
Der wegen fremder Last viel Tränen vor verguß,
Diesen sah man heut' schon gar freudig daherfließen,
Die Felder wieder sich ganz fröhlich sehen ließen.
Es freute sich auch, was da schwebte in der Luft,
Auch was gewohnet hat in der so tiefen Kluft.
Es freuten sich die Berg samt ihren tiefen Talen,
Die Sonne selber warf heut' schöner ihre Strahlen,
Sie hätte angelegt gar eine schön Tracht,
Die sie aus Westen, Ost auch hat mit sich gebracht.
Es war ein Tag, den Gott der Höchste hat geschicket.
Und hat darmit auch höchst das Adlerhaus beglücket,
Weil es jetzt ziemlich viel gestanden hatte aus,

---

[1]) Kahlenberg.
[2]) Heute Leopoldsberg.
[3]) Kahlenberg und Leopoldsberg.





Das von der ganzen Welt berühmte große Haus.
Als sich die Morgenröt' ganz prächtig herfür machte
Und hohe Berg und Tal mit rotem Gold anlachte,
Sach man in dieser Stadt mit höchster Freud schon hier,
Daß hernach die Armee von Bergen ging herfür,
Als wo vor Zeiten hat ein altes Schloß gestanden
Und jetzt ein Kapell schön alldorten ist vorhanden,
Auch auf dem Josephsberg [1]) alldorten man bald sach,
Daß sich herwärts begab dort unser Volk gemach.
In einer Ordnung schön ist es dahermarschieret,
Die Stucke haben sie mit ihnen hergeführet
Und jederzeit gespielt ganz tapfer auf den Feind,
Doch oft bisweilen sie auch stillgestanden seind,
Daß man die Stucke kunnt auch alle wieder laden,
Und andre folgen auch da kunnten ohne Schaden.
Es kunnte nicht zugleich marschiern die ganze Meng';
Dann weil die Wege sind dort gähe und ganz eng,
Also ganz langsam die Armee ist hergegangen,
Bis sich die Weingebürg auch haben angefangen,
Wo auch die Türken schon dort stunden allbereit . . .

Selbst Maximilian aus Bayern der Churfürste,
Der war mit seinem Volk in dem Angriff der Erste;
Es achte nichts der Held den großen Dampf und Rauch,
Es wär sein Roß gerennet wohl durch ein Feuer auch.

Dann werden die andern Führer aufgezählt:

Die Helden seind dem Volk damal vorangegangen
Und hatten ein Ordnung auch wohl so angefangen,
Daß alle gingen sacht und einen gleichen Schritt,
Die Vordern, Hintern, auch die waren in der Mitt'.
Die tapfern Helden den Angriff auch selber taten,
Damit auch Herz und Mut sie machten den Soldaten.
Ein jeder General ging vor den Truppen her
Und schien, als ob auch Mars ein jeder selber wär'.
Eifer und Tapferkeit sie alle sehen ließen,
Auch Überwünder hat ein jeder wollen sein,
Und hat ihm vorgesetzt, gebildet eben ein,
Daß Mars sich selber hat verwundern drüber müssen.
Daß lieber lassen wollt' er auch sogar sein Leben,
Als daß er hätte sich wohl in die Flucht begeben.
Alle Soldaten auch, die waren angezündet
Von lauter Eiferflamm; auch keinen man da findet,
Welcher nicht wär' gewest ganz frisch, keck, unverzagt,
Weil es ihr' Helden so all haben auch gewagt.

Vom Polenkönig Sobieski heißt es (S. 210 f.):

**Johannes der König und großmächtige Held,
Wie es auch kundbar ist schon längst der ganzen Welt,
Er führte an der Stirn eins hohen Königs Wesen,
Den Preis er hatt' für alln, die auch da sind gewesen.
Den Zepter hat er in dem Felde auch geführet,
Wie er als Feldherrn ihm auch eben hat gebühret.
Mars war er, wann man ihn in Waffen donnern sah,
Doch die Lieblichkeit, wann er seinem Volk zusprach.
Es leuchte sein von Ehr' erfülltes Angesicht,**

[1]) Heute Kahlenberg.



Als wann die schönsten Strahln auch wirft der Sonnen Licht.
Ein schöne Röte ließ sich an ihm eben sehen,
Als für den Helden sein voran er tät da gehen.
An Augen und am Leib schien so gar herrlich er,
Daß man nicht meinen kunnt, daß er was Sterblichs wär'.
An Augen jedermann sein tapf'res Herz erkannte,
Wann er von Rott zu Rott durch seine Völker rannte
Auf einem Pferde schön, das wie der Wind ging schnell.
Sein Waffen und Gewöhr, die schienen auch sehr hell.
Sein Völker waren auch mit Lust da anzusehen,
Als in der Ordnung sie auch alle täten stehen.
Farb', Kleidung, Waffenzier, Gold, Eisen und Gemäld',
Die machten, daß die Sonn' stets glitzte in dem Feld.
Die Fahnen in der Luft sich hin und her auch schwungen,
Ein jedes Pferd da aus Begierde ist gesprungen,
Es scharr, es trat, es schlug, es schrie, es wandt sich auch
Und sperrt den Rachen auf, blies heraus Dampf und Rauch.
Mit sehr viel tausend Pfeil und auch gespannten Bogen
Gegen dem Feind ist der sieghafte Held gezogen
Mit seinem schönen auserlesen Kriegesheer,
Daß sich die Türken schon auch furchten trefflich sehr,
Als mit den Helden er und auch den Rittern allen
Die Sarazenen hat damalen überfallen
Und hat viel tausend Mann darnieder gleich gemacht
Und auch die andern in die Flucht geschwind gebracht.
Er unter sie hinein sieghaftig ist gedrungen,
Stahl, Waffen, Fleisch er durcheinander hat gezwungen;
Er pflastert da die Erd' mit Eisen, Bein und Blut,
Er schlug und streuet sie; kein Wetter, Wind noch Flut
Der reifen Erden nicht so großen Schaden machet.
Der strenge Mars hat selbst darüber auch gelachet.
Die Reuterei hernach mit Füßen sie zertrat:
Also sieghaftig sich der Held gehalten hat.
Drum hier dem Großvezier noch lagen diese Streiche
Freilich wohl in dem Sinn, die er im Königreiche
Polen bekommen hatt' von diesem Helden schon:
Drum machte er sich hier bei Zeiten auch darvon.
Mit Hinterlassung wohl auch aller seiner Sachen
Tät sich der Großvezier selbst aus dem Staube machen.
Viel tausend Zelten wohl verließ der Großvezier,
Nicht das Geringste bracht er aus dem Lager hier.
Wohl über hundert Stück, die waren da vorhanden,
Auf Batterien hier und dort sie seind gestanden.
Granaten, Kuglen viel, auch Bomben, Pulver, Blei
Und Eisen funde man viel mehr als Stroh und Heu.
Viel Messing, Kupfer, Blech und andre Hausratsachen
Kunnte ein jeder hier hernach zur Beute machen.
Oliven, Feigen, Fleisch, Mehl, Schmalz, Brot und viel Öl
War in den Zelten anzutreffen in der Völl.
Gegen vier Uhr hat man schon Nachmittag gesehen
Völlig die Unsern in des Feindes Lager gehen.
Es war auch überall die ottomanisch Macht
Schon in die größte Forcht und Unordnung gebracht.
Nichts anders hat der Feind ihm auch da vorgenommen,
Als nur mit Leib und Seel jetzund darvonzukommen.
Als sich die Türken aus der Insel machten raus,
Kunnten mit Stucken gut wir schießen auch hinaus
Und haben Türken viel geschossen draußen nieder;
Sie waren in der Furcht, das sach allhier ein ieder.



Sie waren von der Stadt und unserm Kriegesheer
Auf beiden Seiten da verfolget trefflich sehr.
Allwo der größte Hauf der Türken ist gegangen,
Wurden sie tapfer von den Stucken hier empfangen,
Daß mancher in die Erd' auch beißen hat gemußt.
Hier aber zuzusehn, war freilich es ein Lust.
Von unsern Reutern zwei sind angesprenget kommen,
Von welchen bald man hier die Worte hat vernommen:
„Sieg, Sieg, Sieg! Hei Vivat! Hei Vivat immerdar
Der große L e o p o l d und dessen Kriegerschar!
Vivat J o h a n n e s stets, der König auch in Polen!
Das Glück der Christenheit hat heut' uns gar wohl wollen.
Vivat der Herzog von L o t h r i n g e n auch, der Held,
Und welche mit ihm sind gegangen in das Feld!
Ei vivant, vivant die C h u r f ü r s t e n alle beide!
Uns überschattet hat der Himmel heut' mit Freude."
Die Reuter führten beid die Degen eben bloß,
Welche andeuten uns die Freude mächtig groß . . . .

Dann vor dem Schottentor ward ein Musik gemacht,
Daß einem wohl das Herz im Leibe hat gelacht . . . .

Die höchste Majestät hat hier uns beigestanden,
Und wann schon aus der Höll' auch wär' gewest vorhanden
Hier heut' der P l u t o selbst, so hätt' er nichts gericht,
Weil uns der Höchste zeigt sein freundlichs Angesicht.
Der fromme Pater hat de A v i a n o[1]) eben
Heut' über unserm Volk ja immer sehen schweben
In Wolken hoch ein T a u b, ganz schneeweiß an Gestalt;
Drum schrieb ein jeder zu den Sieg auch alsobald
Der höchsten Majestät, die uns heut' hat geschicket
Ja seinen Engel wohl, und darmit auch beglücket
Auf dieser Erden die so werte Christenheit . . .

Nun wird auch die köstliche Beute im Zelt des Großveziers beschrieben, die den Polen zufiel. Hier bekommt auch Bischof K o l l o n i z reiches Lob (S. 222):

Er ließ die Kinder all auch führen in die Stadt,
Auch diese alle, die der Feind verwundet hat.
Die Lebensmittel schafft er ihnen für und für,
Er ist ein Bischof wohl und Seelenhirte hier . . .
Drum in der andern Welt wird er auch schon bekommen
Vom höchsten Bischof selbst dort in des Himmels Thron
Seinen verdienten Preis und bischöflichen Lohn,
Siebenmal heller als die Sonne, Mond und Sternen.

Manche ergötzliche Episoden werden nebenbei erzählt. Am 13. kommt der König von Polen mit dem Churfürsten von Bayern in die Stadt (S. 225):

Beim Augustinern hat der König angefangen
Selber das Te Deum Laudamus in dem Ton,
Welches gehöret hat alldort gar manch Person;
Die Hochbedienten ihm geantwort haben eben,
Die Augustiner all damalen noch beineben.

---

[1]) Der Kapuzinerpater Markus von Aviano.

Am 14. kommt auch der Kaiser nach Wien; er läßt an die Stelle des Halbmonds auf der Stephanskirche ein Kreuz setzen. Es hieß, daß man Halbmond und Stern im Jahre 1529 angebracht habe im Einvernehmen mit Sultan Soliman, welcher dafür den Turm zu schonen versprach; welchen alten Pakt aber der Großvezier nun gebrochen (S. 228). — Der Kaiser besucht dann in Schwechat das christliche Heer, den König von Polen und wird vom Churfürsten Max aus Bayern, der einen bloßen Degen in der Hand führt, also angeredet (S. 230):

Allergnädigster Herr, hier, siehe, diesen Degen
Wider die Feinde will ich führen deinetwegen
Und zu gefallen auch der ganzen Christenheit.
Ihr Majestät zu Dienst ist er ja jederzeit
Wie auch der Christenheit, und ich will darmit fechten
Mit diesem Degen für den Fahn auch des Gerechten,
Solang ein Tropfen Blut in meinem Leib wird sein.
Wider die Feinde will ich ihn nicht stecken ein,
Welche Ihr Majestät jemalen auch wird haben.
Den Degen Sie[1]) mir selbst vor wenig Jahren gaben
Zu Alten-Oetting zur Verehrung und Geschenk.
Ich freilich wohl auch noch an dieses jetz gedenk,
Was ich Ihr Majestät datwegen dieses Degen
Versprochen hab; es wird nicht bleiben unterwegen.
Allergnädigster Herr, jetzt eben diese Sach
Ich schon werkstellig auch an deinen Feinden mach'.

Es folgen die Reden des Kaisers und des Polenkönigs; dieser entschuldigt sich, daß er nicht sofort die Verfolgung der Türken aufgenommen habe. Mit frommem Dank gegen Gott und Wünschen für den Kaiser schließt der erste Teil der Adlerskraft.

Es folgt nun (von S. 238 an) der zweite Teil: „Wie schimpflichen der Großvezier von seiner Gemahlin, als einer ottomannischen Prinzessin, wegen seines übel ausgeschlagenen Feldzugs bewillkommet und empfangen ward."

Was von dem Feinde ist in Österreich geschehen,
Haben wir gnug von Tag bis auch zu Tag gesehen,
Auch wie gar tapfer sich das Volk in dieser Stadt
Von dem Anfange bis zu End' gehalten hat.
Wie spöttlich auch der Feind die Flucht hier hat genommen
Und das christliche Volk sein Sachen hat bekommen,
Dies alles worden ist gemacht allhier uns kund;
Doch meiner Feder wird gebühren auch jetzund,
Was künftig ward verricht von unsern Kriegeshelden
Eben noch dasselb' Jahr, ganz kurz hernach zu melden.
Als das christliche Volk nur hatte ausgeraft
Hier und dort um die Stadt schier durch drei Tage fast,
Es hat sich weiter auch damalen unterfangen
Und ist den graden Weg dem Feinde nachgegangen.
Doch war marschieret er damalen schon von hier
Achtzehen Meilen wohl, wie hernach hörten wir
Von den Gefangnen, die zurucke sind herkommen,

[1]) Man sieht, auf welche Weise das moderne Sie aufkommt.



Daß weder Speis noch Trank er hatte eingenommen.
Die Furchte hat den Feind genommen auch so ein,
Daß auf dem Wege viel von ihm geblieben sein.
Einer den andern hat darnieder auch geritten.
Welche gewesen sind voran und in der Mitten,
Die haben so gedacht damalen jederzeit,
Daß hinter ihnen sind die Christen allbereit ...
Geschrien haben sie: „Es kommt der Jauer, Jauer[1])
Hinter uns stark daher! Wie Donner, Blitz und Schauer
Schläget der Jauer drein! Es muß der ganze Hauf
Von uns wohl diesesmal auch eben gehen drauf."
Zittern sie täten all; die Nacht hat verursachet,
Daß ihnen wurd ein Furcht viel größer auch gemachet.
Sie ritten durch ein Fluß eilfertig und geschwind,
Daß auch von ihnen wohl geblieben viel dort sind.
Einander haben sie geritten gar darnieder,
Zertreten schwummen sie im Wasser hin und wider.
Es zittert wie ein Laub der Großvezier auch eben;
Der alte Greis damal geforchtet hat sein Leben.
Kurz vorher wollte selbst er Mauern schlicken ein,
Auch Eisen fressen hier und die hartesten Stein.
Er hätte nach der Flucht gar gerne mögen essen,
Er hatte aber Speis und Trank allhier vergessen.
Der süße Chavetrunk[2]) der ginge ihm schon ab,
Weil sich der alte Geck hier in die Flucht begab.

Er klagt sein Leid dem Mahomet.

Hernach hat er den Weg zu seinem Weib genommen,
Die ihm entgegen zwar auch alsobald ist kommen.
Sie hat umhalset ihn und sich erfreuet sehr,
Daß des Sultans Befehl einmal verrichtet wär.

All ihr Reden ist aber Hohn und Vorwurf. So sagt sie unter anderm (S. 246):

Wann man auf den Ursprung des Krieges eben schauet,
So habet ihr zu viel den Ungarn zugetrauet ...
Ihr wolltet auf einmal dieselbe Stadt verschlucken,
Als wie ein Elefant verschlucket eine Mucken.

Er hätte sich mit Raab und Komorn begnügen sollen; aber:

Ihr seid ein Püffelochs, was brauchet es viel Wort!

Der Großvezier entschuldigt sich: es seien zu viele über ihn gekommen, vor allen Herzog Karl von Lothringen, dessen Vorfahrer Godfried von Bullion war (S. 253); sein eigenes Volk aber sei ein Lumpenvolk gewesen, wie das des Darius und Xerxes.

Sie höhnt wieder (S. 255):

Was meinet ihr, mein Herr, allhier zu dieser Sachen:
Wann sich die Weiber wohl auch täten jetzt aufmachen,
Wider die Christenheit zu gehen in den Streit,

[1]) Giaur = Gottesleugner, Ungläubiger; so nennen die Türken die Christen.
[2]) Kaffee.







Weil euch schon ist das Herz entfallen allbereit? . . .
Es hat gar manches Weib die Hosen auch genommen
Gar manchem tapfern Mann . . . .

Dazu gibt sie Beispiele aus dem Altertum, aus der Bibel, aus Tasso. — Es folgt nach diesem Dialog ein neues Kapitel oder ein neuer Gesang, wenn man will (S. 266): „Was noch Preiswürdiges im 1683. Jahr in Ungarn mit den strengen Martiswaffen von dero gesamten christlichen Armee verrichtet ist worden."

Daß mit der Feder ich mich wieder dahin wende,
Allwo ich kurz vorher genommen hab ein Ende,
Wird freilich wohl jetzund gebühren eben mir,
Daß zu den Waffen ich mich wende wieder hier
Und alles kurz erzähl, was Tapfers ist geschehen,
Als das christliche Volk in Ungarn tate gehen.

Aber nach der Eroberung von Gran bezieht man Winterquartiere. Der Dichter fügt eine Lobrede auf den Freiherrn von Ochsenstein ein, den berühmten Ingenieur und Kriegsmann. der sich freuet (S. 275),

Wann Taratantara in vollem Felde geht
Und dann der tolle Feind in blanken Waffen steht.
Der ganze Musenchor, der liebet trefflich ihn,
Weil jederzeit er lebt nach derer Herz und Sinn.
Darum gebührt ihm Lob. Auf, auf, Apollons Söhne,
Beehret diesen Held mit hohem Lobgetöne
Und das um so viel mehr, weil er aus eurer Schar
Und längsten schon gekrönt mit Daphnen grünem Haar.

Ein neuer Gesang (S. 276) hat den langen Titel: „Wie sich die ottomanische Port wegen des Feldzugs, den sie nicht allein wider das Röm. große Adlerhaus von Oesterreich und dessen zugehörigen Erbländern das 1684. Jahr leisten wollte, sondern auch wider die ganze Christenheit ein gar viel stärker und größere Macht, als die vorige jemalens gewesen ist, auf den Fuß zu bringen und darmit die Christenheit wie mit einer seereichen Flut und ungestümen Donnerwetter zu überschwemmen und mit größter Furi zu überfallen sich beratschlagete."

Nichts Beständiges kann auf dieser ganzen Erden
Von dem Anfang der Welt bisher gefunden werden.
Die größten Reiche sind samt ihrem Gut und Geld
Großer Veränderung ergeben in der Welt;
Sonderlich, die allein auf ihre Waffen bauen
Und auf ihr große Macht, und ihnen auch getrauen,
Durch Waffen und Gewehr die Gränz zu machen weit
Und schätzen die Gewalt mehr als Gerechtigkeit.
Freilich ein solches Reich kann letztlich nicht bestehen,
Es muß deswegen wohl einmal zugrunde gehen.
Das hochbetagte Rom hat dieses auch erfahren
Schon vor sehr langer Zeit, vor sehr viel hundert Jahren.
Das große Glückesrad, das hat sich umgewendet,
Derer Gewalt und Macht hat letzlich sich geendet,
Sie ward vom Gipfel hoch selbst der Glückseligkeit
Herunter weit gestürzt gar in die Dienstbarkeit.



Es kann nicht anders sein: der Höchste laßt geschehen
Das Gute und das Bös, er tut sehr lang zusehen . . .
Wann schon vollendet ist das abgelaufne Ziel,
So muß geschehen auch des Allerhöchsten Will'.
Solche Veränderung hat freilich zu erwarten
Das ottomannisch Reich, das auf dergleichen Arten
Bisher geherrschet hat, und diesem Kaisertum
Kann es geschehen wohl wie dem gedachten Rom.
Es weiß es gar zu gut, daß es vor Wienn hat müssen
Ein große Menge Volk und Sachen viel einbüßen,
Und ist deswegen auch bestürzet trefflich sehr,
Der große Sultan selbst, samt seinem Kriegesheer,
Er laßt die Wochen wohl zweimal zusammenkommen
Den ganzen Kriegesrat, wie man schon hat vernommen,
Und halt deswegen Rat, wie man Anstellung mach',
Daß alles geh vonstatt nur wegen dieser Sach'.

Eine Episode erzählt, wie der Vater des jetzigen Sultans Mahomet, der Sultan Ibrahim, ein grauenhaftes Ende durch eine Palastrevolution gefunden hat, auch infolge eines ungerechten Krieges; er wurde mit 30 Kebsweibern stranguliert. Sultan Mahomet fürchtet ähnliches; er befragt darüber den Mufti um Rat, wo er wohl sicher sei. Dieser antwortet, der Sultan sei sicher, wenn er stets bei der Armee bleibe und Konstantinopel vermeide (S. 282):

Wo du gekrönet bist, ist es ja der Gebrauch,
Daß man dich Sultan kann da strangulieren auch.

Er gibt den Rat, die Janitscharen gut zu halten; Konstantinopel sei auch deswegen gefährlich, weil es dreimal mehr Christen als Türken hat. Auch seien 150.000 türkische Witwen sehr erbittert über den Verlust ihrer umgekommenen Männer. Zudem sei zu fürchten, daß die Muscowitter, Persianer, die Ritter von Malta und die Venetianer diese Gelegenheit benutzen (S. 287).

Der Mufti meinte zwar: daß dies die beste Sache
Für die Inwohner wär, daß man anstell' und mache
Jetzt Freudenfeste viel in dem türkischen Reich
Und überred das Volk im ganzen Reich zugleich,
Daß hier und dorte Sieg man jetzund hätt erhalten
Wider die Christenheit, man hätte dergestalten
In vielen Kriegen schon dies eben auch getan,
Wann sie sich von Anfang nicht ließen gar wohl an.

Aber der Sultan glaubt, daß dies nichts helfen werde; die Niederlage sei zu offenbar gewesen. Nun rät der Mufti zu Frömmigkeit und erzählt üble Beispiele vom Gegenteil. Der Sultan will den Großvezier Kara strangulieren lassen; dies wird, meint er, auf das Heer gut wirken (S. 305):

Sie werden jederzeit bei ihnen auch gedenken,
Lieber den Kopf dem Feind als einem Strick zu schenken,
Weil vor dem Feinde man ja trüge auch darvon
Viel bessers Lob und Ehr und Reputation . . . . .
Ein jeder Soldat auch der bildet ihm so ein:
Daß der neu Großvezier glückseliger würd sein.





Der Mufti ist aber dafür, ihn leben zu lassen, weil man keinen bessern Nachfolger habe. Das ärgert den Ali Bassa, der nach dieser Stelle strebt (S. 310). Nun kommt eine große Ratsversammlung:

> Nach diesem mußt der Rat zusammen wieder kommen,
> Daß wegen des Feldzugs die Sach ward vorgenommen.
> Der Sultan Mahomet ist murrisch sehr gewesen,
> Weil er gedachte an die Sachen auserlesen,
> Die das vergangne Jahr zu Wienn geblieben sind;
> Sein Herze ward von Zorn und lauter Grimm entzindt.
> Er schwur dem Mahomet . . .
> . . . Er hat gedonnert eben
> Mit Worten hart und stark, und drohte noch beineben
> Ihnen auch mit dem Strick, wann sie nicht dergestalt
> Den großen Schaden ihm ersetzen wurden bald.
> Der Bassa von Zigeth, der mußte zu ihm kommen,
> Man hat dort ein Mannshaut herfür auch gleich genommen
> Und ihm gezeiget stracks, gefraget auch darbei,
> Ob er dieselbe kenn und auch von wem sie sei.
> Der gute Bassa gleich auch freilich tät erschrecken,
> Er schwitzte kalten Schweiß: die Red es tät erwecken.
> Der Sultan sprach zu ihm: „Hast du hier diese Haut,
> Die von dem Vater dein herkommt, jetzt recht beschaut?
> Man wegen seiner hat gar billig hier befunden,
> Daß er lebendig auch damalen ward geschunden,
> Daß er nur zu Oeseck[1]) durch sein Unachtsamkeit
> Die lange Brucken ließ abbrennen allbereit.
> Dir soll es eben auch wie deinem Vater gehen,
> Wird von dem Feinde nur der Brucken Schad geschehen."
> Als das Zornswetter bei dem Sultan nachgelassen
> Etwas hat in dem Rat, zwar nicht gar allermaßen,
> Hat man gefraget ihn, wie stark der Sultan wollt,
> Daß die Armee jetzund für dieses Jahr sein sollt.

Der Sultan verlangt 800.000 Mann. Der Großvezier ist dagegen, eine solche Menge würde nur einander hindern. Aber der Sultan verlangt, daß der Großvezier Wien, die Kaiserstadt, trotz allem erobere (S. 315). Des Sultans Unmenschlichkeit wird geschildert, dem die Jagdhunde lieber seien als die Menschen (S. 322); die Menschen ließe er erfrieren, seinen Hunden gebe er Pelze. Der Großvezier wirft die Schuld auf den König aus Frankreich, der ihn vor Wien gelockt und dann „über den Tölpel geworfen hat" (S. 323).

> Man hat hernach im Rat auch dieses vorgenommen,
> Daß in den Grenzen man der Feindschaft kunnt vorkommen.
> Aus der Moscau den Zar der Sultan förchte sehr,
> Den Persianer auch und viel Herrschaften mehr.
> Die Untertanen sein in Griechenland auch eben,
> Sie dörfften ein Aufruhr im Reiche wohl anheben.

Es gab nämlich bei den Griechen eine Prophezeiung, das Kaisertum werde einem Volk im gelben Haar zufallen, worunter man die „Muscowiter" verstehen wollte (S. 326). Durch einen Einfall der Tartaren sollten die Polen abgeschreckt werden und so weiter. Aber gerade dies geht ganz anders aus (S. 333):

[1]) Essegg.



Darauf Cossacken sind dem Türken eingefallen,
Dem tartarischen Chain auch eben gleich damalen.
Weil nun der Großvezier so unglückselig war,
Daß er kein Widerstand dem Feinde kunnt sogar
In ihrem Lande tun, so hat das Volk stracks wollen,
Daß strangulieren hat den Großvezier man sollen.
Letzhin es auch geschah, daß er bekam zum Lohn
Ein Seidenstrick am Hals: das hatte er darvon.

Nach diesem politischen Kapitel folgt das letzte (S. 334 bis 376): „Was sich ferner wegen des strengen Martis Waffen, sowohl bei der ottomannischen Port, als bei dem Römischen großen Adlershaus bis gegen End des 1684sten Jahrs Denkwürdiges ereignete und zutruge." Es beginnt:

Wie sich der Sultan hat bishero beratschlaget
Mit den Bedienten sein und sie darbei gefraget . . .
Dies alles haben wir zur Gnüge jetzt erfahren . . .
Doch meiner Feder wird gebühren auch jetzund,
Zu kehren erstlich sich allhier zu diesen Sachen,
Womit man wieder tut die Adlerstadt festmachen.

Wien wird wieder befestigt; den ganzen Winter arbeitet man daran, dazu werden Bauern aus Mähren und Böhmerland gebraucht. Besonders die „Insel" der Leopoldstadt wird zur stärksten Festung wohl auf der ganzen Erden gemacht (S. 336). Die Verwüstung des Landes ist bald wieder gutgemacht, obwohl man im Herbst keinen Ackerbau trieb:

Doch mit Verwunderung hat man jetzund gesehen,
Wie schön die Felder hin und wieder täten stehen
Von Weizen und von Korn, und zwar auf solche Weis,
Als wann man alles hätt gebauet an mit Fleiß.
Wo die Weingärten sonst hier waren auserlesen,
Alldorten ist jetzund vorhanden viel gewesen.
Die Türken haben hier und dorten auf der Erden
Futter sehr viel damal geworfen für den Pferden,
Teils auch wohl so verstreut; das ist gegangen auf,
Als weggeschlagen ward hier der türkische Hauf.
Obschon die Türken viel auch hatten weggenommen
Den armen Leuten vor, so ist dennoch jetzt kommen
Wieder ein Nutzen groß; denn selten ist ein Schad,
Wie man im Sprichwort sagt, der nicht ein Nutzen hat.
Die Bauren lang hernach auch viel gefunden haben,
Das in die Erden tief der Feind hier hatt vergraben.

Mancher glückliche Finder wurde dann freilich von seinem Mitbürger betrogen; aber Gott sieht und richtet alle:

Wer liebt Gerechtigkeit und auch die Billigkeit,
Der liebet Gott; Er selbst ist die Gerechtigkeit.

Der Dichter trägt noch den Preis eines fremden Mitkämpfers nach: Bonaventura Gisgone aus Karthago, eines Nachkommen des Hannibal und Hasdrubal (S. 338 f.). Vicegrad wird erobert mit dem Schloß Plünderburg, wo die ungarische Krone sonst aufbewahrt wurde. Dann rückt man gegen Pest. Der fromme Kapuziner

(Marcus von Aviano) hilft auch dabei. Waitzen wird bekämpft und erstürmt. Vor Ofen wird die Hauptfahne der Türken erobert und dann nach Wien gebracht, wo sie bei St. Stephan aufgerichtet wird. Der Churfürst Max von Bayern kommt am 28. August 1684 „hier zu Wienn“ durch, um sich zum Heer vor Ofen zu begeben, zum Schrecken der Türken, die durch seinen Angriff die Stadt Wien als ihre fast sichere Beute einbüßten. Denn der Großvezier

. . . . anstatt der schönen Krone,
Die er verhoffte stets von dem römischen Throne,
Hat er bekommen jetzt der Eselsohren zwei,
Anstatt des Zepters auch den Bettelstab darbei.

Das haben die fünf Helden getan: der Kaiser, der König der Polacken, der aus Bayerland, von Sachsen der Churfürst und Karl von Lotharingen. Der Dichter fährt (S. 358) also fort:

Mit meiner Feder will ich jetzt auf Ofen schreiten,
Welches gewesen ist ein schöner Ort vorzeiten.
Sie hat ein schönes Schloß, das lieget ziemlich hoch
Und hat den Namen von den König Aba noch,
Der sie erbauet hat und hat das Schloß gezieret
Mit einem schönen Saal; auf Römisch aufgeführet
Hat er denselben auch, und noch darbei viel Gäng
Und schöne Gärten auch und was noch mehr Gepräng
Genennet werden kann, ist auf dem Schloß gewesen.

In die Geschichte der Belagerung wird (S. 368 f.) das Lob des Freiherrn von Abele eingelegt, des Generalkommissars und Geheimen Rats, den Kaiser Leopold von Wien ins Lager schickt, um die Belagerung zu überwachen. Sehr poetisch wird die Erscheinung eines singenden Jünglings und einer Klagelieder singenden Jungfrau auf den Wällen von Ofen beschrieben (S. 370 f.):

Ob dieses ein Gespenst hat oder Mensch sein müssen,
Kunnte aus unserm Volk damalen keiner wissen.

Hier fällt der junge Herzog von Sachsen-Eisenach, auch ein Fürst von Hohenzollern und mancher junge Kavalier, so ein junger Graf von Harrach. Sterbend küßt er dem Herzog von Lothringen die Hand (S. 374):

So wollte dennoch hier ein Zeichen allbereit
Hinter sich lassen er wegen Gehorsamkeit.
Doch gab er auch hierdurch dem Herzog zu verstehen,
Daß alsobald sein Marsch damalen werd angehen
Nach einer andern Stadt, nach einem andern Reich,
Allwo man lebet stets in Fried und Freud zugleich,
Wo man nicht schießet mehr mit Stucken und Kartaunen,
Wo anstatt der Trompet man höret die Posaunen
Erschallen mächtig schön, allwo auch Einigkeit
Und Freude ist zugleich in alle Ewigkeit.
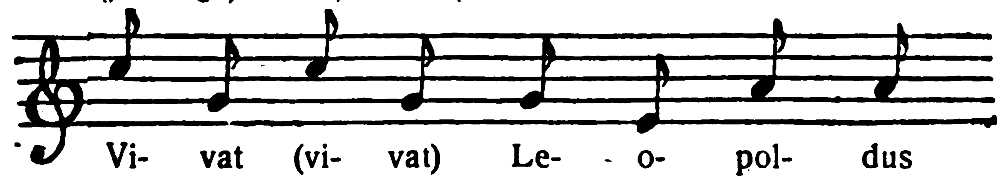
Auch ein Graf Kopp fällt, ein Graf Fürstenberg aber:

Der Rittersruhm und Preis, der bleibet in der Welt,
Den ihm erworben hat der Ritter in dem Feld,



Gott gebe allen die ewige Ruh und Freud,
Die bisher blieben sind im Fechten und im Streit.
Daß ferner alles geh nach Wünschen so von statten
Dem großen Leopold und allen Potentaten
Der werten Christenheit, das wünschen alle wir,
O großer Gott, jetzund inbrünstig ja von Dir.
O höchste Majestät, gib Glück christlichen Waffen,
Daß der Erzbluthund nichts kann richten aus und schaffen
Wider die Christenheit mit Waffen und Gewöhr!
O dreieiniger Gott, uns dieser Bitt erhör!
Doch wollen stellen heim wir alles deinem Willen,
Dann du wirst alles schon nach unserm Wunsch erfüllen.
Du wirst beistehen selbst der Stadt, dem Land und Reich,
Du wirst uns geben auch in Waffen Sieg zugleich."

Damit endet das ganze Gedicht. Eine Schlußvignette zeigt den mit der Kaiserkrone (der heutigen österreichischen Krone Rudolfs II.) gekrönten Doppeladler; davor drei kleine Engelchen, das eine spielt die Geige, das andere die Kniegeige, zwischen ihnen steht der dritte Engel, dirigierend mit einer Notenrolle, in der Linken ein Notenblatt; darauf steht „Vivat Leopoldus" und darüber eine schwer leserliche Notenzeile. Ich deute sie etwa so:




Offenbar der Anfang einer damals gebräuchlichen „Volkshymne".

Das Gedicht ist jedenfalls als Geschichtsquelle wertvoll, da es von einem persönlich an den Ereignissen Beteiligten ausgeht, wenn er auch gewiß die damals aufgeschriebenen und zum Teil gedruckten Diarien, Journale, Summarien, Relationen benützt haben wird, so besonders das Diarium des Hofkriegsrats v. Baelckeren, das schon 1683 im Druck erschien (Dr. Max Vancsa im 4. Band der Geschichte der Stadt Wien, herausgegeben vom Altertumsverein zu Wien, S. 76). Am wertvollsten ist es als Dokument der Stimmung der Zeit. Ein Epos nach den Regeln der Antike und der Renaissance, auch nach der Weise des Mittelalters ist es nicht; man darf das Werk nicht mit solchem vergleichen. Es stellt sich am nächsten zu jenen Ehrengedichten und Zeitungsgedichten der Herolde, der Pritschenmeister seit der Meistersingerzeit, deren Zweck es war, dem Volk die Zeitgeschichte zu vermitteln und hohe adelige und patrizische Gönner zu rühmen. Diese beiden Zwecke sieht man ganz deutlich bei unserm Feige vereinigt. Er legt in seine „Relation" zahlreiche Lobsprüche an hohe Herren ein, und wenn man bedenkt, daß er für das dem Wiener Stadtrate gewidmete Werk als Anerkennung 45 Gulden erhielt (Kabdebo, A. D. B. 6, 60), so kann man den großen Gewinn, den er auf gleiche Weise von allen andern belobten Fürsten und Herrn eingeheimst hat, etwa berechnen. Das ist aber, wenn man sich der

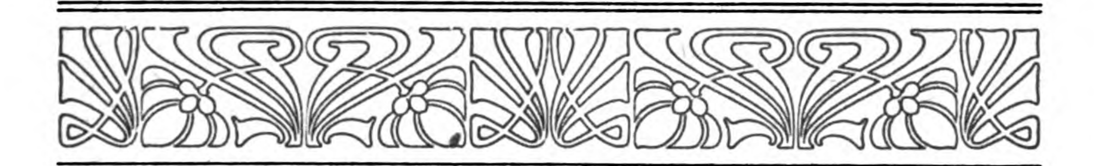


Praxis der Minnesingerzeit erinnert, durchaus nichts Unwürdiges. Es galt das damals für vornehmer, als sich vom Verleger bezahlen zu lassen. All das gibt dem Gedicht etwas Frisches, Volkstümliches. Feige war, wenn er auch auf die Regeln des Aristoteles zum Glück nichts gab, doch ein ganzer Dichter, wenn den Dichter die Begeisterung, der Schwung, die Ergriffenheit, die Natürlichkeit und Echtheit der Empfindung macht. Dies poetische Kennzeichen fehlt gerade im ersten Teil kaum irgendwo. Daher die Frische, die Anklänge an das Volkslied und Soldatenlied, die trotz des Alexandriners derbe, volkstümliche Sprache, wozu auch der damals volkstümliche Gebrauch barocker Mythologismen gehört. Da seine beste Kunst Natur ist, erlahmt sie in den Türkenszenen des zweiten Teils, wo ihm die Anschauung und persönliche Ergriffenheit manchmal fehlt. Die Versifikation ist der Zeit angemessen, wenn auch manchmal allzu viele Füllworte stören. Der Reim ist ziemlich rein. Die Satzfügung natürlich, wenn man die verwahrloste Interpunktion des Druckes berichtigt. Das Werk verdient jedenfalls eine linguistische Behandlung.

Feige hat Großes gewollt, aber doch in beschränkten Bahnen; das war von Vorteil. Seinem W i l l e n entsprach die poetische E m p f i n d u n g. Am meisten fehlte ihm aber der künstlerische V e r s t a n d, der Geschmack, die Anordnung, das Maß, die Kritik. Die haben wir heute dafür im Uebermaß. Wenn wir uns daher entschließen wollten, die 11.908 Verse etwa auf das Viertel oder Fünftel zusammenzustreichen, so würde, meines Bedünkens, ein ganz lesbares Büchlein entstehen, das uns lebendiger als etwas anderes in diese österreichische Heldenzeit einführen könnte, vor allem in die S t i m m u n g der Zeit, und das an der Seite eines Abraham a Sancta Clara sich sehen lassen könnte als dessen Ergänzung, als eine erfrischende Stimme aus der großen Zeit des Kaisers Leopold I.

Wir können heute um so befriedigter auf jene Heldenzeiten zurücksehen, da sich der damalige Gegner nun als treuer und zuverlässiger Freund bewiesen hat, als der ritterliche „Kavalier des Orients", wie ihn allzeit die deutsche Literatur, seit Wolfram von Eschenbach und Abraham a Sancta Clara, anerkannt hat. Die Heldentaten von 1529 und 1683 gereichen beiden Teilen zur Ehre und sind Vorspiele jenes „Zentralbundes der Mittelmächte", von dem wohl die weitere historische Entwicklung ausgehen wird.

---



# Nietzsches „Ecce homo“.

Von k. u. k. Hof- und Burgpfarrer Dr. Ernst Seydl.

Ende Oktober 1888 kündigte Nietzsche seiner Schwester an, daß er einen Rückblick auf sein Leben schreibe, der aber nichts sei für „deutsches Hornvieh“. Am 4. November ist das Werk vollendet, und Nietzsche ist darüber hochbeglückt. Er teilt nun in verschiedenen Briefen mit, was er mit seinem „Ecce homo“ bezweckt. Er wollte auf sich aufmerksam machen, er wollte Erstaunen ohnegleichen hervorrufen, er wollte über sich „ein wenig Licht und Schrecken“ verbreiten. Er habe nun, so schreibt er, mit einem Zynismus, der welthistorisch werden wird, sich selbst erzählt und zugleich „ein Attentat ohne die geringste Rücksicht auf den Gekreuzigten“ vollbracht. Seine Biographie sollte als „feuerspeiende Vorrede“ auf sein Werk „Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwertung aller Werte“ hinweisen. „Ecce homo“ ist das letzte Geisteserzeugnis Nietzsches vor Ausbruch der Krankheit (an der Jahreswende von 1888 auf 1889). Es wurde noch 1888 mit der Drucklegung begonnen, diese aber durch Professor Overbeck nach Nietzsches Erkrankung sistiert. Erst 1908 erschien eine von Raoul Richter besorgte Liebhaberausgabe im Leipziger Insel-Verlag. 1911 wurde „Ecce homo“ in die Gesamtausgabe der Werke Nietzsches (XV. Band) aufgenommen, in der Taschenausgabe füllt es die S. 257 bis 387 des XI. Bandes[1]).

Sehr selbstbewußt beginnt gleich das Vorwort: „In Voraussicht, daß ich über kurzem mit der schwersten Forderung an die Menschheit herantreten muß, die je an sie gestellt wurde, scheint es mir unerläßlich, zu sagen, wer ich bin.“ Im ersten Kapitel „Warum ich so weise bin“ klärt er uns über die Quelle seiner Weisheit auf. Sie ist zunächst in dem Umstand zu suchen, daß er zugleich Verfall und Aufstieg in sich vereint. Seine Krankheit machte ihn im Denken klar und kühn. Seine Krankheit war für ihn ein Stimulans zum Leben, und aus seinem Willen zum Leben erwuchs seine Philosophie. Diese doppelte Reihe von Erfahrungen (niederbrechendes und aufblühendes Leben), diese Zugänglichkeit zu anscheinend getrennten Welten wiederholt sich in Nietzsches Wesen auch in anderer Hinsicht: er ist zwar ein Deutscher — der letzte antipolitische Deutsche —, aber seine Vorfahren

[1]) Auf diese Ausgabe beziehen sich die folgenden Seitenangaben.

waren polnische Edelleute. Er versteht die Menschen richtig zu behandeln: „Ich zähme jeden Bär, ich mache die Hanswürste noch sittsam", und doch will er von Nächstenliebe nichts wissen und rechnet die Ueberwindung des Mitleids ausdrücklich unter die vornehmen Tugenden. Zu diesen gehört auch, inmitten der modernen Verzärtelung, die Grobheit. Sie ist besser als Schweigen und Hinunterschlucken, denn das verdirbt den Magen. Als Lebensregel muß gelten: sich nicht verstimmen lassen; zumal dem Kranken ist russischer Fatalismus, eine Art Wille zum Winterschlaf, das Nichtreagieren zu empfehlen (270 ff.). Aber anderseits ist Nietzsche kriegerisch, aggressiv. Seine Kriegspraxis faßt er in vier Punkte zusammen: er greift nur Sachen an, die siegreich sind; er kämpft nur, wenn er ohne Bundesgenossen allein dasteht; er greift nie Personen, sondern nur Sachen an (also z. B. nicht eigentlich David Strauß, sondern die von ihm vertretene deutsche „Bildung"); er greift nur dort an, wo für ihn jede persönliche Differenz, jede schlimme Erfahrung fehlt. Von Nietzsche angegriffen zu werden, ist Ehre und Auszeichnung. Ein besonderer Zug seiner Natur ist sein Reinlichkeitssinn, der ihn mit Ekel am Menschen, am „Gesindel", zu erfüllen droht (280 ff.).

Nachdem uns Nietzsche darüber belehrt hat, warum er so weise sei, klärt er uns auch über die Ursachen seiner Klugheit auf: „Warum ich so klug bin". Weil er nicht über Fragen nachgedacht hat, die keine sind, z. B. über Gott und Jenseits. Er war Atheist aus Instinkt. Dagegen hat er viel nachgedacht über die richtige Ernährung: „Wie hast gerade du dich zu ernähren, um zu deinem Maximum von moralinfreier Tugend zu kommen?" Der deutsche Geist kommt von schlechter Verdauung her; wieviel hat die deutsche Küche auf dem Gewissen! Die beste Küche ist die Piemonts. Der Alkohol ist Nietzsches Feind, in München leben seine Antipoden. Kaffee verdüstert. Das Sitzen macht dumm. Man soll keinem Gedanken Glauben schenken, der nicht im Freien geboren ist und bei freier Bewegung. Eingeweideträgheit genügt vollständig, um aus einem Genie etwas Mittelmäßiges, etwas „Deutsches" zu machen. Das Genie braucht rapiden Stoffwechsel und darum trockene Luft und einen reinen Himmel (285 ff.). Nietzsches Klugheit zeigt sich in der Wahl, die er bezüglich Ernährung, Klima und Aufenthaltsort getroffen, sie zeigt sich auch in der Wahl seiner Erholung. In der Lektüre griff er fast immer wieder zu denselben Büchern, vor allem zu französischen. Er schätzt eine Reihe von älteren Franzosen, aber er lobt auch neuere: Paul Bourget, Pierre Loti, Gyp, Meilhac, Anatole France, Jules Lemaître, Guy de Maupassant, Stendhal und den „ehrlichen Atheisten" Prosper Mérimée. Den höchsten Begriff vom Lyriker hat ihm Heine gegeben. Mit Byron fühlt er sich verwandt. Instinktiv fühlt er heraus, daß Lord Bacon der Urheber der Shakespeareschen Dramen ist. Zu seinen Erholungen rechnet Nietzsche den Verkehr mit Wagner, in dem er das „Ausland" verehrte, als Gegensatz, als leibhaften Protest gegen alle „deutschen Tu-

genden“. Der Tristan ist Wagners höchstes Werk. Nietzsche liebt südliche Musik: „Ich werde nie zulassen, daß ein Deutscher wissen könne, was Musik ist.“ Gegen zu viel Lektüre verhält sich Nietzsche ablehnend, er lächelt über die Gelehrten, die so viel lesen, daß sie zuletzt ganz und gar das Vermögen verlieren, von sich aus zu denken, die ihre ganze Kraft im Ja- und Neinsagen, in der Kritik von bereits Gedachtem abgeben (292 ff.). — Die Frage, wie man wird, was man ist (sie bildet den Untertitel von „Ecce homo“), beantwortet Nietzsche dahin, daß man vor allem nicht im entferntesten ahnen darf, was man ist, daß man eigentlich unbewußt seiner Aufgabe entgegenreifen muß. So ging es ihm selbst, er ahnte nicht, was in ihm wächst, und alle seine Fähigkeiten sprangen in letzter Vollkommenheit eines Tages hervor (303 ff.). Man hat über die scheinbar kleinen Dinge, von denen hier Nietzsche redet, Ernährung, Wohnort, Erholung, bisher zu wenig nachgedacht, und doch sind sie wichtiger als die „Lügen“, über die man sich bisher den Kopf zerbrochen. Unter diesen Lügen versteht Nietzsche die religiösen Begriffe, die seiner Meinung nach aus Rachsucht geboren das Leben verleumden und nur den Mißratenen und unheilbar Kranken Trost gewähren. Nietzsche fühlt sich als Herold der gesunden Instinkte: „Ich bin selbst in Zeiten schwerer Krankheit nicht krankhaft geworden; umsonst, daß man in meinem Wesen einen Zug von Fanatismus sucht.“ Seine Formel für die Größe am Menschen ist der amor fati: „daß man nichts anders haben will, vorwärts nicht, rückwärts nicht, in alle Ewigkeit nicht. Das Notwendige nicht bloß ertragen, noch weniger verhehlen, sondern es lieben“ (306 ff.).

„Warum ich so gute Bücher schreibe“, betitelt sich der folgende Abschnitt. Nietzsche ist überzeugt, daß heute noch niemand seine Bücher verstehe, da sie von Erlebnissen reden, von denen kaum jemand eine Erfahrung hat, zumal in Deutschland, „Europas Flachland“. „Deutsch“ und „dumm“ setzt er in Parallele. Er fühlt sich als „Antiesel“ und als „Antichrist“ zugleich. Er findet, daß es keine stolzere und zugleich raffiniertere Art von Büchern gibt, als die seinen. Er weiß, daß er ein Meister des Stils ist, und rühmt sich dessen in übertriebener Weise. Er sagt von sich, daß er ein Psychologe sei, der nicht seinesgleichen hat, zumal der erste Psychologe des Ewig-Weiblichen: Das Weib hat Kinder nötig; die emanzipierte Frau ist das mißratene, gebäruntüchtige Weib. Die Verachtung des geschlechtlichen Lebens bezeichnet Nietzsche als „die eigentliche Sünde wider den heiligen Geist des Lebens“. Er hält sich für „das Genie des Herzens“, für den Seelendeuter, von dessen Berührung jeder reicher fortgeht . . . (309 ff.).

Nunmehr geht er an die Beleuchtung seiner einzelnen Schriften. „Die Geburt der Tragödie“ will zeigen, daß die Griechen keine Pessimisten waren, daß sie den Pessimismus überwanden, sie will das dionysische Phänomen als die eine Wurzel der griechischen Kunst aufweisen, sie stellt die sokratische „Vernünftigkeit“ um jeden



Preis als lebenuntergrabende Gewalt dar, sie übergeht mit tiefem feindseligen Schweigen das Christentum. Schon damals, erklärt Nietzsche, hätte er den Gegensatz zwischen entartendem, gegen das Leben sich kehrendem Racheinstinkt (Christentum) und der freudigen Lebensbejahung erkannt, die auch zum Leiden und selbst zur Schuld ohne Vorbehalt ihr Ja sagt. Diese dionysische Lebensauffassung ist also zugleich eine tragische. Nicht im Sinne des Aristoteles, denn nicht darum handelt es sich hier, sich von einem gefährlichen Affekt durch eine vehemente Entladung zu reinigen, sondern darum, über Schrecken und Mitleiden hinaus, in der ewigen Lust des Werdens aufzugehen, die auch noch die Lust am Vernichten in sich schließt. In der Lehre von der „ewigen Wiederkunft des Gleichen" ist die tragische Weisheit ausgesprochen. Setzt sie sich durch, so beginnt das tragische Zeitalter. Wenn Nietzsche in der „Geburt der Tragödie" für Wagner eintrat, so belehrt er uns nun am Ende seines Schaffens, daß er mit Wagner sich selbst meinte: „was ich bin, projizierte ich auf irgend eine zufällige Realität" (321 ff.).

Die vier „Unzeitgemäßen Betrachtungen" sind durchaus kriegerisch. Die erste (David Strauß, 1873) galt der deutschen „Bildung", die zweite (Historie, 1874) bringt das Lebenvergiftende in unserer Art des Wissenschaftsbetriebs ans Licht und geißelt den „historischen Sinn" als Krankheit und Verfallssymptom. Die dritte (Schopenhauer, 1874) und vierte (Wagner, 1876) geben Fingerzeige zu einer höheren Kultur, dabei sind als Vorbilder Schopenhauer und Wagner genannt, Nietzsche selbst aber gemeint. In der ersten hat Nietzsche den „Verfasser des Bierbank-Evangeliums vom alten und neuen Glauben", Strauß, als „Bildungsphilister" lächerlich gemacht und so seinen Eintritt in die Gesellschaft mit einem Duell eingeleitet. Der Gegner war „der erste deutsche Freigeist", Nietzsche selbst aber ein noch größerer Freigeist, der erste Immoralist. Von den zwei letzten „Unzeitgemäßen" behauptet Nietzsche, wie schon erwähnt wurde, daß sie im Grunde bloß von ihm selbst reden: „Die Schrift Wagner in Bayreuth ist eine Vision meiner Zukunft; dagegen ist in Schopenhauer als Erzieher meine innerste Geschichte, mein Werden eingeschrieben. Vor allem mein Gelöbnis!" (328 ff.).

„Menschliches Allzumenschliches" (1876 bis 1879) will sagen: „Wo ihr ideale Dinge seht, sehe ich — Menschliches, ach nur Allzumenschliches." Ein Ideal nach dem andern wird hier aufs Eis gelegt und erfriert. Nietzsche hatte sich von Wagner abgewendet, der unter die Deutschen geraten war: „Wäre er doch wenigstens unter die Säue gefahren!" Wagner war ein Opiat für die Hinsiechenden; von ihnen schied Nietzsche, der krank wurde, um zu genesen, halbblind, um vom Lesen erlöst zu sein und um nunmehr selbst zu denken. Wagners Parsifaltext und Nietzsches Allzumenschliches kreuzten sich als Postsendungen: „Klang es nicht, als ob sich Degen

kreuzten?" Eine Abhängigkeit dieses Werkes von Paul Rées Gedanken stellt Nietzsche in Abrede (333 ff.).

Sein Feldzug gegen die Moral beginnt mit der „Morgenröte" (1880 f.). Dieses Buch predigt Vorsicht gegen alles, was bisher unter dem Namen Moral in Ehren stand. Die Morgenröte eines neuen Weltentags leuchtet erst, wenn man von allen Moralwerten losgekommen ist, wenn man Vertrauen gewonnen hat zu allem, was bisher verboten, verachtet, verflucht worden ist. Nietzsche will zeigen, daß die landläufigen Moralansichten dem entarteten Instinkt entsprungen sind, daß sie aus der Schwäche stammen und daß sie im Priester ihren Anwalt haben, der das Entartende konserviert, um die Menschheit zu beherrschen: er konstruiert zu diesem Zwecke aus der Verachtung des Leibes „das Heil der Seele" (341 ff.).

„Die fröhliche Wissenschaft" (1880 f.), deren Titel an den provenzalischen Begriff der gaya scienza erinnert, in dem sich die Einheit von Sänger, Ritter und Freigeist ausspricht, tanzt (zumal im Lied „Auf den Mistral") über die Moral hinweg (344 f.).

Länger hält sich Nietzsche bei seinem „Buch für alle und keinen: Also sprach Zarathustra" (1883 ff.) auf, dessen Entstehungsgeschichte er uns erzählt. Der Ewige-Wiederkunfts-Gedanke, diese höchste Formel der Bejahung, hat den ersten Anstoß zu diesem Werke gegeben, bei dessen Abfassung sich Nietzsche inspiriert wähnte, als bloßes Medium übermächtiger Gewalten fühlte. Er ist von seiner Leistung aufs höchste befriedigt: „Es gibt keine Weisheit, keine Seelenerforschung, keine Kunst zu reden vor Zarathustra .... in einer unendlichen Ferne liegt alles das, was bisher groß am Menschen hieß, unter ihm ... Man höre, wie Zarathustra vor Sonnenaufgang (III, 18) mit sich redet: ein solches smaragdenes Glück, eine solche goldene Zärtlichkeit hatte noch keine Zunge vor mir." Und von seinem „Nachtlied" sagt er: „Dergleichen ist nie gedichtet, nie gefühlt, nie gelitten worden: so leidet ein Gott, ein Dionysos" (345 ff.).

Nachdem Nietzsche die Lebensbejahung zum allesbeherrschenden Grundsatz erhoben hat, geht er in „Jenseits von Gut und Böse" (1885 f.) an die Umwertung der bisherigen Werte, an eine Kritik der modernen Wissenschaften, der modernen Künste, selbst der modernen Politik und gibt Winke zu einem Gegensatztypus jasagender Art, der über die berühmte „Objektivität", über den „historischen Sinn", über die „Wissenschaftlichkeit", über das „Mitgefühl mit allem Leidenden", kurz über alle Dinge, auf welche seine Zeit stolz ist, hinwegschreitet, um einer „Philosophie der Zukunft" entgegenzugehen (362 f.).

In der Streitschrift „Genealogie der Moral" (1887) will er nachweisen, daß das Christentum einem Aufstand gegen die Herrschaft der vornehmen Werte seine Entstehung verdankt; daß das Gewissen nichts anderes ist, als der Instinkt der Grausamkeit, der sich rückwärts wendet, nachdem er nicht mehr nach außen hin sich entladen kann; und daß das asketische Priesterideal



deshalb eine so ungeheure Macht besitzt, weil ihm (bis auf „Zarathustra") ein Gegenideal fehlte (364 f.).

Die „Götzendämmerung" (1888) will sagen, daß es zu Ende geht mit den alten Idealen, der alten Wahrheit. Dazu mußte aber Nietzsche kommen, denn niemand vor ihm wußte den rechten Weg: „Erst von mir an gibt es wieder Hoffnungen, Aufgaben, vorzuschreibende Wege der Kultur." Nach Beendigung der Götzendämmerung griff er die ungeheure Aufgabe der Umwertung an: „in einem souveränen Gefühl von Stolz, dem nichts gleichkommt, jedem Augenblick meiner Unsterblichkeit gewiß und Zeichen für Zeichen mit der Sicherheit eines Schicksals in eherne Tafeln grabend" (365 ff.).

„Der Fall Wagner" (1888) gibt Nietzsche Anlaß über den deutschen Geschmack und das Deutschtum überhaupt loszuziehen: „Alle großen Kulturverbrechen von vier Jahrhunderten haben die Deutschen auf dem Gewissen." Sie haben durch die Reformation die Renaissance vernichtet. Leibniz und Kant sind die zwei größten Hemmschuhe der intellektuellen Rechtschaffenheit Europas. Mit ihren „Freiheitskriegen" haben die Deutschen Europa um den Sinn, „um das Wunder von Sinn in der Existenz Napoleons" gebracht. Sie haben die kulturwidrigste Krankheit und Unvernunft, die es gibt, den Nationalismus auf dem Gewissen. Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher, Schopenhauer sind „unbewußte" Falschmünzer. Nietzsche, „der erste rechtschaffene Geist in der Geschichte des Geistes" und der erste Psychologe, lehnt jede Gemeinschaft mit den Deutschen ab, deren sogenannte „Tiefe" eigentlich Instinktunsauberkeit ist: „man will über sich nicht im klaren sein." Nietzsche setzt seinen Ehrgeiz darein, als „Verächter der Deutschen par excellence" zu gelten: „Den Deutschen geht jeder Begriff davon ab, wie gemein sie sind, aber das ist der Superlativ der Gemeinheit, — sie schämen sich nicht einmal, bloß Deutsche zu sein" ... Daß dieses Volk Nietzsche nicht verstand, daß ein Ausländer, Brandes in Kopenhagen, erst auf seine Bedeutung hinweisen mußte, kann kein Staunen erregen (368 ff.).

Der letzte Abschnitt des „Ecce homo" trägt die Aufschrift: „Warum ich ein Schicksal bin." Nietzsche fühlt sich als Verhängnis, als Schicksal, weil er die Menschheit vor die Entscheidung stellt, entweder noch länger in der alten Lüge zu verharren oder der von ihm gepredigten Umwertung aller Werte zuzustimmen. Er nennt sich den ersten Immoralisten, er nennt sich Zarathustra. Zarathustra schuf die Moral und seine Lehre bestimmte die Wahrhaftigkeit als erste Tugend. Aus Wahrhaftigkeit nun die Moral zu überwinden, das ist Nietzsches Aufgabe. Er ist Immoralist, weil er den Typus Mensch verneint, der bisher als der höchste galt, die Guten, die vor allem Furchtbaren zurückschreckend Altruisten sind. Alle Menschen gut machen, das „hieße die Menschheit kastrieren und auf eine armselige Chineserei herunterbringen". Und dies hat man versucht durch die christliche Moral. Sie schuf Herdentiere, die vor dem Ausnahme-Menschen als vor einem „Bösen" zurückscheuen (376 ff.).



Nietzsche verwirft die christliche Moral, er fühlt sie „unter sich“, er hat sie als „das Verbrechen am Leben“ durchschaut, als „Widernatur“. Ihre Vertreter, die Lehrer und Führer der Menschheit, die Priester und Theologen, waren insgesamt Dekadente, lebensmüde Lebensfeinde, die sich am Leben rächen, es verleumden, entwerten wollten. Sie erfanden den Begriff „Gott“ als Gegensatzbegriff zum Leben. „In ihm ist alles Schädliche, Vergiftende, Verleumderische, die ganze Todfeindschaft gegen das Leben in eine entsetzliche Einheit gebracht!“ Sie erfanden das „Jenseits“, um das Diesseits, die einzige Welt, die es gibt, zu entwerten. Sie erfanden die „Seele“, um den Leib zu entrechten. Sie erfanden die „Sünde“, um gegen die gesunden Regungen der Instinkte mißtrauisch zu machen. Sie lobten die „Selbstverleugnung“ und nahmen sich alles Mißratenen, zum Untergang Bestimmten in „Mitleid“ an. Sie haben „ein Ideal aus dem Widerspruch gegen den stolzen und wohlgeratenen, gegen den jasagenden, gegen den zukunftsgewissen, zukunftverbürgenden Menschen gemacht“. Das ist das Verbrechen, das die christliche Moral vollbracht. „Ecrasez l'infâme!“ So ruft Nietzsche zum Schluß aus und erklärt mit dem kurzen Wort: „Dionysos gegen den Gekreuzigten“ die Grundtendenz seines Lebenswerkes (382 ff.).

Nietzsche will uns in seinem „Ecce homo“ eine Charakteristik seiner eigenen Persönlichkeit, eine Beurteilung seines literarischen Schaffens und seine Meinung über die weltbewegende Bedeutung seines Lebenswerkes geben. Er weiß, daß er krank, daß er selbst eigentlich ein Dekadent ist; darin sieht er aber den Vorteil, daß er eine feine Witterung für alle Verfallserscheinungen hat. Von solchen sieht er sich nun ringsum umgeben: die ganze moderne Kultur ist innerlich krank. Nietzsche will sie aus dem Niedergang herausreißen, indem er sie an den höchsten Wert erinnert, der ihm selbst in der Krankheit aufgegangen ist, den man aber nicht bloß vergessen, sondern geradezu zu einem Unwert gestempelt hat. Dieser höchste Wert ist das Leben. Er hat sich daran geklammert, er hat es zu lieben begonnen, als es ihm zu entschwinden drohte. Aus seiner Krankheit erhob sich in schärfster Reaktion gegen sie sein Wille zum Leben, und diese persönliche Erfahrung baute er zu einer Philosophie des Willens zum Leben, des Willens zur Macht aus. Er hatte den Grundgedanken dieser Philosophie schon ahnend vorweggenommen, als er in der „Geburt der Tragödie“ behauptete, die Griechen hätten den Pessimismus überwunden, als sie durch die Tragödie gelernt, zum Leben und zum Leid ihr Ja zu sprechen. Die einheitliche und tiefe Kultur, die sie, von dieser Grundstimmung getragen, sich erwarben, fehlt der Gegenwart, an deren Idealen Nietzsche scharfe Kritik übt. Der schärfsten Kritik aber unterzieht er die Moral, die ihm als lebenverneinend und eben deshalb als das Grundübel erscheint, an dem die Menschheit krankt. Durch die christliche Moral, die des Schwachen sich liebevoll annimmt und alle rücksichtslose Selbstherrlichkeit verurteilt, ist nach Nietzsche alles, was aus der Schwäche stammt, geheiligt, alles auf-

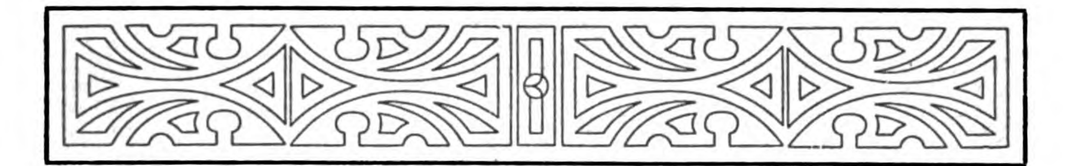


strebende Leben verleumdet worden. Die Wertungen der Knechte verdrängten die Wertungen der Herren. Nun gilt es diese verfälschten Werte wieder umzuwerten: das Böse gut zu nennen und das, was bisher gut genannt wurde, als schlecht und knechtisch zu verachten. Es gilt der christlichen Moral den Vernichtungskampf anzusagen: Ecrasez l'infâme! Dionysos, der Gott der Lebensbejahung, soll siegen über den Gekreuzigten, Nietzsches Gedanken über das Christentum. Nicht fürder soll Christus den Wendepunkt der Weltgeschichte bezeichnen, nicht sein Geburtsjahr soll die Zeitenscheide bilden, Nietzsche ist es, „der die Geschichte der Menschheit in zwei Stücke bricht: man lebt vor ihm, man lebt nach ihm (385).

Ein hochgespanntes, ein überspanntes Selbstgefühl spricht aus dem „Ecce homo“. Der blutüberströmte Mann der Leiden, dem das Wort des Pilatus „Ecce homo“ galt, ist durch Leiden zum Sieg, durch Not und Tod zur Auferstehung und Verklärung gelangt. Er war der Todesüberwinder und seine Auferstehung war höchste „Lebensbejahung“ und für uns Unterpfand ewigen Lebens. In blasphemischer Weise stellt sich ihm Nietzsche gegenüber, der zusammenbrechende Paralytiker, und sagt auf sich hinweisend „Ecce homo“, und sein Wort hat einen ungewollt wahren Sinn: Obwohl er Uebermensch zu sein wähnte, war er doch nur ein Mensch, und zwar ein durch und durch kranker Mensch. Nichts kann darüber hinwegtäuschen, weder sein blendender Stil, noch seine psychologischen Selbstzerfaserungen, noch die Versicherung, eigentlich der Gesündeste zu sein. Die maßlose Eitelkeit, mit der er seine Werke rühmt, der wahnwitzige Hochmut, mit dem er sich in den Mittelpunkt der Weltgeschichte rückt, der antireligiöse Fanatismus, der ihn durchglüht, all das weist darauf hin, daß der Tag nicht ferne ist, wo der himmelstürmende Titan in Geistesnacht versinken wird. Und er versank gar bald in sie. Die christliche Moral aber, von der Nietzsche nur ein Zerrbild zeichnet, die nicht nur Demut predigt, sondern auch Mut, die Selbstüberwindung predigt und eben dadurch das Leben erhält und erhöht, steht in ungebrochener Kraft da.

Man hat von ausländischer Seite den Deutschen den Vorwurf gemacht, sie führten in dem furchtbaren Weltkrieg das durch, was Nietzsche gelehrt. Sie müßten fürwahr das „Hornvieh“ sein, für das sie Nietzsche erklärt, wenn sie sich gerade ihn zum Lehrer und Meister erwählt hätten, ihn, der sie so verachtet, so geschmäht hat, ihn, der wußte, wo er am ehesten Anklang finden wird, als er an seinen Verleger schrieb: „Ich verhandle aber wegen einer französischen und englischen Uebersetzung (des ‚Ecce homo‘), die zu gleicher Zeit erscheinen müßten ....“





# Der Österreicher Ottokar Kernstock.

**Von Prof. Dr. Oswald Floeck.**

In jener Münchener Zeitschrift, die heute internationalen Rang beanspruchen darf, wie die Stadt der Kunst, aus der sie stammt, in den „Fliegenden Blättern", die allwöchentlich in Wort und Bild, in gebundener und ungebundener Form, in Skizze und Holzschnitt allen Freunden echten deutschen Humors die nun einmal zu einem vollen Menschendasein unentbehrliche und köstliche Tugend des herzbefreienden Lachens in Erinnerung bringen, in den „Fliegenden" also ist Ottokar Kernstock, gleich anderen Dichtern (wie Scheffel, Wilhelm Busch und Heinrich Seidel), mit seinem poetischen Erstling hervorgetreten; seither sind rund 38 Jahre, also ein volles Menschenalter verflossen; seine Gedichtbände, fünf an der Zahl, sind erst allmählich und nach und nach, seit 1901, ans Licht getreten.

In diesen Ausführungen sollen die Richtungslinien seiner poetischen Produktion gekennzeichnet, soll aus der reichen Fülle seiner Dichtungen die Summe seiner Existenz gezogen, ein Gesamtbild seiner menschlichen und künstlerischen Eigenart entworfen und die Stellung, die ihm unter den deutschen Dichtern gebührt, festgelegt werden.

Der Satz, worauf die moderne literaturgeschichtliche Forschung beruht, ist das Motto, das Goethe seinen Noten und Abhandlungen zum besseren Verständnis des Westöstlichen Diwans vorangestellt hat: „Wer den Dichter will verstehen, Muß in Dichters Lande gehen." Dieses oft zitierte Goethesche Wort wollen wir aber nicht bloß auf die geographische, nationale und folkloristische Seite eingeschränkt wissen, wir wollen es erweitern und auch auf die geistige Umwelt, die Gedankenwelt des Dichters ausdehnen, die ihm zur wahren zweiten Heimat geworden ist.

Wie bei der Beurteilung anderer Dichter, fallen auch bei unserem Meister Kernstock Stammesart und Abstammung, Heimat und Familie gar sehr ins Gewicht. Der Dichter selbst hat in der Vorrede zu den gesammelten Aufsätzen „Aus der Festenburg" auf den bemerkenswerten Umstand hingewiesen, daß seine Ahnherren „schon vor mehr denn vier Säculis der ehrsamen Zunft der Hammermeister und Waffenschmiede angehörig" seien, und zu dessen Erhärtung sich auf alte Chroniken und Grabdenkmäler berufen können. In einem

poetischen Willkommgruß rühmt er sich der Stadt Steyr in Oberösterreich als des Sitzes seiner Väter, seines wahren Heims. Schmiede, die die Werkzeuge des Friedens, Pflugschar und Sense, bereiteten, Hammermeister, die blanke Waffen und scharfe Klingen für den Kampf schmiedeten, waren seine Ahnen, stolze Stadtgeschlechter und Bürger von Altsteyr, jenes so lieblich am Zusammenflusse zweier großer Alpenströme gelegenen industrie- und gewerbefleißigen, rührigen Städtchens, dessen landschaftlichen Zauber und geschichtliche Tradition unsere große epische Künstlerin Enrika von Handel-Mazzetti in prächtigen, man möchte sagen: heroischen Epopöen besungen hat; freiheitliche, selbstbewußte Städter, die nicht nur mit Klugheit und regem Bürgersinn das gemeine Wohl der geliebten Vaterstadt betreuten, sondern auch mit selbstlosem Eifer ihrer Ämter walteten, zu denen das Vertrauen ihrer Mitbürger sie berufen, und selbst vor dem Kaiser ihr gutes Recht und die Wohlfahrt der Patrioten mit Mannesmut vertraten. Echte Bürgertugend und patriotischer Sinn, aber auch eine gewisse grobschlächtige Art, wie sie untrennbar ist von dem, der ohne Umschweife die Wahrheit sagt und nicht mit Worten und Mannesrede feilscht, endlich das „Pläsir am Waffenhandwerk", die frisch-fromm-fröhliche altgermanische Lust, mit dem Gegner einen „ehrlichen Span" auszufechten und seine Hiebe mutig zu parieren, sind vom Steyrer Ahnengeschlecht auf seinen Sproß im Mönchsgewand übergegangen.

Des gleichen Ansehens wie das Stadtgeschlecht der Kernstock in Steyr erfreute sich jener Zweig dieser Sippe, der sich in der alten gutdeutschen Stadt Prachatitz im südlichen Böhmen niedergelassen hatte. Hier stand die Wiege des Vaters unseres Dichters, dessen Beamtenlaufbahn im Dienste der österreichischen Finanzverwaltung ihn über Prag in die grüne Steiermark geleitete. Aus einem braven Bürgerhause der von Rebengeländen umkränzten südsteirischen Stadt Marburg a. d. Drau, die stark und treu die deutsche, von slawischen Machtgelüsten umbrandete Scholle hütet, holte sich Vater Johann Kernstock, ein würdiger Vertreter des allzeit kaisertreuen und opferbereiten altösterreichischen Beamtentums, seine Braut, Maria Bindlechner, die Mutter unseres Dichters, der dem glücklichen Ehebunde als Erstgeborener am 25. Juli 1848 entsproß, dem denkwürdigen Tage von Custozza, da der greise, schlachtenberühmte Feldmarschall Radetzky die piemontesischen Truppen des Königs Karl Albert von Sardinien aufs Haupt schlug. Die wildesten Fluten des Sturmjahres 1848 waren eben entfesselt und gleichzeitig loderten im Süden, Osten und Norden, in Italien, Ungarn und Böhmen, die Brandfackeln auf und wurden in den Riesenbau des altehrwürdigen Habsburgerreiches geschleudert, um die alte Monarchie in Trümmer zu legen; selbst ihr Herz, die Metropole, fieberte in der Glut revolutionärer Leidenschaften; so waren es denn wahrlich keine Friedensschalmeien, die dem neuen Weltbürger in Marburg um die Ohren klangen. Zwei nachgeborene Geschwister vollendeten den kleinen



Kreis der bescheidenen Beamtenfamilie, die Mitte der Fünfzigerjahre nach Graz verzog, wo Otto den Elementarunterricht genoß und alsdann in das von den Admonter Benediktinern geleitete Gymnasium aufrückte, das er im Kriegsjahre 1866 mit dem Absolutorium verließ. So war wiederum in einem entscheidenden Wendepunkte seines Lebens die Kriegsfurie losgelassen.

Irdische Schätze brachte Kernstock vom Elternhause nicht ins Leben mit, dafür aber anderen, köstlicheren und unvergänglichen Besitz: vor allem einen aufgeschlossenen Sinn und ein heiteres Gemüt; jenen geschult durch die frische Erzählungsgabe des Vaters und seine eifrige Lektüre in dessen Bibliothek, die zumeist aus den deutschen Klassikern bestand. Seine frühzeitig erwachte Vorliebe für die deutsche Dichtung, seine poetische Veranlagung, seine schon auf der Mittelschule im deutschen Aufsatze hervorstechende stilistische Gewandtheit und Begabung, sein lebhafter Formensinn, der auch sein Zeichentalent förderte, waren günstige, bereits im Elternhause verständnisvoll gepflegte Vorbedingungen für die dichterischen Erfolge der Zukunft. Die Heiterkeit seines Gemütes, seine unverwüstliche Frohnatur, sein immerdar junges und mit der Jugend fühlendes Herz sind gleichfalls väterliches Erbgut. Der Dichter selbst gestand in späterer Zeit, daß die Traditionen der fahrenden Scholaren in den heiteren Schilderungen des Vaters aus dem eigenen bewegten Studentenleben voll lustiger Aventüren und froher Wanderfahrten fortlebten, daß diese Erzählungen des Vaters auf die Entwicklung seines poetischen Talentes zweifellos großen Einfluß geübt hätten. In seiner Dichtung „Lichtbild" gedenkt der Dichter mit rührender Pietät und voll Dankbarkeit des kostbarsten Juwels im Elternhause, der treuen Mutter, die in edler Selbstvergessenheit und Hingabe den Kindern nicht bloß ihre reiche Liebe geschenkt, sondern sie auch die Liebe gelehrt hat, jene Liebe, die das wahre Glück der Kinder aufbaut und gegen alle Stürme und Wandlungen der Zeiten feit.

Wie diese reichen Keime, die die treubesorgten Eltern Kernstocks in das empfängliche Herz und Gemüt des Kindes und Jünglings gepflanzt haben, in herrlicher Blüte aufgingen und köstliche Früchte zeitigten, sagen uns heute zahllose seiner schönsten Dichtungen, worin er, dem idealen Zuge seines Wesens folgend, mit unverzagtem und unbeirrbarem Optimismus in die Zukunft schaut und auf die Jugend vertraut, worin er, der Unbeweibte und trotzdem voll echten Familiensinnes, in köstlichen Stücken seiner Hauspoesie den Zauber und das Glück des deutschen Hauses und Herdes preist. Man kann sagen: im trauten Heim, im stillen Glück und harmonischen Frieden seines Elternhauses, in den unvergeßlichen Erinnerungen an die schönen Jugend- und Heimatjahre wurzelt seine liebenswürdige Poesie voll des tiefsten Mitgefühls und Verständnisses für die Wonnen und Wehen der irdischen Wanderschaft, für die Freuden und Nöte des Menschenherzens, seine echte Menschlichkeit im Denken und Handeln, Fühlen und Dichten.





Die Zeit seiner Lehrjahre und seiner inneren, seelischen und geistigen Reife umfaßt das folgende Jahrzehnt. Dem Studium der Rechtswissenschaft an der Grazer Hochschule folgte nach Jahresfrist, wider Erwarten, sein Eintritt in das Chorherrenstift Vorau in der nordöstlichen Steiermark. „Was mich zu diesem Schritte bewog," äußert sich der Dichter selbst, „soll und muß für immer verschwiegen bleiben." Wir wollen uns auch heute nicht in müßigen Vermutungen über die Beweggründe seiner Hinwendung zum geistlichen Stande ergehen; sicherlich gab eine ernste Angelegenheit den Anstoß dazu, in deren gerechten Würdigung wir, auch ohne sie zu kennen, dem Idealismus des Dichters unsere Achtung nicht versagen werden, zumal dieser auch für den Aufstieg auf der Stufenleiter weltlicher Ehren und Würden hervorragende geistige und sittliche Werte mitgebracht hätte.

Während der Zeit seiner theologischen Ausbildung erhielt der junge Stiftskleriker — nunmehr Ottokar geheißen — durch den damaligen Direktor am steiermärkischen Landesarchiv in Graz, Josef von Zahn, in der Urkundenlehre und Paläographie gediegenen Unterricht, der ihn nach seiner Ordination im Jahre 1871 befähigte, die Verwaltung der stattlichen Stiftsbibliothek und der kostbaren Handschriftensammlung zu übernehmen, eine Tätigkeit, die ihn auch, nach der kurzen Unterbrechung im Jahre 1874, wo er die beschwerliche Gebirgspfarre Waldbach als Kaplan pastorieren half, mehrere Jahre hindurch fesselte. Bei der Sichtung und Ordnung der Schätze des stiftlichen Archivs, während der mehrjährigen Verwaltung der Klosterbibliothek, legte Kernstock, der für diese Aufgaben mit der nötigen Sach- und Fachkenntnis, aber auch mit sichtlicher Liebe zu diesen pergamentenen und papierenen Zeugen und Überresten einer großen Vergangenheit ausgerüstet war und alltäglich Neues hinzuzulernen Gelegenheit hatte, den Grund zu seinem ausgedehnten Wissen, das er in der Folgezeit in verschiedenen literarischen und historischen Fachzeitschriften betätigte; ein Wissen, das sich nicht nur auf die Hausgeschichte des 1163 gegründeten Stiftes und seine reichen Inkunabel- und Handschriftensammlungen erstreckte, sondern auch Kultur- und Kirchengeschichte, Germanistik und Altertumskunde, Literatur- und Kunstgeschichte in gleich gründlicher Weise umfaßte. Diese wissenschaftlichen Arbeiten waren für den Dichter, der besonders tief in die Kulturwelt und in den Geist vergangener Jahrhunderte eindrang, keineswegs belanglos. Von nachhaltiger Wirkung blieben insbesondere die mit dichterischem Ahnungsvermögen geschauten und wiederbelebten Zeiten mittelalterlichen Lebens und Denkens, so daß wir jene Erzeugnisse seiner Muse, die der Kulturpoet später in so reicher Fülle, echtem Farbenton und in umständlichster Klarheit schuf, geradezu als inneres Erlebnis ansprechen müssen. Nur einmal hat sich Kernstock darin versucht, auch in poetischer Prosa den Reichtum seiner historischen und literarischen Kenntnisse flüssig zu machen, und zwar geschieht dies in der meisterhaften Leistung schildernder Poesie, in der autobiographischen Novelle: „Die Memoiren





eines Folianten", die zuerst im Jahrgang 1878 des „Deutschen Hausschatzes" erschien. In dieser rührenden Ich-Erzählung der merkwürdigen Schicksale des alten Klosterfolianten aus dem 13. Jahrhundert, von der Zeit seiner Entstehung bis auf unsere Tage, reichen sich Paläographie und Poesie geschwisterlich die Hand.

Die Zeit vom Oktober 1877, seinem eigentlichen Eintritt in die Seelsorge, und zwar zuerst in St. Lorenzen am Wechsel, dann von 1883 bis 1887 in Dechantskirchen, endlich die zwei Benefiziatenjahre in Reinberg bis zum Jahre 1889, wo seine Berufung auf die Pfarre Festenburg erfolgte, mag man als des Dichters Wanderjahre bezeichnen. Auch sie sind angefüllt mit mannigfachen Studien und schriftstellerischen Arbeiten, aber auch mit herben Erfahrungen und schmerzlichen Verlusten. In diese Zeit fällt auch der Frühling seines poetischen Kunstschaffens, die im Jahre 1878 zum erstenmal ans Licht trat. Sein poetischer Erstling, eine humorvolle Erzählung der heitereen und schlimmen Erlebnisse eines obersteirischen Dorfkaplans auf einer Almwanderung, war bezeichnenderweise in mittelhochdeutschen Versen verfaßt und erschien in den Münchner „Fliegenden Blättern"; seither zählt Kernstock zum Stabe der Mitarbeiter dieser Zeitschrift; er selber hat den 25. Jahrestag seiner Zugehörigkeit in einem poetischen Gruße gefeiert und darin jener derben Fastnachtsfeier in St. Lorenzen gedacht, deren häßlichen Eindruck sich der feinfühlige Poet, der Welt des Schönen und Idealen zugewandt, durch jene humoristische Dichtung von der Seele schrieb. Mit einem Gedicht in mittelhochdeutschen Versen als bisher noch unbekannter Dichter vor den Leserkreis einer modernen Zeitschrift zu treten, war entschieden ein Wagnis, dessen sich nur der unterfangen konnte, der sich sowohl der Beherrschung des Sprachcharakters als auch der völligen Durchdringung der mittelalterlichen Gefühls- und Anschauungsweise unbedingt sicher war. Beides müssen wir unserem Meister Ottokar zubilligen. Daß es sich ihm dabei nicht um einen bloßen Versuch oder gar um eine poetische Tändelei handelte und daß sein poetischer Erstling in mittelhochdeutschen Versen auch beim Publikum Anklang gefunden hatte, ergibt sich daraus, daß er gleich im nächsten Jahre mit der „maere Willehalm in vier aventiuren", ebenfalls in mittelhochdeutschen Versen, auf den Plan trat, ja daß er nach der langen Unterbrechung von 14 Jahren seinen poetischen Reigen in den „Fliegenden" wiederum mit einer mittelhochdeutschen Dichtung, diesmal einem Senemaere, eröffnete, einer humoristischen Darstellung von Liebesschmerz und Heilung eines Klosterbruders, nach der Chronik von Heisterbach, derselben Quelle, der der Dichter Wolfgang Müller von Königswinter die bekannte Legende vom skeptischen Grübler entlehnt hat. Ich habe an anderer Stelle*) ausführlich gezeigt, daß trotz der unbestritten tüchtigen Leistung, die in Kernstocks mittelhochdeutschen Dichtungen vorliegt, diesen, am Gesamtgehalt

*) Der Sänger auf der Festenburg. Graz, 1915. S. 40 f.

seiner Poesie gemessen, doch nur ein untergeordneter Rang zukommen kann, eine Annahme, die vermutlich der Dichter selber teilt, da er in weiser Zurückhaltung und Beschränkung nur eine kleine Auswahl aus seinen mittelhochdeutschen Dichtungen der Veröffentlichung in seinen Gedichtsammlungen für würdig erachtet hat. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten während dieser Zeit wollen wir die Charakterdarstellung: „Der Aushalter", die Kernstock für das Feuilleton der „Oststeirischen Zeitung" (1882) auf Grund eigener Anschauung und seelsorgerischen Tätigkeit verfaßte, nicht unerwähnt lassen, da sie in ihrer Geschlossenheit und Rundung dartut, daß unser Dichter auch für die Belletristik eine unleugbare Begabung mitbringt. Die Wanderjahre boten ihm auch mannigfache Gelegenheit, der neueren Literatur näherzutreten und seinen kunstrichterlichen Scharfsinn zu schulen, eine Tätigkeit, die Kernstock auch in Festenburg bis auf unsere Tage fortsetzt. Von seiner Belesenheit, seinem sicheren Urteil und seiner umfassenden Kenntnis der klassischen und modernen Literatur gibt der Dichter nicht nur in mündlichen Unterhaltungen, sondern auch in jenem starken Sammelbande Zeugnis, der unter dem Titel „Aus der Festenburg" im Jahre 1911 der Presse übergeben wurde.

Wie Goethes Gartenhaus im lieblichen Tale der Ilm zu Weimar, Justinus Kerners gastliches Doktorhaus zu Weinsberg, der Droste-Hülshoff stolzer Ruhesitz in der Meersburg am Bodensee mit den schönsten Hervorbringungen dieser Dichter, so ist die steirische Festenburg, jenes waldumrauschte Bergschloß, hochragend und einsam auf einem der Südabhänge des Wechsel thronend, mit Meister Ottokars Dichtungen unzertrennlich verbunden. Diese wehrhafte Burg in der nordöstlichen Steiermark, die mit ihrem massigen Wartturm, ihren Zinnen und Wällen in stille Hochtäler hinabschaut, war einst im Besitze des Minnesängers Hugo von Montfort und widerhallte von süßen Minneweisen; später umbrauste sie oftmals wilder Waffenlärm und Kampfgetümmel, als die Ungarn des Königs Korvin, die Türken und Kuruzzen ihre Heerzüge und Brandschatzungen tief hinein in steirisches Land ausdehnten; genau vor 300 Jahren ging sie aus den Händen der Freiherren von Saurau in den Besitz des Stiftes Vorau über und wurde durch die Hochherzigkeit des Propstes Philipp Leisl mit einer geräumigen Schloßkirche ausgestattet, deren künstlerische Zier der Vorauer Bürger und Maler Johann Cyriak Hackhofer, ein Schüler oder Schulfreund des Italieners Carlo Maratta, mit kundiger Hand besorgte. Schloß und Herrschaft Festenburg können sich mit Stolz seit 1889 des liederfrohen Sängers und liebenswürdigen Gelehrten Ottokar Kernstock als ihres geistlichen Verwesers rühmen. Kein berühmterer Pfarrherr hat hier seines Hirtenamtes gewaltet als der Vorauer Klostermann, der von hier seine köstlichen Liederbücher: „Aus dem Zwingergärtlein", „Unter der Linde", „Turmschwalben", „Tageweisen" und als letzte Gabe „Schwertlilien aus dem Zwingergärtlein" ausgehen ließ, in jedem von ihnen Zeugnis gebend von seltenen Priester- und Mannestugenden,

von unwandelbarer Treue als der hehrsten Germanentugend, Treue gegen sich selbst, Treue gegen sein Volk und gegen sein Werk. Die frischen, herzerfreuenden Blumen, die der liebevolle Gärtner mit eigener Hand im schmalen Burggärtlein gezogen, sie sind zum Symbole geworden jener herrlichen, gemütverklärenden Weisen, die die liederfrohe und „wehrhaft Nachtigall" auf Festenburg weit in das steirische und österreichische Land hinein verklingen ließ. Die Blütenträume, zu Nutz und Schutz des heißgeliebten Heimatbodens, die der edle Sänger im Schatten der breitästigen Linde vor dem Schloßtor in einsamer Rast gewiegt, sie sind, vom heilsamen Duft des deutschen Lieblingsbaumes genährt, in Liedesform in die Welt hinaus geflattert. Die Turmschwalben, die am liebsten um das alte Gemäuer verschollener Ahnenzeit schwärmen und mit schmetternden Weisen erwecken, was da in stumpfer Trägheit verliegen will, sie haben als schnelle Boten die Liedergrüße des Festenburgers hinausgetragen und überall, wo Deutsche wohnen, ein herzliches Willkommen gefunden. Die hellstimmigen Tageweisen, womit vor alters die Wächter von den Zinnen der deutschen Burgen den neuen Tag begrüßten, die Ritter vor Unheil und Fährde warnten und sie zu Pflicht und Ehre mahnten, sie sind als Feierklänge des Herolds der Freiheit, Ehre und Minne über Täler und Höhen in Geist und Herz der Deutschen gedrungen. Die Schwertlilien, unter den duftigen Frühlingskindern des blumenreichen Zwingergärtleins nicht die letzte Zier, sind im Drange der heißen Schlachten und des blutigen Völkerringens der Gegenwart ans Licht getreten.

Goethe sagt einmal: „Die Kunst läßt sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligtum." Wollen wir mit Kernstocks künstlerischer Eigenart näher vertraut werden, so ist auch ihr gegenüber ein gewisses Maß von Enthusiasmus und Begeisterung unerläßlich, ferner, wie überhaupt aller Verskunst gegenüber, eine gewisse Ruhe und Hingebung des behaglichen Genießenwollens, eine Kunst, in der unsere Altvordern Meister waren, während wir Modernen im Hasten und Drängen des nervenpeitschenden Alltags das Organ für den Genuß eines Gedichtes oder Liedes fast völlig verloren haben; das ist auch der Grund, warum Dichter und Gedichte in unserer Zeit verhältnismäßig wenig Anklang finden, warum man deren Wertschätzung bloß verliebten Backfischen und jugendlichen, unreifen Schwärmern fast ganz überlassen zu müssen glaubt. Endlich benötigen wir, um des Klangreichtums und der Sprachmelodie eines echten Lyrikers wie Kernstock bewußt zu werden, ein feines Gehör. Unter diesen Voraussetzungen mögen wir zuversichtlich an die Wertung der poetischen Kunst unseres Meisters herantreten und deren Ideengehalt, die Plastik der Bilder und Vergleiche, den unbeschreiblichen Stimmungszauber, die Sprachgewalt und zugleich liebliche Wortmusik seiner Lyrik gebührend einzuschätzen imstande sein.



Einer der besten deutschen Lyriker, Theodor Storm, hat die Aufgabe der Poesie mit folgenden Worten umschrieben: „Wie ich in der Musik hören und empfinden, in den bildenden Künsten schauen und empfinden, so will ich in der Poesie, womöglich, alles Drei zugleich .... Der bedeutendste Gedankengehalt, und sei er in den wohlgebautesten Versen eingeschlossen, hat in der Poesie keine Berechtigung und wird als toter Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er nicht zuvor durch das Gemüt und die Phantasie des Dichters seinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und womöglich körperliche Gestalt gewonnen hat." Mag Kernstock nun zu uns als Kulturpoet, als Balladendichter, als Natur- und Liebeslyriker oder als national-patriotischer Sänger sprechen, in jedem Falle finden wir, wie er „Lieb' und Glauben mit in die Form gegossen", wie er nicht nur selber von tiefer idealer Liebe zu allem, was sich sonnt im Licht, erfüllt und von glühender Begeisterung für das Große, Gute und Schöne durchdrungen ist, sondern es auch versteht, „der dunkeln Gefühle Gewalt zu wecken", uns zu ergreifen, zu rühren, zu erheben und unser Gemüt zum Streben nach dem Ideal zu begeistern.

Ein besonderes Ruhmesblatt seiner Dichtung, eine poetische Gattung, worin Meister Ottokar seine eigene Note hat, bilden jene Kinder seiner Muse, worin er mit stofflicher Benützung der altgermanischen und nordischen Heldensage, der nationalen Epopöen der Nibelungen und der Gudrun und der mittelalterlichen Spielmannsepen vermittels seiner bis zur künstlerischen Intuition gesteigerten Vorstellungskraft das reiche Kulturleben des deutschen Mittelalters der Blütezeit vor unseren Augen wieder erstehen läßt. In diesen Liedern preist er im Geiste Uhlands und Scheffels die Heldentaten ritterlicher Degen und reisiger Recken, er verherrlicht darin die Ahnentugenden germanischer Vorzeit, Treue und Tapferkeit, Kühnheit und Heldenmut, er hält Minnenot und Minneglück, Liebeslust und Sehnsuchtsschmerz, treue Liebe bis übers Grab hinaus und den Fluch der Untreue in ergreifenden poetischen Bildern fest, er besingt die Daseinsfreude und Sangeslust unserer Altvordern in köstlichen Versen, ja er läßt die erlauchte Schar der unsterblichen Sänger der Vorzeit, die Hartmann und Gottfried, die Walther und Wolfram und dazu noch die ganze übrige sangeslustige und melodienreiche Schar der Minnesänger und höfischen Dichter vor unseren Augen erscheinen, teils ihre Herkunft und Abstammung, wie die Walthers von der Vogelweide, teils die Entstehung ihrer großen Dichtungen, wie Gottfrieds Tristan, legendarisch ausschmückend, teils Charakter und Tonart ihrer Lieder, wie die der fränkischen Nachtigall Otto von Botenlaube, Ulrichs von Liechtenstein, des Kürnbergers oder Hartmanns, nachschaffend, wobei unser Dichter in seltsamer Begabung künstlerischer Nachempfindung und musikalischer Reizbarkeit den fremden Ton und die charakteristische Klangfarbe in seinen Liedern neu schafft, so daß sie uns nach Situation und Färbung, in Bildern und Vergleichen als malerisches Gegenstück, in Sprachbe-



handlung und Wortwahl, Rhythmus und Melodik als musikalisches Echo erscheinen.

Wenn wir seine Kulturpoesie noch weiter verfolgen, so finden wir dieselbe Echtheit in Ton und Färbung, dieselbe Fülle in der Situationsschilderung und Gestaltenzeichnung, denselben Stimmungszauber, dieselbe herzbezwingende Gewalt in jenen Gedichten, in welchen er, den geänderten öffentlichen und gesellschaftlichen Zuständen Rechnung tragend, das mählich verglimmende Abendrot des scheidenden Mittelalters und das schimmernde Morgenrot einer neuen Zeit- und Weltepoche vor unseren Augen enthüllt. Dieser Kreis von Dichtungen führt uns in die Zeit von der Mitte des 14. bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, wo neben der noch immer gern gehörten Kunst des Meister Spielmanns, des berufsmäßigen Sängers und Erzählers alter Mären, lustiger Aventüren und historischer Ereignisse das Volkslied aufkommt und blüht. Alles, was sich im deutschen Volk an poetischer Begabung und Sangeslust erhalten hat, das lebt fort in diesen Liedern der wandernden Jugend, der Studenten und Landsknechte, der Soldaten und Jäger, der Reuter und landstörzenden Vaganten. Teils leise archaisierend, teils wirklich im Sprachstande des 15. und 16. Jahrhunderts, mit gründlicher Beherrschung der Sitten und Gepflogenheiten einzelner Stände, so z. B. der Weidmannsbräuche und Trinksitten, ja sogar bis auf die seltenen Ausdrücke, die heute nur mehr dem Kulturhistoriker und Fachgelehrten geläufig sind, also treu im Kleide dieser Epoche des Übergangs von den strengen Formen höfischer Zucht zu der Unbändigkeit und dem Übermute fahrender Scholaren, der Derbheit deutscher Landsknechte, dem Frohsinn tapferer Zecher, weiß Kernstock diese Zeiten wieder zu beleben und dem Gelehrten und Ungelehrten, dem Gebildeten und Laien ein erschöpfendes Bild hinzuzaubern. Er zeigt, wie auch in dieser von der heutigen Kulturhöhe so fernab liegenden, vielgeschmähten Zeit deutsche Tugend und Frömmigkeit, deutsche Treue und Wahrhaftigkeit in Ehren gehalten wurden; er zeigt, wie echt deutsche Sinnesart und Gemütstiefe, Humor und Jugendlust, Geselligkeit und Redlichkeit selbst in diesen anscheinend so gemütsrohen und sittlich verwilderten Zeiten in deutschen Herzen und Landen eine wahre Heimstatt hatten. Seine gemütliche Behandlung legendarischer Stoffe, worin er uns, nach dem Vorbild alter deutscher Volkslieder, einen Blick in den himmlischen Haushalt Gottes tun läßt, erinnert an die unvergleichlichen Schwänke von Hans Sachs mit ihrer innigen und naiven Glaubensfreude. Wer so tief in das Herz des eigenen Volkes geblickt hat, wer den Seelenadel des deutschen Wesens nicht nur unter den blinkenden Harnischen deutscher Ritter, unter den Samt- und Prunkgewändern hoher Frauen, sondern auch unter dem zerfransten Flausch des fahrenden Schülers, unter dem verschlissenen Kamisol des Landsknechts und unter dem zerfetzten Mantel des Landstörzers erkennt und schätzt, der mag wohl würdig sein, die unverfälschten Töne des echten deutschen Volksliedes auf seiner Leier zu



finden. Und so kann denn auch Meister Ottokar den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, als hochmoderner Dichter den zauberhaften Ton des echten Volksliedes neu entdeckt und aus eigener Kraft wieder zu Ehren gebracht zu haben. Schon um dieser Volkslieder willen gebührt ihm ein unvergänglicher Platz in der Geschichte der deutschen Dichtung.

Aber unser heimischer Künstler hat noch andere Farben auf seiner Palette; da sind zunächst seine Balladen, worin er nicht nur im Geiste, sondern auch nach der Art, ja sogar in der Strophenform Uhlands erzählende Stoffe älterer und neuerer Zeit behandelt, wie in den schönen Gedichten: „Hohe Minne", „Minneprobe", „Frau Liutgards Totenmal", „Die Glocken von Dungarvan", „Madonna Lisa" u. a. m., sehr oft frauliche Art und das Thema der Liebe, bald der bräutlichen, bald der ehelichen abwandelnd. Als echter Lyriker kann auch Kernstock diesen ewigen Menschheitspolen, wie Lieben und Hassen, Leben und Sterben, nicht aus dem Wege gehen. Die Liebe gilt ja dem Deutschen nicht nur als ein echt sittliches, sondern zugleich auch fast als ein religiöses Gefühl, wie schon die alten heidnischen Germanen im Weibe etwas Heiliges sahen und daher das Verhältnis der Treue zwischen Gatten und Gattin als hohe sittliche Forderung empfanden. Wenn uns die Dichter in ihren Liebesliedern zu idealen Strebungen zu erheben vermögen, so betrachten wir diese Lieder als Kunstwerke, seien sie auch in der Form noch so einfach, mögen die Worte auch noch so schlicht sein. In der modernen Liebeslyrik hat das Liebesgefühl viel von seiner ursprünglichen Reinheit, sittlichen Schönheit und religiösen Weihe eingebüßt. Die Verfeinerung des modernen Empfindungslebens hat uns Verzärtelung und Schwäche gebracht und folgerichtig herrscht in der modernen Liebeslyrik entweder krankhafte Gefühlsschwärmerei oder berauschende, glutvolle Sinnlichkeit vor oder endlich ein der alten Zeit und dem Volksliede ebenfalls ganz unbekanntes Tändeln mit Liebesgefühlen. Daß sich unser Meister von diesen teils unnatürlichen, teils unsittlichen Entgleisungen strenge fernhält, dafür bürgt uns schon der ideale Gesamtcharakter seiner Persönlichkeit und Dichtung; wir könnten daher füglich jener poetischen Rechtfertigung im „Traumgesicht" entbehren, worin der Dichter den Mönch von Montaudon, den provenzalischen Sänger der Frauenschönheit und -minne, seine Sache gegen unverständige Nörgler führen läßt.

Kernstock, der in seinem stolzen Waldkastell auf einsamer Höh' tagtäglich mit der Natur in trauter Zwiesprache lebt, der das innige Naturgefühl der deutschen Minnesänger und der deutschen Volkslieder mit tausend Zungen preist, kennt den Zauber der vielstimmigen Trösterin, das verjüngende Lebenselixir der großen Mutter Natur mit ihren ewig neuen Reizen aus eigener Erfahrung. Das Naturgefühl spricht sich bei ihm bald gesondert, bald in innigster Verschmelzung mit den Empfindungen des menschlichen Herzens aus, so daß die Natur stimmungerzeugend wirkt. Viele dieser Lieder sind



geradezu als Heimatpoesie anzusehen, da die Natur darin das heimische Gepräge zeigt, den lieblich sanften Charakter des waldgrünen Wechselgaues, des „Waldheimatbodens". Der deutsche Wald ist sein treuester Freund, sein Kamerad in Glück und Leid, vor ihm hat er kein Geheimnis. In der Einsamkeit des Waldes, im geheimnisvollen Rauschen der uralten Tannenwipfel rückt die Schwere des Erdenlebens von ihm ab, da tritt Arbeit und Sorge des Werkeltages zurück und Feiertagsstimmung überkommt ihn; in solcher Stimmung nennt er den Wald „Tempel Gottes" und „Priester", wer ihn hegt. Die lieblichen Zungen in Busch und Geäst versteht er gar wohl; die Vöglein sind ihm traute, liebwerte Genossen seines stillen Friedens, verständige Teilhaber seines Innenlebens, Boten Gottes und Erzieher der Menschheit zu innigem Gottvertrauen; er will sie daher vor dem schnöden Undank der Welt bewahrt wissen.

Von den Romantikern hat er die Neigung zu märchenhafter Naturbeseelung. Aber nur ganz bevorzugten Sonntagskindern werden die Offenbarungen des geheimnisvollen Lebens und Webens zuteil, das sich unter den dunklen Riesen des Tanns, am grünen verschwiegenen Weiher tief im Waldesgrund, am rauschenden Mühlbach, an der epheuumrankten Waldquelle zwischen Elfen und Sylphen, zwischen Zwergen und Najaden abspielt.

Das wundersame Zauberkräutlein „Bergheil" empfiehlt der Sänger im gleichnamigen Gedicht aus eigener Erfahrung allen denen, die müde vom Erdenlauf, sich nach Frieden und Erquickung sehnen. Auf den freien, lichten Höhen des Wechsels, wohin er so oft von der Festenburg seine Blicke schweifen, seine Gedanken wandern läßt, weilt seine Muse besonders gern; zum traulichen Bergschwalbennest des Almhauses lädt er die Menschen ein, die von der Lebenssorge bedrückten, um ein leichtes Gemüt, — die sorglos in den Tag hineinlebenden, um angemessenen Lebensernst zu finden. Im Preislied „Auf dem Wechsel" erinnert der heimatfrohe Dichter an die wunderbare Fernsicht von dieser nordsteirischen Alpe, die schon der geistliche Humanist des sechzehnten Jahrhunderts, der gelehrte Abt Angelus zu Formbach, in rührenden Versen besungen:

O Angelus, hic angulus
Prae omnibus tibi ridet,
Nam nusquam vidit oculus,
Quod hoc in monte videt.

Einen Zyklus prächtiger Naturgemälde in innigster Verbindung mit lebensvollen Bildern aus dem Alltag der Älpler seiner engeren Heimat bildet der „Winternachtstraum" einer jungen Sennerin. Am ergreifendsten spricht er sich in jenen Versen aus, worin er dem ursächlichen Zusammenhange zwischen den wechselnden Erscheinungen der Natur im Wandel der Gezeiten des Jahres und den ebenso wandelbaren Stimmungen des Menschenherzens nachgeht, wie in dem volksliedartigen „Mägdleins Maienklage" und in jenen sinnvollen Stimmungsepigrammen des „Einsiedlerkalenders", in denen



er die Jahresmonde vor sich vorüberziehen läßt und den wechselnden Eindrücken auf sein eigenes empfindungsvolles Herz poetische Form verleiht.

Was soll ich noch sagen von den köstlichen Perlen seiner religiösen Lyrik, wovon ich bloß auf die ergreifende Schilderung des „Sonntagfriedens" auf der Alm hinweisen will, was von den ergötzlichen Stücken seiner humoristischen Ader, wie z. B. in den Gedichten „Magister amoris", „Der verliebte Drach", „Der weise Abt", „Das Lied von drein frewlein", „Das Lied vom Wechsel" — eine heitere wortspielende Paraphrase des alten lateinischen „delectat variatio"? Wenn ich ferner noch Gedichte erwähne, worin er die Pfeile seiner Satire abschießt auf die Poesie des Überbrettls, auf die Malerei der Impressionisten und anderer Richtungen jüngster Zeit, auf die Geschmacklosigkeiten der Mode, auf die Stubengelehrsamkeit der weltscheuen Philister, auf die Ziererei und Verlogenheit des modernen gesellschaftlichen Lebens, auf die Klügelei vielschreibender Diplomaten usw., so geschieht dies nur, um darzutun, daß unser Steirer Poet auf seinem weltfernen romantischen Felsennest ein ganz moderner Mensch und Dichter ist, der für die brennenden Fragen der Kultur und Überkultur der Gegenwart Interesse bekundet und in seinem gesunden Idealrealismus die unfruchtbaren Erscheinungen und ungesunden Strebungen des modernen Lebens mit heiterem Lächeln ablehnt.

Wir wenden uns nun zu jenem Kranz von Gedichten in Kernstocks Lyrik, der das Herz jedes deutschfühlenden und deutschbewußten Österreichers höher schlagen läßt, zu jenen Dichtungen, die ihm eine wahrhaft vaterländische und soziale Bedeutung geben und worin er seine echt nationaldeutsche Gesinnung in ebenso markigen wie ehrlich begeisterten und entschiedenen Versen ausdrückt. Wie ein Cherub steht dieser geistliche Sänger auf dem Jahrhunderte alten Felsen der deutschen Festenburg und läßt seine Flammenblicke weithin über die herrlichen Gaue seiner deutschen Heimat blitzen; bis zum fernsten Süden und hohen Norden des gemeinsamen Vaterlandes schaut sein geschärftes Dichterauge. Mit jeder Faser seines Herzens liebt er seine deutsche Heimat, die deutsche Scholle, die er in Nord und Süd in schwerer Not erblickt. Finstere, feindliche Mächte sind da und dort geschäftig, zuweilen mit brutaler Gewalt, meistens aber mit klingender Münze und in heimlicher Tücke den Grenzstein des mit deutschem Schweiß und Blut gedüngten Bodens zu verrücken, deutsche Eigenart, deutsches Wesen, deutsche Sprache und Sitte zu verdrängen. Ein getreuer Eckart des deutschen Volkes, ruft unser Dichter allen Feinden der deutschen Sache ein donnerndes Halt! entgegen; die deutschen Volksgenossen aber mahnt er mit hinreißender Begeisterung, die Hände nicht in den Schoß zu legen, sondern alle Kräfte zu gemeinsamer Arbeit und Abwehr gegen den Nationalfeind zusammenzuraffen. Er beschwört die Reichsboten, ja er läßt sein Dichterwort bis an die Stufen des erlauchten Habsburgerthrones selbst hintönen, der

großen geschichtlichen Vergangenheit eingedenk zu sein und das schwer bedrohte Deutschtum in Österreich zu schützen. Er durchschaut die Gefahr, verkennt aber auch die Mittel nicht, die allein Abhilfe schaffen können.

Die deutsche Sache bedarf vor allem der schirmenden Hand des höchsten Schutzherrn; darum empfiehlt sie der priesterliche Sänger der Hut Sankt Michaels. Mit bewunderndem Stolze schaut er auf das deutsche Bruderreich im Norden hin, das nur durch die Eintracht seiner verschiedenen Stämme groß und stark und eins geworden, und grüßt zur Jahrhundertwende „das glückhaft' Schiff Germania", von dessen Bug als Gallionbild Sankt Michel in die Wogen blickt. In visionärer Voraussicht schwerwiegender politischer Verwicklungen und ernster Zeiten kommender Gefahr sieht er das Reichsschwert der Germanen, das der unvergeßliche erste Kanzler des Deutschen Reiches wie ein anderer Wieland aus den drei „Schicksalsschwertern", Siegfrieds „Balmung", des Berner Dietrichs „Sachs" und des steirischen Dietleib „Welsung" zu einer Waffe zusammengeschweißt hat, in der starken Hand des Deutschen Kaisers. Wie sehr hat sich in der Gegenwart sein ahnendes Dichterwort bewahrheitet:

> „Und auf der Klinge steht geprägt:
> Heil dem, der's trägt! Weh' dem, den's schlägt!"

Seine ehrliche Begeisterung für das Werk Otto von Bismarcks veranlaßt ihn, nochmals, zum zehnten Todestage, dem „Eisenhans" in die Gruft hinab, fern im Sachsenwalde, ein herzhaftes: „Gott dank' dir, eiserner Hans!" zu rufen. Welchen Nachdruck hat die unmittelbare Gegenwart des Weltkrieges dem divinatorischen Worte des Festenburgers verliehen:

> „Sein Schatten wird umschweben der Reichssturmfahne Schaft,
> Sein Geist wird neu beleben germanische Heldenkraft,
> Bis Blut und Eisen retten den Sieg des deutschen Manns
> Und die jauchzenden Völker beten: Gott dank' dir, eiserner Hans!"

Der Geist des Dichters beschwört noch andere Schattengestalten aus der großen Vergangenheit der an Ehren und Siegen reichen preußischen Geschichte herauf, so in der prächtigen Ballade „Die letzte Retraite", wohl ein würdiges Seitenstück der meisterhaften Dichtung unseres vaterländischen Sängers Josef Christian von Zedlitz „Die nächtliche Heerschau", wo Kernstock dem berühmten Sieger von Kesselsdorf, dem greisen Feldmarschall Leopold von Dessau, einen Ehrenkranz windet. Der Heldengeist und unabänderliche Siegeswille des großen Preußenkönigs Friedrich II. lebt fort in dem schneidigen, vom Anmarsche der tapferen preußischen Garden widerhallenden Kriegsliede „Des Königs Grenadiere", an Deutschlands große Zeit der Wiedergeburt nach Jahren schmachvoller Unterdrückung und Knechtschaft erinnert die Dichtung „Jahns Vermächtnis", das die Armeen der deutschen Turner in Ehren halten; wie würde sich, so meint der Dichter, des Hünen Geist freuen, stünde



er auf aus Grabesnacht, sähe er heute, wie reckenhaft seine Jünger die heilige Sache des Vaterlandes zum Siege führen.

Aber die geschichtlichen Erinnerungen und das Vorbild markiger Führergestalten tun's nicht allein; selbst muß das deutsche Volk sich rühren, seiner Ahnentugenden sich nicht nur berühmen, sondern sie auch pflegen und üben. In dieser Erkenntnis wird der Dichter nicht müde, der echten Germanentugenden, vor allem der Tapferkeit und der felsenfesten unentwegten Nibelungentreue Herold zu sein. Er singt am Schlusse seines „Wächterliedes":

„Der Teufel selber räumt das Feld,
Wo deutsche Treue Schildwacht hält."

Heute können wir bereits mit stolzer Zuversicht auf die unsterblichen Namen österreichischer und deutscher Seehelden hinweisen, die unsere Flaggen während dieses Krieges in den fernsten Gewässern, aber auch in unserer Adria zu Ehren brachten, und so die Erfüllung jenes herrlichen poetischen Bildes genießen, das der Festenburger in der Dichtung „Das Kind des Kapitäns" in die Träume einer jungen Mutter verflochten hat.

Zur Treue und Tapferkeit muß sich die Eintracht gesellen. Wie der alte Attinghausen den Landsleuten Wilhelm Tells, so ruft er den deutschen Volksgenossen ohn' Unterlaß zu: „Seid einig, einig, einig!" Unermüdlich ermahnt er die Deutschen in Oesterreich zur einträchtigen Abwehr gegen das „Nachtgezücht", das mit Neid, Nörgelei und Verrat kämpft. Sehnsuchtsvoll erhebt er in heiliger Christnacht seine Dichterklage zum Himmel, wann denn endlich die Zeit den Deutschen Österreichs den Messias bringe, der sie, „des Parteidiensts dumpfe Sklaven", mündig machen und sie zur Einheit und Freiheit führen werde. Wie gut kennt er doch seine deutschen Landsleute, ihre „Lust am Selbstzerfleischen, ihr geschwätzig Großgetue"; er lächelt zu ihren „Begeisterungsjubelräuschen", kennt er doch ihre „tatenlose Ruhe", kaum daß die Stunde der Begeisterung verflogen. Die Zeit hat den Braven noch nicht erweckt, der in treuer Selbstvergessenheit und Selbstlosigkeit, unbekümmert um Lob und Tadel, um Gold und Gunst, das heilige Einigungswerk vollzöge. Trotzdem ist der Dichter nicht hoffungslos: sieht er doch ein wackeres junges Geschlecht heranwachsen; vielleicht ersteht aus ihren Reihen dereinst dieser „Brave", dieser Messias der Deutschen in Österreich. Die goldene Jugend hält ja immer noch fest an ihren Idealen. An sie richtet er daher sein „Losungswort":

„Deutsch sein und zusammenhalten:
Alles andre wird Gott walten."

Deutsche Art und Tüchtigkeit, deutsche Gesinnung und Wahrhaftigkeit sollen schon die Kinder lernen, um so mehr als die schwachherzigen Alten ihrer völkischen Pflichten vergessen wollen. Ernste Mahnworte spricht er zu den deutschen Eltern:

„Lehre kämpfen deine Kinder!
Lehr' sie stolz sein, deutsch zu sein!"



Goldene Lebensregeln prägt er für die deutschen Abiturienten, ihrem bessern Selbst und ihrem Volke die Treue zu halten, nichts Heiliges zu verhöhnen, kein Ideal zu entweihen. Er versäumt keine Gelegenheit, den deutschen Studenten-, Sänger- und Turnvereinen, kurz allen, die nach Kräften zum hehren Werke der deutschen Einigkeit einen Baustein bereiten, sein kräftiges „Fiduzit" zu weihen, aber er vergißt auch der deutschen Lehrer, der deutschen Handwerker und Arbeiter nicht, niemandes, der die Pflege und Wartung der echten deutschen Art zur Aufgabe hat. So weit auch Kernstock in der Welt herumgekommen, so viel er Gelegenheit hatte, im Süden und Norden Volkssitten und Volksseele zu studieren, so ist ihm, nach eigenem Geständnis, doch nur eines für immer in Erinnerung geblieben: „Deutsche Arbeit, deutsche Art". Er lenkt unseren Blick auf die deutschen Grenzmarkschulen, diese „Arsenale", um Waffen zu schmieden gegen die Raubgelüste fremder Nationen, auf diese „Pflanzbeete" und Werkstätten, wo ohn' Ermüden Germania des Hammers sich bedient, den Ring der deutschen Einigkeit zu schmieden. Der deutsche Sänger auf Festenburg begrüßt mit herzlichen Feierklängen den „Deutschen Sprachverein", der die Hoch- und Reinhaltung unserer deutschen Muttersprache, dieses köstlichen Juwels und Unterpfandes deutscher Art und Sitte, auf seine Fahne geschrieben.

So ist Kernstock nicht nur ein Seher und Sänger, sondern auch ein Führer und Erzieher des deutschen Volkes, der im Vollbewußtsein seines hohen Zieles auch der Eigenschaften des wahren Erziehers nicht ermangelt: des hoffnungsfreudigen Idealismus, der an die große Zukunft des deutschen Volkes in Oesterreich glaubt, der lautersten Absicht und Selbstlosigkeit; als hervorragendstes und wirksamstes Mittel, den nationalen Geist der Deutschösterreicher zur mächtigen Flamme zu entfachen, betrachtet er mit Recht die dem Deutschen vor allem eignende Anhänglichkeit und Treue gegen die Heimat. So läßt Kernstock den Preis der heimatlichen Landschaft, des Heimatstädtchens einmal durch einen Kreuzritter, ein andermal durch einen Landsknecht verkünden. Echte Heimat- und Hauspoesie lebt und webt in Stücken wie in dem „Hochzeitlied" oder im „Deutschen Heim". Der Handschlag des deutschen Mannes, der Zauber der deutschen Frau verscheucht alle Sorge und Qual des Herzens. Im Anschluß an das berühmte Heimatlied Walthers von der Vogelweide: „Tiusche man", charakterisiert er das ehrliche deutsche Wesen voll Klarheit und Bestimmtheit in Lieb' und Haß und stellt ihm die doppelzüngige welsche Eigenart gegenüber, die gegen den wankenden, schwächeren Gegner den Mordstahl zückt, zwar Honig auf den Lippen, aber Galle im Herzen trägt. Im „Waldvöglein" preist er das deutsche Volkslied, das auch im deutschen Hause mit Vorliebe gehört und gesungen wird; sollte das einmal in deutschen Landen verstummen, dann wäre es, so klagt der Dichter, um die Deutschen in Oesterreich geschehen.



Wie jeder gute Oesterreicher, so hat auch Kernstock die alte Kaiserstadt an der Donau ins Herz geschlossen; im vollsten Bewußtsein des schweren nationalen Kampfes, der in jüngster Zeit um den heißumstrittenen Boden dieser ehrwürdigen deutschen Metropole entbrannt ist, singt der Dichter seine Wacht an der Donau in dem kräftigen Liede „Das deutsche Wien":

„Bleib, edles Wien, der Himmel walt's,
Des Deutschtums Zitadelle!"

Mag es auch da und dort in den Provinzen des weiten Reiches Kampfmüdigkeit geben, mag auch da und dort aus dem festen Gefüge nationaler Zusammengehörigkeit ein Stein abbröckeln, mögen auch die Glieder vom Kampfe wund sein: es gibt kein Bangen, solange „des Reiches Herz mag schlagen". Die Frauen der Kaiserstadt mahnt er, ihre vielgepriesenen Tugenden vor allem mit der Wachsamkeit und Sorge für deutsches Wesen zu krönen, ihr höchster Stolz soll sein, als „Oesterreichs deutscheste Frauen" gerühmt zu werden.

Dem vielgeprüften Jubelkaiser auf Habsburgs Throne, dem erlauchten Friedensfürsten, errichtet unser Dichter ein weithin leuchtendes Denkmal, das seinem tiefsten Verständnis und Mitgefühl für die schweren Leidensstunden, die das Schicksal dem Monarchen aufgebürdet, und nicht minder seinem heißen vaterländischen Empfinden alle Ehre macht; sei es, daß er nun die strahlendste Herrschertugend des geliebten Kaisers, das eiserne Pflichtgefühl, in beredten Dichterworten verherrlicht, sei es, daß er als der berufenste Dolmetsch das flammende Hochgefühl verkündet, das die Brust jedes echten Oesterreichers und Patrioten beim Klange der Volkshymne erfüllt: diese tiefempfundenen Lieder stehen würdig neben den besten, die jemals aus Dichtermunde zum Lobe Franz Josefs erklungen sind.

Einem so hervorragend patriotischen Dichter wie unserem verehrten Meister Ottokar fehlen in Zeiten, wo sich das heißgeliebte Vaterland in schwerer Bedrängnis befindet, wo eine ganze Welt von Feinden den zwei verbündeten Kaiserreichen in kriegerischer Wut entgegenstarrt, die kraftvollen Töne nicht, die mit stolzer Zuversicht und beispielgebendem Optimismus den unaufhaltsamen Siegeslauf der ehernen deutschen und österreichischen Legionen auf Europas weiten Schlachtfeldern begleiten.

Gleichsam als Präludium zur Kriegslyrik haben jene Gedichte Kernstocks zu gelten, die unter dem Drucke bedenklicher politischer Ereignisse der Jahre 1912 und 1913 entstanden sind, Begebenheiten, die den politischen Horizont bereits mit unheimlicher Gewitterglut färbten und die Eingeweihten mit berechtigter Sorge um die Erhaltung des Weltfriedens erfüllten. In dieser Zeit, wo sich bereits die wahnwitzigen Machtgelüste des kleinen serbischen Gernegroß geltend machten, ruft der Dichter den stillen Schläfer unter den Eichen von Wöbbelin, den unvergeßlichen Theodor Körner, auf, daß



er mit seiner unsterblichen Leier die Jugend Deutschösterreichs zum Abwehrkampfe gegen diese frechen, „weglagernden Raubgesellen“ erwecke. „Grobschmied Not“ und „Hammer Schmerz“ sollen in dieser Drangsal alle Deutschen Oesterreichs unter der schwarz-rot-goldenen Fahne vereinigen. Visionär in die Zukunft schauend, sieht der Dichter die furchtbaren, blutroten Male des Krieges; nur ein Zauber kann seine Schrecken bannen: „Es ist auf weißem Grunde das scharlachrote Kreuz.“ Dieses „Rote Kreuz“ zu predigen, stimmt der Dichter seine hehren Nibelungenverse an. Dem rückschauenden Erinnerungsbilde, wie zur Zeit des glorreichen Befreiungskampfes den ruhmbedeckten Schlachtenlenkern, Schwarzenberg und Radetzky, Blücher und Gneisenau, die „Ritter von der Feder“, die Denker und die Dichter, ihnen voran die wackeren Freiheitssänger, des Kampfes „beste Werber“, mutigen Beistand geliehen, ließ Kernstock, als nun der Völkerkrieg wirklich losbrach, sein Beispiel folgen.

Mit einem aus dankbarem Herzen quillenden Hymnus auf die 85. Wiederkehr von „Kaisers Geburtstag“ leitet unser Dichter seine eigentliche Kriegslyrik ein; hat er doch allen Grund zur Dankbarkeit; denn was er viele Jahre seines Lebens in heißen Gebeten erfleht, seine Muse in kräftigen Liedern gesungen: die Einigkeit und Eintracht der Völker Oesterreichs, hüben und drüben, in Nord und Süd, das hat mit einem Wort der Kaiser vollbracht, da er „rief zum heil'gen Krieg“. So hatte sich denn wahrhaftig die Staatsidee, die Liebe zum großen Ganzen, zum gemeinsamen Vaterlande siegreich erwiesen trotz allen leidenschaftlichen Verhetzungen und Verbitterungen nationaler Kämpfe und Zwistigkeiten.

Als die braven Steirer am 18. August 1914 dem greisen Jubelkaiser im Stephaniensaale zu Graz ihre Geburtstagshuldigung darbrachten — bei diesem Familienfeste, möchte der sagen, der den glühenden Patriotismus der Steirer kennt —, da durfte auch der Steirerpoet in ihrer Mitte nicht fehlen: auf Veranlassung des Statthalters von Steiermark, Grafen Clary-Aldringen, brachte Meister Ottokar vor seinen Landsleuten seinen poetischen Gruß zum Vortrag, jenes Huldigungsgedicht, das, stimmungsvoll und aussichtsfroh, die zweite Abteilung seines poetischen Kriegsbrevieres, „Schwertlilien aus dem Zwingergärtlein“, eröffnet; hier findet der Leser alle die köstlichen Gaben seiner kriegerischen Muse beisammen, die während der gegenwärtigen Not und Drangsal entstanden sind. Diese einem hochherzigen Akte der Kriegsfürsorge Steiermarks gewidmeten poetischen Flugblätter aus der liedverklärten oststeirischen Gralsburg, der Festenburg Kernstocks, nehme jeder zur Hand, um seine eigene deutsche Lebensauffassung zu vertiefen und in sich und anderen seelische Auffrischung und werkfrohe Begeisterung für alles Heimatliche zu wecken.

Mannigfache Töne schlägt die „wahrhaft Nachtigall“ in Festenburg auf den einzelnen Blättern dieses Kriegsliederbuches an; teils wendet Kernstock seinen Blick auf die großen Kriegsereignisse im





allgemeinen, teils weilt er mit seinen Gedanken draußen, auf den verschiedenen Schauplätzen des gewaltigen Kriegstheaters, bei den schweren Aufgaben, ernsten Sorgen und Pflichten des Wehrmanns im Feldlager, im Schützengraben, auf einsamer Wacht, in stürmischer Attacke; bald sendet er seine Dichtergrüße den wackeren Jungen, die die Not der Zeit und die Zeit der Not von den Schulbänken zum grausen Waffenhandwerk gerufen, bald den Studenten der hohen Schulen, denen er den zeitgemäßen neuen Text zur vertrauten Weise des alten „Gaudeamus igitur!" liest, dann den Bundesbrüdern des Akademischen Grazer Gesangvereins, die, so brav sie vormals nach Noten gesungen, jetzt im Felde als taktfeste Krieger den Feind verhauen, endlich den wetterharten, im Kampfe mit den Dämonen der Alpenwelt gestählten „Helden des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins", deren „Bergheil", jenes frohgemute Grußwort, das ihnen einst über steile Schrofen und gefährliche Gletscherspalten geholfen, sich heute in den gemeinsamen Schlachtruf: „Mutig durchgehalten!" gewandelt hat.

In heimatlicher Mundart feiert er die lustigen Steirerbuabn des Grazer Hausregiments Nr. 27, deren Herkunft aus dem grünen Lande des „starken" Eisens und reschen Weins wohl an den Schlägen zu erkennen sei, die sie im Norden und Süden austeilen:

„Denn wos so echte Steirerfäust<br>
An auf'n Buckl schreibn,<br>
Dös san Erinnerungen, weißt,<br>
Dö unvergeßli bleibn."

Ein anderes Lied, „Der Kriegsschild von Steyr", seiner Ahnenstadt in Oberösterreich, und ihrem Fürsorgewerke gewidmet, befeuert die Daheimgebliebenen zu edelmütigem Tun, damit an jedem goldenen Nagel des Schildes alle Liebe und aller Zorn des deutschen Volkes offenbar werde. Wohl vielen Tausenden zum Troste kündet der Dichter im „Heldentod", daß Gott, laut heiligem Bibelwort, die er lieb hat, in den Jahren der Jugendblüte auf dem Felde der Ehre fallen läßt und daß diesen frühverklärten Helden bis zur letzten Retraite am Ende der Zeiten unauslöschlicher Nachruhm folgt. Aber auch der „Ruhmlosen Helden" mahnt der Sänger nicht zu vergessen, all derer, die ohne Siegessold und Ehrenzeichen ins Grab sinken, der Namenlosen, die sich mit ihren Leibern wie ein Wall dem wütenden Feind entgegenstellen und keinen Schritt breit der geheiligten, teuren Heimatscholle preisgeben, ebensowenig wie der anderen ruhmlosen Helden, die, ohne Waffen zu tragen, Heldensinn bewähren, der Väter, die den letzten ihrer Söhne, der Mütter und Frauen, die ihr Liebstes dem Vaterlande still und stark zum Opfer bringen: „Ihre Duldergröße zu belohnen, Sind alle Könige nicht reich genug." —

Welch rührende Innigkeit spricht sich in der „Soldaten-Vision" aus; ein Landsturmmann, ein wackerer Alpensohn, sieht sich mit lebhafter Phantasie, während der Feldmesse fern im Feindesland, in



das schmucklose Dorfkirchlein seiner Heimat versetzt, deren ergrauter Seelenhirte soeben auch des heiligen Amtes waltet; unter den Andächtigen fesseln ihn nur zwei Gestalten: das Mütterlein im schlichten Kleid, das über dem alten zerlesenen Gebetbüchlein, dem ersten Liebespfand ihres Bräutigams, mit tränenfeuchtem Blick in ferne Weiten schweift, und neben ihr das junge Weib, das in keinem Andachtsbuche blättert, dessen Mund stumm und verschlossen bleibt;

> . . . . „doch wer ihr Herz versteht,
> Der weiß: ein Angstruf ist ihr ganzes Wesen,
> Und jeder Atemzug ist ein Gebet . . . .“

Von tiefer Glaubenskraft zeugt die „Oesterreichische Kriegslegende“, von felsenfester christlicher Zuversicht des deutschen Kriegers das Gedicht „Zum Gebet“, das in die starke, glaubensselige Hoffnung ausklingt: „Der Herrgott verläßt keinen Deutschen nit!“

In vielen Herzen unserer braven, sturmerprobten Feldgrauen, die ohne Zittern und Wanken in unzähligen Schlachten dem Tod ins Auge geschaut, werden diese ergreifenden Töne der Kriegslyrik unseres Kernstock ein lautes Echo wecken. Aber von sentimentaler Rührseligkeit und unechter Empfindelei sind diese Lieder des Dichters ebensoweit entfernt wie seine polemischen Gesänge gegen die Feinde unseres Vaterlandes von leidenschaftlicher Verhetzung und haßschnaubender Wut. Wohl findet seine Muse scharfe Blitze, dröhnende Donnerworte und verschmäht auch die Pfeile des Spottes und Hohnes nicht, wenn es gilt, hier den welschen Hahn, dort den britischen Löwen aufs Korn zu nehmen, den schnöden Verrat der einst so stolz sich gebärdenden Italia, die schamlose Verlogenheit und Heuchelei, die niedrige, unersättliche Hab- und Herrschgier des in unerhörten Freveln altgewordenen Albion zu brandmarken, so in den Gedichten „Italiens Wappenschild“ und „Honny soit qui mal y pense“; aber immer behält jene Grundstimmung der klarsten Zuversicht und des unerschütterlichen Vertrauens auf den endgültigen und glorreichen Sieg unserer auf Gerechtigkeit und Wahrheit ruhenden Sache die Oberhand, jenes Gefühl der ruhigen Sicherheit, dessen sich nur der Starke erfreut und das aus der unbedingten Ueberzeugung der gerechten Abwehr dieses den Mittelmächten aufgezwungenen gigantischen Kampfes um sichere Existenz und ehrenvollen Frieden entspringt.

Am hehrsten und zuversichtlichsten spricht sich diese Gesinnung des Dichters in den beiden vielleicht wertvollsten seiner Kriegslieder aus, in „Die beiden Adler“ und „Nibelungentreue“. Im ersten besingt er die treue, durch keinen Schicksalsschlag und keinen Wetterstreich zu trennende Waffengemeinschaft der beiden Kaiserreiche. Die beiden Adler werden mit dem Völkerbunde der Meuchler und Verräter ein grausiges Gericht halten; dagegen unser in den Annalen der Weltgeschichte einzig dastehendes Waffenbündnis, diese Blutsbruderschaft bis in Not und Tod möge der Herr der Heerscharen segnen. Im





zweiten zieht der Dichter, in die Heroenzeit der Nibelungen rückschauend, eine Parallele zwischen der Gegenwart und der in jener „stolzen Heldenmär" geschilderten Vergangenheit. Die reisigen Recken, der Spielmann Volker und der grimme Hagen, die den Schlaf der arglosen Burgunden vor den hinterlistigen Anschlägen der treulosen Heunen und ihrer Königin beschirmen, gemahnen an das liederfrohe Oesterreich und das mit ihm verbündete Deutsche Reich in schimmernder Wehr. In Treuen halten die beiden Wacht, um die blühenden Gefilde der deutschen Lande und die kulturellen Errungenschaften der Heimat, die Früchte langjähriger ersprießlicher und zielbewußter Friedensarbeit und friedlicher Entwicklung, vor der Hinterlist der „blutdürstigen Megäre" England zu schützen.

Aus dieser Gesinnung erklärt sich dann auch, wie der Dichter beim Rückblick auf den Ausbruch der Kriegswirren in dem Gedichte „In der Silvesternacht 1914" nicht umhin kann, das scheidende Jahr trotz des „vieltausendfachen Wehs", das es gebracht, zu segnen; denn es hat das Heiligste und Beste in der deutschen Volksseele geweckt:

„Erschlagen hast du des Parteizwists Hydern,
Durch dich sind wir ein einzig Volk von Brüdern —
Drum sei gesegnet, totes großes Jahr!"

Mit seiner Kriegslyrik steht Kernstock an ehrenvoller Stelle neben den österreichischen und deutschen Freiheitssängern und Kriegsliederdichtern der älteren und jüngeren Generation. Wenn man seine literarische Geltung und Stellung kennzeichnen soll, so ist zunächst darauf hinzuweisen, daß er den deutschen Romantikern nahe steht; er teilt mit ihnen, und zwar mit einem der edelsten der jungen Dichtergeister der Romantiker, Josef von Eichendorff, das lebhafte Naturgefühl und den Stimmungszauber, den er in vielen seiner Dichtungen zu prächtiger Wirkung entfaltet. Wie diesem Romantiker und etwa Novalis ist unserem Meister Ottokar die poetische Empfindung ein heiliger, göttlicher Besitz, der Dichterberuf etwas Verantwortungsvolles und Hohes. In seinem wurzelecht kerndeutschen Wesen gilt ihm, wie jenen Dichtern, die Liebe als Mysterium, das Weib als etwas Heiliges, die Natur als Tempel Gottes; wie ihnen geht ihm das Vaterland über alles. Mit den Romantikern hat Kernstock ferner die Vorliebe für die altdeutsche Vergangenheit gemeinsam; wie sie durch ihren steten Hinweis auf das deutsche Mittelalter und dessen Herrlichkeit in der Jugend die lebendige Sehnsucht nach einer geistigen und politischen Wiedergeburt des Vaterlandes entzündeten, so entflammt auch Kernstock durch den Bezug seiner Dichtung auf die tatenfrohe Zeit und die Ideale des mittelalterlichen Rittertums die deutsche Jugend zur Liebe und Pflege des völkischen Bewußtseins. Während aber die Romantiker den Gestalten der Geschichte, Sage und Dichtung des deutschen Mittelalters vorwiegend, wenn auch nicht ausschließlich, ein historisches Interesse entgegenbrachten, so waltet bei



Kernstock das poetische Interesse vor. Endlich kommt unser Dichter mit den Romantikern in der Hochschätzung der Volkspoesie, des Volksliedes überein. Man könnte sagen: er verdankt ihm sein Bestes; aber kraft seinem gesunden künstlerischen Ideal-Realismus, der in seiner ursprünglichen, energischen, charaktervollen Persönlichkeit wurzelt, muten uns seine Dichtungen, trotz der romantischen Stoffe und Stimmungsmittel, doch so lebensfrisch, so modern an. Im Gegensatze zu dem unklaren, unbestimmten Halbdunkel und dem verschwommenen Farbenton der romantischen Lyrik läßt Kernstock seine Gestalten, Landschaften und Oertlichkeiten, nicht zuletzt durch Lokalisierung in der Heimat, feste Realität gewinnen. In bezug auf die von ihm verherrlichten Ideale von sel'ger goldener Zeit, von Lenz und Liebe, Freiheit und Männerwürde darf man an die Schwaben, namentlich an ihren Meister Uhland, erinnern, während seine gepanzerten Streitlieder an Rückert, den Dichter der Geharnischten Sonette, gemahnen.

Man hat ferner zur Kennzeichnung seiner Lyrik auf Viktor von Scheffel und Baumbach hingewiesen. Die Aehnlichkeit mit Scheffel ist besonders auf den Umstand zurückzuführen, daß beide durch den Spiegel gelehrter Forschung und germanistischer Studien in die altdeutsche Vergangenheit tief hineinsahen, aber die Strahlenbrechung im Gemüt und in der Phantasie beider Dichter ist durchweg verschieden. Zweifellos ist Scheffel der gestalten-, stoff- und formenreichere, er hat sicher viel mehr Töne auf seiner Leier, umspannt mit den künstlerischen Ausdrucksmitteln seiner Dichtung mehr Oktaven der poetischen Stimmungsskala, er ist auf dem Gebiete der Sprachschöpfung und im Bereiche des komischen Humors dem Oesterreicher überlegen. Aber abgesehen davon, daß uns die Lieder seiner „Frau Aventiure aus Heinrich von Ofterdingens Zeit" erst im Zusammenhange mit dem bloß beabsichtigten großen Wartburg-Roman ganz verständlich werden, hat die Reflexion, die wissenschaftliche Stoffbeherrschung des Germanisten einen zu starken Anteil an diesen geschickten Nachempfindungen und Nachdichtungen mittelalterlicher Minne- und Kreuzlieder; mehr als billig schwelgt er in dieser archäologischen Poesie, zu deren Erklärung er noch reichliche Anmerkungen, einen gelehrten wissenschaftlichen Apparat vonnöten hat. Von ironisch-gelehrten Anspielungen wimmeln auch seine sonst so köstlichen studentischen Kneip- und Gesellschaftslieder. Kernstock ist dagegen in seinen dichterischen Motiven einfacher, darum leicht verständlich und volkstümlich geblieben. Sein Subjekt tritt ganz zurück, die poetische Empfindung und Stimmung beherrscht alles. Die Gefühlsweise des deutschen Mittelalters ist ihm zum unverlierbaren Besitz, zum inneren Erlebnis geworden, darum quillt auch seine Spielmannspoesie so frisch und rein.

Noch weniger läßt sich Kernstock mit der altertümelnden Kunst Baumbachs vergleichen. Bei ihm ist alles anempfunden, wenn man auch gelten lassen kann, daß er unter den Nachahmern Scheffels das



Talent der Anempfindung, womit er noch Leichtigkeit in der Versifikation verband, in hervorragenderem Maße besessen als mancher andere dieser Butzenscheibenlyriker, wie man sie genannt hat. Wirklich bleibenden Gehalt, eine „ganze Seele", wie die Ebner-Eschenbach vom Liede fordert, wird man in seinen kleineren Dichtungen vergeblich suchen, ja oft stört er durch seine Plattheiten alle poetische Illusion. Von der Tiefe und Echtheit der Empfindungen Kernstocks geben seine Lieder im Volkston und im Sprachstande des 15. und 16. Jahrhunderts Zeugnis, Erzeugnisse, wie sie weder Scheffel noch Baumbach jemals gelungen sind.

Kernstocks Lyrik ist ganz von der einst im Mittelalter hochbewerteten „mâze" beherrscht. Maßvoll wie sein Leben, Denken und Fühlen ist sein Dichten. Wir können ihm keinen modernen Lyriker an die Seite stellen. Wie er seine eigenen Wege gegangen, selbständig seine Kunst entwickelt hat, so hat er auch seine eigene Note, seinen eigenartigen Ton und darf ob seines ernsten künstlerischen Wollens und starken Könnens als dichterischer Charakterkopf neben den besten Lyrikern der Gegenwart seinen Platz beanspruchen. Wir dürfen auch erwarten, daß in Hinkunft die Literaturgeschichtsschreibung ihm diejenige Schätzung zuteil werden läßt, die er verdient. Unser Ruf nach einer billigen Volksausgabe seiner Gedichte darf nicht verstummen.

Kernstocks Lyrik—sowohl diejenige, die die Kultur- und Gedankenwelt und den gesamten Lebensinhalt des deutschen Mittelalters erschöpft, als auch seine romantische Naturdichtung, sein national-patriotischer Sang und seine Kriegslyrik — ist aus einer Quelle hervorgegangen und zeigt darum ihren so einheitlichen Charakter: aus den Tiefen der christlichen Weltanschauung, einer aufrechten Persönlichkeit und ernsten Mannesüberzeugung entsprungen, verraten alle seine Lieder die Harmonie seines inneren Wesens, das, in erster Linie und vor allem kerndeutsch nach Abstammung und Denkart, von leidenschaftlicher Liebe für die deutschösterreichische Stammesart und Heimat erfüllt ist. Den deutschen Nationalcharakter mit seiner Gemütstiefe, seinem idealen Streben und seinem Reichtum an geistiger und sittlicher Kraft dem deutschen Volk in Österreich echt und unverfälscht bewahren zu helfen, ist ihm Herzensbedürfnis, heilige Pflicht und letztes Ziel all seiner Lebensarbeit. Kernstock ist daher ein gut österreichischer Dichter, dessen glühende Vaterlandsliebe und echtdeutsche Art wohl mit der unserer großen heimischen Dichter Grillparzer, Zedlitz und Anastasius Grün in Wettstreit treten kann. Wir Deutschösterreicher haben alle Ursache, auf diesen Dichter, der die besten Kräfte unseres Volkes mit seiner Lieder Gewalt zu wecken versteht, stolz zu sein und ihn, so oft es die Umstände gestatten, zu Wort kommen zu lassen. Kernstock-Lieder gehören in die Lesebücher unserer niederen und höheren Schulen, seine patriotischen Gesänge ins Programm, zumal unserer vaterländischen und dynastischen Feiern. In unseren deutsch-österreichischen Landen hat er sich durch die Echtheit seiner Empfindungen, seine edle Gesinnungstüchtigkeit und bewährte





Treue gegen das deutsche Volk, von dessen Getreuesten einer er ist, die Herzen der Jugend längst im Sturm erobert; edle Frauen wissen den idealen Gehalt seiner Poesien sehr wohl zu schätzen und huldigen ihm wieder durch zarte poetische Grüße. Den schönsten Lohn mag aber der Festenburger Sänger darin erblicken, daß er — abgesehen von den stets wachsenden Auflageziffern seiner lyrischen Sammlungen — auch in der deutsch-österreichischen Männerwelt sich wahrer Volkstümlichkeit erfreut, und zwar nicht nur bei Männern der Intelligenz, Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern, die den in seiner Mannes-, Priester- und Dichterseele ruhenden wertvollen Schatz redlicher Treue und Wahrhaftigkeit, edlen Menschentums und hoher Geisteskultur zu würdigen verstehen, sondern auch bei unstudierten Leuten, Männern aus dem Landvolke, aus dem Arbeiterstande, die das Hochziel und den Adel seiner Dichtung, die eigentliche und wahrhafte Bedeutung seines Lebenswerkes, den Segen seiner nationalen Wirksamkeit erkennen und diese Erkenntnis dem Dichter in Briefen tiefer und rückhaltloser Verehrung zum Ausdrucke bringen. Namentlich aus Anlaß der letzten Gabe, der „Schwertlilien aus dem Zwingergärtlein", sind dem Dichter eine Reihe solcher huldigender und ehrenvoller Grüße in Lied- und Briefform aus dem Inland und selbst aus dem Ausland, ja sogar von jenseits des Ozeans zugegangen.

Mit dem Hinweis auf Kernstocks edles Selbstbewußtsein, das er mit vielen anderen deutschen Dichtern teilt und wozu ihn seine Liebe zum deutschen Volke, seine hervorragende dichterische Begabung, seine nicht gewöhnliche Gelehrsamkeit und Bildung und vor allem sein von echter Humanität und von Seelenadel erfülltes Wesen vollauf berechtigen, möge dies literarische Charakterbild beschlossen sein. Das stolze Wort: „Civis Germanus sum!" ist sein Vermächtnis als Mensch und Priester:

„Und wenn dies Volk um Hilfe schreit,  
Steh' tatenlos und stumm  
Ich nicht beiseit'. Mich brennt sein Leid,  
Beseligt seine Seligkeit;  
Denn auch im priesterlichen Kleid  
Civis Germanus sum!"

---





# Zur Frage des kirchlichen Volksgesanges in der Wiener Erzdiözese.

Von **Matthias Heumann**, Kurat bei St. Stephan in Wien.

Nach mehr als einer Seite hin ist die erste feierliche Regierungsmaßregel Pius' X., das Motu proprio vom 22. November 1903 hochbedeutsam. Es faßt als Gesetzkanon die kirchenmusikalischen Bestimmungen großzügig und systematisch zusammen, legt an die Aufgaben und Leistungen der Kirchenmusik den Maßstab der „wahren Kunst" an und weist der heiligen Musik den gebührenden Ehrenplatz an unter den Künsten, die zum Gesamtkunstwerk der Liturgie zusammenwirken. Das Motu proprio hat aber auch eine seelsorgliche Bedeutung. Der Klerus soll durch dasselbe tiefer eingeführt werden in das Verständnis der Kirchenmusik. Darum betont es die Notwendigkeit der Vertiefung des Unterrichtes in der liturgischen Musik und empfiehlt die größte Aufmerksamkeit der leitenden Persönlichkeiten für diesen Punkt, namentlich in den geistlichen Erziehungsanstalten. Der Grund ist ein doppelter; der Klerus soll einerseits nach Möglichkeit zu würdiger Lösung seiner musikalischen Aufgabe bei der Feier des liturgischen Gottesdienstes erzogen werden und anderseits sich ein tiefes Verständnis für die heilige Musik als eines organischen Bestandteiles in der Gesamtwirkung der gottesdienstlichen Feier erwerben. Es handelt sich dabei nicht um die Schaffung eines musikalischen Kunstrichtertums, sondern um eine seelsorgliche Aufgabe: es soll der heiligen Musik ihr Recht, ihre heilsame Wirkung und ihr Einfluß auf die Seelen der Gläubigen gesichert werden.

Wie groß die Einwirkung der Musik auf die Seele ist, davon legt alle Geschichte, Offenbarungs- und Kirchengeschichte, Weltgeschichte und Musikgeschichte Zeugnis ab. „Die Musik hat gegenüber den bildenden Künsten eine Macht voraus, welche die menschliche Seele am tiefsten und unmittelbarsten ergreift und die durch die Offenbarung in der Gesinnung und im Leben hervorgerufene Umgestaltung am entschiedensten ausdrückt; sie eignet sich daher vorzüglich gerade für den Dienst der Offenbarung ... Mit der Ausbreitung des Evangeliums, das fast überall ebensowohl mit Tönen als mit begeisterten Worten einzog, begann der Gesang bis zu einer vom klassischen Altertum un-



erreichten Höhe aufzublühen"[1]). Durch die hohe Sorgfalt, welche die Kirche allezeit der Pflege heiliger Musik gewidmet hat und welche sich bekundet in unzähligen Zeugnissen, in Aussprüchen und Briefen der Apostel und der heiligen Väter, in Hirtenschreiben der Bischöfe, in Anordnungen der Päpste, Beschlüssen von Synoden und Konzilien u. a. m., ist der Beweis erbracht, daß die Bedeutung der Musica sacra für das übernatürliche Heilswerk von der Kirche allezeit richtig gewürdigt wurde. Je weiter wir aber in der Geschichte der Kirche von jener Zeit uns entfernen, in welcher kirchliche Musik und Volksgesang sich innigst berühren, ja beinahe sich decken, um so deutlicher tritt auch die Tatsache hervor, daß die Kirche ihre ganze Aufmerksamkeit der seelsorglichen Bedeutung des in der Volkssprache gepflegten Kirchengesanges zuwendet. Das vielgebrauchte Wort des Propstes Gerhoch von Reichersberg (1132—1169), daß die ganze Welt Christus dem Herrn in Liedern zujuble und daß dies am meisten im deutschen Volke der Fall sei, weil seine Sprache zu wohltönenden Liedern am meisten geeignet sei, ist nur eine Stichprobe des tiefen Verständnisses führender kirchlicher Persönlichkeiten für das deutsche katholische Kirchenlied. Dazu treten schon frühzeitig Zeugnisse, welche die apologetische und die pädagogische Bedeutung des Kirchenliedes betonen.

In der gleichen Auffassung betrachtet es wohl der gegenwärtige hochwürdigste Oberhirte der Wiener Erzdiözese als eine seiner wichtigsten Sorgen, die Pflege der Kirchenmusik und insbesondere des kirchlichen Volksgesanges zu fördern. Es darf auch hervorgehoben werden, daß das nunmehr in Gebrauch getretene Gesangbuch der Erzdiözese durchaus pastoralen Ursprungs ist. Es ist hervorgewachsen aus dem in neuerer Zeit so emsig bebauten Boden des katechetischen Unterrichtes; denn unter den Verdiensten, welche sich der Wiener Katechetenverein erworben hat, ist es nicht das letzte, dem f.-e. Ordinariate den Entwurf zu einem Schulgebet- und Gesangbuch unterbreitet zu haben, dessen Annahme die Grundlage für das allgemeine Gesangbuch der Erzdiözese geworden ist. Die Verschiedenheit der Lieder, von Kirche zu Kirche, nach Text und Singweise, die Verwendung einer großen Zahl voneinander widersprechenden Spezialliederbüchern hatte eine solche Verwirrung im kirchlichen Volksgesange geschaffen, daß es als eine auch pastorale Notwendigkeit erschien, trotz aller unserem Reichtum an Kirchenliedern entsprechenden Mannigfaltigkeit die so unentbehrliche Einheit im kirchlichen Volksgesange anzustreben. Eben darum, weil eine Reihe von Gesangbüchern vorhanden war, welche besondere Verhältnisse und Bedürfnisse berücksichtigten und für ihre Zwecke wohl gut, zum Teil sogar ausgezeichnet, aber nicht für die Ansprüche der Allgemeinheit berechnet waren, stellte sich die Notwendigkeit der Schaffung eines Einheitsgesangbuches immer dringender heraus. Leider war bei der Abfassung des Schulgebet- und Gesangbuches aus

[1]) Leitner, Der gottesdienstliche Volksgesang im jüdischen und christlichen Altertum. S. 6.





Rücksicht auf den Kostenpunkt ziemlich weitgehende Beschränkung geboten. Ein Gesangbuch ohne Noten wäre keine befriedigende Lösung der Aufgabe gewesen, die notwendige Einigung auf die Singweisen wäre schwer zu erzielen gewesen und auch das dazugehörige Orgelbuch hätte dieses Ziel nur langsam erreichen lassen. Vom gesangpädagogischen Standpunkt war das Gesangbuch nicht anders denkbar. Seit der Gesangteil des Schulbuches abgetrennt erschienen ist und — vielleicht nur als Grundlage für einen späteren reicheren Aufbau — das Diözesangesangbuch darstellt, und seitdem in vielen Kirchen (in Wien ist es derzeit fast die Hälfte der Pfarrkirchen) die Übungen mit dem Volke auf Grund des Büchleins abgehalten werden, hat sich die Richtigkeit und Wichtigkeit dieser Forderung immer mehr und glänzend bestätigt.

Die pastorale Bedeutung eines Gesangbuches liegt vor allem in dem Zweck, den Anschluß des gläubigen Volkes an das kirchliche Leben[1]) auf das wirksamste zu fördern. Die Gliederung des Kirchenjahres führt in das mystische Leben Jesu Christi in seiner Kirche ein. Aber der objektiven Darstellung des Heilandslebens muß die subjektive Teilnahme des Mitlebens durch die Glieder am Leibe Christi folgen. Und eines der ansehnlichsten Mittel zur Pflege der gnadenvollen Teilnahme am Leben Christi ist das kirchliche Lied.

Der unversiegbare Quell dieses Lebens, von dem alles übernatürliche Wachstum erhalten wird, fließt in dem anbetungswürdigen Geheimnisse des Altars, in der heiligen Eucharistie. Wie der Mittelpunkt alles Gottesdienstes und damit des religiösen Lebens die Feier der heiligen Messe ist, so muß sich auch das kirchliche Lied vor allem der eucharistischen Feier anschließen. Hier sind wir „memores ejusdem Christi Filii ... Domini nostri tam beatae passionis nec non et ab inferis resurrectionis, sed et in coelos gloriosae ascensionis". Die heilige Messe ist das Prisma, welches in wunderbarem Farbenspiel Leben, Leiden und Triumph des Erlösers aufleuchten läßt, und dieser Strahlenkranz gibt auch dem heiligen Liede seine hellere oder dunklere Klangfarbe. Das Kirchenlied, das in besonderer Weise sich eignet, uns anzuschließen an die im Wandel der Zeiten verschiedenartige Darstellung der Lebensmysterien des Heilandes auf dem Altare, ist eine Lichtgestalt, welche die pilgernde Seele geleitet durch das weite Reich der im höchsten Sinne Divina Commedia.

Es empfängt uns an den Portalen des Kirchenjahres, wo uns die Weltsehnsucht entgegenschallt: „Rorate coeli desuper et nubes pluant justum" und es singt mit: „Tauet, Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet ihn herab". In dringenderem, ungestümerem Flehen erhebt sich das „Excita, Domine, potentiam tuam et veni", und der erwarteten Krafttat des Erlösers ruft das Lied mit heiligem Ungestüm entgegen: „O Heiland, reiß' die Himmel auf". Durch das Adventdunkel schim-

[1]) Vgl. u dem Folgenden auch den Bericht über den XX. Internationalen Eucharistischen Kongreß in Köln 1909, S. 557 ff.

mert verheißungsvoll ein lichter Stern: „Maria, sei gegrüßet, du lichter Morgenstern". Und wie schon ein Vorgeschmack der kommenden Freude sich in den Gebeten der Kirche einstellt: „Gaudete, Dominus prope est", so singt auch das Lied: „Freu' dich, o Israel, bald kommt Emanuel".

Wenn die „stille Nacht", die „heilige Nacht" gekommen ist, wenn es durch die vom Weihnachtslicht durchfluteten Räume tönt: „Laetentur coeli et exultet terra" — „Exulta, filia Sion", wie strömt da auch die Weihnachtsfreude aus dem heiligen Liede: „Dies ist der Tag, von Gott gemacht, ich will mich herzlich freuen" und „Mit süßem Freudenschall nun singet überall!" Der Priester betet im Evangelium „peperit filium suum primogenitum" und das Volk begrüßt die reine Gottesmutter: „Es ist ein Reis entsprungen aus einer Wurzel zart". Das Evangelium erzählt weiter: „Et ecce Angelus Domini stetit juxta illos et claritas Dei circumfulsit illos" und das Lied wiederholt: „Es kam ein Engel, hell und klar, vom Himmel zu der Hirtenschar". Noch die letzte Bitte am Weihnachtsaltar: „immortalitatis sit ipse largitor" erlauscht das Lied: „Es wird uns einst belohnen mit nimmerwelken Kronen, o Jesulein süß".

Im Ernst der Fastenzeit ist das erste Wort vom Altare ein Wort der Barmherzigkeit: „Misereris omnium, Domine", und immer widerhallt es im Gesange: „Herr, verschone meiner Sünden, laß mich wieder Gnade finden!" Der stete Grundgedanke der Fastenliturgie aber ist das Andenken an das Leiden Christi. Darum ertönt so oft das „Laß mich deine Leiden singen". Das heilige Kreuz ist aufgerichtet und wir grüßen es: „Heil'ges Kreuz, sei hochverehret". Immer wieder blickt das Volk empor zu dem dornengekrönten Antlitz: „O Haupt voll Blut und Wunden" — „Sei gegrüßet, sei geküsset, Jesu Wunde rechter Hand". Und wie die Kirche der Schmerzensmutter ihr „Stabat mater dolorosa" weiht, so gedenkt auch das Lied der Leidenskönigin: „Christi Mutter stand mit Schmerzen".

Aus der Leidensnacht bricht die Herrlichkeit des Ostermorgens an. „Resurrexi" kündet sich der Auferstandene im Osterintroitus an und die Osterbotschaft wird aufgenommen in dem uralten: „Der Heiland ist erstanden". Das ständige Graduale der Osteroktave: „Exultemus et laetemur" findet Widerhall in freudigen Klängen: „Freu' dich, erlöste Christenheit" — „Laßt uns erfreuen herzlich sehr". Die erstaunte Frage der Ostersequenz: „Quid vidisti in via?" finden wir wieder in der Frage des Liedes: „Ist das der Leib, Herr Jesu Christ, der tot im Grab gelegen ist?" Auch der Ostergruß an die himmlische Mutter „Regina coeli laetare" klingt nach: „Freu' dich, du Himmelskönigin".

In breiter Strophenzahl legt das Bittlied den Sinn der österlichen Bittgänge dar und schon in seinen ersten Worten: „Strenger Richter aller Sünder, treuer Vater deiner Kinder", ist der Grundgedanke der Litaniae majores festgehalten, der sich in den Worten der Oration ausspricht: „Deus, qui culpa offenderis, poenitentia placaris". Wie



innig nimmt das kirchliche Lied das Flehen der Pfingstsequenz „Veni sancte Spiritus“ mit den „unaussprechlichen Seufzern“ des heiligen Geistes auf: „Komm, ach komm, o Tröster mein“ — „Komm, heiliger Geist, o dritte Person!“ Die gepriesenen Mysterien der Dreieinigkeit „Benedicta sit sancta Trinitas“ preist das Lied: „Wir beten drei Personen in einer Gottheit an“.

Kommen die Festtage des heiligsten Sakramentes, des göttlichen Herzens, der gebenedeiten Jungfrau, der Heiligen, in denen Gott so wunderbar ist, so holt das heilige Lied sich vom Altare sein Lauda Sion, Pange lingua, faßt die Klage auf „sustinui, qui simul contristaretur et non fuit“, „O göttlich Herz, sieh an den Schmerz“, leiht der „gloriatio in Corde Filii dilectissimi“ Töne: „Gelobt, gebenedeit soll sein zu jeder Zeit das heiligste Herz Jesu“, erlauscht das „Salve sancta Parens“, das „Ave Maria“, das „Salve Regina“, das „Assumpta est in coelum“, grüßt die „rosa plantata in Jericho“ in schwungvollen Klängen. Ruft die Totenmesse das Erbarmen des Herrn in ihrem „Absolve, Domine, animas omnium fidelium defunctorum“ an, so begleitet der Gesang des Volkes das Gebet mit gleichen Worten: „Herr, wir bitten dich, ach, denke an die Seelen in der Qual, hab' Erbarmen, Herr, und schenke die so große Schuldenzahl“.

Noch engeren Anschluß an den Gang des eucharistischen Opfers suchen die eigentlichen Meßgesänge, deren Entstehungszeit nicht in die ruhmvollste Zeit der Geschichte der Kirche und des Kirchenliedes fällt. Halten auch manche dieser Gesänge keinen Vergleich aus mit den Perlen inniger Lyrik aus älterer Vergangenheit, so ergreifen sie doch mit Macht große Volksmassen und vermitteln ihnen unmittelbares Verständnis der heiligen Handlung am Altare. Singt in dichtgefüllter Kirche eine Pfarrgemeinde das „Hier liegt vor deiner Majestät“ mit voller Hingebung, so wirkt die Macht dieses Volks-Confiteor hinreißend. Es ist doch ein elementarer Sturm auf das Erbarmen Gottes, dieses „Ne projicias me a facie tua“, „Verstoß uns nicht, verstoß uns Sünder nicht“. Es lebt doch ein fester Glaubensentschluß in den Worten: „Auf diesem Grunde stehet das wahre Christentum“ und im markigen Bekenntnis: „O Gott und Vater, ja, ich glaube“. Ein inniges „Suscipe sancte Pater“ ist das „Nimm an, o Herr, die Gaben“, ein beschwingter Lobpreis das „Singt heilig, heilig, heilig“, eine betrachtende Anbetung des eucharistischen Gottes das „Betrachtend deine Huld und Güte“, eine ideale geistliche Kommunion das „O Herr, ich bin nicht würdig“, ein kindliches Flehen um den Frieden das „Send' uns auch deinen Frieden durch deine Gnad' und Huld“.

Das Gesangbuch der Wiener Erzdiözese ist eine Neuschöpfung. Man mag es nicht das Ideal eines Gesangbuches nennen, wenn man es nach den höchsten Anforderungen prüft, die an ein solches gestellt werden. Allein es konnte auch keines werden. Die Geschichte des kirchlichen Volksgesanges in der Wiener Erzdiözese bot in den letzten Jahrzehnten ein so verwickeltes Bild, daß es gegen das Gebot der Pastoral-



klugheit gewesen wäre, mit einem Schlage ein ganz neues, vollkommenes Gesangbuch in Gebrauch zu setzen. Man mußte auf dem Bestehenden aufbauen. Hätte man sich darauf beschränkt, sozusagen den gegenwärtigen Stand des kirchlichen Volksgesanges nach dem wirklich allgemeinen Besitz an Kirchenliedern im Buche festzuhalten, so wäre man wegen der armen Ausbeute so weit hinter den grundsätzlichen Anforderungen an ein brauchbares Gesangbuch zurückgeblieben, als man durch ein Buch, welches die wertvollsten Bestände des katholischen Kirchenliedes überhaupt geboten hätte, sich über den Boden des bis dahin üblichen erhoben hätte. Es mußte also ein Mittelweg gesucht werden, der Herkommen und Überlieferung, so weit sie im Volke lebendig waren, nicht überging und anderseits der Hauptsache nach durch den reichen, wertvollen Besitz des gesamten Kirchenliederschatzes führte. Es galt tunlichste Schonung des brauchbaren Bestehenden und Neuaufnahme von Wertvollem und Wichtigem.

So wurde der Zusammenhang gefunden mit der ruhmvollen Vergangenheit des kirchlichen Volksgesanges. Gerade Österreich und Wien haben ja an der Geschichte des Kirchenliedes hervorragenden Anteil. Aus dem ältesten Schatz des kirchlichen Liedes war naturgemäß wenig zu verwenden. Aber selbst ein so spät umgeformtes älteres Lied wie „Wir beten drei Personen", das in der Michael Haydnschen Gestaltung im Gesangbuch steht, vermag wenigstens äußerlich durch seinen Kyrie-eleison-Schluß zu erinnern an die älteste Zeit des Kirioleis-Gesanges, an die Leisen und Rufe. In die liederreiche Zeit des 13. Jahrhunderts reichen schon die Wurzeln manches der aufgenommenen Lieder zurück, so das Osterlied „Der Heiland ist erstanden", das „Dies est laetitiae", das in der viel späteren Form des „Dies ist der Tag, von Gott gemacht" erscheint, das Weihnachtslied „Mit süßem Freudenschall" und das Fastenlied „Da Jesus an dem Kreuze hing". Die ältesten Lieder hängen vielfach auch mit einer wichtigen mittelalterlichen Einrichtung zusammen, mit den geistlichen Spielen, deren es eine große Zahl auch in Wien gab, z. B. Weihnachts-, Dreikönigs-, Passions-, Osterspiele u. a. Bei St. Stephan, wo noch bis ins 17. Jahrhundert ein Passionsspiel im Brauche war, das zuletzt von Steuerdienern der Stadt Wien ausgeführt zu werden pflegte, mögen manche dieser alten Lieder im Rahmen solcher Spiele gesungen worden sein. Das Lied „In dulci jubilo" („Mit süßem Freudenschall") z. B. war zu Corners Zeit so allgemein bekannt, daß er in seinen Gesangbüchern die Singweise nicht einmal notiert, sondern als bekannt voraussetzt. Auch das Lied „Es kam ein Engel hell und klar" entstammt einem alten Weihnachtsspiel; die erste Strophe ist eine spätere Zutat aus einer Zeit, wo das Lied bereits losgelöst war aus dem ursprünglichen Zusammenhang und mit seinem Anfang „Vom Himmel hoch, da komm ich her" (jetzt zweite Strophe) einer erzählenden Einleitung bedurfte. Daß eines der ältesten deutschen Kirchenlieder „Christ ist erstanden", das leider in der weniger wertvollen Singweise des 18. Jahrhunderts bei uns zu sehr eingelebt war und so beibehalten



werden mußte, gerade in Wien allgemein gesungen worden sein muß, ist aus einer Handschrift der Wiener Hofbibliothek zu ersehen. Sie rührt aus dem 13. Jahrhundert her und wurde in einem der niederösterreichischen Stifte geschrieben. Es ist darin die liturgische Feier der Auferstehung beschrieben, welche in den Volksgesang „Christ ist erstanden" ausklang. Von den meisten der älteren Lieder, die in das Gesangbuch aufgenommen wurden, kann man sagen, daß sie in unserer Heimat eingelebt oder sogar bodenständig waren.

Da das katholische Kirchenlied in der ersten Blütezeit auch durch die Übersetzung lateinischer liturgischer Lieder bereichert wurde, finden sich auch — zumal unter den älteren Liedern — in unserem Gesangbuch Beispiele dieser Art sowie auch von der Gattung der sogenannten Mischlieder („In dulci jubilo"), letztere allerdings in vollständig deutscher Fassung. An den Singweisen aller dieser Lieder zeigt sich das Eigentümliche, daß die fast ausschließlichen Melodienquellen des mittelalterlichen Kirchenliedes und der beginnenden Neuzeit der kirchliche Choral oder das weltliche Volkslied waren. Daher entscheidet auch über das Alter jener Singweisen meist nicht die Zeit ihrer Aufschreibung, denn sie waren schon vorher ersonnen und im Gebrauche.

Ein neues und wichtiges Förderungsmittel des Volkskirchengesanges bot die Erfindung der Buchdruckerkunst. Von da an fließen auch die Quellen für unser Gesangbuch immer reicher. „Zuerst erschienen die Lieder auf einzelnen Blättern, dann als Anhang in Plenarien und Agenden, in weltlichen Liederbüchern und Sammlungen, in Gebetbüchern und zuletzt in eigenen Gesangbüchern."[1]) Zur Herausgabe eigener Gesangbücher hat wohl nicht wenig der Aufschwung beigetragen, den das protestantische Kirchenlied genommen hatte und welcher auch auf das katholische Kirchenlied einwirkte. Die Katholiken wurden sich dabei auch einer Aufgabe des Kirchenliedes bewußt, die schon Berthold von Regensburg († 1272) hervorgehoben hatte, nämlich daß das geistliche Lied auch als Mittel der Belehrung gegen ketzerische Umtriebe dienen solle. Einige der ältesten Gesangbücher, wie z. B. das von Johann Leisentrit, Domdechant zu Bautzen und Kanonikus in Olmütz, aus dem Jahre 1567, ferner das umfangreichste seiner Zeit, von Gregor David Corner 1625 ff., der zuerst Pfarrer in Retz, dann Prior und Abt in Göttweig war, und die 1659 in Wien erschienene Davidische Harmonie stehen mit dem kirchlichen Volksgesang unserer Erzdiözese in allernächster Verbindung.

Bemerkenswert ist auch, daß schon in einem Auszug aus Leisentrits Gesangbuch, dem Dilinger Gesangbuch 1576, die Wichtigkeit der Mitwirkung der Schule betont wird: „Solche Gesäng, sollen die Schulmaister jre Schuler in der Schul lehren, alß dann in der Kirchen singen, auff das auch das Gemain volck solche begreiffen vnnd mit singen könne."

[1]) Weinmann, Geschichte der Kirchenmusik. 1913. S. 48.





Wie bei den Dichtern von Kirchenliedern im 17. Jahrhundert allmählich immer mehr die subjektive Empfindung hervortritt (Spee, Angelus Silesius, Prokopius von Templin, Laurentius von Schnüffis), so wird auch die ernstere Choralsingweise durch Sätze leichterer und freierer Art ersetzt. Das hängt eben mit der geschichtlichen Entwicklung der Musik zusammen. Während früher die Sangeskunst zu Füßen der Lehrmeisterin Kirche gelauscht hatte und darum auch das weltliche Lied das Gepräge dieser Schule zeigte, so daß die Klänge des letzteren auch unbedenklich in die Kirche zurückkehren durften, war nunmehr die Kunst des Liedes außerhalb der Kirche zu neuen und anderen Formen herangereift und kehrte mit anderen Tönen wieder in der Kirche ein.

Wir finden aber mehr als eine gewisse Unabhängigkeit von der Kirche, je weiter wir in der Geschichte des katholischen Kirchenliedes bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts vorwärtsschreiten. Wie die Tiefe des religiösen Lebens litt durch das Umsichgreifen des Rationalismus und der Aufklärung, so trug auch das Kirchenlied zum großen Teil den Stempel der Glaubensarmut oder Glaubensschwäche an sich. Oft ist der lyrische Schwung und die begeisterte Innigkeit, die vordem im kirchlichen Liede lebten, ersetzt durch kalte, nüchterne Belehrung und einen beweisenden Ton, der den Anschein erweckt, als stehe das Glaubensgut eben nicht mehr in sicherem und unbezweifeltem Besitz. Glücklicherweise gilt diese Kennzeichnung nicht von allen Liedern des 18. Jahrhunderts, wie aus der ziemlich reichen Auslese unseres Gesangbuches zu ersehen ist. Auch ist der trockene Lehrton bei den bedeutenderen Liederdichtern jener Zeit mehr zurückgehalten durch den dichterischen Einfluß Klopstocks und Gellerts.

Gewiß nicht zum Segen des kirchlichen Volksgesanges war es, daß das Staatskirchentum in die liturgische Gestaltung des Gottesdienstes eingriff. Es wurde die Brücke zur Überlieferung abgebrochen und fast nur neue, der damaligen Zeit und Geschmacksrichtung entsprungene Lieder wurden im Wege staatlicher Vorschriften eingeführt. Denn nur in ganz geringem Maße finden sich Anklänge an die Vorzeit in den Liederbüchern, welche für unser Gebiet in Betracht kommen. Es sind dies die „Katechetischen Gesänge" (1773), Michael Denis' „Geistliche Lieder zum Gebrauche der hohen Metropolitankirche bei St. Stephan in Wien und des ganzen wienerischen Erzbisthums" (1774) und das Gesangbuch Maria Theresias (1776). Bei vollster Anerkennung der hohen Verdienste, die sich Johann Ignaz von Felbiger um die Reform des österreichischen Schulwesens erworben hat, und bei hoher Würdigung seiner Fürsorge, die er durch den Erzpriester Ignaz Franz, den Mann seines Vertrauens in dieser Beziehung, dem kirchlichen Liede zuwandte, muß man doch sagen, daß die „katechetischen Gesänge" den Anforderungen an ein katholisches Gesangbuch nicht vollauf genügen. Es wurden auch von seiten der Bischöfe dagegen Bedenken erhoben[1]),

[1]) Eingabe des f.-e. Konsistoriums an die n.-ö. Regierung (8./10. 1781) F.-e. Ord.-Archiv I./XXXVI. 88.



die zu einer zeitweiligen Aufhebung der Einführungsverordnung führten. Allein nachdem Felbiger auf die vorgebrachten Bedenken geantwortet hatte, wurde neuerdings die Einführung der Lieder angeordnet[1]). Jedoch nicht nur an oberster kirchlicher Stelle, sondern auch in Seelsorgerkreisen scheinen jene Lieder nicht vollen Beifall gefunden zu haben. So ist z. B. aus einem Bericht[2]) der Herrschaft Eberstorf an der Donau ersichtlich, daß in Schwechat die vorgeschriebenen Lieder beinahe gar nicht gesungen wurden, weil der Schulmeister „ohngeachtet der geschärft erlassenen Befehle wegen Absingung dieser Lieder den Gottesdienst, und Resptve das Hochamt jedesmal mit Musicalischen Instrumenten abzuhalten sich unterfangen". In den Bedenken, welche kirchlicherseits gegen die vorgeschriebene allgemeine Andachtsordnung vorgebracht wurden, finden wir auch die zu geringe Rücksichtnahme auf den Wechsel des Kirchenjahres hervorgehoben, was die geistliche Hofkommission veranlaßte, in der Sitzung vom 18. Dezember 1790 zu erklären, daß man nichts dagegen habe, „wenn durch die Normalschulendirection die Verfassung anderer, auf die Kirchenzeiten und Feste passenden Gesänge eingeleitet wird, welche sodann ohne Zwang und durch die Schuljugend nach und nach eingeführt und verbreitet werden können; gleichwie denn auch den Bischöfen, die so etwas wünschen, überlassen werden kann, dergleichen Lieder in der Absicht höchsten Orts vorzulegen, um sie sodann, wenn sie zweckmäßig befunden würden, durch die Schuljugend einzuführen und zu verbreiten"[3]). In der Eingabe des Linzer Bischofs vom 2. Juni 1790 wurde die Einführung „des deutschen Amtes musikalisch mit Orgel, Gesang und allenfalls auch mit Instrumenten (die rauschenden Trompeten und Pauken ausgenommen)", der sogenannten Salzburger Messe, als ein Volkswunsch bezeichnet[4]). Die Salzburger Messe, nämlich Michael Haydns „Hier liegt vor deiner Majestät", scheint anfänglich noch nicht als Volksgesang in Gebrauch getreten zu sein. Sie findet sich noch nicht in dem von Josef Preindl (wohl vor 1809) herausgegebenen Melodienhefte zu den bei St. Stephan gebräuchlichen Liedern. Dieses Orgelbuch, später neu bearbeitet von Sechter und von Bibl, bildete für Jahrzehnte die Grundlage des Wiener Volkskirchengesanges. Es enthielt 21 Lieder und wurde als das Normalbuch mit Konsistorialkurrende vom 12. Dezember 1818 für den kirchlichen Gebrauch vorgeschrieben. Daher zeigt auch der im Jahre 1824 den sämtlichen Pfarren abgeforderte Ausweis über die in den Kirchen gesungenen Lieder fast eine vollkommene Überstimmung mit jenem Liederkanon, soweit es sich um wirklich allgemein verbreitete Gesänge handelt. Die meisten jener Lieder, die im Gebrauch geblieben sind, sind auch im neuen Gesangbuch beibehalten worden. Schonender

[1]) F.-e. Ord.-Archiv I./XXXVI. 88. Regierungsresolution vom 7./12. 1781.

[2]) 9. Aug. 1784. F.-e. Ord.-Archiv I./XXXVI. 88.

[3]) Actenstücke zur Geschichte des österr. römisch-kathol. Kirchenwesens unter K. Leopold II. (Herausgegeben von der k. Akademie der Wissenschaften.) S. 27.

[4]) Ebenda S. 125.



kann man wohl das Erbe des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts nicht behandeln.

Die Verarmung, welche die Zeit der Aufklärung dem Kirchenliede gebracht hatte, sollte gar bald wieder schwinden. Aus der Zeit, in welcher der heilige Klemens Maria Hofbauer in Wien wirkte, besitzen wir Zensurprotokolle des f.-e. Ordinariates, welche eine große Zahl eingereichter Lieder (meist einzeln, auf Druckblättern, seltenerer in Sammlungen) ausweisen. Sie legen Zeugnis ab dafür, daß der vorhandene Liedbesitz den Bedürfnissen nicht genügte. Gerade der Kreis hervorragender Männer um den heiligen Klemens arbeitete in dieser Beziehung eifrig mit (so A. Passy, v. Pilat, J. E. Veith u. a.). Die Romantik richtete den Blick weit zurück in die deutsche Vergangenheit und förderte auch das Verständnis und die Wertschätzung des älteren Kirchenliedes. Im Zusammenhang damit stand eine kirchenmusikalische Reformbewegung, welche ihre schärfste Ausprägung später im Cäcilianismus fand und der wir einen rühmlichen Aufschwung auch des kirchlichen Volksgesanges danken. Die Früchte dieses neuen Lebens waren übrigens in anderen Diözesen reicher als in der Wiener Erzdiözese. Hier machte sich immer mehr eine Art Dezentralisation geltend in der Verwendung einer wachsenden Anzahl verschiedener Spezialliederbücher, ohne daß eine Vereinheitlichung versucht worden wäre. Es wäre eine günstige Gelegenheit hierzu gewesen, als J. E. Habert, der Führer der österreichischen kirchenmusikalischen Reformbewegung, welcher auch dem österreichischen Kunstbesitz sein Recht zu wahren bestrebt war, mit Dechant J. Gabler 1881 ein Gesangbuch für die „österreichische Kirchenprovinz" ausgearbeitet hatte. Allein diese Gelegenheit ging ungenützt vorüber. Und so gebot endlich die Not der Verwirrung eine Abhilfe, die das „Gesangbuch der Erzdiözese Wien" nun zu gewähren berufen ist.

Aus dem gegenwärtigen Stand der Volkskirchengesangsfrage ergeben sich auch die Aufgaben, die nun zu lösen sind. Sie sind zum großen Teil pastoraler Natur. Es handelt sich nicht um das Suchen neuer Wege, sondern um das Beschreiten der Wege, die bereits klar gewiesen sind. Kritik oder Nörgelei an Einzelheiten des vorgelegten Gesangbuches fördert nicht, sondern hemmt, unterbindet, stört die schaffende Arbeit. Die Vorschriften der kirchlichen Behörde drücken ganz klar die Absichten des Oberhauptes der Erzdiözese aus. Die Einführung und der allgemeine Gebrauch des Gesangbuches ist angeordnet, und in dankenswerter Weise haben die Schulbehörden größtes Entgegenkommen und Bereitwilligkeit zur Mitarbeit an der Hebung des kirchlichen Volksgesanges gezeigt. Von größter Wichtigkeit wird es nun sein, daß die Seelsorger durch ihre Mitwirkung die wesentliche Förderung des Werkes erzielen. Diese Arbeit erstreckt sich vor allem auf das katechetische und das homiletische Gebiet. Manche der Lieder bieten geradezu fertige Predigtdispositionen. Zur homiletischen Verwertung des Liederschatzes ist wohl auch die Abhaltung der unerläßlichen Übungen mit dem Volke zu rechnen. Mit besonderem Nachdruck soll auch bei dieser Gelegenheit hervorgehoben werden, daß es dringend notwendig ist, der Stellung, den Leistungen





und den Einkünften der Regenschori und Organisten eine erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Viele Klagen, Beschwerden und Hindernisse wären beseitigt, wenn man endlich daranginge, die Brotfrage der Kirchenmusiker befriedigend zu lösen.

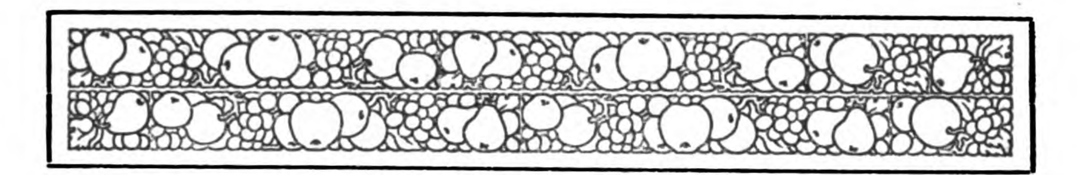
Soll der kirchliche Volksgesang gefördert und zur Blüte gebracht werden, so ist es unbedingt nötig, ein gemeinsames Ziel unentwegt im Auge zu behalten. Nicht durch Eigenbrödelei, nicht durch Vertretung von Sonderwünschen und Sonderansichten in mehr oder minder gutgemeinten Aufsätzen, nicht durch Verwendung von eigenen Gesangbüchern, nicht durch Ständeabsonderung im Volksgesang werden wir die Freude am heiligen Gesang heben, sondern durch gemeinsame Arbeit. Der schier unerschöpfliche Reichtum des Kirchenliedes kann ja noch mehr ausgenützt werden dort, wo für einzelne Kreise größere Bedürfnisse bestehen, in katholischen Vereinen, Kongregationen, bei der studierenden Jugend u. s. f. Aber das eine Gemeinsame, die auf dem einheitlichen Liederkanon aufzubauende große Organisation des öffentlichen Volksgottesdienstes muß Besitz aller werden, hierbei müssen alle zur Mitwirkung befähigt werden, die gebildeten Stände, der Arbeiter und der Bauer, zum Segen für das religiöse Leben. Dann wird das große Gnadenmittel eines doppelten Gebetes, welches wir im kirchlichen Volksgesange besitzen, seine hinreißende Gewalt über große Volksmassen ausüben. Die einzelnen Kräfte dürfen aber nicht versplittert werden, gleich Komponenten, die in entgegengesetzter Richtung wirken und sich aufheben, sondern sie müssen in der gleichen Richtung vorwärtsstreben, nur so weit auf eigenen Wegen, daß sie das eine gemeinsame Ziel, das eine gemeinsame Notwendige nie aus dem Auge verlieren, geführt von dem erprobten Grundsatz: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus autem caritas!

---

## Legendchen.

Von Ella Graf.

Am Weg stand ein uralt Kreuzelein,
Dem war zerbrochen der Heiligenschein.
Da klomm eine winzige Spinne hinan,
Spann emsig Faden um Faden daran,
Es sorgte der Tau vor grauendem Tag,
Daß manch ein glitzernder Tropfen drauf lag.
Und als die Sonne ihr Gold goß darein,
Da war erneuert der Heiligenschein.



# Land und Leute in Kurland.

Von Fanny Brentano.

Zur Zeit der lettischen Revolution 1905/06, von deren Greueln auch über die Grenzen des Zarenreiches hinaus gesprochen und geschrieben wurde, erwachte im deutschen Mutterlande wieder einiges Interesse für die baltischen Provinzen, die man Jahrhunderte hindurch ihrem Schicksal überlassen hatte; aber das Interesse machte bald wieder der früheren Gleichgültigkeit Platz, die sich nicht kümmerte um den tapferen Kampf dieser kleinen Insel des Deutschtums gegen das grimmig heranflutende Russentum und gegen den wilden Haß des Lettenvolkes. Erst seit Kurland, die südlichste der drei Ostseeprovinzen, von Hindenburgs Truppen erobert ist, seit die Grenze zwischen dem Deutschen Reich und dem „Gottesländchen"[1]) gefallen ist, um hoffentlich nie wieder aufgerichtet zu werden, wendet man in Deutschland den zurückgewonnenen Stammesbrüdern wieder Aufmerksamkeit zu, will man Näheres von ihnen und ihrem Lande hören, um sie in ihrer Eigenart kennen und verstehen zu lernen.

Baron Alexis Engelhardt charakterisiert in seinem Buch „Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands" (München, G. Müller, 1916) das Baltenland in wenigen Worten sehr treffend: „Die baltische Mark an der Ostsee, in Zeiten der Schwäche und Uneinigkeit dem alten Reich der deutschen Nation entrissen, ist ein gelobtes Land, ein Land, das die Arbeit derer lohnt, die es bebauen. Oft von Grund aus verwüstet und zerstört, ist es immer wieder aus Schutt und Asche erstanden, immer wieder zur Blüte gelangt. Der Boden dieses Landes ist nicht überreich, aber er ist unverwüstlich und zeugt ein starkes, sturmerprobtes Geschlecht. Das die Küsten umspülende Meer, der aus dem Herzen der osteuropäischen Ebene sich in die Ostsee ergießende große Strom, sie schufen hier ein Wirtschafts- und Machtbollwerk, das dem, der es besitzt, Kraft und Wohlstand sichert. Die Hand, die sich nach dieser Küste ausstreckt und sie beherrscht, erfaßt ein großes, kostbares Gut. Versteht sie mit ihm zu hausen, es so zu befestigen, daß niemand es entreißen kann, so wird

[1]) Diese Bezeichnung, die der Kurländer seiner Heimat gern gibt, soll aus dem 16. Jahrhundert stammen. Damals habe Zar Iwan der Schreckliche bei einem Überfall auf Livland dem Herzog von Kurland sagen lassen, er werde „seines Gottes Ländichen" verschonen.





die Ernte des Volkes, das hier sein Panier aufpflanzt, dauern und gesegnet sein."

Da die drei baltischen Provinzen als Ganzes nicht viel kleiner sind als Bayern und Württemberg zusammen (94.564 Quadratkilometer), dabei aber nur zirka 2,718.000 Einwohner zählen, öffnet sich hier der Kolonisation ein weites Feld. Es könnten, wenn man die Besiedlungsverhältnisse des Deutschen Reiches zum Muster nimmt, etwa noch drei Millionen Bauern, Handwerker und Gewerbetreibende angesiedelt werden und ihr gutes Auskommen finden. Die russische Regierung hat das bereits erkannt und den Plan gefaßt, große Scharen russischer Bauern in den Ostseeprovinzen anzusiedeln; zum Glück für die deutsche Kultur wurde sie an der Ausführung des Planes durch den Ausbruch des Weltkrieges verhindert. Und nun ist wohl zu hoffen, daß die dereinst — so Gott will schon in naher Zukunft — ins Land kommenden Ansiedler Deutsche sein werden, „wobei zunächst an die zwei Millionen deutscher Kolonisten zu denken wäre, die jetzt in Rußland durch die Enteignungsgesetze der Regierung um ihr Hab und Gut kommen. Sind die baltischen Provinzen nach ein paar Jahrzehnten von einem kräftigen Grundstock deutscher Bauernbevölkerung besiedelt, so wird das Deutschtum dort nicht nur ideell, sondern auch ziffernmäßig herrschen, und keine Macht der Welt wird unserem Volke diesen durch das Blut und die Arbeit unserer Vorfahren erworbenen Boden je entreißen können" (Engelhardt a. a. O.).

Wenn man die Karte der Ostseeprovinzen betrachtet, fällt einem wohl die seltsame Form Kurlands auf: mit dem breiten, westlichen Teil als stattliche Halbinsel in die Ostsee hineinragend, schiebt es nach Osten einen immer schmäler werdenden, sich nach dem Lauf der Düna schlängelnden Streifen weit hinein zwischen die russischen Gouvernements Witebsk und Kowno, während im Süden ein kurzes, schmales Stück Küstenlandes sich hinüberreckt bis an die deutsche Grenze, — wie eine Hand, die sich dem einstigen Mutterlande entgegenstreckt, um die frühere enge Verbindung nicht ganz abbrechen zu lassen. Vielleicht ist es diesem verbindenden Küstenstrich zu verdanken, daß Kurland dem Mutterlande weniger fremd wurde als Liv- und Estland. Jedenfalls hat seit je über diesen Strandweg ein reger Verkehr herüber und hinüber stattgefunden: wer von den vielen kurischen Reisenden, die allsommerlich Deutschland besuchen, der zuweilen recht stürmischen Seefahrt von Libau und Riga nach Stettin oder Lübeck die Fahrt über Land vorzog, wählte den Weg am Strande entlang über die Grenzorte Polangen auf kurischer und Nimmersatt auf preußischer Seite bis nach Memel hin.

Kurland ist zum Teil ganz ebenes, zum Teil leicht hügeliges Flachland, dessen höchste Erhebung im sogenannten Oberland kaum 200 Meter erreicht. Gebirge sind dem Kurländer etwas Fremdes. Das nördliche, livländische Ufer der Düna weist etwas bedeutendere Höhen auf und ist reich an landschaftlichem Reiz, der den Gebieten von Kokenhusen, Segewold und Üxküll sogar den Namen „Livländische Schweiz" verschafft hat. Aber selbst der höchste Berg Livlands und zugleich des ganzen



Baltenlandes, der Munamäggi, im Süden von Dorpat, erhebt sich nur bis zu 324 Meter. — Trotzdem ist Kurland in landschaftlicher Beziehung keineswegs einförmig zu nennen. Die vielen Binnenseen — im ganzen rund 300 mit zusammen 240 Quadratkilometer Flächengehalt —, Flüsse und Bäche, die prächtigen Waldungen, in denen Kiefern, Fichten und Birken vorherrschen, die zumeist von schönen Parkanlagen und uralten Linden und Eichen umgebenen Gutshäuser und Schlösser, nicht zuletzt die im Lande verstreuten, mitten in Feldern und Wiesen liegenden Bauernhöfe, dort „Gesinde" genannt, sorgen für Abwechslung. Da das Land noch arm an Eisenbahnlinien ist, stört nur selten ein Schienenstrang das friedliche und liebliche Landschaftsbild, ebenso fehlen dem flachen Lande die nüchternen Fabrikschornsteine fast gänzlich. Der Verkehr von Gut zu Gut, von Städtchen zu Städtchen wickelt sich auf den Landstraßen ab, von denen die meisten im Frühling und Herbst sich in einem schwer zu beschreibenden Zustande der Aufgeweichtheit und Grundlosigkeit befinden.

Klima und Bodenverhältnisse in Kurland, das an Größe fast Belgien erreicht (27.286 Quadratkilometer), sind der Landwirtschaft günstig, die denn auch auf den 648 Rittergütern und 24.430 Bauernhöfen eifrig, wenn auch nicht rationell genug betrieben wird. Die großen Rittergüter, wie zum Beispiel Dondangen an der nördlichsten Spitze Kurlands, übertreffen an Ausdehnung die kleineren Fürstentümer des Deutschen Reiches. Ebenso gibt es nicht wenige Bauernhöfe, die an Umfang des Kulturbodens in Deutschland nicht ihresgleichen finden. Die wohlhabenden Besitzer solcher Höfe werden nicht mit Unrecht „die grauen Barone" genannt — grau mit Bezug auf ihre gewöhnliche Kleidung, die aus dem seit altersher in Gebrauch stehenden Haustuch „Wadmal" oder „Want" verfertigt wird. — Daß es der bäuerlichen Bevölkerung in alten Zeiten nicht so gut ergangen ist wie jetzt und daß sie mancherlei Unterdrückung und Ausnützung von den Herren zu ertragen hatte, unterliegt keinem Zweifel; immerhin kann es damit nicht gar so schlimm gewesen sein, wie Gegner des baltischen Adels zu behaupten pflegen, sonst hätten nicht schon im 17. Jahrhundert Verordnungen gegen das übertriebene Festefeiern der Bauern erlassen werden müssen. In den Akten der Kirchenvisitation in der Doblenschen Gegend aus dem Jahre 1637 wird tadelnd bemerkt, „daß groß Uebermut bei den Bauern auf ihren Hochzeiten und Kindstaufen soll getrieben werden, also daß etliche Hochzeiten bei 14 Tage gehalten werden und bei 10, 20 Tonnen Bier oder mehr aufgehen", und die Kirchenvisitatoren von 1684 fanden großen Luxus der Letten in „Corduanschuhen, Juchtenstiefeln, güldenen Ringen, silbernen Gürteln und sammetnen zobelnen Mützen". Auch wird mehrfach die Neigung der Bauern zum „Vollsaufen und großen Banketts" erwähnt.

Gut stehen sich im großen und ganzen auch die auf den Gutshöfen beschäftigten Knechte, Landarbeiter ohne eigenen Grundbesitz. Sie erhalten 75 bis 100 Rubel Jahreslohn, der sich noch erhöht,



wenn die Frau des Knechtes mitarbeitet, ferner freie Wohnung und Beheizung, ein Stück Garten- und Kartoffelland, das sie auf Kosten des Arbeitgebers zu eigener Nutznießung bearbeiten dürfen; sie halten — ebenfalls auf Kosten des Herrn — einige Kühe, Schafe, oft auch Schweine, oder bekommen als Ersatz dafür bestimmtes Deputat. Bei der billigen Lebenshaltung im Baltenlande ist dem Knecht unter diesen Verhältnissen die Möglichkeit gegeben, jährlich etwa 50 Rubel zu ersparen, wenn er kein Trinker und Verschwender ist; es gibt denn auch nicht wenige unter ihnen, die es nach einigen Jahren bis zum Pachten und allmählichen Ankaufen von eigenen Höfen bringen. — Die Knechte wohnen in der „Herberge", wie die Nebenwohngebäude auf den Gutshöfen genannt werden; ihre Vorräte werden gleich den herrschaftlichen in der wohlverschlossenen, in einzelne Kammern und Verschläge abgeteilten „Klete" (Vorratsscheune) aufbewahrt.

Die Knechte stehen zumeist unter Aufsicht eines deutschen Verwalters oder „Amtmannes", dem ein lettischer Gehilfe („Wagger") beigegeben ist. Die Wälder werden von deutschen Förstern und lettischen „Buschwächtern" verwaltet. An weiblichem Personal begegnet man auf den Gütern außer einigen Taglöhnerinnen mehreren Viehmägden, die der „Vieh-" oder „Hofmutter" unterstellt sind, und dem gewöhnlichen, von einer „Mamsell" (Wirtschafterin) regierten Haus- und Küchenpersonal.

Angebaut werden in Kurland die gewöhnlichen Getreidearten: Roggen, Weizen, Buchweizen, viel Hafer und Gerste, ferner Erbsen, Kartoffeln, Rüben, Flachs und verschiedene Kleearten. Der Gartenbau ist noch wenig entwickelt, wenngleich er auf manchen Gütern von der Gutsfrau selbst besonders gefördert wird. Die Obstgärten sind reich an vorzüglichen Aepfeln, Birnen und Beerenfrüchten. Gemüsebau wird nur in der Nähe der Städte in größerem Stil betrieben.

Einzelne Gutsverwaltungen befassen sich eifrig mit der Viehzucht, die jedoch bei den günstigen Futterbedingungen des Landes eine viel größere Bedeutung gewinnen muß, als es bisher der Fall ist. Auch die Verwertung der Milch ist noch lange nicht gründlich genug in Angriff genommen. — Die Fischzucht bietet bei dem erwähnten Reichtum des Landes an Seen und Flüssen und der Küstennähe eine ergiebige Einnahmsquelle für so manchen Landwirt; die Bauern befassen sich auch nicht ungern mit Bienenzucht.

Die Städte Kurlands, das deren mehr besitzt als seine beiden Schwesterprovinzen (11 Städte und 12 Flecken), stehen an Größe und Bedeutung weit zurück hinter dem 515.000 Einwohner zählenden Riga, der ganz westeuropäisch anmutenden Hauptstadt Livlands, der Metropole des ganzen Baltenlandes und zugleich einer der reichsten und bedeutendsten Industriestädte im Zarenreich. Die ansehnlichste kurische Stadt ist Libau mit seinem das ganze Jahr eisfreien Handelshafen und dem um die letzte Jahrhundertwende erbauten Kriegshafen, dem „Port Alexanders III.". Libau zählte vor dem Weltkriege zirka



110.000 Einwohner und erfreute sich eines regen Handels, der sowohl in der Ausfuhr von Getreide, Holz, Mehl und Spiritus als in der Einfuhr von Steinkohlen und verschiedenen Manufakturwaren einen jährlichen Umsatz von rund 30 Millionen Rubeln aufzuweisen hatte. Große Speicher mit hohen Giebeldächern stehen dicht gedrängt am Hafenkai und geben dem Hafenbilde eine große Aehnlichkeit mit den alten reichsdeutschen Seestädten, wie denn überhaupt der ältere Teil der Stadt ganz deutsch anmutet. In Neu-Libau, dem nüchternen nördlichen Stadtteil mit vielen Fabriken (Libau hat deren im ganzen 20), überwiegt in der zumeist aus Arbeitern bestehenden Bevölkerung das lettische Element. Die Russen bilden, soweit es sich nicht um städtische Beamte und Lehrer mit ihren Familien handelt, draußen in dem drei Kilometer entfernten Kriegshafen eine eigene Kolonie. Vor Erbauung dieses Kriegshafens, der viele Millionen verschlungen hat und einen guten Teil davon in den Taschen der russischen Ingenieure verschwinden ließ, genoß Libau einen Ruf als Badeort, da es einen herrlichen, sandigen, steinfreien Strand mit kräftigem Wellenschlag bieten kann. Seit Errichtung der Befestigungen, durch welche die Strandpromenade sehr verkürzt und den Badegästen manche Freiheit genommen wurde, kommen nur noch wenige Fremde nach Libau, sehr zum Schaden der Einwohnerschaft, die zum Teil — besonders in dem neuen, eleganten Villenviertel — vom Vermieten der Wohnungen an Sommergäste lebte. — Libau hatte seinerzeit ein sehr gutes, wenn auch armselig untergebrachtes Theater; die Truppe bestand aus reichsdeutschen und österreichischen Schauspielern. Oft gastierten hervorragende Künstler und Künstlerinnen, die sich auf der Durchreise nach oder von Petersburg in Libau aufhielten. Knapp vor dem Kriege wurde ein stattlicher moderner Theaterbau fast vollendet.

Das viel jüngere Libau, das noch vor einem Jahrhundert ein ganz unbedeutendes Städtchen war, hat die alte Herzogsresidenz Mitau, die durch die Nähe Rigas erdrückt wurde, schnell überflügelt. Mitau zählt jetzt kaum 40.000 Einwohner und macht den Eindruck einer absterbenden Stadt. Dennoch ist es auch heute noch in mancher Beziehung der Mittelpunkt des deutschen Lebens in Kurland. Getreu der Tradition aus Herzogszeiten versammelt sich hier allwinterlich der kurische Adel, um die „Saison" mitzumachen. Im prächtigen Rittersaal des Adelskasinos finden vornehme Bälle statt, denen noch manches vom Gepränge der einstigen Hoffestlichkeiten anhaftet, und durch die breiten, aber unschönen Straßen mit den niedrigen Häusern klingen die Schellen der Schlitten, in denen die elegante Gesellschaft spazieren fährt. Zum Besuch von Theater und Konzerten fährt man oft hinüber nach Riga, anderseits kommen von dort Künstler und Künstlerinnen zu Gastspielen nach Mitau. Im Sommer herrscht in Mitau nur um Johanni reges Leben; da finden sich Gutsbesitzer, Bauern und Händler zum Abschluß landwirtschaftlicher Geschäfte in der Landeshauptstadt ein, die bald darauf still und leer

daliegt; denn wer nur immer kann, zieht im Sommer auf die umliegenden Güter oder an den „Rigaer Strand", eine weit ausgedehnte Villenkolonie im Nadelwalde am Ufer des Rigaer Meerbusens.

Die übrigen Städte Kurlands — Friedrichstadt und Jakobstadt an der Düna, die Ostseestadt Windau an der Mündung des gleichnamigen Flusses, die Kreisstädte Hasenpot, Goldingen, Tuckum, Bauske, die zwei kleinsten kurischen Städtchen Grobin und Pilten (mit je 1500 Einwohnern) — sind mit Ausnahme von Windau (25.000 Einwohner), das wegen seines guten Hafens eine stetig steigende Bedeutung als Handelsstadt gewinnt, für Handel und Industrie nicht in Betracht kommende Orte, die aber allzeit für die Erhaltung des Deutschtums gesorgt und ihre besondere Eigenart bewahrt haben. Es herrscht in diesen Städtchen ein gemütliches, geistig reges Gesellschaftsleben, das sich hauptsächlich bei ungezwungenem Familienverkehr, unter gänzlicher Ausschaltung des Wirtshauslebens, abspielt. „Restaurant" und „Café" kamen in den kurischen Städtchen erst durch reichsdeutsche Kaufleute und Künstler in Aufnahme. Beengende Grenzen werden dem Verkehr nur durch den im Baltenlande noch üppig blühenden Kastengeist gezogen, der besonders bei den Literaten [1]), die sich mit Recht als die geistige Auslese des Landes betrachten und auf eine große Anzahl tüchtiger Männer in ihren Reihen stolz sein dürfen, sehr stark ausgeprägt ist. Für den Angehörigen eines andern Standes und für den zugereisten Fremden ist es nicht leicht, zu diesen Kreisen Zutritt zu erhalten. Ebenso abgeschlossen hält sich der Kreis des alten kaufmännischen Patriziates, das in früheren Zeiten in den Städten die Hauptrolle spielte. Der Handwerkerstand hat viele lettische, litauische und jüdische Elemente in sich aufgenommen.

Noch geselliger, anregender, für das kurische Deutschtum charakteristischer als in den Städten, spielt sich das Leben auf dem Lande ab. Wer es in all seiner Gastfreiheit, Gemütlichkeit, harmlosen Fröhlichkeit kennen lernen will, muß sich für ein paar Wochen auf einem der Rittergüter oder auch in einem ländlichen Pastorat, in einer Oberforstei einquartieren. Der in die Fremde verschlagene Kurländer behält sein Lebenlang ein leises Heimweh gerade nach dieser Art des geselligen Verkehrs, den man in kurzer Fassung kaum besser schildern kann, als Dr. Valerius Tornius es tut („Die baltischen Provinzen", Leipzig, Teubner, 1916): „Ein Nachklang jener Schloßgeselligkeit, die man vor einem halben Jahrhundert noch zu schätzen verstand, hat sich in diese ländliche Einsamkeit verirrt. Da kommen die Nachbarn zum Nachbarn, auch wenn sie etliche Kilometer voneinander entfernt wohnen, ohne jede Prätension und bringen wiederum ihre Gäste mit; sie sind eben da und man freut sich, daß sie da sind. Man richtet sich nach keinem Programm, bestimmt nicht

[1]) So heißen im Baltenlande die Vertreter bürgerlicher Berufe mit akademischer Bildung.



vorher, ob heute musiziert, gelesen oder geplaudert werden soll. Die jeweilige Stimmung gibt die Art der Unterhaltung an. Sind ein paar ehrwürdige Herren anwesend, deren Gedächtnis überreich mit Anekdoten angefüllt ist — und die Kurländer sind meisterhafte Anekdotenerzähler —, so setzt man sich um sie herum und lauscht lachenden Mundes ihren fröhlichen Worten. Ueberwiegt die Jugend, so ist man ebenso gern zu Tanz und Spiel bereit und die Alten verjüngen sich und tun mit. Ist jedoch ein kleiner, zur Diskussion aufgelegter Kreis versammelt, so wird vorgelesen und geplaudert. Das sind die Vergnügungen des Winters. Und kommt der Sommer, so nimmt die Geselligkeit andere Formen an. Gemeinschaftlich zieht man hinaus zum Krebsfang, zum Picknick, zur Johannisfeier und ergötzt sich bei Spiel und Tanz, während am Waldrand Holzstöße flammen und Nebelschwaden aus dem Wiesenbache steigen, und man singt und scherzt bis der Morgen graut und jeder durch den dämmernden Wald heimwärts geht. So rankt sich das Band der Geselligkeit von Haus zu Haus, seine Bewohner abwechselnd umschlingend mit Ernst und Heiterkeit, so blüht in jedem Heim die Gastfreundschaft, unvergeßlich denen, die sie einmal genossen haben." Zu den winterlichen Vergnügungen gehören auch noch die Ausflüge zum Fischfang auf blanker Eisfläche des zugefrorenen Sees, wobei die Netze kunstgerecht unter dem Eise von einer eingehackten Oeffnung zur anderen gezogen werden, und die Spazierfahrten in den kleinen zweisitzigen russischen Schlitten durch den schneebedeckten Nadelwald, — leider aber auch das Kartenspiel, das oft tage- und nächtelang ohne Unterbrechung fortgesetzt wird und bei dem in alten Zeiten so mancher lustige Kurländer Hab und Gut verspielt hat. Eine große Liebhaberei der Kurländer, Herren sowohl als Damen, ist auch die Jagd, die bei den Besitzern wildreicher Waldungen zuweilen ganze Scharen von Gästen versammelt.

Trotz des fröhlichen geselligen Treibens ist das Leben des kurischen Gutsbesitzers auch reich an ernster Arbeit. Der baltische Adel hat sich nach einer Zeit des Niederganges, in der er nur für Kriege, Raufereien und schwelgerische Festlichkeiten Sinn hatte, zu anerkennenswerter Tüchtigkeit emporgearbeitet. Er setzt seine Ehre darein, etwas für seine Heimat zu leisten, seine Güter selbst zu verwalten oder sonst einen Beruf zu ergreifen. Er hat auch viel von seinem frühern Standeshochmut aufgegeben und begonnen, seine Mitmenschen nach ihrem Können, Wissen und Sein zu beurteilen und nicht nach ihrer Geburt. Viele der alten adelsstolzen Geschlechter, deren Vorfahren sich zur Zeit der Ordensritter in Altlivland angesiedelt haben, sind bereits ausgestorben. In späteren Zeiten sind dann aus dem Deutschen Reiche andere Adelsfamilien ins Land gekommen, deren Nachkommen sich aber auch schon längst als Balten fühlen. Der baltische Adel hat große Verdienste um die Verwaltung des Landes, dessen Rechte er stets mit Nachdruck vertrat und auch noch vertritt, denn auch jetzt nach der Russifizierung hat die Ritter-



schaft bei der Verwaltung der Ostseeprovinzen mitzusprechen. Wenngleich die Landtage, auf denen sich die Großgrundbesitzer alle drei Jahre zur Beratung zusammenfinden, durch die russische Regierung in ihren Rechten stark beschnitten worden sind, so obliegt ihnen immerhin noch die Fürsorge für die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse; auch ist ihnen ein gewisser Einfluß auf Steuererhebung, Kirchen- und Schulverwaltung geblieben. Mit der Ausführung der Landtagsbeschlüsse und der offiziellen Vertretung der Landesinteressen bei der russischen Regierung ist in Kurland der „Landesbevollmächtigte" (in Livland der „Landmarschall") betraut, der in allen Regierungsämtern und Ausschüssen der Provinz Sitz und Stimme hat und gewissermaßen verantwortlich ist für Wohl und Wehe des ihm anvertrauten Landes. „Am baltischen Adel ist viel gemäkelt worden. Von Freund und Feind. Wir meinen, daß das Werk dieser Standschaft sich sehen lassen kann. Sie hat unter denkbar schwierigen Verhältnissen ein großes Land verwaltet, zu Ordnung und Wohlstand gebracht. Die baltischen Ritterschaften haben die Bauernbefreiung durchgeführt [1]) und einen wirtschaftlich lebensfähigen Bauernstand geschaffen. Sie haben die Selbstverwaltung des Landes organisiert, die lettische und estnische Volksschule ins Leben gerufen. Unzählige wirtschaftliche Gründungen stützen und fördern die Entwicklung des Landes. Kirche und deutsche Schule verdanken der Mitarbeit und Unterstützung durch die Ritterschaften viel von ihrer Blüte. Im Durchschnitt steht der baltische Adelige auf einer hohen Bildungs- und Kulturstufe. Er ist meist intelligent, hat ein stark ausgeprägtes, aber durchaus nicht aufdringliches Standesbewußtsein, ein gesundes, auf überlieferter sicherer Form und angeborenem Takt aufgebautes Selbstvertrauen, ein schlichtes, natürliches Auftreten und eine gute Anpassungsfähigkeit an fremde Verhältnisse, ohne dabei die eigene Note zu verlieren. Uns scheint überhaupt, daß der baltische Deutsche, nicht nur der Adelige, viel von dem besitzt, was man als Natur, als Persönlichkeit oder auch als Original bezeichnet. Besonders reich an letzteren war Kurland und ist es vielleicht noch heute" (Engelhardt, a. a. O.).

Viele baltische Barone haben sich ernsthaften wissenschaftlichen Studien gewidmet und in bürgerlichen Berufen arbeitsreiche Stellungen anerkennenswert ausgefüllt. Auch im russischen diplomatischen Dienst finden sich noch baltische Aristokraten, nur dürfen nicht alle die, welche einen deutschen Namen führen, als Balten betrachtet und beurteilt werden: es gibt in Rußland eine Menge von Familien, die von den ins Zarenreich eingewanderten Urahnen her den deutschen Namen tragen, aber bereits seit mehreren Generationen „Stockrussen" sind. Sie tragen oft genug dazu bei, den deutschen Balten in falsches Licht zu stellen und geben häufig die ärgsten Deutschenhasser ab.

[1]) Die Leibeigenschaft der Bauern wurde in Estland 1816, in Kurland 1817 und in Livland 1819 aufgehoben.



Besondere Erwähnung verdienen die deutschen Gutsbesitzersfrauen, die ihre Gatten an Tüchtigkeit und Fleiß nicht selten noch übertreffen und sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Blond, groß, kräftig gebaut, wie der Durchschnitt des baltischen Adels, einfach, wenn nicht gar übertrieben schlicht in der Kleidung, von natürlicher Liebenswürdigkeit, ohne Ziererei und Phrasen, fromm, klug und gütig, fleißig, gastfrei und hilfsbereit, so schaltet und waltet die baltische Baronin auf ihrem Gute und in ihrem Hause; sie weiß von allem, was in ihrem kleinen Reiche vorgeht, überwacht alle wichtigen Arbeiten, ist meist schon in aller Morgenfrühe draußen im Viehstall, Geflügelhof oder Garten, weiß mit Stickrahmen, Nähmaschine und Spinnrad umzugehen, begleitet als fesche Reiterin ihren Mann durch Feld und Wald und findet bei alledem noch Zeit, die Erziehung ihrer Kinder, besonders der Mädchen, selbst zu leiten, sich durch Bücher und Zeitschriften über alle Weltgeschehnisse zu unterrichten und den fast täglich erscheinenden Gästen eine liebenswürdige Wirtin, den hilfsbedürftigen Untergebenen eine Beraterin und Helferin zu sein. Selbst die Herzoginnen haben sich um die Bewirtschaftung ihrer Güter und um den Haushalt gekümmert und sogar mit Leinwand, Getreide und Früchten Handel zu treiben verstanden! Dabei aber waren die Fürstinnen auch geistig hochstehende Frauen, die mit bedeutenden Männern befreundet waren und regen Briefwechsel unterhielten. Bekannt als geistvolle Frau war Anna Dorothea, die letzte Herzogin von Kurland, die jedoch durch ihre Schwester Elise von der Recke, die Freundin des Dichters Tiedge und Entlarverin des Schwindlers Cagliostro, an Verstand und Bildung noch übertroffen wurde.

Tüchtig und sympathisch ist auch die baltische Bürgersfrau der kaufmännischen und Literatenkreise. Sie ist eine gute, fürsorgliche Mutter und Hausfrau, ohne jedoch in jene blitzblanke Nüchternheit und nach Küche und Waschtrog duftende Wirtschaftlichkeit zu verfallen, die dem Begriff „deutsche Hausfrau" z. B. in manchen Gegenden Norddeutschlands anhaften. Sie geht nicht vollständig auf in den Hausfrauenpflichten, interessiert sich nicht nur für Kochrezepte, sondern auch für Literatur, Kunst, Sozialpolitik und vor allem für das Wirken und Arbeiten ihres Mannes, dem sie ebenso wie den heranwachsenden Söhnen eine treue Gefährtin und verständnisvolle Freundin zu sein bestrebt ist. Da es in den guten baltischen Familien Sitte ist, daß die Töchter die Matura eines Mädchengymnasiums oder einer höhern Töchterschule ablegen — das sogenannte „große Examen" —, verfügen die Baltinnen über gute Schulbildung, die sie durch Sprachen- und Kunststudium noch erweitern.

Das Landleben erhielt in den Jahren vor der lettischen Revolution noch eine besondere Eigenart durch das patriarchalische Verhältnis zwischen Gutsherrschaft und Bauern [1]). In den Gesinden wurde

[1]) Vgl. auch das von derselben Verfasserin herrührende Kapitel „Kurland" in dem Sammelwerk „An den Grenzen Rußlands", M. Gladbach, Sekretariat sozialer Studentenarbeit, 1916.



kein Familienfest gefeiert, ohne daß die Familie des Gutsherrn oder wenigstens einige ihrer Mitglieder daran teilnahmen. Die „große Mutter", wie die adelige Gutsfrau (wörtlich übersetzt) im Lettischen heißt, war Brautführerin, Taufpatin, Krankenpflegerin, Helferin und Trösterin in jedem Leid; ihr Gatte, der „große Herr", stand ihr dabei würdig zur Seite. Im Lettenvolk hatten sich bis in die neueste Zeit noch mancherlei poesievolle alte Gebräuche erhalten, die bei Brautwerbungen, Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen, aber auch zu gewissen Festen des Kirchenjahres zum Vorschein kamen. Manches davon stammt noch unverkennbar aus heidnischer Zeit, so zum Beispiel verschiedene Gebräuche und Gesänge am Johanniabend (23. Juni), an dem die Sonnwende, und am Ostermorgen, an dem der Einzug des Frühlings gefeiert wird. Auch hiebei mußte die Gutsherrschaft teilnehmen: am Johanniabend zogen die jungen Burschen und Mädchen der Umgebung singend, mit Kränzen beladen, zum Gutshaus; jedes Mitglied der Herrschaftsfamilie bekam mindestens einen Kranz, den man übers Bett hängen und bis zum nächsten Johanniabend aufheben mußte; er brachte Glück und hatte auch die Eigenschaft, auf allerlei geheimnisvolle Weise die Zukunft vorauszusagen. Die Johanninacht wurde bei gutsherrlicher Bewirtung durchtanzt und durchjubelt. Am Ostermorgen, noch vor Sonnenaufgang, schlichen Mägde und Gutsfräulein heimlich zum Fluß oder Bach hinab, um „Osterwasser" zu schöpfen, das die Wirkung hat, die glückliche Besitzerin schön und geliebt zu machen, auch gegen manchen Spuk zu brauchen ist; das Unheil wollte es nur, daß höchst selten einmal ein Mägdlein in den Besitz dieses Zauberwassers kam, denn: es mußte unter vollständigem Stillschweigen und mit unerschütterlichem Ernst geschöpft und heimgetragen werden, die im Gebüsch versteckten Burschen und „Jungherren" aber sorgten regelmäßig dafür, daß erschrecktes Schreien und lustiges Lachen den Zauber störten. War die Ostersonne aufgegangen, so gab es einen anderen Spaß: wer seine Schlafzimmertür nicht gut verschlossen hatte, wurde von den jüngeren Familienmitgliedern und den Dienstboten, ja selbst von der Jugend des Nachbargutes, die eine Morgenwanderung durch den taufrischen Wald nicht gescheut hatte, überfallen und mit Palmzweigen geprügelt, bis er sich durch bunte Eier oder ein Geldgeschenk loskaufte. Auch am Andreastage, zu Georgi, Martini, Michaeli, besonders natürlich am Silvesterabend, wurde allerlei mit harmlosem Aberglauben verbundener Scherz getrieben, Fastnacht dagegen verlief unbeachtet, der Kurländer kennt keinen Karneval. — Durch die lettische Revolution ist das patriarchalische Verhältnis zwischen Herrschaft und Untergebenen so gründlich gestört worden, daß das Landleben naturgemäß viel von der Gemütlichkeit eben geschilderter Art verloren hat.

Einer Besonderheit des Kurlandes sei noch gedacht: seiner Sprache. Im Adel und im gebildeten Bürgerstande wird ein dialektfreies, deutliches Hochdeutsch gesprochen, auf das die Kurländer sich

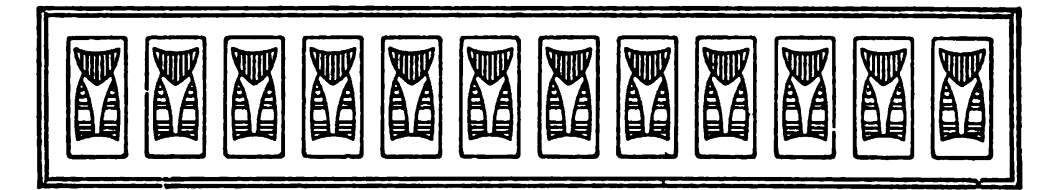
etwas einbilden, das jedoch mit vielen niederdeutschen Ausdrücken und einzelnen aus dem Russischen und mehr noch aus dem Lettischen herübergenommenen Provinzialismen vermengt ist, so daß sich ein eigenes Kurischdeutsch herausgebildet hat. Eigentümlich ist die Aussprache des Buchstaben g; er lautet vor a, o, u ganz richtig wie g, vor e und i aber berlinerisch wie j; dem Fremden fällt auch die Aussprache der Doppelvokale auf, die sehr gedehnt und fast getrennt voneinander mit starker Betonung des ersten Buchstaben gesprochen werden (zum Beispiel Há-us), sowie der eigentümliche, schwer nachzuahmende Tonfall des echten, nie außer Landes gewesenen Kurländers. Die sogenannten „Halbdeutschen", zu denen die kleinbürgerliche Stadtbevölkerung gehört, sprechen ein unschönes, ungrammatikalisches, aber immerhin dialektfreies Deutsch mit stark lettischer Betonung. Englisch und Französisch erlernt der Kurländer gern und leicht, leichter als das Russische, dessen Aussprache dem echten Balten schwerfällt, besonders dem, der nie in Rußland war. Unter „Rußland" versteht der Balte das ganze Zarenreich mit Ausnahme seiner Heimat. Wenn er im Auslande als „Russe" bezeichnet wird, fühlt er sich gekränkt oder er hält die Ausländer für entsetzlich unwissend. Der Kurländer liest gern und viel und wurde bis zum Weltkrieg durch deutsche Buchhandlungen mit der neuesten deutschen Literatur bestens versorgt. Auch die einheimische Literatur ist nicht ganz unbedeutend und hat besonders in neuerer Zeit manch begabte Vertreter gefunden. Es fehlt auch nicht an deutschen Zeitungen, außerdem sind die Kurländer treue Abonnenten vieler in Deutschland erscheinender Zeitschriften, die freilich oft genug mit großen, von der russischen Zensur angebrachten schwarzen Flecken in die Hände der Leser kommen.

„Das Deutsche ist nun einmal die Ostseesprache," sagt Moeller van den Bruck[1]), „ist die alte Hansasprache, deren Bedeutung heute, mit der steigenden Weltstellung und wachsenden Seegeltung des Deutschtums, auch im Ostseebecken wieder zunimmt und weit ausholt. Das Baltikum gehört nun einmal den Deutschen, geistig wie wirtschaftlich: allen Balten mit Ostseebewußtsein, allen Menschen des nordischen Gedankens. Und den deutschen Balten, die einen so wertvollen Besitz in deutscher Sprache und nach deutschem Recht durch siebenhundert Jahre für uns bewahrten und verwalteten, sollten wir heute nicht vergessen, daß sie in dieser langen Zeit die einzigen Deutschen gewesen sind, so Adel wie Bürgertum und Handwerkerschaft, die von allen Deutschen, welche wir je an Ausland und Umland abgaben, das Deutschtum nicht aufgegeben, sondern sich in ihm behauptet haben."

---

[1]) „Belgier und Balten." 59. Heft der Sammlung „Der deutsche Krieg", Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1915.





# Das St. Georg-Kolleg in Konstantinopel.

Von Superior Johann hegerer.

Der Weltkrieg und das Bündnis mit der Türkei, das er mit sich brachte, hat die Aufmerksamkeit von Österreich-Ungarn in erhöhtem Maße auf den Orient gelenkt. Der Ausspruch Goethes: „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen“, hat eine neuerliche Bestätigung erfahren, und mit Recht hat sich das vor kurzem ins Leben gerufene und vielversprechende „Forschungsinstitut für Osten und Orient“ in Wien diesen Ausspruch zum Motto gewählt.

Nicht nur in militärischer, handelspolitischer und kultureller Hinsicht, sondern auch in religiöser Beziehung ist uns ein weites Tor geöffnet worden, das auch, wenn nicht alle Anzeichen trügen, für alle Zukunft offen bleiben wird. Durch die Ausweisung der französischen und italienischen Missionskräfte, die sich auch als Folge des Weltkrieges eingestellt hat, ist ein großes Arbeitsfeld nunmehr ohne Arbeiter und das Interesse der Weltkirche verlangt, daß die Katholiken anderer Länder, vorab von Österreich-Ungarn und Deutschland, in die Bresche treten. Aus diesem und manchen anderen Gründen haben die im Orient bereits bestehenden Anstalten, die von Österreich-Ungarn aus gestiftet und bisher unterhalten wurden und die Ausbreitung religiöser und wissenschaftlicher Bildung zum Ziele haben, außerordentlich an Bedeutung gewonnen. Das St. Georg-Kolleg in Konstantinopel ist von der Kongregation der Missionspriester vom hl. Vinzenz von Paul, auch Lazaristen genannt, die ihr Zentralhaus in Graz haben, vor mehr als 30 Jahren gegründet worden und wird von ihr besorgt.

Die Anstalt besteht gegenwärtig: 1. aus einer fünfklassigen Volksschule für Knaben nach österreichischem Lehrsystem mit deutscher Unterrichtssprache und aus einer Volks- und Bürgerschule für Mädchen, die von Barmherzigen Schwestern geleitet wird; 2. aus einer Handelsschule in vier Jahrgängen mit praktischem Bankkurs; 3. aus einer siebenklassigen Realschule mit relativ obligatem Unterricht in Latein und philosophischer Propädeutik, deren auf Grund der Reifeprüfung erworbene Zeugnisse den Reifezeugnissen an deutschen Realschulen oder Realgymnasien gleichwertig sind und zum Besuche österreichischer Hochschulen, der Hochschule für Bodenkultur, der tierärztlichen Hochschulen in Wien und Lemberg und der Bergakademie in Leoben berechtigen.





Das St. Georg-Kolleg hat seinen Namen von der damit verbundenen, dem hl. Georg geweihten Kirche und liegt in einer der ältesten Straßen von Galata, der Tchinar-Sokak, der Platanenstraße. Galata ist jenes Viertel von Konstantinopel, wo sich seit dem Mittelalter zumeist die Franken, wie die Abendländer genannt werden, angesiedelt haben. Kirche und Kolleg sind wenige Minuten vom Goldenen Horn, dem herrlichen Hafen entfernt, nahe der großen Schiffbrücke, die nach Stambul, der eigentlichen Türkenstadt, hinüberführt. Konstantinopel faßt beiläufig 1,106.000 Einwohner, darunter 60.000 Franken.

Der Ursprung der Kirche St. Georg verliert sich ins Legendenhafte. Zur heidnischen Zeit soll dort, wo jetzt die Kirche steht, ein Tempel des Apollo mit einer diesem geweihten Quelle sich befunden haben, die unter Kaiser Trajan die Stätte des Martyriums der Schutzpatronin von Konstantinopel, der hl. Irene, gewesen ist. Diese, die Tochter eines heidnischen Fürsten, wurde von einem Engel — so erzählt die Legende — im Glauben an Christus unterrichtet und von dem Schüler des Apostels Paulus, vom hl. Timotheus, getauft. Ihr Vater, darüber erzürnt, verurteilte sie wegen ihres unerschrockenen Bekenntnisses der Gottheit Christi, an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden und zu Tode geschleift zu werden; doch das Pferd erhob sich gegen den unnatürlichen Vater und tötete ihn durch Hufschläge. Das Gebet der Heiligen gab ihn dem Leben zurück: der Vater bekehrte sich und seine ganze Familie. Das veranlaßte den damaligen Proprätor Ampelianus, die hl. Irene gefangennehmen und zum Heiligtum des Apollo in Galata schleppen zu lassen, wo sie dem Götzen opfern sollte. Da sie sich beharrlich weigerte, wurde sie beim Götzentempel enthauptet. Die Christen bestatteten den Leichnam der heiligen Märtyrin und feierten ihr Andenken alljährlich am 5. Mai; ihr Name findet sich an diesem Tage im Menologium des Kaisers Basilius, nicht aber im römischen Martyrologium.

Nach dem Siege des Christentums über das Heidentum wurde der Tempel des Apollo in Galata in eine der hl. Irene geweihte Kirche umgewandelt, die im Mittelalter von genuesischen Kaufleuten erworben und dem Andenken des hl. Georg, des Schutzpatrons der Stadt Genua, geweiht wurde, was um so leichter geschehen konnte, da ohnehin im nahen Top-Hane auch eine der hl. Irene geweihte Kirche sich befand. In einem Dekret des Kaisers Andronikus II. vom 1. Mai 1303, durch welches die Grenzen des den Genuesen überlassenen Gebietes von Galata bestimmt wurden, geschieht der Kirche des hl. Georg und des anbei befindlichen Friedhofes das erstemal urkundlich Erwähnung. Die Kirche war damals Sitz eines Bischofs und das Fest des hl. Georg als Patronats- und Nationalfest der Genuesen wurde alljährlich mit großer Feierlichkeit begangen; es war ein gebotener Feiertag.

Als im Jahre 1453 Konstantinopel von den Türken erobert wurde, verloren die in Galata wohnenden abendländischen Kaufleute ihre Privilegien, und St. Georg scheint recht traurige Zeiten gehabt



zu haben; das geht unter anderem daraus hervor, daß nach dem Bericht der Chronik im Jahre 1583 der englische Gesandte bei St. Georg unter dem Vorwande, es sei verlassen, einen kalvinischen Prediger anstellen wollte. Die Kunde davon veranlaßte den venetianischen Gesandten, bei der Hohen Pforte sich tatkräftig um St. Georg anzunehmen, indem er seinen eigenen Gesandtschaftsgeistlichen dahin sandte, täglich die hl. Messe daselbst zu lesen; ein Jesuit aus dem nahen Kollegium St. Benedikt, einer ehemaligen Benediktinerabtei, wurde angestellt, um den Kindern täglich den Katechismus zu erklären.

Im Jahre 1587 wurde infolge des Einflusses des französischen Gesandten de Laucosme die Kirche St. Georg und das zugehörige Haus den Kapuzinern übergeben, die durch einen Ferman des Sultans die Erlaubnis erhielten, „im ganzen Ottomanischen Reich zu gehen und zu kommen in aller Sicherheit und Freiheit". Doch die Kapuziner scheinen sich nicht lange im Besitz von St. Georg erhalten zu haben, denn bald berichtet die Chronik von einem Weltpriester aus Chios, der den Gottesdienst an der Kirche besorgte und zugleich auch den Kindern Unterricht im Katechismus und in den Elementarfächern erteilte. Diese und ähnliche Bemerkungen zeigen, daß schon frühzeitig mit der Kirche von St. Georg eine Schule verbunden war. Vorübergehend war Kirche und Haus von St. Georg durch die Bruderschaft der hl. Anna, auch „magnifica comunità di Péra" genannt, den Jesuiten übergeben worden mit der Verpflichtung, auch eine Schule einzurichten, die näher gelegen sei als die in der Abtei im Frankenviertel; gemeint ist die Abtei von St. Benedikt in Galata, die in den Besitz der Jesuiten gekommen war und die in ihrem Besitz blieb bis zur Aufhebung ihres Ordens 1773, wo ihre Anstalten von den französischen Lazaristen in Konstantinopel und in der Levante übernommen wurden. Da feststeht, daß schon früher bei St. Georg eine Schule bestand, so kann wohl nur deren Erweiterung gemeint gewesen sein.

Über die Bruderschaft der hl. Anna ist nichts Näheres bekannt; sie hatte jedoch ohne Zweifel das Recht, über St. Georg zu verfügen und zu bestimmen, wer in der Kirche den Gottesdienst zu besorgen habe; aber trotz der Bemühungen der Bruderschaft scheinen über St. Georg wieder recht traurige Tage gekommen zu sein, denn die Chronik berichtet, daß im Jahre 1623 die Kirche einige Monate geschlossen war. Erst als auf Betreiben des französischen Gesandten im Jahre 1626 die Kapuziner neuerdings Kirche und Haus übernahmen, wurde regelmäßig Gottesdienst und Schulunterricht gehalten. Bei St. Georg hatte der Kapuzinerorden, der bis heute in der Levante eine sehr verdienstvolle Wirksamkeit ausübt, die erste dauernde Niederlassung.

Das neue Heim wurde dem Orden bald zu eng; 1630 kaufte er ein nahes Grundstück und 1637 das anstoßende Haus des Stephan Piron. Im Jahre 1660 wurde St. Georg das Opfer eines verheerenden Brandes. Als man bei den Türken die Geburt der ersten Tochter des Sultans feierlich beging, brach in der Nacht des 11. April im Hause eines Zuckerbäckers Feuer aus, das, von einem heftigen

Nordwind angefacht, in wenigen Stunden ganz Galata in Asche legte; nicht weniger als sechs Kirchen, darunter auch St. Georg, wurden eingeäschert. Man schritt alsbald zum Wiederaufbau. Da aber nach einem türkischem Gesetz der Platz einer abgebrannten Kirche konfisziert und dem Vakuf, d. h. dem türkischen Religionsfonds, anheimfällt, so wählte man beim Wiederaufbau von St. Georg die Form eines Magazins. Doch die Türken schöpften Verdacht, das Gebäude mußte niedergerissen werden und der Platz wurde dem türkischen Fiskus zugesprochen. Im Jahre 1670 gelang es aber dem französischen Botschafter de Nointel, den Platz, auf dem die Kirche gestanden, für die Christen wieder zu gewinnen. Im Artikel 42 der abgeschlossenen Kapitulation heißt es: „Man darf die zwei französischen Orden Jesuiten und Kapuziner im Besitze ihrer Kirchen, welche sie seit längerer Zeit in Galata innehaben, nicht stören, und da eine dieser Kirchen abgebrannt ist, darf sie im früheren Zustande wieder aufgebaut werden und soll den Kapuzinern zufallen."

Die Kapuziner kauften um den Preis von 2600 Piastern den Platz vom türkischen Vakuf zurück und begannen am 3. Oktober 1675 mit dem Wiederaufbau der Kirche, welche dreischiffig wurde und gegenwärtig noch steht. Am 6. Jänner 1677 konnte sie vom damaligen Patriarchalvikar Gasparini eingeweiht werden.

Die Kapuziner erfüllten mit großem Eifer ihre Mission; sie hörten in französischer, italienischer, griechischer und armenischer Sprache Beichte, predigten an Sonn- und Feiertagen französisch und italienisch und unterhielten für junge Leute eine Sprachschule auf Kosten des Königs beider Sizilien, in welcher in sechs Sprachen unterrichtet wurde; die Schule hatte den Zweck, ihre Besucher zu Dragomanen heranzubilden; außerdem bestand die Elementarschule bei St. Georg weiter.

Im Jahre 1761 wurde die Kirche von St. Georg von den Türken profaniert, indem katholische Armenier, die sich dahin geflüchtet hatten, gewaltsam herausgerissen, teils hingerichtet, teils auf die Galeeren geschleppt wurden. 1783 verkauften die Kapuziner, welche über 150 Jahre in St. Georg gewirkt hatten, Haus und Kirche an den apostolischen Vikar von Konstantinopel Msgr. Frachia auf Rechnung der Propaganda um den Preis von 32.000 Piastern. St. Georg wurde bischöfliche Residenz und der Weltklerus nahm davon Besitz. Doch im Jahre 1802 verlegte Msgr. Fontin wegen Mangels an Raum seinen Sitz an die Dreifaltigkeitskirche in Pera. Für St. Georg kam wieder eine Zeit der Verlassenheit; der Gottesdienst wurde zwar gehalten, aber nur unregelmäßig; die Schule scheint ganz eingegangen zu sein.

Im Jahre 1853 erwarben die bosnischen Franziskaner Kirche und Haus von St. Georg um den Preis von 7000 türkischen Pfunden, um von dort aus die südslawischen Katholiken in Konstantinopel zu pastorieren. Wie eine noch erhaltene lateinische Inschrift besagt, wurde im Jahre 1854 die Kirche unter Mitwirkung des österreichischen Botschafters Baron v. Bruck renoviert. Doch fand das Werk nicht die gewünschte Unterstützung; die bosnischen Franziskaner gerieten in finan-

7




zielle Schwierigkeiten, indem sie nicht einmal die Zinsen aufbringen konnten für das Kapital, das sie bei einem schismatischen Griechen aufgenommen hatten. Das Haus von St. Georg wurde deshalb an die österreichische Regierung vermietet, die ein Marinespital und ein Gefängnis daraus machte; als beide nach einem anderen Ort verlegt wurden, standen Haus und Kirche leer und drohten zu verfallen.

Im Laufe der Jahre hatten sich in Konstantinopel zahlreiche Deutsche aus Österreich und Deutschland angesiedelt, darunter viele Katholiken. Da sich diese ganz ohne geistlichen Beistand befanden, nahmen sich ihrer die französischen Lazaristen, die im nahegelegenen St. Benoit eine Niederlassung hatten, an, indem sie einen Mitbruder aus Österreich oder Deutschland zur Seelsorge beriefen. Bald machte sich die Notwendigkeit geltend, für diesen Zweck eine eigene Kirche zu erwerben, und da kam das Angebot von Kirche und Haus von St. Georg sehr gelegen. Ein deutscher Lazarist, P. Konrad Ströver, kaufte beides im Jahre 1882 um den Preis von 7500 türkischen Pfunden, wovon die eine Hälfte gleich, der Rest bei üblicher Verzinsung in jährlichen Raten zu 300 türkischen Pfunden abgezahlt werden sollte. Es ist das Verdienst des Wiener Lazaristenhauses und besonders der beiden schon verstorbenen Patres Karl Flandorfer und Ferdinand Medits, daß von Wien aus die nötigen Geldmittel besorgt wurden.

Man ging nun in St. Georg frisch an die Arbeit; die verwahrloste Kirche wurde wieder instand gesetzt und das Haus wohnlich eingerichtet. Um die Katholiken deutscher Zunge im katholischen Glauben zu erhalten und der protestantischen Propaganda entgegenzuarbeiten, wurde der Gottesdienst mit Predigten in deutscher Sprache abgehalten und wieder eine Schule eingerichtet, und zwar im Gebäude zur rechten Seite der Kirche eine Schule für Knaben, im Gebäude links von der Kirche eröffneten die Barmherzigen Schwestern eine Schule für Mädchen, womit ein kleines Waisenhaus verbunden wurde. Nebenbei gesagt, hatten die Barmherzigen Schwestern, die ihr Zentralhaus in Graz haben, auch ein Privatspital in der Nähe übernommen, ebenso die Pflege im österreichischen Spital in Pera und im türkischen Spital in Skutari, deren Seelsorge von St. Georg aus versehen wurde.

Nachdem der Grund zum St. Georg-Kolleg gelegt war, wuchs die Zahl der Schüler und Schülerinnen rasch, so daß ein dreistöckiger Bau über der Kirche und der Ankauf des Nachbarhauses nötig wurden (1889). Seit dem Jahre 1891 sind es ausschließlich Lazaristen aus Österreich-Ungarn, die in St. Georg wirken; der erste Superior, P. Josef Jarosch, war ein gebürtiger Wiener; nach dessen Tode (1900) übernahm P. Johann Kajdi, ein gebürtiger Ungar, die Leitung des Kollegs.

Zu seiner Vervollständigung wurde 1897 eine Unterrealschule hinzugefügt, die sich aber aus Mangel an Schülern nicht halten konnte. Es wurde nunmehr den Verhältnissen in Konstantinopel als einem der größten Handelszentren Rechnung getragen und der Lehrplan einer österreichischen Realschule durch Hinzunahme des Lehrplanes einer



zweiklassigen Handelsschule erweitert. Damit war das Richtige getroffen, wie die von da an stets steigende Frequenz der Anstalt beweist. Während im Schuljahre 1902/03 178 Schüler die Volks-, Bürger- und Realschule besuchten, war die Schülerzahl im Jahre 1907/08 bereits auf 288 gestiegen; im gegenwärtigen Schuljahre (1915/16) beträgt sie 621. — Die Zahl der Schülerinnen in der Schule der Barmherzigen Schwestern, die im Jahre 1902/03 213 betrug, war im Schuljahre 1907/08 auf 290 gestiegen und beträgt im gegenwärtigen Schuljahre 655.

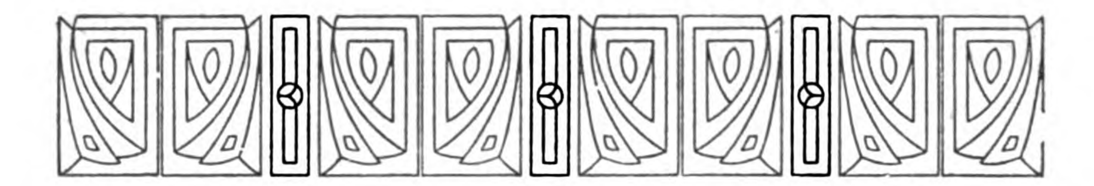
Es stehen noch andere Schulen in Konstantinopel unter dem Schutz der österreichisch-ungarischen Regierung; doch weist St. Georg die größte Zahl von Schülern und Schülerinnen auf. Die Schule St. Maria hat 54, die österreichisch-ungarische Regierungsschule in Pera 476, die Schule der Mechitaristen 120, die israelitische Schule 306, St. Georg 1276 Schüler und Schülerinnen. — Nach Konfessionen verteilen sich die Schüler des St. Georg-Kollegs derzeit folgendermaßen: 214 Katholiken, 113 Griechisch-orthodoxe, 2 Protestanten, 14 Gregorianer, 79 Israeliten, 199 Mohammedaner, zusammen 621. — Was die Nationen anbelangt, so sind vertreten: Österreich-Ungarn 118, Osmanen 369, Hellenen 46, Italiener 24, Engländer 15, Russen 13, Montenegriner 8, Bulgaren 7, Angehörige des Deutschen Reiches 6, Schweizer 5, Rumänen 3, Perser 2, Franzosen 2, je 1 Spanier, Portugiese und Däne. — Das Lehrpersonal setzt sich zusammen aus 10 Lazaristen, 1 Weltpriester, 5 Maristenbrüdern, 1 Schulbruder aus Frankreich und 8 weltlichen Lehrern, zusammen 25.

Daß die Regierung die wissenschaftlichen und erziehlichen Leistungen des St. Georg-Kollegs anerkennt, bezeugt die Verleihung des Ordens der Eisernen Krone III. Klasse an den derzeitigen Superior des Hauses; auch erhält die Anstalt seitens des Unterrichtsministeriums eine jährliche Subvention. Diese Unterstützung reicht aber nicht aus, da infolge des Krieges die weitestgehenden Unterstützungen und Begünstigungen besonders der Schüler und Schülerinnen aus Österreich-Ungarn notwendig geworden sind, so daß im Schuljahr 1914/15 bereits ein Defizit von 34.035 Kronen sich einstellte, das im gegenwärtigen Schuljahre sich noch vergrößert und wofür bisher jede Deckung fehlt. Dazu kommt, daß Hungernde aller Art, die einmal bessere Tage gesehen haben, die aber nunmehr das Opfer des furchtbaren Kriegselendes geworden sind, zu Hunderten sich ans Kolleg wenden.

Möge die Kunde von dem Bestehen und segensreichen Wirken der dem hl. Georg geweihten Anstalt in der Bosporusstadt in die weitesten Kreise unseres Vaterlandes dringen und die tatkräftige Unterstützung dieses religiösen und eminent patriotischen Werkes veranlassen!







# Der Tempel von Jerusalem.

## Ein neuer Tempelbau.

„Wenn ich dein vergäße, Jerusalem, dann soll meine rechte Hand vergessen sein; meine Zunge klebe an meinem Gaumen, wenn ich dein nicht gedenke: wenn Jerusalem nicht meine erste und höchste Freude bleibt!" Das war der Treuschwur jedes frommen Israeliten, der in der Fremde oder in der Verbannung fern vom Heiligtum des Herrn weilen mußte (Ps. 136). Jerusalem, die heilige Stadt, mit ihrem Juwel, dem Jehovatempel, war ihm „die Stadt von vollendeter Zierde, die Wonne der ganzen Welt", wie der Prophet Jeremias in seinen ergreifenden Klageliedern versichert (Klagelieder 2, 15).

Wer möchte ihn nicht schauen in seiner einstigen Pracht, dieses Wunder der Welt, den Tempel von Jerusalem? Nicht nur den Juden galt er als der herrlichste Bau: „Der berühmteste Tempel des ganzen Erdkreises" heißt er im 2. Buche der Makkabäer (II. Mach. 2, 23). Auch heidnische Schriftsteller gaben ihm dieses Zeugnis. Tacitus nennt ihn „den über alle Menschenwerke berühmten Tempel" (aedes sacrata ultra omnia mortalia illustris) Der Geschichtschreiber des jüdischen Krieges Flavius Josephus bezeugt: „Dieses Werk ist unter allen, die wir gesehen oder von welchen wir gehört haben, sowohl wegen seiner Bauart wie ob seiner Größe und ob seiner Pracht im einzelnen am meisten bewundernswert" (jüd. Krieg VI. 3, 8). Das ganze Äußere des Tempelgebäudes strahlte, wie derselbe Autor berichtet, in reichster Vergoldung und riß Augen und Herz zur Bewunderung hin (l. c. V. 5, 6).

In solchem Glanze sahen den Tempel die Jünger des Herrn, als sie vom Ölberg aus ihn darauf aufmerksam machten: „Sieh, Meister, was für Steine und was für eine Pracht!" Und Jesus antwortete ihnen: „Wahrlich, ich sage euch: es wird kein Stein auf dem anderen belassen, der nicht zerstört wird" (Mt. 24, 2; Mc. 13, 1). 37 Jahre später ist es eingetroffen; von diesem Weltwunder ist seit mehr als 18 Jahrhunderten „kein Stein mehr auf dem andern".

Und doch war dieser Tempel ohnegleichen nicht bloß durch die Großartigkeit des Baues und die prächtige Ausstattung, sondern vor allem dadurch, daß er „die Stätte des Thrones Gottes, der Ort der Fußspuren des Herrn" gewesen (Ez. 43, 7), die Gnadenstätte des Alten Bundes. Und noch mehr dadurch, daß in ihm die Weissagungen der Propheten erfüllt worden sind: „Die Herrlichkeit dieses letzten Tempels wird größer sein als die des ersten, spricht der Herr der Heerscharen" (Agg. 2, 10). „Alsdann wird kommen zu seinem Tempel der Herrscher, den ihr sucht, und der Engel des Bundes, nach dem ihr verlangt" (Mal. 3, 1).

Wie sehr ist zu bedauern, daß weder in der Heiligen Schrift noch in der aufgezeichneten Überlieferung der Juden oder anderswo eine genaue Beschreibung des Tempels von Jerusalem sich findet; nur von den Maßen des Tempels berichtet die jüdische Tradition. So hat man seit alter Zeit gar oft versucht, gestützt auf die vorhandenen mangelhaften Angaben, den Tempel im Bilde neu erstehen zu lassen. Doch wem ist der Versuch gelungen? Wohl keiner kann Anspruch erheben, sicher das Richtige getroffen zu haben.

Im Jahre 1913 ist ein Buch erschienen: „Der Tempel von Jerusalem. Eine kunsthistorische Studie über seine Maße und Proportionen. Von Odilo Wolff, Benediktiner von Emaus-Prag“ (Wien, Schroll). Das Buch enthält eine neue perspektivische Ansicht des Tempels zur Zeit Christi, nach Angaben des Verfassers gezeichnet von Weeser-Krell in Trier. Zwar fehlt der Farbenton eines Gemäldes; doch bietet die künstlerisch ausgeführte Zeichnung ein würdiges Bild des berühmtesten aller Tempelbauten. Aber ist es nur ein Phantasieprodukt oder kann es auf geschichtliche Treue Anspruch erheben in höherem Grade als die vielen anderen bisher gemachten Versuche einer Rekonstruktion des jüdischen Volksheiligtums?

1912 hat P. Odilo Wolff ein Werk veröffentlicht, das berechtigtes Aufsehen erregt hat: „Tempelmaße. Das Gesetz der Proportion in den antiken und altchristlichen Sakralbauten. Ein Beitrag zur Kunstwissenschaft und Ästhetik.“ (Wien, Schroll.) Er hat darin nachgewiesen, daß die alten Tempelbauten der Ägypter, Griechen und Römer, ja auch die christlichen Kirchen des Altertums und Mittelalters nach einem bestimmten Gesetz angelegt und ausgeführt wurden: nach dem Hexagramm, d. i. dem doppelten gleichseitigen, dem Kreise eingeschriebenen Dreieck[1]). Nun hat er diesen Kanon der antiken Sakralbauten auch anzuwenden gesucht auf das bedeutendste aller Baudenkmale des Altertums — wenn wir da von einem Denkmal reden dürfen, wo kein Stein auf dem andern geblieben. In den „Tempelmaßen“ wird das Proportionsgesetz des Hexagramms nachgewiesen an Baudenkmälern, die entweder vollständig oder wenigstens teilweise (in Ruinen) erhalten sind. Der Tempel von Jerusalem hingegen mußte erst wieder aufgebaut werden (im Plane), da von ihm keine Spur mehr vorhanden ist.

Vor nahezu 30 Jahren hatte P. O. Wolff schon den Nachweis versucht, daß beim Tempel von Jerusalem, beim Salomonischen sowohl wie beim Serubabelischen und Herodianischen, das Proportionsgesetz des Hexagramms Anwendung gefunden hat[2]). Ja, der Verfasser sprach damals die Meinung aus, der Tempel von Jerusalem sei ein so vollkommen von der Geometrie bestimmtes und beherrschtes Bauwerk, wie sich wohl kein zweites aus alter Zeit finden lasse. Diese Behauptung muß er nun einschränken und zugestehen: dasselbe Konstruktionsgesetz beherrscht in gleicher Vollkommenheit zahlreiche andere Sakralbauten des Altertums, bildet also keineswegs einen ausschließlichen Vorzug des Tempels in Jerusalem. Die Studie vom Jahre 1887 war eben nur „das Resultat eines ersten, teilweise noch unvollkommenen Versuches der Handhabung jenes Gesetzes“. Trotz dieser Mangelhaftigkeit wurde sie seinerzeit sehr beifällig, selbst mit einer Art von Begeisterung aufgenommen.

Ein gewisses Mißtrauen schien jedoch damals berechtigt, weil das Hexagrammgesetz noch bei keinem der anderen Sakralbauten des Altertums nachgewiesen war. Nachdem nun inzwischen der Nachweis über Erwarten gelungen ist, daß das Proportionsgesetz des Hexagramms ein Gemeingut des ganzen Altertums gewesen, war jedes Mißtrauen gegen dessen Anwendung auf den Jehovatempel beseitigt; es handelte sich nur mehr darum, zu zeigen, daß auch dieser Tempel dem allgemein geltenden Gesetze sich ohne Zwang einfüge.

Nicht ein neues Resultat wollte der Verfasser durch seine neueste Studie aufstellen, nur das alte bestätigen durch neue Bearbeitung des ersten Versuches von 1887. Hiebei konnte er nunmehr von einem Rechte Gebrauch machen, das ihm vor 30 Jahren nicht zu Gebote stand. Dort, wo die geschichtlichen Quellen versagen oder nicht übereinstimmen oder sich unglaubwürdig erweisen, durfte er jetzt für den Wiederaufbau des Tempels unbedenklich das unleugbar im Altertum wohlbekannte Proportionsgesetz zur Ergänzung von Lücken herbeiziehen.

Liegt hierin aber nicht ein circulus vitiosus? Heißt das nicht: das Hexagrammgesetz bei der Tempelrekonstruktion verwenden, um zu beweisen, daß der Tempel eben dieses Gesetz in sich trage? Keineswegs. Der Verfasser weiß zunächst alles gewissenhaft zu benützen, was die Altertumsforschung bezüglich der Tempel-

[1]) Vgl. die im 14. Jahrgang dieser Zeitschrift, Heft 4, enthaltene Besprechung des Werkes.
[2]) Der Tempel von Jerusalem und seine Maße. Von P. O. Wolff O. S. B. Graz, Styria, 1887.

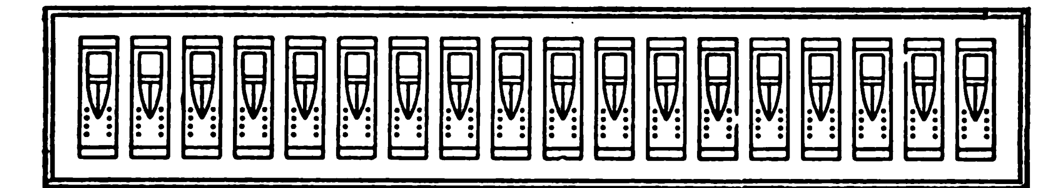
maße in Jerusalem bisher festgestellt hat. Hieraus ergibt sich bereits, daß auch der Jehovatempel wenigstens in der Hauptsache unzweifelhaft das Proportionsgesetz der alten Sakralbauten aufweist. Nur dort, wo, wie bemerkt, alle bisherige Forschung versagt — und dies tritt verhältnismäßig nur selten ein —, hält der Autor sich berechtigt, das Fehlende zu ergänzen durch folgerichtige Anwendung des nämlichen Gesetzes. Der Erfolg, nämlich die befriedigende Lösung strittiger Fragen, das vollkommen entsprechende Ausfüllen vorhandener Lücken, die treffende Übereinstimmung mit dem Ganzen, lieferte ihm die willkommenste Rechtfertigung.

Mit dem Erweis von der weiten Verbreitung des Hexagrammgesetzes hatte P. O. Wolff eine neue, sichere Grundlage für den Wiederaufbau des Tempels von Jerusalem gewonnen. Der neue Bau hat aber auch eine erhebliche Veränderung erfahren (gegenüber dem ersten Versuche vor 30 Jahren), indem ein nicht geringer Irrtum beseitigt wurde. „Durch verschiedene Autoritäten hatte der Verfasser damals sich verleiten lassen, den Brandopferaltar im Priestervorhofe von seinem natürlichen Fundamente, dem heiligen Felsen, wegzurücken." Er ließ dafür die Bundeslade im Allerheiligsten auf diesem Felsen ruhen, der heute die Mitte der Omarmoschee einnimmt. Dadurch ergab sich früher eine bedeutende Verschiebung des Tempelhauses von Westen nach Osten, die sich später dem Autor als unstatthaft erwiesen hat. Indem dieser Fehler nunmehr korrigiert ist, ergibt sich ein ungleich befriedigenderes Bild der ganzen Tempelanlage. — Eine andere glückliche Neuerung ist die völlige Umgestaltung der Vorhalle des Tempelgebäudes mit ihrem gewaltigen, alles überragenden und beherrschenden Pylon — auf Grund einer sorgfältigeren Forschung erzielt. Der Verfasser gesteht: bei der ersten Studie (1887) habe er die Maßrute und den Zirkel noch nicht so zu handhaben verstanden, wie inzwischen die Übung an den ägyptischen, griechischen und römischen Bauten es ihn gelehrt hat.

So hat er nunmehr auch den großen äußeren Vorhof des Herodianischen Tempels in seine Maßberechnung einbezogen; auch dieser, allerdings heute ein unregelmäßiges Viereck bildende Tempelplatz (Haram esch Scherif genannt) trägt — mit leichter Korrektur als reguläres Rechteck betrachtet — das Gesetz des Hexagramms in sich. Mit großer Genugtuung kann somit der Verfasser feststellen, daß nicht nur das Tempelhaus selbst im Grund- und Aufriß mit seinen beiden inneren Vorhöfen, sondern auch dessen ganze weite Umrahmung, auch der „Vorhof der Heiden", vom gleichen Baugesetze beherrscht war.

Es ist P. O. Wolff gelungen, ein sowohl technisch als künstlerisch durchaus befriedigendes Bild des Jehovatempels zur Zeit Christi zu konstruieren, in welchem alle geschichtlichen Anhaltspunkte wie topographische Messungen an Ort und Stelle sorgfältig verwertet sind; zugleich kommt das Proportionsgesetz der alten Sakralbauten dabei in besonders vollkommener Weise zur Geltung. — Das Buch „Der Tempel von Jerusalem" ist demnach keine bloße Wiederholung des 1887 erschienenen Werkes „Der Tempel von Jerusalem und seine Maße", sondern eine völlig neue Bearbeitung desselben im Text wie in den fast um das Vierfache vermehrten erläuternden Zeichnungen. Weit ansprechender ist der neue Tempelaufbau in seiner Gesamtansicht. Wir zweifeln nicht, daß diese Rekonstruktion des Tempels von Jerusalem unter allen bisher gemachten Versuchen dem einstigen Wunderbau am nächsten kommt.

Augustin Egger O. S. B., Seckau.



# Die Leo-Gesellschaft im Jahre 1915.

Von Generalsekretär Dr. Th. Innitzer.

## 1. Vereinsbericht.

Das 24. Bestandsjahr der Leo-Gesellschaft verlief unter dem Getümmel des Weltkrieges in ähnlich stiller Weise wie sein unmittelbarer Vorgänger. Jedoch wurde die Sektionstätigkeit mit einigen Einschränkungen in herkömmlicher Weise fortgesetzt.

Infolge seines Scheidens vom akademischen Lehramte und damit von Wien legte Vizepräsident Hofrat Dr. Josef Hirn mit Schreiben vom 11. Juni 1915 sein Amt in der Leo-Gesellschaft zurück. In der Sitzung des Direktoriums am 13. Oktober würdigte Se. Eminenz der Präsident Hofrat Hirns hervorragende Verdienste um die Gründung und das Gedeihen der Gesellschaft und zumal ihres Tiroler Zweigvereines und sprach ihm den Dank der Gesellschaft aus. In der Sitzung am 19. November wählte das Direktorium durch Zuruf Hofrat Dr. Karl Ferdinand v. Kummer zum Vizepräsidenten. In derselben Sitzung legte Gutsbesitzer Anton Weimar das Amt des Schatzmeisters mit Hinweis auf Arbeitsüberbürdung und oftmalige berufliche Abwesenheit von Wien zurück. An seine Stelle wurde Hofrat Eduard Michl zum Schatzmeister gewählt. Das von diesem bisher bekleidete Amt eines Rechnungsprüfers übernahm auf Bitte des Direktoriums Sparkassenkontrollor Konrad Gall.

Die Hauptversammlung wurde am 1. Dezember 1915 im Konsistorialsaale des fürsterzbischöflichen Palais unter dem Vorsitze Sr. Eminenz des Präsidenten abgehalten und war glänzend besucht. Universitätsprofessor, k. u. k. Oberstabsarzt Dr. Alexander Pilcz hielt einen spannenden Vortrag über „Kriegspsychiatrische Erfahrungen".

Wissenschaftliche Arbeiten wurden in diesem Jahre infolge der durch den Krieg verursachten schwierigen Verhältnisse (auch die bisherigen Zuwendungen durch das k. k. Unterrichtsministerium wurden mit Kriegsbeginn eingestellt) nicht herausgegeben. Das „Allgemeine Literaturblatt" erschien monatlich als Vereinsgabe, die „Kultur" (mit einiger Verspätung infolge von Schwierig-



keiten von seiten der Druckerei) als Jahrbuch in etwas vermindertem Umfang, beide wie bisher herausgegeben von Dr. Franz Schnürer, Direktor der a. h. Familien-Fideikommiß- und Privatbibliothek Sr. Majestät. — Die Herausgabe des „Anthropos“ (Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde, herausgegeben von Dr. P. Wilhelm Schmidt, S. V. D., St. Gabriel bei Wien) wurde mit 500 K unterstützt.

Bezüglich der Vortragstätigkeit hielt die mit Kriegsausbruch begonnene Einschränkung der Montagsabende an, da unter anderen deren Leiter Professor J. Neumair seit Kriegsbeginn im Felde steht. Es fanden deren nur zwei statt mit folgenden Vorträgen:

8. Februar: Frl. Berta Pelikan: „Bilder aus Belgien“ (Lichtbildervortrag).

22. März: Generalmajor Athanas von Guggenberg: „Über die Kriegsbegebenheiten auf dem österreichisch-deutsch-russischen Kriegsschauplatz.“

In den Sektionssitzungen wurden folgende Vorträge gehalten:

**In der philosophisch-theologischen Sektion:**

10. Februar: Universitätsprofessor Dr. Ernst Tomek: „Christentum und Soldatenstand.“

10. März: P. Franz Zimmermann: „Zur Geschichte der Abendmesse.“

21. April: Professor Dr. Ambros Legler: „Der Zeugenbeweis im kanonischen Prozeß über das Blutwunder von Korneuburg.“

16. Juni: Universitätsprofessor Dr. Ignaz Seipel: „Christentum und klassische Bildung.“

20. Oktober: Universitätsprofessor Dr. Th. Innitzer: „Neue theologische Kriegsliteratur.“

17. November: Prälat Dr. Ernst Seydl: „Bergsons intuitive Philosophie.“

**In der Kunstsektion:**

27. Februar: Regierungsrat Dr. Moritz Dreger: „Krieg und Kunst.“

**In der historischen Sektion:**

25. Februar: Hofrat, Universitätsprofessor Dr. Josef Hirn: „Zur Geschichte des Bruderzwistes unter Kaiser Rudolf II.“

**In der katechetischen Sektion wurden folgende Gegenstände behandelt:**

19. Jänner: Aussendungen für den Kongreßbericht. Der Gebetsanhang des Katechismus. Die Behandlung der Katechismusfragen.

2. März: Liturgischer Anhang im Katechismus.

23. März: Behandlung der Katechismusfrage.

**In der sozialwissenschaftlichen Sektion:**

13. Jänner: Oberfinanzrat Wiard v. Klopp: „Finanzielle Vorbedingungen der heutigen Massenkriege.“

3. Februar: Generalmajor Athanas v. Guggenberg: „Der gegenwärtige Krieg vom militärischen Standpunkte, mit besonderer Berücksichtigung unserer Kriegsschauplätze.“

24. Februar: Universitätsprofessor Dr. R. F. Kaindl: „Die Karpathendeutschen und ihre Tagungen.“

17. März: Professor Dr. Rudolf Kobatsch: „Das künftige handelspolitische Verhältnis Österreich-Ungarns zum Deutschen Reiche und zu dritten Staaten.“



7. April: P. Franz Zimmermann: „Die soziale Bedeutung der Abendmesse."

28. April: Regierungsrat Dr. Wilhelm Hecke: „Ungleiche Volksvermehrung als Kriegsursache."

9. Juni: Professor Dr. Ambros Legler: „Die Judenfrage in Österreich im 13. und 14. Jahrhundert."

7. Juli: Dr. Erwin Karl Herlinger: „Über Kriegsbeschädigtenfürsorge."

15. Dezember: Dr. Ernst Kautsky: „Benedikt XV. und die Fragen der Zeit."

Die Tätigkeit unseres Zweigvereins für Salzburg war auch in diesem Jahre eine recht erfreuliche. Nach dem Berichte, den Dr. Johannes Eckardt in der am 18. März 1916 abgehaltenen Hauptversammlung gab, wurden im letzten Vereinsjahr folgende monatliche Vorträge veranstaltet:

Jänner: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, München: „Das vaterländische Moment im künstlerischen Schaffen Richard Wagners."

Februar: Schulrat Dr. Kasimir Krotofski, Neumarkt, Galizien: „Die religiösen, kulturellen und politischen Strömungen in Galizien."

März: Stiftsarchivar P. Josef v. Straßer O. S. B., St. Peter: „Salzburgische Stimmungsbilder aus den Franzosenkriegen vor 100 Jahren" (verbunden mit einer Ausstellung historischer Landkarten, Bildern und Kleinkunstgegenständen).

April: Domprediger Gabriel Kellinger: „Der Krieg und seine Wirkung."

Mai: Hofrat Dr. Heinrich Lammasch: „Katholizismus und Völkerrecht."

Juni: Universitätsprofessor Dr. Ernst Tomek, Graz: „Österreichs Religionspolitik im Orient."

Oktober: Erzabt Norbert Weber O. S. B., St. Ottilien (Bayern): „Die Aufgaben der Zentralmächte in Ostasien."

November: Kgl. bayr. Generalmajor Ludwig Maier: „Der moderne Festungskrieg."

Dezember: Universitätsprofessor Dr. Josef Lehner, Wien: „Tragweite und Grenzen der katholischen Marienverehrung."

Alle Versammlungen waren sehr gut besucht. Aus dem Berichte des Kassiers Oberfinanzrates J. Huber geht hervor, daß die Zahl der Mitglieder von 62 auf 73, jene der Teilnehmer von 1 auf 7 stieg. Den Einnahmen des Zweigvereins mit 1127 K standen Ausgaben von 580 K gegenüber; an den Stammverein wurden 349 K überwiesen.

---

Im Jahre 1915 traten der Leo-Gesellschaft 48 Mitglieder bei. Dagegen schieden aus: durch Ableben 36 Mitglieder, davon 5 Förderer, 4 lebenslängliche Mitglieder, 25 Mitglieder, 2 Teilnehmer; durch Austritt 63 Mitglieder und 20 Teilnehmer, zusammen 83.

Der Mitgliederstand betrug daher Ende 1915 im Stammverein: 4 Ehrenmitglieder, 37 Förderer, 77 lebenslängliche und 1149 ordentliche Mitglieder, 4 lebenslängliche und 41 ordentliche Teilnehmer (zusammen 1312); — im Zweigverein für Tirol und Vorarlberg: 13 lebenslängliche und 204 ordentliche



Mitglieder, 45 Teilnehmer (zusammen 262); — im **Zweigverein für Salzburg**: 1 lebenslängliches Mitglied, 71 ordentliche Mitglieder, 5 Teilnehmer (zusammen 77). **Gesamtzahl aller Mitglieder** 1651.

Leider ist auch in diesem Jahre ein nicht ganz unbedeutender Rückgang in der Mitgliederzahl zu verzeichnen (71). Dieser ist in den Todesfällen, den durch die Kriegsverhältnisse verursachten Austritten und darin begründet, daß die jetzige Zeitlage für die Werbetätigkeit ungünstig ist. Die Gesellschaft kann unter diesen Umständen nichts anderes tun, als sich die gebotenen Beschränkungen auferlegen und vertrauensvoll ruhigeren Zeiten entgegenharren. Sie bittet daher auch ihre Mitglieder, diese Zeitumstände in Rechnung zu ziehen und ihr treu zu bleiben. Der kommende Frühling wird auch neue Kräfte erwecken!

---

## 2. Ausweis über die Geldgebarung im Jahre 1915.

| Nr. | Einnahmen | K | h |
|---|---|---|---|
| 1 | Vortrag aus dem Jahre 1914, Barbestand, Postsparkasse- und Bankguthaben . . . . . . . . | 1897 | 91 |
| 2 | Mitgliederbeiträge . . | 12203 | 64 |
| 3 | Spenden . . . . . . . . | 460 | — |
| 4 | Zinsen . . . . . . . . . | 3202 | 97 |
| 5 | Verlag . . . . . . . . . | 117 | 95 |
| | Summe . . . | 17882 | 47 |

| Nr. | Ausgaben | K | h |
|---|---|---|---|
| 1 | Subventionen:<br>Anthropos K 500.-<br>Bastgen . . „ 1000.-<br>Diverse . . „ 10.- | 1510 | —<br>80<br>— |
| 2 | Kultur und Literaturblatt . . . . . . . . . | 10410 | — |
| 3 | Buchdruckerei Fromme | 105 | 16 |
| 4 | Katechetischer Kongreß | 25 | 26 |
| 5 | Verschiedene Publikationen . . . . . . . . | 661 | |
| 6 | Verwaltungsauslagen | 1828 | |
| 7 | Verbleibt für 1916, und zwar:<br>Kasse . . . K 34·80<br>Postsparkasse . . „ 1979·52<br>Bankguthaben . „ 1327·93 | 3342 | 25 |
| | Summe . . . | 17882 | 47 |

Der Schatzmeister:
Ed. Michl m. p.

Die Rechnungsprüfer:
Dr. Simon Hagenauer m. p.
Konrad Gall m. p.

---

## 3. Das Direktorium der Leo-Gesellschaft

besteht aus den P. T. Herren:

**Präsident:** Se. Eminenz der hochwürdigste Herr Kardinal Dr. Friedrich Gustav Piffl, Fürsterzbischof von Wien.

**1. Vizepräsident:** Dr. Heinrich Swoboda, k. k. Hofrat, Prälat und Universitätsprofessor, Wien.

**2. Vizepräsident:** Dr. Karl Ferdinand von Kummer, k. k. Hofrat, Landesschulinspektor a. D., Wien.

**Generalsekretär:** Dr. Theodor Innitzer, Universitätsprofessor, Wien.

**Schatzmeister:** Eduard Michl, k. k. Hofrat, Wien.

Dr. Wilhelm Freiherr v. Berger, Mitglied des Herrenhauses, Wien

Se. Exzellenz Dr. Friedrich Freiherr v. Call, k. k. Oberlandesgerichtspäsident, Innsbruck.

Dr. Heinrich Giese, f.-e. geistl. Rat, Seminardirektor, Wien.

Dr. Franz Gutjahr, Prälat, Univ.-Prof., Priesterhausdirektor, Graz.

Dr. Josef Hirn, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor a. D., Bregenz.

Dr. P. Albert Hübl, k. k. Professor, Archivar des Stiftes Schotten in Wien.

Dr. Viktor Kienböck, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.

Dr. P. Maurus Kinter O. S. B., Archivar, Raigern.

P. Viktor Kolb S. J., Wien.

Dr. Richard v. Kralik, Wien.

Erlaucht Franz Graf v. Kuefstein, Mitglied des Herrenhauses, Viehofen.

Julius Kundi, Ehrendomherr, f.-e. Rat, Stadtdechant, Wien.

Se. Durchlaucht Fürst Franz von und zu Liechtenstein, Wien.

Dr. Gustav Müller, Ap. Protonotar, Domkustos, Seminardirektor, Wien.

Josef Neumair, Professor a. d. Lehrerakademie, Wien.

Dr. Ludwig Freih. v. Pastor, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor, Direktor des Jstituto austriaco in Rom.

Dr. Alexander Pilcz, k. k. Universitätsprofessor, Wien.

Ing. Rudolf F. Pozděna, Oberkommissär im k. k. Arbeitsministerium, Wien-Klosterneuburg.

Dr. Karl Scheimpflug, k. k. Sektionsrat a. D., Wien.

Dr. Franz M. Schindler, päpstl. Protonotar, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Mitglied des Herrenhauses, Wien.

Dr. P. Wilhelm Schmidt S. V. D., Herausgeber des „Anthropos“, St. Gabriel bei Mödling.

Dr. Franz Schnürer, Direktor der k. u. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek, Wien-Klosterneuburg.

Dr. Ignaz Seipel, k. k. Universitätsprofessor, Salzburg.



Dr. Ernst Seydl, päpstl. Hausprälat, Hof- und Burgpfarrer, Wien.

Karl Maria Truxa, Ritter von Santatruxa, k. k. Senatspräsident des Verwaltungsgerichtshofes a. D., Wien.

Dr. Jos. Ed. Wackernell, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor, Innsbruck.

Anton Weimar, Gutsbesitzer, Wien.

Dr. Otto Willmann, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor a. D., Mitglied des Herrenhauses, Leitmeritz.

Exzellenz Dr. Hermann Zschokke, Weihbischof, Dompropst, k. k. Sektionschef und Mitglied des Herrenhauses, Wien.

---

## 4. Vorstände der Sektionen der Leo-Gesellschaft.

1. Für Philosophie und Theologie: Obmann: Prälat Dr. Ernst Seydl; 1. Stellvertreter: Univ.-Prof. Dr. Johann Döller; 2. Stellvertreter: Univ.-Prof. Dr. Josef Lehner; 1. Schriftführer: Gymnasialprofessor Dr. Leopold Krebs; 2. Schriftführer: Subrektor Karl Rudolf.
2. Für Geschichtswissenschaften: Obmann: Archivar Professor Dr. P. Albert Hübl.
3. Für Rechts- und Sozialwissenschaften: Obmann: Sektionsrat a. D. Dr. Karl Scheimpflug; Stellvertreter: Landesvizesekretär Dr. Hans Rizzi; Schriftführer: Dr. Hans Freiherr von Zeßner.
4. Literarische Sektion (vereint mit dem Verbande der kath. Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs): Obmann: Dr. Richard von Kralik; Schriftführer: Dr. Richard Donin.
5. Für Naturwissenschaften: Obmann: Univ.-Prof. Doktor Alexander Pilcz; Stellvertreter: Professor Dr. Josef Stadlmann; Schriftführer: Dr. Johann P. Haustein.
6. Für Pädagogik: Obmann: Hofrat Dr. Karl Ferdinand von Kummer; 1. Stellvertreter: Pädagogiumdirektor Regierungsrat Dr. R. Hornich; 2. Stellvertreter: Schulrat Andreas Weiß; 1. Schriftführer: kais. Rat Georg Zeitelberger; 2. Schriftführer: Übungsschullehrer L. Rotter.
7. Für Kunst: Obmann: Anton Weimar; Stellvertreter: Baurat Architekt Anton Weber; Schriftführer: Architekt J. Kotzurek.
8. Für Katechetik: Obmann: Kanonikus Julius Kundi; 1. Stellvertreter: Hofrat Dr. Heinrich Swoboda; 2. Stellvertreter Domkapitular Dr. Eduard Krauß; 1. Schriftführer: Religionsprofessor Emil Kratochwill; 2. Schriftführer: Koop. Ferdinand Haas.
9. Für Rhetorik: Obmann: Seminardirektor Dr. Heinrich Giese; Stellvertreter: Msgr. Al. Stingeder; Schriftführer: Koop. Josef Schnitt.

---



## 5. Der Vorstand des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg

besteht aus den P. T. Herren:

Obmann: Se. Exzellenz Dr. Friedrich Freiherr v. Call, k. k. Oberlandesgerichtspräsident, Innsbruck.
Obmannstellvertreter: Dr. Josef Eduard Wackernell, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Innsbruck.
Schriftführer: Anton Müller (Br. Willram), Religionsprofessor am Pädagogium, und Dr. Alois Lanner, k. k. Schulrat und Landesschulinspektor, Innsbruck.
Kassier: Dr. J. Kraft, Archivbeamter, Innsbruck.
Dr. Hans Malfatti, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.
Dr. Mich. Mayr, k. k. Univ.-Prof., Archivdirektor und Landtagsabgeordneter, Innsbruck.
Msgr. Dr. Alois Spielmann, geistl. Rat und Gymnasialdirektor, Brixen.
Se. Exzellenz Dr. Theodor Freiherr v. Kathrein, Landeshauptmann von Tirol, Innsbruck.
Adolf Rhomberg, Landeshauptmann von Vorarlberg, Dornbirn.
Ersatzmänner: Dr. Hans Hausotter, k. k. Hofrat und Landesschulinspektor, Innsbruck, Dr. Ludwig Freih. v. Pastor, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor und Direktor des Istituto austriaco in Rom.
Dr. Karl Klaar, k. k. Staatsarchivdirektor, Innsbruck.
Ferdinand Watschitzky, k. k. Direktor i. R., Innsbruck.

---

## 6. Der Vorstand des Zweigvereines für das Kronland Salzburg

besteht aus den P. T. Herren:

Obmann: Dr. Ignaz Seipel, k. k. Universitätsprofessor, Salzburg.
Obmannstellvertreter: Dr. Andreas Mudrich, Archivdirektor, Salzburg.
Schriftführer: Dr. Rudolf Ramek, Hof- und Gerichtsadvokat, Salzburg.
Kassier: Josef Huber, Oberfinanzrat, Salzburg.
Dr. Johannes Eckardt, Schriftleiter, Salzburg.
Josef Rauter, Domkooperator, Salzburg.

---





## 7. Gedenktage der Leo-Gesellschaft 1891—1915.

1891: 9. Juni: Behördliche Bescheinigung der Statuten der L.-G.

1892: 26. Jänner: Konstituierende Versammlung der L.-G. in Wien: Wahl des Direktoriums für die Jahre 1892 bis 1895. — 9. Juni: Konstituierende Versammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg. — 7. und 8. Aug.: 1. G.-V. in Linz.

1893: 21. Febr.: Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. widmet der L.-G. den Fördererbeitrag von 2000 K. — 24. bis 26. Juli: 2. G.-V. d. L.-G. und des Z.-V. f. T. u. V. in Innsbruck.

1894: 14. und 15. Mai: G.-V. des Z.-V. f. T. u. V. in Bregenz. — 30. Juli bis 1. Aug.: 3. G.-V. der L.-G. in Salzburg.

1895: 15. und 16. April: G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Brixen. — 20. April: Breve Sr. Heiligkeit Leos XIII. an die L.-G. — 29. bis 31. Juli: 4. G.-V. d. L.-G. in Graz. Änderung einiger Statuten. Wahl des Direktoriums für 1895 bis 1901.

1896: 14. bis 16. Sept.: 5. G.-V. der L.-G. in Wien.

1897: 26. bis 29. Juli: 6. G.-V. der L.-G. in Klagenfurt. — 27. und 28. Dez.: G.-V. des Z.-V. der L.-G. f. T. u. V. in Innsbruck.

1898: 27. bis 29. Nov.: 7. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1899: 18. und 19. Sept.: 8. G.-V. der L.-G. und des Z.-V. f. T. u. V. in Meran.

1900: 23. und 24. Juli: 9. G.-V. d. L.-G. in Marburg. — 10. und 11. Sept.: G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Feldkirch.

1901: 9. und 10. Juli: 10. G.-V. d. L.-G. in Wien: Feier des 10jährigen Bestandes der Leo-Gesellschaft. Statutenänderungen; Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1901 bis 1907. — 3. Okt.: G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Brixen. Neuwahl des Vorstandes für 1901 bis 1907.

1902: 25. und 26. Sept.: 11. G.-V. d. L.-G. und des Z.-V. f. T. u. V. in Bregenz.

1903: 22. Juni: 12. G.-V. d. L.-G. in Wien. — 20. Juli: Leo XIII. †.

1904: 13. bis 15. Sept.: 13. G.-V. d. L.-G., zugleich G.-V. d. Z.-V. f. T. u. V. in Hall bei Innsbruck.

1905: 19. und 20. Nov.: 14. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1906: 11. Nov.: 15. G.-V. d. L.-G. in Wiener-Neustadt.

1907: 3. und 4. Mai: 16. G.-V. d. L.-G. in Wien. Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1907 bis 1913.

1908: 30. Nov.: 17. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1909: 22. und 23. Nov.: 18. G.-V. d. L.-G. in Wien.



1910: 16. März: Josef Freiherr von Helfert, erster Präsident der Leo-Gesellschaft, †. — 6. Mai: Wahl Sr. Durchlaucht des Prinzen Franz von und zu Liechtenstein zum Präsidenten der Leo-Gesellschaft. — 7. Nov.: 19. G.-V. d. L.-G. in Wien.

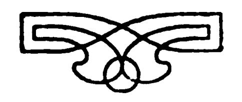
1911: 17. Mai: Rücktritt Sr. Exzellenz des Apost. Feldvikars Bischofs Dr. Kol. Belopotoczky als ersten Vizepräsidenten, Ernennung desselben zum Ehrenmitgliede der Leo-Gesellschaft. — 13. Okt.: Wahl des Univ.-Prof. Prälaten Dr. Heinrich Swoboda zum ersten Vizepräsidenten. — 3. Nov.: 20. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1912: 18. Nov.: 21. G.-V. d. L.-G. in Wien.

1913: 29. Jänner: Hofrat Dr. Franz M. Schindler legt das Amt des Generalsekretärs nieder. — 22. Sept.: Konstituierende Versammlung des Zweigvereins für das Kronland Salzburg. — 4. bis 6. Okt.: 22. G.-V. d. L.-G. in Salzburg. — Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1913 bis 1919. — Rücktritt des zweiten Präsidenten der Leo-Gesellschaft, Sr. Durchlaucht des Fürsten Franz von und zu Liechtenstein. — Wahl Sr. Exzellenz des Fürsterzbischofs von Wien, Dr. Friedrich Gustav Piffl, zum Präsidenten, Ernennung Sr. Durchlaucht des Prinzen Franz von und zu Liechtenstein und des Hofrates Prälaten Schindler zu Ehrenmitgliedern der Leo-Gesellschaft.

1914: 11. Nov.: 23. G.-V. d. L.-G. in Wien. — 14. Dez.: Apostol. Feldvikar d. R., Bischof Dr. Koloman Belopotoczky, Großpropst von Großwardein, Mitbegründer der Leo-Gesellschaft, †.

1915: 11. Juni: Rücktritt des Vizepräsidenten Hofrates Dr. Josef Hirn. — 19. Nov.: Wahl des Hofrates Dr. Karl Ferd. von Kummer zum zweiten Vizepräsidenten. — 1. Dez: 24. G.-V. d. L.-G. in Wien.



# Inhalt.





# DIE KULTUR

## JAHRBUCH FÜR WISSENSCHAFT LITERATUR UND KUNST

HERAUSGEGEBEN VON DER ÖSTER-
REICHISCHEN LEOGESELLSCHAFT

GELEITET VON DR. FRANZ SCHNÜRER

XVIII. JAHRGANG



WIEN
VERLAGSANSTALT TYROLIA, INNSBRUCK
1917



# Katholische Vorboten des Völkerrechts.

Von Professor Dr. Lammasch.

Schon vor dem Kriege begann die Aufmerksamkeit katholischer und auch protestantischer Kreise sich den Lehren der großen Schriftsteller des Mittelalters über das Völkerrecht und insbesondere über das Kriegsrecht zuzuwenden. Die Tradition, die Hugo Grotius als den Vater des Völkerrechts ansieht, wurde nicht mehr ganz uneingeschränkt hingenommen. Niemand will und kann ihm sein großes, geschichtliches Verdienst bestreiten, das erste einigermaßen systematische Werk über das Gesamtgebiet dieser Disziplin verfaßt zu haben. Aber darum dürfen doch Vorgänger, von denen er übrigens selbst in seiner grundehrlichen Art einige genannt hat, nicht so völlig übersehen werden, wie dies meist noch geschieht. Es ist insbesondere das Verdienst des Professors an der Universität Brüssel Nys und einer Reihe französischer Schriftsteller, unter denen in allererster Linie der vor kurzem verstorbene Vanderpol zu nennen ist, auf jene Vorläufer des Grotius hingewiesen zu haben. Der Professor an der Pariser Universität Pillet hat in der Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Werke Les fondateurs du Droit international (Paris, 1904) offen bekannt, in welchem Irrtume er sich bis zu einem zufälligen Anlasse befand, der ihn nötigte, sich in ein paar alte theologische Foliobände zu versenken, und fährt fort: „Allerdings hat das Völkerrecht im Laufe der Zeiten neue Probleme erfaßt und Schwierigkeiten aufgefunden, die man in seinen Anfängen nicht vermutete; aber ich sehe nicht, daß es sich in Bezug auf seine Grundideen sehr bereichert hätte und daß die Wissenschaft, die heute an unseren Universitäten gelehrt wird, merklich emporgewachsen sei über jene, die sich vor vier oder fünf Jahrhunderten in den gewölbten Hallen der Klöster verbarg."

Dieses Urteil wird vielen überaus kühn erscheinen. Soll es in der gelehrten Welt und von dieser aus im Publikum Glauben finden, so muß es durch Nachweise aus jenen Lehren belegt werden, die in mitunter nicht allzu klassischem Latein in jenen wurmstichigen und unhandlichen Bänden niedergelegt sind, die auf verstaubten Regalen unserer Bibliotheken sich ungestörter Ruhe erfreuen. Diesen Nachweis zu erbringen, ist eine Ehrenpflicht des Katholizismus, die er sich nicht sollte völlig von der Carnegiestiftung in Amerika entreißen lassen, welche die Herausgabe einzelner dieser Werke bereits in Angriff genommen hat. Unsere Leogesellschaft hat dies erkannt und will sich dieser Aufgabe unterziehen. Um sie der vollen Bedeutung der Sache entsprechend durchzuführen, bedarf es des Zusammen-

wirkens theologischer, historischer, juristischer und philologischer Kräfte. Bis deren gemeinsame Arbeit ans Licht treten kann, möge dieser einseitige Versuch eines Juristen einigen Vorgeschmack von dem geben, was von der Lösung des Problems zu erwarten ist. Ich bin mir der Unzulänglichkeit meiner Kräfte bei dieser Exkursion in ein mir fremdes Gebiet vollkommen bewußt und appelliere deshalb an die Nachsicht der Kenner jener Materie, die ich nur obenhin berühren kann, während sie berufen sind, in sie bis zum Grunde einzudringen. Mein Zweck ist es nur, auf die Bedeutung des Problems hinzuweisen. Dazu genügen einige Proben aus dem reichen Schatze.

Eine Erkenntnis, die bis zum Kriege als eine besondere Errungenschaft unserer Zeit scheinen mochte und die hoffentlich nach dem Friedensschlusse recht bald wieder aufleben wird, ist die von dem Aufeinanderangewiesen-sein der Nationen, von der Interdependenz der Staaten. Schon zwei Jahrzehnte vor Grotius hat der spanische Jesuit Franz Suarez dieser Erkenntnis in einer klassischen Formel Ausdruck gegeben. „Obwohl das menschliche Geschlecht in verschiedene Völker und Staaten geteilt ist, hat es nicht bloß seine Einheit als (biologische) Spezies, sondern auch eine gewisse moralische und sozusagen politische Einheit, die sich in den natürlichen Geboten der gegenseitigen Liebe und des gegenseitigen Erbarmens für alle, selbst für die Fremden, äußert. Obwohl jeder vollkommene Staat, sei er Monarchie oder Republik, schon für sich allein eine Einheit bildet, ist es doch nicht minder richtig, daß jeder dieser Staaten, wenn wir ihn in Beziehung zum ganzen Menschengeschlecht betrachten, in gewissem Sinne einen Teil der Gesamtheit darstellt. Denn niemals werden jene Gemeinschaften sich selbst so sehr genügen und der gegenseitigen Hilfe sowie des Verkehres entbehren können, um ihre Wohlfahrt, ihren materiellen Fortschritt, manchmal auch ihre moralischen Bedürfnisse und Notwendigkeiten zu befriedigen. Das zeigt die Erfahrung. Aus diesem Grunde ist es für die Gemeinschaften unentbehrlich, ein Gesetz zu haben, das sie leitet und das sie in dieser Gesellschaft oder in dieser Verbindung an ihre Stelle weist. Wenn dies auch zum größten Teil in Kraft der natürlichen Vernunft geschieht, so reicht dies doch nicht unmittelbar und für alles aus; daher konnten aus der Übung der Staaten Rechte entstehen. Wie in den einzelnen Staaten und in den Provinzen die Gewohnheit Recht geschaffen hat, so konnten auch im ganzen menschlichen Geschlecht Gesetze durch die Übung der Staaten eingeführt werden." [1]) Damit stellt Suarez über die einzelnen Staaten eine societas christiana, eine Gesellschaft der christlichen Staaten, deren Recht das auf der Notwendigkeit des gegenseitigen Verkehres aufgebaute Völkerrecht ist. Das Naturgesetz, das über den Staaten waltet, ist sonach ihr Verkehr, nicht, wie noch Plato gemeint hatte, der Krieg.[2]) Das römische Reich war das erste, das im Unterschied von den orientalischen Despotien, die ihm in der Beherrschung des orbis terrarum vorhergegangen waren,

[1]) Franz Suarez, Tractatus de legibus et Deo legislatore. L. VI., cap. 19, No. 9. Coimbra 1612.

[2]) Πόλεμος φύσει ὑπάρχει πρὸς ἁπάσας τὰς πόλεις.



sich nicht damit begnügte, von den ihm unterworfenen Völkern Heeresmannschaft und Tribut zu fordern, sondern sie zu einer Gemeinschaft des Rechts und teilweise auch der Sprache zusammenfaßte. Aber erst das Christentum hat den Völkern das gebracht, was das innigste Band der Menschheit bilden sollte und könnte: die gemeinsame Religion. Erst die Vorstellung von der Einheit der Gottheit wurde die Grundlage für die Vorstellung von der Einheit der Menschheit.[1]) Der vorchristlichen Zeit war die Auffassung eigen, einzelne Völker seien zur Herrschaft, andere zur Knechtschaft geboren, eine Anschauung, von der selbst Aristoteles sich nicht freimachen konnte. Nach dem Idealbilde der civitas Dei, das Augustinus geschaffen hatte, versuchte Karl der Große, einer der wenigen Regenten, die dieses Epitheton verdienen, das heilige römische Reich aufzubauen. Wäre die Zeit würdig gewesen ihres großen Führers, wären der Sohn und die Enkel würdig gewesen ihres Vaters und Großvaters, so wären der Weltgeschichte die furchtbarsten Kämpfe erspart geblieben, wäre die Entwicklung der Kultur um Jahrhunderte beschleunigt worden. Die Zeit war dafür nicht reif. Aber die Vorstellung einer civitas christiana blieb der Menschheit erhalten. In einer auch in anderer Beziehung beachtenswerten staatsrechtlichen Abhandlung: De potestate civili hat der Dominikaner Franz von Vittoria (1480—1546) in der Zeit der Kämpfe zwischen Frankreich und der spanisch-habsburgischen Monarchie um die Vorherrschaft in Europa ausgesprochen, daß ein Krieg, wenn er auch an und für sich gerecht wäre, doch unerlaubt wird, sobald eine Gefahr für die gesamte Christenheit aus ihm entsteht. „Da der einzelne Staat ein Teil des Weltganzen ist und ganz besonders jede christliche Provinz ein Teil der ganzen christlichen Republik ist (er faßt also den einzelnen christlichen Staat als Provinz eines christlichen Gesamtstaates auf), so glaube ich, daß, wenn auch ein Krieg einer Provinz oder einem Staate nützlich, aber für das Weltganze oder für die Gesamtheit der Christenwelt nachteilig ist, dieser Krieg eben dadurch rechtswidrig wird. Wenn ein Krieg der Spanier gegen die Gallier aus anderen Gründen gerecht und dem Königreich Spanien nützlich wäre, so müßte doch von diesem Kriege abgestanden werden, wenn er zum größeren Nachteil der Christenheit geführt würde, z. B. wenn die Türken mittlerweile eine christliche Provinz okkupieren könnten.“ Dieser Gedanke wurde von Navarro (Martin Azpilcueto 1494—1586) und von Gabriel Vasquez (1551—1640) aufgenommen und weitergeführt. Was würden sie heute über das Verhältnis Europas zu Japan sagen?

Der größte Fortschritt, den das Christentum für das Verhältnis der Staaten zueinander brachte, war die Idee, daß der Krieg, da er nicht die normale Relation der Staaten untereinander sei, besonderer Rechtfertigungsgründe bedürfe, wenn er nicht seinen Urhebern und bis zu einem gewissen Maße auch allen Teilnehmern an ihm zur schwersten Sünde angerechnet werden müsse. In den ersten Jahrhunderten, solange das Christentum mit dem heidnischen Staate kämpfte, war ja sogar von nicht wenigen und

[1]) Bryce, The Holy Roman Empire. 1913, S. 92. — Stöckl, Christentum und Völkerrecht, in: Der Katholik, 1877, II, 51 ff.





mit nicht geringer Energie die Anschauung vertreten worden, daß der Kriegsdienst mit den Pflichten eines Christen absolut unvereinbar sei. Der hl. Augustinus war der erste, der in entschiedener Ablehnung jener Anschauung die Voraussetzungen darlegte, unter denen ein Krieg auch nach christlichen Grundsätzen erlaubt und gerecht sein könne.

Zwar hatte auch das römische Recht den Begriff des bellum justum piumque gekannt. Aber dieser Begriff war ein rein formaler. Damit der Krieg ein bellum justum piumque sei, war nur die Erfüllung der Vorschriften des Fetialrechtes über die Formen der Kriegserklärung erforderlich. Freilich verlangten diese wenigstens ursprünglich einen Beschluß des Senates und dessen Ratifikation durch die Centuriatcomitien; später aber trat dieses Erfordernis völlig hinter der leeren Zeremonie zurück, die der Pater Patratus an der Grenze des feindlichen Landes mit einem in dieses hinübergeschleuderten Speere vornahm. Ja, im Kriege gegen Pyrrhus ließ man einen Überläufer aus dessen Heere einen Platz in Rom kaufen, gegen den als feindliches Gebiet die Lanze geschleudert wurde, damit der Pater Patratus nicht bis an die Grenze reisen mußte. Auf diese immer wertloser werdenden Formen gründeten Livius und andere römische Schriftsteller den von Augustinus energisch bestrittenen Ruhm ihres Vaterlandes, daß es niemals ungerechte Kriege geführt hätte.

An Stelle jenes leeren Formalbegriffes suchte das Christentum[1]) einen materiell-rechtlichen Begriff des gerechten Krieges zu setzen. Der hl. Augustinus ist es, der diesen Begriff schuf. Gerecht sei nur der Krieg, der bestimmt ist, ein Unrecht zu ahnden, einen Staat dafür zu züchtigen, daß er es versäumt habe, entweder einen seiner Angehörigen wegen des von ihm gegen den anderen verübten Unrechts zu strafen oder das zurückzustellen, was er selbst unrechtmäßig dem andern entzogen hat. In unmittelbarem Anschlusse an Augustinus lehrt der hl. Thomas von Aquin, dreierlei sei notwendig, damit ein Krieg gerecht genannt werden könne. Erstens, daß der Befehl zu ihm von der rechtmäßigen Obrigkeit ausgeht, ein Erfordernis, das uns heute nach Beseitigung des Fehderechtes, also des Privatkrieges, selbstverständlich ist. Zweitens ist eine justa causa notwendig, d. h. der Feind, den man bekämpft, muß dies wegen eines ihm zuzurechnenden Unrechts verdient haben. Drittens wird die richtige Intention der kriegführenden Parteien erfordert, d. h. die Absicht, das Gute zu fördern oder das Schlechte zu hindern. Dieselbe Entwicklung der Gedanken wie bei Augustinus findet sich auch im Decretum Gratiani (Causa 23 des II. Teiles), wo die Darstellung mit der These abschließt: „Gerecht ist der Krieg, der befohlen ist und der geführt wird, entweder um Genugtuung für ein Übel zu erlangen oder um die Feinde abzuwehren“ (quod ex edicto geritur de rebus repetendis aut propulsandorum hostium causa).

[1]) Vanderpol, Droit de guerre d'après les théologiens et les canonistes du moyen âge. Paris 1911, und La guerre devant le Christianisme. Paris 1912. Finke, Der Gedanke des gerechten und heiligen Krieges. Freiburg i. B. 1915. Eberle, Krieg und Frieden im Urteil christlicher Moral. Stuttgart 1914. Lammasch in: Hochland, Dezember 1914, und in: Austria nova, Wien 1916, S. 45 f.



Darnach ist der Krieg nur gerechtfertigt als Defensivkrieg oder als Krieg zur Strafe für erlittenes Unrecht, als ein Akt der justitia vindicativa. „Unica est et sola causa justa intendendi bellum injuria accepta" lehrt Franz von Vittoria[1]), und Suarez[2]) weist den Irrtum der Heiden zurück, daß das Recht der Königreiche auf die Waffen gegründet sei und daß man Kriege führen dürfe, um Ruhm und Reichtümer zu erreichen, wie auch Vittoria ausdrücklich den Eroberungskrieg und den Prestigekrieg verworfen hatte und lehrte, daß auch „propter diversitatem religionis" allein ein Krieg nicht geführt werden dürfe. Aber auch nicht jedes Unrecht, das man erlitten, berechtigt zum Kriege, sondern nur ein solches, dem die Schwere der Kriegsübel angemessene Strafe ist. Eine Frage, die jene Autoren besonders beschäftigt, ist die, ob schon eine opinio probabilis, Unrecht erlitten zu haben, ob schon der gute Glaube des Fürsten an sein Recht genüge, um einen Krieg zu rechtfertigen. Allgemein wurde diese Frage damals verneint. Erste Pflicht des Fürsten sei es vielmehr, bevor er zum Kriege schreitet, „die Gerechtigkeit seiner Sache zu untersuchen und die Gründe zum Kriege zu prüfen sowie auch die Argumente des Gegners anzuhören, wenn dieser bereit ist, nach Recht und Billigkeit zu diskutieren". (Vittoria, S. 283.) Suarez führt diesen Gedanken noch einen Schritt weiter. „Wenn nach genauer Prüfung der Frage, wer im Rechte sei, sich auf beiden Seiten die gleiche Wahrscheinlichkeit oder die gleiche Zweifelhaftigkeit ergibt, soll entweder das streitige Gebiet geteilt werden oder soll das Los entscheiden oder soll die Sache in irgend einer anderen Weise friedlich beigelegt werden. Dabei wird aber die Frage entstehen," fährt er fort, „ob die Könige in diesem Falle gehalten sind, die Entscheidung einem Schiedsspruche zu überlassen (judicium arbitrio bonorum virorum relinquere), da sie doch verpflichtet sind, so viel als möglich den Krieg mit allen ehrenhaften Mitteln zu vermeiden. Wenn die Gefahr eines ungerechten Spruches nicht zu besorgen ist, ist dies offenbar das beste Mittel und muß daher ergriffen werden. Allerdings ist der König nicht verpflichtet, sich dem Urteil von Personen zu unterwerfen, die er nicht selbst zu diesem Urteile berufen hat. Es ist daher notwendig, daß die Schiedsrichter mit beiderseitiger Zustimmung gewählt werden. Das wird aber nur selten zu erlangen sein und daher ist dieses Mittel sehr selten. Denn meistens hält jeder König die fremden Richter für verdächtig. Deshalb ist zu bemerken, es dürfe jeder König, wenn er bona fide vorgeht, sein Recht durch verständige und gelehrte Männer darlegen lassen und deren Urteile folgen, wenn dadurch sein Recht für ihn zweifellos festgestellt worden ist (si per illud sibi constet de jure suo), ohne sich dem Urteile anderer zu unterwerfen."[3])

---

[1]) Relectiones (Ingolstadii 1580), Relectio VI de jure belli, § 13, S. 280; vgl. über Vittoria im allgemeinen: Barthélemy in Fondateurs du droit internat. S. 1—36, und Hinojosa in Juris consultos españoles, Madrid 1911, S. XXVII ff.

[2]) De triplici virtute theologica (Aschaffenburgi 1622) P. III de charitate, disp. 13, sect 4, S. 454, und über ihn Rolland in Fondateurs, S. 95—124 und Hinojosa, S. XXX ff.

[3]) Suarez l. c. sect. 6 „qua certitudine constare debet de justa causa belli ut istud justum sit", S. 457 ff.

Viel entschiedener als Suarez tritt sein Ordensbruder Gabriel Vasquez[1]) für die Pflicht ein, zunächst eine schiedsgerichtliche Entscheidung internationaler Streitigkeiten zu suchen. In teilweisem Anschluß an Navarro geht er von dem Satze aus, daß jede Kontroverse, die über irgend ein Recht auftaucht, nicht durch die Macht der Waffen, sondern durch ein Urteil zu entscheiden sei; Sitte der Barbaren sei es, das bessere Recht zur Regierung auf die größere Kraft der Waffen zu gründen (S. 415). Jeder Streitteil sei berechtigt, Schiedsrichter, die über jeden Verdacht erhaben sind, zu fordern und der andere Streitteil müsse diesem gerechten Begehren nachgeben. (Alter litigator posse in arbitros judices qui omni careant suspicione causae suae definitionem revocare et alterum litigatorem huic justae petitioni debere aquiescere); wenn aber der andere Streitteil diesem Begehren nicht entsprechen würde, so würde er jenem offenbar Unrecht tun, der es dann mit den Waffen bestrafen dürfe. Als die im Gegensatze zur Sitte der Barbaren dem Christentum entsprechende Art der Schlichtung internationaler Kontroversen schwebt allen dreien, Vittoria, Suarez und Vasquez, der Spruch eines unparteiischen Organes vor, und nur insofern ein solches nicht zu finden ist, billigen sie dem Könige das Recht zu, nach gewissenhaftester Prüfung der Streitfrage selbständig vorzugehen. Die Einschärfung dieser Pflicht zu größter Sorgfalt bei einer so verantwortungsvollen Entscheidung wie die über Krieg oder Frieden ist so tief im Christentum eingewurzelt, daß sie selbst noch in den Predigten Bossuets vor Ludwig XIV. wiederkehrt.

Aus dem Grundgedanken, daß der Krieg ein Akt der justitia vindicativa sei, leiten jene Autoren nicht nur die Pflicht ab, die Entscheidung über Krieg und Frieden mit jener in eigener Sache so schwer möglichen Gewissenhaftigkeit zu treffen, die dem Richter bei Fällung seines Spruches obliegt, sondern fordern sie auch weiterhin, daß dem Schuldigen nicht mehr Übel zugefügt werden solle, als notwendig ist zur Wiederherstellung des Friedens und um die der Größe des Übels angemessene Strafe zu verhängen. Demzufolge ist ein besonderes Kapitel bei Suarez der Frage gewidmet, auf welche Weise, mit welchen Mitteln der Krieg geführt werden dürfe (quid sit debitus modus gerendi bellum, pag. 419 u. f.).

Es kann nicht Wunder nehmen, daß nach dem Geiste jener wilden Zeiten die in dieser Richtung vorgetragenen Lehren in manchen Beziehungen, z. B. hinsichtlich der Plünderung von Städten oder der Behandlung der Geiseln, uns überaus hart erscheinen. Immerhin aber wurde ihre Härte durch das von jenen Schriftstellern aufgestellte Prinzip der Verantwortlichkeit desjenigen gemildert, der Schuld am Kriege trägt. Wer ungerechtfertigter Weise einen Krieg beginnt, ist nicht nur dafür verantwortlich, sondern außerdem auch für alle Übel, die im Laufe des Krieges seinen Untertanen wie den Feinden erwachsen sind. Der Gedanke an diese Verantwortlichkeit soll die Fürsten und die Heerführer zur Mäßigung in Ausübung des Kriegsrechtes bestimmen. Der Grundgedanke des Krieges als einer justitia vindicativa ist es ja, daß auch derjenige, dessen Sache eine

[1]) Comm. in primam secundae S. Thomae (Antverp. 1621), qu. 19 art. disput. 64 cap. 3 de rege in inferendo bellum, S. 415.



gerechte ist, sich während des Krieges und nach dem Siege als Richter und nicht als bloßer Gewalthaber fühlen solle, eine Forderung, die freilich leichter zu stellen als durchzusetzen war, ebenso wie auch nicht geleugnet werden soll, daß der Begriff der justitia vindicativa nicht allen Kriegen ohne Unterschied ihrer Ursache angepaßt werden kann.

Von den hier besprochenen Scholastikern erwähnt Grotius als solche, deren Arbeiten er mit Vorteil benutzt hat, wiederholt Vittoria und Vasquez, an welch letzterem er insbesondere die große Kühnheit hervorhebt, mit der er manche Fragen erörtert (Prolegomena § 55, vgl. L. II. cap. 1. § 9).

Das für die Gegenwart wohl interessanteste unter den hier besprochenen Büchern sind die Relectiones des Franz von Vittoria[1]), eine Sammlung von Vorträgen, die er in einem gewählten Kreise fortgeschrittener Hörer an der damals hochberühmten Universität Salamanca gehalten und die nach seinem Tode aus Kollegienheften herausgegeben wurden. Nach manchen Richtungen unterscheidet sich dieses Buch von den übrigen. Zunächst ist es von kleinem Umfange, dafür aber von mannigfachem Inhalte. Es enthält unter anderem ein Rechtsgutachten über die Giltigkeit der Ehe Katharinas von Arragonien mit Heinrich VIII. von England, eine Abhandlung über den Selbstmord, eine solche über Grund und Zweck des Staates und neben einigen theologischen Abhandlungen die beiden uns hier besonders interessierenden über Kriegsrecht und über das Recht Spaniens auf die von ihm in Besitz genommenen Länder in dem eben entdeckten Amerika. Die Frage nach Erlaubtheit oder Unerlaubtheit des Krieges, beziehungsweise nach den Bedingungen, unter denen er erlaubt sei, wurde, wie gesagt, schon vor ihm von vielen besprochen. Aber so weit ich sehe, immer nur im Zusammenhang der sittlichen und religiösen Verantwortung, nicht auch aus dem rechtlichen Gesichtspunkte. Bei Navarro finden sie sich im Kapitel de peccatis regum in seinem Handbuch für Beichtväter, bei Suarez in der Abhandlung de charitate und bei Vasquez in seinem Kommentar zur Ethik des hl. Thomas. Vittoria ist wohl der erste gewesen, der de jure belli schrieb, die Frage also nicht als Gewissens-, sondern als Rechtsfrage behandelte. Obwohl er derjenige war, der die scholastische Methode in die spanische Wissenschaft einführte[2]), tritt bei ihm doch auch das naturrechtliche Element stark hervor; an einzelnen Stellen zeigt sich auch ein gewisser Einfluß des Humanismus in seiner älteren, dem Christentum nicht abgewendeten Richtung: neben Zitaten aus dem Philosophen, der ihm Aristoteles ist, finden sich auch solche aus dem Komöden, worunter er Terenz versteht. Ganz besondere Bedeutung besitzt seine Abhandlung: De Indis noviter inventis, in der er sehr ausführlich die Voraussetzungen analysiert, unter denen allein das gewalttätige Auftreten der Spanier gegenüber den Indianern gerechtfertigt sein konnte. Wer mit diesen Forderungen den tatsächlichen Hergang der Okkupation Mexikos und Perus vergleicht, kann in Vittorias Darstellung nichts anderes als eine überaus

[1]) Für die Möglichkeit der Benützung dieses überaus selten gewordenen Buches in der Ingolstädter Ausgabe von 1530 bin ich dem Herrn Prälaten des Stiftes St. Peter in Salzburg, Dr. Hauthaler, zu besonderem Danke verpflichtet.

[2]) Vgl. Ehrle in: Der Katholik, 1884, II, 505 ff.

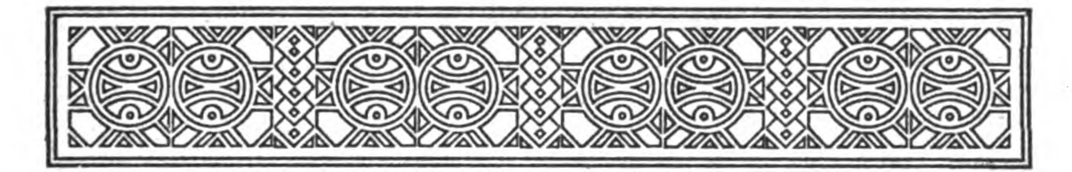


scharfe Kritik des Vorgehens der Conquistadoren finden, die in vielem mit den schweren Vorwürfen übereinstimmt, die sein Ordensbruder Las Casas erhob. An manchen Stellen möchte man fast eine Beziehung auf einzelne Ausführungen des letzteren erblicken, wie sie Prescott[1]) in Auszügen aus dessen Historia general de las Indias gibt. Es wäre interessant, zu erfahren, ob zwischen beiden, die Zeitgenossen (Las Casas lebte 1474 bis 1566) und Brüder desselben Ordens waren, persönliche oder literarische Beziehungen bestanden, die mir um so wahrscheinlicher sind, wenn man bedenkt, daß Las Casas einer der berühmtesten Schüler der Universität Salamanca war, deren bedeutendster Lehrer, wenn auch erst kurz nach dessen Studienzeit, Vittoria wurde. Ebenso wäre es von Interesse, zu erfahren, wieso es kam, daß das Buch dieses „Pythagoras seiner Zeit" nicht in seinem Heimatlande, sondern zuerst im feindlichen Auslande, zu Lyon 1557 im Jahre der Schlacht von St. Quentin, in einer ganz verstümmelten Ausgabe erschien. Schwer zu erklären ist es auch, warum die nachfolgende spanische Ausgabe, die 1565 in Salamanca erschien, schon wenige Jahre nachher so selten geworden, daß der anonyme Herausgeber der Edition von Ingolstadt (1580) sie nur nach vieler Mühe durch besondere Gefälligkeit aus der großen Bibliothek der Fugger für kurze Zeit geliehen erhalten konnte, um darnach seine Ausgabe herzustellen. War das Buch wegen der Kritik der Conquista vielleicht in Spanien verboten und vernichtet worden, wie auch das für die Kulturgeschichte Mexikos grundlegende Buch des Franziskaners Sahagun unterdrückt worden war (Prescott I 69 u. f.) und das große Geschichtswerk des Las Casas durch drei Jahrhunderte ungedruckt blieb (Prescott I 304)?

So bleibt noch manches in der Geschichte der christlichen Grundlagen des Völkerrechtes aufzuhellen. Möge der kurz vor dem Kriege begonnene Wetteifer katholischer Gelehrter in den jetzt sich bekriegenden Staaten in der Erforschung dieser geschichtlichen Zusammenhänge bald nach dem Frieden wieder aufleben und zu einem sie einigenden Bande werden!



[1]) Geschichte der Eroberung von Mexiko. Deutsche Ausgabe, Leipzig 1845.



# König Johann von Sachsen im Verkehr mit Gelehrten.

Von Johann Georg, Herzog zu Sachsen.

Mein Großvater, der König Johann von Sachsen, ist in weiten Kreisen der gelehrten Welt bekannt als der Danteforscher, der unter dem Namen Philalethes eine Übersetzung mit Kommentar der Divina Comedia herausgab. Noch jetzt greifen viele, die sich mit Dante eingehend beschäftigen wollen, zu diesem Buche und finden darin Befriedigung ihres Wissensdurstes. Es ist begreiflich, daß König Johann durch seine eingehenden Forschungen für dieses Werk mit vielen namhaften Gelehrten des In- und Auslandes in Verkehr getreten ist. Man kann wohl sagen, daß fast kein Gelehrter, der sich mit Dante auch nur entfernt beschäftigte, durch Dresden kam, ohne ihm seine Aufwartung zu machen. Manche wurden zu seinen vertrauten Vereinigungen, die eines großen Rufes genossen, wiederholt herangezogen. Ich nenne unter diesen z. B. den amerikanischen Historiker Ticknor, dessen Briefwechsel mit Johann ich in den Schriften der Königlich Sächsischen Kommission für Geschichte im Verein mit dem Münsterer Historiker Daenell herausgebe. Mit manchen, die Johann nahe getreten waren, knüpfte sich ein Briefwechsel an, der oft nur mit langen Pausen geführt wurde.

Man irrt sich, wenn man meint, daß König Johann sich lediglich auf die Danteforschung und die damit zusammenhängenden Gebiete beschränkt habe. Von jeher beseelte ihn ein lebhaftes Interesse für die Jurisprudenz und die Gesetzgebung. Spuren wird man davon oft in dem Briefwechsel mit den beiden preußischen Königen, den ich im Verein mit Hubert Ermisch herausgegeben habe, finden. Auch in demjenigen mit Ticknor werden darauf bezügliche Aufgaben oft und eingehend erörtert. Ferner spricht seine langjährige, eingehende und segensreiche Tätigkeit als Prinz in unserer I. Kammer dafür. Hat er doch schon mit lebhaftem Interesse an unserer Verfassung mitgearbeitet.

Weniger bekannt oder vielleicht zum Teil vergessen ist sein großer Anteil an der deutschen Geschichtsforschung und der Denkmalspflege. Schon im Jahre 1825 wurde unser noch blühender Altertumsverein auf seine Anregung ins Leben gerufen. Bis zu seiner Thronbesteigung hat er an der Spitze gestanden und manchesmal in Sitzungen als Vortragender das Wort ergriffen. Der Altertumsverein hat durch Jahrzehnte das bei

uns vertreten, was jetzt die Kommission zur Erhaltung der Kunstdenkmäler und in anderen deutschen Ländern die Konservatoren auszuführen haben. Vieles, was damals in dieser Angelegenheit in Sachsen geschah, geht auf direkte Anregung Johanns zurück. Als im Jahre 1852 die deutschen geschichtlichen Vereine zum ersten Male, und zwar in Dresden, zusammentraten, war es Johann, der den Vorsitz übernahm. Auch an der Versammlung in Nürnberg 1853 nahm er lebhaften Anteil und leitete sie. Ferner widmete er sein großes Interesse auch der Limesforschung. Dafür verweise ich auf Stellen in dem Briefwechsel mit den beiden preußischen Königen.

Endlich ist auch Johann durch seine nahen verwandtschaftlichen Beziehungen mit dem preußischen und dem bayerischen Hofe wiederholt und manchmal zu längerem Aufenthalte nach Berlin und München gekommen. In beiden Städten, besonders in ersterer, trat er mit einer Reihe geistig hervorragender Männer in Beziehung. Sie sind dann auch wiederholt in Dresden gewesen und haben bei Johann im Hause verkehrt. Unter diesen nenne ich z. B. Alexander von Humboldt.

Aus allen den hier angegebenen Gründen wird man es leicht verstehen, daß sich im Nachlaß des Königs Johann, der nach dem Tode meines Vaters, des Königs Georg, in meinen Besitz überging, eine große Anzahl Briefe von geistig hervorragenden Männern vorgefunden hat. Ja, ich muß gestehen, daß ich über die große Zahl sehr erstaunt war. Einige habe ich im vergangenen Jahre in der Zeitschrift Hochland veröffentlicht. Dort hatte ich mich nicht auf Gelehrte beschränkt. Hier möchte ich das hingegen tun und durch die Briefe zeigen, mit wie vielen verschiedenartigen Gelehrten Deutschlands der König in Beziehung stand. Leider besitze ich keinen Brief des Königs an einen der Gelehrten. Ich muß mich also nur auf die an ihn gerichteten beschränken. Vielleicht ist es aber den Erben der Briefschreiber möglich, mir die Briefe Johanns in Abschrift zugänglich zu machen. Denn es ist mein Bestreben, möglichst alles zu vereinigen, was von der Hand meines Großvaters stammt.

Für diejenigen, die in unserer sächsischen Geschichte nicht so bewandert sind, füge ich noch folgende Daten aus seinem Leben hinzu. Johann war geboren am 12. Dezember 1801 als jüngster Sohn des Prinzen Maximilian (1759—1838) und der Prinzessin Caroline, geborenen Prinzessin von Parma (1770—1804). Er heiratete am 10. November 1822 die Prinzessin Amalie von Bayern, Zwillingsschwester der nachmaligen Königin Elisabeth von Preußen. Dieser Ehe entstammten neun Kinder, von denen zwei, Albert und Georg, ihm auf dem Throne folgen sollten. Am 9. August 1854 bestieg er den Thron, nachdem sein Bruder Friedrich August II. bei Brennbichl in Tirol verunglückt war. Am 29. Oktober 1873 starb er in dem Sommersitz Pillnitz. Die Briefe, die ich hier veröffentliche, habe ich nicht nach der Richtung ihrer Verfasser und nicht nach dem Datum geordnet, sondern nach dem Anfangsbuchstaben ihrer Schreiber, da mir das als das einfachste erscheint.

Deshalb eröffne ich die Reihe mit einem Briefe von Sulpiz Boisserée (1783—1854). Ich habe nicht feststellen können, wo und wann die Bekanntschaft erfolgte. Aber da Boisserée öfter nach Dresden gekommen



ist, kann sie da erfolgt sein. Zu dem Briefe selbst habe ich nicht viel zu bemerken. Vielleicht ist er gerade jetzt von Interesse, da Firmenich-Richartz sein großes Buch über die Brüder Boisserée herausgibt. Der Brief lautet wie folgt:

Euer königliche Hoheit

wollen gnädigst entschuldigen, daß ich erst heute mein Versprechen lösen kann, Ihnen die Abhandlung zu schicken, welche ich vor dreißig Jahren über die Entstehung der Sage von den heiligen drei Königen aus der kurzen Erzählung der heiligen Schrift zu Gustav Schwabs Legende der drei Könige geschrieben habe.

Diese von dem Carmeliter-Mönch Johann Hildesheim so reich ausgebildete Legende wird Eurer königl. Hoheit wahrscheinlich schon durch eine andere Ausgabe bekannt seyn. In meiner kleinen Abhandlung aber werden Sie einen Versuch erkennen, bei Erforschung der allmählichen Entstehung der Sage, von der wahrhaften Erzählung des Evangelisten bis zu der märchenhaften Legende, stets das wirkliche von dem Bezüglichen, Bedeutsamen und willkührlichen nach den Quellen und den Zeiten zu unterscheiden und gesondert zu halten, und ich hoffe, Euer königliche Hoheit werden als Freund und tiefer Kenner literarischer Arbeiten mein Bestreben mit der Nachsicht beurtheilen, welche Sie in Ihrer großen Güte zu üben pflegen.

Empfangen Sie, mein gnädigster Herr, bei dieser Gelegenheit den wiederholten Ausdruck meiner treuesten Segenswünsche für Sie und die Ihrigen und gewähren Sie mir die ehrfurchtsvolle Bitte um Ihr gnädiges Andenken.

Euerer königlichen Hoheit
unterthänigster
Dr. Sulpiz Boisserée.

Bonn, d 2 September 1852.

Auf dem Geschichtsforschertag 1852 in Dresden ist Johann in Beziehung zu dem Prager Historiker Konstantin von Hoefler (geb. 1811 in Memmingen, gest. 1897 in Prag) getreten. Ob sie sich schon früher, vielleicht schon in München, wo ja Hoefler bis 1847 Professor war, getroffen, vermag ich nicht anzugeben, ebenso wenig, ob sie sich später trafen. Vielleicht geschah es 1853 in Nürnberg. Hoefler hat einen Brief an Johann geschrieben, den ich hier veröffentliche. Er spricht darin hauptsächlich von seinen Arbeiten über Huß. Großvaterfreuden beziehen sich darauf, daß Johanns Tochter Anna den Erbgroßherzog (später Großherzog) Ferdinand von Toscana heiratete und Margarethe den Erzherzog Carl Ludwig, beide 1856.

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königliche Majestät haben mir allergnädigst zu gestatten geruht, das beifolgende Werk, sobald es im Druck erschienen sei, Allerhöchstdenselben in allertiefster Ehrfurcht zu Füßen legen zu dürfen.

Leider hat sich der Druck zwei Jahre lang bis zur letzten Woche hinausgeschleppt; seine Vollendung gewährt mir das große Glück, nicht bloß die Früchte deutschen Fleißes auf slavischem Boden dem erhabensten Kenner wissenschaftlicher Arbeiten, sondern auch mit denselben bei dem Scheiden des alten Jahres meinen allerunterthänigsten Glükwunsch zu Füßen legen zu können. Möge das neue Jahr zu den Freuden, welche Ew. Königliche Majestät als Vater genießen, die des doppelt glüklichen Großvaters hinzufügen!

Ob es mir gelingen wird, den ganzen Umfang, die volle Bedeutung der slavischen Reformation und ihren Gegensatz zu der deutschen, das schmähliche



Spiel, welches an der Universität Prag mit deutschen Professoren und Studenten getrieben wurde, darzulegen, die Fabel vom Bruche des Geleitsbriefes (S. 315), den Grund der Niederlagen der deutschen Heere, wie ihn Andreas von Regensburg darstellt, aufzuklären — hoffe ich zwar; allein erst der zweite Band mit seinen Documenten, den Briefen des Hus, der Taboritenchronik und den aus Venedig zu erholenden tractatus de longaevo scismato, wird, freilich erst in einigen Jahren, die Sache vollständig zum Abschlusse bringen. Doch dürfte so viel sicher sein, daß jetzt erst auf quellenmäßige Grundlage hin die husitische Bewegung in den Kreis wissenschaftlicher Erörterung gezogen werden kann und der Anfang gemacht ist, dem XV. Jahrhunderte seine gebührende Stellung in der Weltgeschichte einzuräumen.

Unter fast erdrückenden Berufsgeschäften wurde diese Arbeit begonnen, fortgeführt, vollendet. Die Hoffnung, Deutschlands Ehre damit zu fördern, ließ mich nicht ermatten. Ich werde mich unendlich belohnt fühlen, wenn sie den Beifall Ew. Königlichen Majestät erlangen sollte.

Ich ersterbe in allertiefster Ehrfurcht

Ew. Königlichen Majestät

allerunterthänigster Diener

Prof. Dr Höfler,

Direktor der Gymnasial Lehramts Prüfungs Commission, des Ordens Pius IX. Ritter II. Classe pp.

Prag 29 December 1856.

Daß König Johann mit Alexander von Humboldt in Berührung getreten war, habe ich schon oben erwähnt. Sie sahen sich wiederholt in Berlin und Potsdam, aber auch in Pillnitz. Denn Humboldt begleitete den König Friedrich Wilhelm IV. auf manchen Reisen. Ein reger Gedankenaustausch knüpfte sich mit ihm an. Freilich entgingen auch Johann nicht die Eigenheiten des Gelehrten, über die sich der preußische Schwager in seiner bekannten sarkastischen Weise lustig machte. Sicher hat Humboldt an Johann mehrere Briefe geschrieben. Aber es hat sich nur der eine erhalten. Im allgemeinen habe ich nicht viel zu bemerken. Der Kosmos von Humboldt ist ja allgemein bekannt.

Aller Durchlauchtigster, Großmächtigster,
Allergnädigster König und Herr,

Ew königliche Majestät hatte ich die süße Hofnung, an dem festlichen viele beglückenden Tage, an dem so heiße Wünsche zum Himmel steigen, den 4ten und letzten Band meines, unvorsichtig begonnenen Kosmos zu Füßen legen zu können. Einzelne Fragmente desselben über die naturbeschreibende Dichtung der älteren und neueren Zeit haben sich der wohlthuenden, nachsichtsvollen Aufmerksamkeit eines Monarchen zu erfreuen gehabt, der durch eigene, edle Schöpfungen bewiesen hat, daß Er im geistigen Leben der Menschheit der Erweiterung und Verschönerung der freien Gedankenwelt hold ist. Troz meiner nächtlichen Arbeitsamkeit bin ich in meinen Hofnungen getäuscht worden; aber einen wichtigen Theil meiner jugendlichen, wissenschaftlichen Ausbildung dem schönen Lande verdankend das noch immer in Frieden unter Ihrem milden Scepter an Wohlstand und in intellectuellen Fortschritten zunimmt, ist es mir eine heilige Pflicht, an dem spätesten Abend eines vielbewegten Lebens Ew königl. Majestät noch einmal, wahrscheinlich zum letzten Male zu diesem Feste, die Huldigung der ehrerbietigsten Dankgefühle und die Wünsche darzubringen, die zu einer verheißungsvollen Epoche und den Zeitbedürfnissen öffentlicher Ruhe in so unzertrennlichem Zusammenhange stehen.



An diese Huldigung wage ich, wie ein Mensch aus den Wäldern, vielleicht unbescheiden und lästig, eine allerunterthänigste Bitte zu knüpfen. Mein Vertrauen ist übergroß da, wo die Fürstengröße in ihrem Zauber durch die freundlichste Einfachheit der Sitten erhöht wird. Ew. königliche Majestät besitzen in Ihren Staaten und beglücken durch Ihr gnädiges Wohlwollen einen mir warm befreundeten Mann, der durch tiefe Kenntniß des classischen Altertums belehrt, den erhabenen Glanz deutscher Poesie durch eigene metrische Gebilde und, die vaterländische Sprache kunstverständig bereichernde Übertragungen aus der hellen. Welt mit Glück zu erneuern und zu vermehren strebt. Möchte Johannes Minckwitz, jetzt Docent an der alten und berühmten Hochschule, seine Übersetzung des Homer eben vollendend und nach Dichterart, wie in allen Jahrhunderten, von der kärglichen „Lebens-Prosa" bedrängt, sich im kommenden Jahre der wachsenden, wohlthätigen Gnade seines erhabenen Monarchen zu erfreuen haben!

In tiefster und dankbarster Ehrerbietung,

Ew Kön. Majestät,

allerunterthänigster

Alexander v. Humboldt.

Berlin, den 11 December, 1855.

Nun möge Professor Karl Ludwig Kannegießer folgen, der als Dante-Übersetzer bekannt ist. Er war geboren 1781 in Wendemark in der Altmark und starb 1861 in Berlin. Seine Dante-Übersetzung wird wohl jetzt nur noch von wenigen gelesen, da wir bessere haben. Es ist begreiflich, daß König Johann mit dem Kollegen als Danteforscher in nahe Berührung getreten ist. Der erste Brief ist vom Jahre 1832. Er behandelt ausschließlich Fragen über Dante-Übersetzungen, denen ich nichts hinzuzufügen habe.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Prinz und Herr,

Vergebens versuche ich den Eindruck zu schildern, womit mich Ew. Königl. Hoheit gnädiges Schreiben vom 4. März erfüllt hat. Sie haben meine kritische Freimütigkeit mir nicht übel genommen, Sie ermuntern mich durch freundliches Lob, Sie geben mir die Hoffnung, Ihre Übersetzung aus Ihren eigenen Händen zu empfangen und verheißen die baldige Bekanntmachung der ganzen Hölle, Sie vereinigen sich endlich mit mir in Bewunderung des großen Dichters und in Freude über die zunehmende Verbreitung desselben. Wohl, es geschieht viel in der gegenwärtigen Zeit durch Critiken, Abhandlungen, Übersetzungen, Commentare; nur auf den Universitäten kann Dante noch wenig Platz gewinnen. Auf einigen wird freilich über ihn gelesen, hier in Breslau ist wenigstens niemand damit beauftragt, ich selbst habe als Docent nur einmal, und zwar nur für eine Einleitung in die göttliche Comödie Zuhörer gefunden, und ich könnte von dieser Seite schon wegen meines Schulamtes weniger wirken, als ich wünschte. In Göttingen, München, Heidelberg gibt es meines Wissens gar keine Lehrstühle, ich will nicht sagen für Dante, sondern nicht einmal für die süd- und westeuropäische Literatur, und doch sollte diese wol endlich der alten Literatur gleich oder doch zur Seite gestellt werden. Auch in Leipzig ist wol nicht dafür gesorgt; aber sollte nicht bei der jetzigen Umgestaltung oder Erweiterung dort darauf Rücksicht genommen werden? Und sollten selbst im deutschen Florenz, im schönen Dresden nicht vor allen die Künstler dergleichen Vorträge wünschen, um sich dadurch zu Gemälden und Bildereien begeistern zu lassen?

Nun, wenn denn auch Dante nur immer fleißiger studiert wird! Mein Buchhändler Herr Brockhaus in Leipzig will selbst die lyrischen Gedichte Dante's, die ich in Verbindung mit 2 Freunden vor einigen Jahren herausgegeben habe, zum zweitenmale auflegen. Wann es geschehen werde, hat er zwar noch nicht



bestimmt. Würden Ew Königl. Hoheit aber für den eintretenden Fall gnädigst verstatten, daß ich Ihnen diesen, freilich was die Übersetzung betrifft, sehr unvollkommenen und deswegen sehr zu überarbeitenden Versuch widmen dürfte?

Verzeihen Ew Durchlaucht meine neue Kühnheit, — für die erstere verdiene ich wenigstens einen eben so strengen Recensenten — entschuldigen Sie mich hochgeneigt mit dem huldvollen Charakter Ihres Schreibens und erlauben Sie mir mich mit tiefster Hochachtung und aufrichtigster Verehrung zu nennen

Ew Königlichen Hoheit unterthänigen

Dr. Kannegießer

Prof. u. Direktor des Königl. Friedrichsgymnas.

Breslau d. 5. April 1832.

## Dasselbe gilt von dem zweiten.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herzog und Herr,

Nachdem ich von meiner Reise nach Italien, die ich im September antrat, und über Wien, Triest, Venedig, Florenz, Livorno nach Rom, und über Siena, Florenz, Verona, Wien zurück machte, bereits im vorigen Monat heimgekehrt bin, nehme ich mir die Freiheit, Ew. Königlichen Hoheit unterthänigen Bericht abzustatten, vor Allem aber für das huldreiche Empfehlungsschreiben aufs lebhafteste zu danken, das mir das Glück verschaffte, mich Sr. Kaiserlichen Hoheit, dem Großherzog von Toskana, persönlich vorstellen zu dürfen, und mit der leutseligsten Unterhaltung von ihm beehrt zu werden. Leider war es ihm nicht möglich, selbst durch die Herren, Rath Repetti und Bibliothekar Groberg, mir zur Auffindung eines Planes von Florenz aus dem Mittelalter zu verhelfen. Vielmehr ist es mir durch anderweitige Nachforschungen, besonders bei den Herren, Dr. Braun, Rath Plathner, und dem hannoverschen Residenten Kästner in Rom höchst wahrscheinlich geworden, daß ein solcher Plan gar nicht vorhanden ist.

Gleichsam zur Entschädigung wurde ich in Rom aufgefordert, die lateinische Übersetzung der divina commedia des Serravalle, von welcher sich ein Manuskript auf der Vaticana befindet (und es soll das einzige sein) herauszugeben. Der Verleger meiner Übersetzungen des Dante, Herr Brockhaus in Leipzig, hat sich freilich nicht geneigt dazu bezeigt; indeß denke ich wohl einen anderen dafür zu finden, und ich würde sofort eine Abschrift in Rom besorgen lassen, wenn ich nicht jetzt nach meiner Zurückkunft in der bibliografia Dantesca von Batines, S. 247, einen damit verbundenen Commentar erwähnt fände, der vielleicht einen Auszug verdiente. Ich hätte daher große Lust, die Reise zu wiederholen, und die Abschrift eigenhändig zu machen, und besonders den Commentar selbst zu untersuchen und zu excerpiren, was denn freilich einen mehrwöchentlichen Aufenthalt erforderte. Ich bitte nun Ew. Königliche Hoheit unterthänigst um Verzeihung, wenn ich mir die schüchterne Frage erlaube, ob mir nicht durch Auftrag und Sendung von Seiten Ew. Königlichen Hoheit oder des Königlich Sächsischen Hofes nach Rom oder Florenz, oder durch Begleitung einer Gesandtschaft dorthin, die Kosten einer abermaligen Reise, zu welcher mir die Mittel fehlen, vermindert werden könnten. Ich wäre zu jeder Zeit reisefertig, am liebsten aber im künftigen Herbst, um dem Kongreß der italienischen Gelehrten in Siena, (wie diesmal in Venedig), beizuwohnen, dort vielleicht mein Unternehmen durch eine Vorlesung zur Kunde zu bringen oder es wenigstens zu besprechen. — Ohne eine huldvolle Unterstützung von Seiten seiner Majestät, des Königs von Preußen, würde es mir nicht möglich gewesen sein, die eben vollendete Reise zu unternehmen; aber ich schwur mich wohl mit Recht, ihn aufs neue zu belästigen, wie ich denn dies vollends ohne eine gewichtige Empfehlung meines abermaligen Planes nicht wagen, und überhaupt davon abstehen würde, wenn Ew. Königliche Hoheit dasselbe nicht gnädigst in Schutz nehmen sollten.



Italien, namentlich Venedig, Florenz und Rom haben mich übrigens so angezogen, daß ich dort, und zumal in der ewigen Stadt, über welcher ein unwiderstehlicher geschichtlicher Zauber liegt, den Rest meines Lebens zubringen, oder, da dies nicht wohl möglich zu machen ist, sie doch noch einmal und auf etwas längere Zeit sehen möchte, denn ich war diesmal nur zehn Tage da. Ew Königliche Hoheit mögen dies Geständniß, sowie die Länge meines Schreibens und endlich die Äußerung meiner Sehnsucht nach dero Verdeutschung und Erklärung des Paradieses, das meines Wissens noch nicht die Presse verlassen hat, mit geneigter Nachsicht aufnehmen!

Geruhen Höchstdieselben den Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht zu genehmigen, womit ich verharre

Ew. Königlichen Hoheit

unterthänigster Dr. Kannegießer

Dir. u. Prof. a. D. Alte Jakobsstraße nr 1.

Berlin den 17. December 1847.

Auch über den dritten Brief habe ich nicht viel zu bemerken.

Durchlauchtigster, gnädigster Herzog,

Ew. Königlichen Hoheit sage ich meinen unterthänigsten Dank für das mir zugekommene gnädige Schreiben vom 16. November, und namentlich für die darin enthaltene Berücksichtigung meiner Bemerkungen, sowie für die Nachricht eines hinsichtlich einer neuen Reise nach Italien an Sr. Majestät den König von Preußen für mich gewogentlich gerichteten Fürworts, demzufolge ich sofort ein Bittschreiben abgehen ließ, aber vor wenigen Tagen in einem Ministerialschreiben den Bescheid erhielt, daß Sr. Königlichen Majestät dasselbe nicht berücksichtigt habe. Den Schmerz darüber hat freilich ein herberer, über den Tod einer geliebten Tochter, der Mitverfasserin meiner „Schauspiele für die Jugend" einstweilen gedämpft, indeß wird jenes Verlangen mich doch, so lange ich lebe, nicht verlassen, und Jeder mir als ein Herold des Glücks erscheinen, der mir einen Weg zur Erfüllung desselben nachweisen könnte.

Ew. Königlichen Hoheit Übersetzung des Dante kommt nicht von meinem Tisch, und ich vertiefe mich mehr und mehr in den Reichthum der Erklärungen und Aufschlüsse. Zu einer gründlichen und umfassenden Beurtheilung finde ich mich bis jetzt und vielleicht für immer nicht fähig; aber ich werde — und das ist ein unschätzbarer Gewinn — auf den Thomas von Aquino zurückgeführt, aus dessen Summa Theologiae ich die Sätze „über das Erkenntnißvermögen der vom Leibe getrennten Seele" (89. Untersuchung des ersten Buchs) schon vor mehreren Jahren zu übersetzen angefangen hatte; und es wäre wohl an der Zeit, einige von seinen Untersuchungen durch eine Übersetzung und zwar vollständig zu veröffentlichen, wenn der gegenwärtig so sehr daniederliegende Buchhandel hoffen ließe, einen Verleger dafür zu finden. Da ich inzwischen diese Beschäftigung doch wieder aufnehmen möchte, würden Ew Königliche Hoheit mich höchlich erfreuen, wenn Sie mir durch Rath, und vielleicht durch Bezeichnung der paßlichsten und für sich verständlichsten Untersuchungen dieses tiefsinnigen Mannes zu Hülfe zu kommen geruhten, sofern das Unternehmen überhaupt dero Beifall haben sollte.

In tiefster Ehrfurcht verharre ich als

Ew Königlichen Hoheit

unterthänigster Dr Kannegießer

Dir. u. Prof. a. D. Alte Jakobsstraße 129.

Berlin d. 15. December 1849.

Im vierten und letzten Briefe dürfte die Übersetzung der Episode der Francesca von Rimini von Interesse sein. Diese Fassung der Übersetzung





ist nie gedruckt worden, denn in der 5. (letzten) Auflage von Kannegießers Übersetzung, die Mitte 1873 herauskam, findet sie sich nicht. Darum dürfte dieser Brief für die Geschichte der Dante-Übersetzung von besonderem Interesse sein. Die Pietà von Achtermann befindet sich, wie bekannt, im Dom zu Münster.

Berlin d. 10. Nov. 50.

Ew Königliche Hoheit

finden anbei einige gedruckte Blätter, welche mir Veranlassung geben, meinem früheren Schreiben vom December v. J. ein zweites folgen zu lassen, in der Hoffnung, daß Höchstdieselbe sie zu behalten geruhend, für die Lesung derselben, oder noch lieber für einige beurtheilende Worte Zeit gewinnen möchten. Ich gebe hiemit einen kleinen Beweis, daß trübe Zeiten und Erfahrungen den Mut nicht nehmen dürfen, in den Genüssen, welche uns die Beschäftigung mit den Werken großer Geister gewährt, Trost und Beruhigung zu finden.

Wie sehr habe ich mich gefreut, daß die Übersetzung und Erklärung des Dante'schen Paradieses von Ew. Königlichen Hoheit in der neuen Hallischen Literaturzeitung durch den Professor Blanc eine so gründliche und wohlverdiente Anerkennung gefunden hat! Die Aufforderung in der allgemeinen Augsburger Zeitung Nr 14 und 16 d. J. hat mich bewogen, die Stelle über Francesca von Rimini aufs neue zu übersetzen:

Zur Lust einst lasen wir vom Glutverlangen,
Durch welches Ritter Lancelot entbrannt,
Wir beid' allein und völlig unbefangen.

Wang' hatt' und Aug' uns oft schon übermannt
Dies Lesen zum Erröthen und Erbleichen,
Bis Eine Stell' uns endlich überwand.

Denn als wir lasen von des Lächelns Zeichen,
Drob solcher Bule Kusses sich vermaß,
Küßt' er, der nimmermehr mir wird entweichen,

Die Lippen mir, erzitternd sonder Maß —
Galeotto war, der's schrieb, samt dem Gedichte, —
Des Tages keiner von uns weiter las.

Jede Bemerkung über diesen neuen Versuch würde mich zu hohem Danke verpflichten.

Seit mehreren Monaten hat mich die Übersetzung der trefflichen Schrift „Der Geist in der Natur" nebst Fortsetzungen, des Dänen Oersted beschäftigt, — und neuerlich ein Besuch des wackern Bildhauers Achtermann aus Rom auf der Rückreise von Münster, wohin er seine Pietà gebracht hatte, mein Verlangen, Rom noch einmal zu sehen, aufs lebhafteste wieder angefacht.

Geruhen Allerhöchstdieselben den Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht zu genehmigen, womit ich verharre

Ew Königlichen Hoheit

unterthänigster Dr Kannegießer

Dir. u. Prof. a. D. Alte Jakobsstraße 129.

Aus dem Inhalt des nächsten Briefes geht hervor, daß sein Schreiber, Professor Franz von Löher in München (1818—1892), dem König nicht persönlich bekannt war. Immerhin habe ich nicht gezögert, ihn hier aufzunehmen, da er für den Verfasser charakteristisch ist. Löher war 1818



in Paderborn geboren und starb 1892 in München. Jeder wird sich sicher beim Lesen an das Buch Löhers über Sizilien mit Freuden erinnern.

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Im Auftrage des verewigten Königs Maximilian bereisete ich vor zwei Jahren Sizilien und Neapel, um an Ort und Stelle die dortigen Zustände kennen zu lernen, und versuchte dann, die Südlande voll unsäglicher Reize, voll tiefer Verödung, und doch voll Hoffnungen in ihrer Natur und Geschichte zu schildern. Auch die Belagerung von Gaeta hatte ich deshalb in den Kreis meiner Darstellungen zu ziehen, zumal mir häufig von Personen, welche in der Geschichte dieser Belagerung hervorragten, Interessantes mitgetheilt wurde. Der verewigte König Maximilian las meine Reiseskizzen noch bogenweise, wie sie aus der Druckerei kamen, in seinen letzten Tagen.

Euer Königlichen Majestät nun, dem allerdurchlauchtigsten Verwandten des Königshauses, dem ich diene, dem erhabensten Kenner und Tiefergründer des Geistes und Wissens der Deutschen und Italiener, dem Fürsten unter den Männern,

Die beider Völker Geistesströmen breit
Ein Bette gruben, daß in Eins sie flossen,

wie es auf der letzten Seite meines Buches heißt, dasselbe ehrfurchtsvollst zu Füßen legen zu dürfen, würde mir mein Leben lang eine unvergänglich schöne Erinnerung bleiben. Längst habe ich mich, da archivalische Forschungen mich nach Dresden riefen, im Stillen mit der Hoffnung getragen, daß ich dessen vielleicht huldvollst gewürdigt würde. Allein durch Krankheit beständig an jeder Reise verhindert, ergreife ich mit tausend Freuden das gütige Anerbieten meines hochverehrten alten Lehrers und Freundes, des Geheimrates Witte, welcher es versuchen wollte, Eurer Majestät meine ehrfurchtsvollste Bitte vorzutragen, in Allerhöchster Gnade durch huldvolle Annahme meines Reisewerkes über Sizilien und Neapel mich hoch zu beglücken.

Eurer Königlichen Majestät
allerunterthänigst ehrfurchtsvollster
Dr. Franz Löher
k. bayer. Reichsarchivsdirektor, ord. Professor, Referent Sr. Maj. König Ludwig II. für Wissenschaft und Literatur, ord. Mitglied der k. Akademien der Wissenschaften zu München und Brüssel, Ritter pp.

München den 6. September 1865.

Der nun folgende Brief führt in eine ganz andere Umgebung. Denn er ist von der Hand des Bekennerbischofs Konrad Martin von Paderborn (1812—1879). Wem dessen Leben und Werke bekannt sind, wird sich sicher freuen, auch von ihm einige Zeilen hier zu finden. Ob er dem König persönlich bekannt war, konnte ich nicht feststellen. Bei dem Werke, das er überreichte, kann es sich nur um den „Theophilus. Unterweisungen . . . für das christliche Volk“ handeln, der 1862 (in 2. Auflage 1863) erschienen war.

Allerdurchlauchtigster, Allergroßmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

In Ew. Königlichen Majestät finden, wie allgemein anerkannt ist, alle wissenschaftlichen und insbesondere auch die wissenschaftlichen religiösen Bestrebungen einen ebenso hochherzigen, als mächtigen Gönner und Beschützer. Dieser Überzeugung gemäß habe ich geglaubt, es wagen zu dürfen, Allerhöchst-

denselben das jüngst von mir abgefaßte Werk, über dessen Zweck und Tendenz ich mich in der Vorrede näher ausgesprochen habe, allerehrfurchtsvoll hierbei zu überreichen, indem ich die unterthänigste Bitte beifüge, daß Allerhöchstdieselben geruhen wollen, das Buch als einen schwachen aber lauteren Beweis meiner wärmsten Hochverehrung mit gewohnter Huld und Gnade entgegenzunehmen.

In den Gesinnungen tiefster Ehrfurcht ersterbe ich

Ew. Königlichen Majestät

gehorsamster

Dr. Konrad Martin, Bischof von Paderborn.

Paderborn am 19. Januar 1863.

Der Brief des Historikers Leopold von Ranke (1795—1866), der jetzt folgen soll, fällt vielleicht etwas aus der Reihe der übrigen. Denn er ist nicht so sehr von dem berühmten Historiker geschrieben, als von dem Kanzler des Ordens pour le Mérite. Ueber die Verleihung des Ordens vergleiche man den Briefwechsel mit den beiden preußischen Königen. Aus Rankes Brief geht hervor, daß er dem König Johann persönlich bekannt war. Sonst habe ich nichts hinzuzufügen.

Ew. Königlich Majestät

haben den Rittern der Friedensclasse des Ordens pour le mérite durch Annahme der auf Ew Majestät mit große Mehrheit gefallenen Wahl eine hohe Ehre erwiesen. Ich bringe Ew. Maj. dafür meinen ehrfurchtsvollen Dank dar. Außer der Anerkennung unschätzbarer literarischer Leistungen, welche für die Nation von größten Werthe sind, wollen Ew Majestät in der Wahl zugleich eine Huldigung der aus den Kreisen der Wissenschaft und der Kunst erlesenen Mitgliede des Ordens für den Schutz und die Förderung sehen, welch Ew. Königlich Majestät in dem Lande alter Cultur und Durchbildung, das unter Allerhöchstdero Scepter steht, sowohl der Wissenschaft als der Kunst aus eigensten Interesse ununterbrochen angedeihen lassen. Wenn nun Ew Majestät zu sagen geruhen, daß Ihnen die Wahl Freude gemacht habe, so fühle ich mich ganz besonders glücklich darüber. Dankbar erinnere ich mich der Audienz, die ich vor vielen Jahren einmal bei Ew. Maj. gehabt habe, und der Gnade, welche mir schon einmal zu Theil wurde. Möge mir dieselbe auch fortan bis ans Ende meiner Tage erhalten bleiben.

In tiefer Ehrfurcht

Ew Königlichen Majestät

alleruntertänigster

v. Ranke

Kanzler der Friedensclasse des Ordens pour le mérite.

Berlin 28 Jan. 1869.

Mit Friedrich Raumer (1781—1873), dem Historiker der Staufen, von dem sich zwei Briefe an Johann erhalten haben, ist er durch lange Jahre bekannt gewesen und öfters zusammengekommen. In dem Briefwechsel mit Ticknor wird wiederholt von ihm gesprochen.

Durchlauchtigster Prinz!
Gnädigster Prinz u. Herr!

Euer königlichen Hoheit große Güte u. Gnade hat mich erfreut u. gerührt; sie gilt mir für eine Bürgschaft einer glücklichen u. erfolgreichen Reise. Sofern Sie nicht selbst die Wahl aus der zurückgehenden Liste treffen wollen, unterstehe ich mich No. 2, 3, 4, 9, 10, 11, 14 aus Gründen vorzuziehen, mit deren Erörterung

ich Euer Königlichen Hoheit nicht lästig fallen will. Sofern Sie mich dem Kardinal Mezzofanti (den ich früher in Bologna sah) empfehlen wollen, erlaube ich mir jedoch um so mehr Folgendes zu bemerken, da von des sprachkundigen Mannes Einwirkung, vielleicht das Gelingen oder Mißlingen meiner literarischen Plane abhängt. Als ich in den Jahren 1816/7 in Rom war, hatte ich das beispiellose Glück, daß mir mehre tausend päpstliche Urkunden in den Regesten aus dem 13[t] Jahrhundert eingehändigt wurden, welche ich gewissenhaft auszog u. benutzte. Nur den kirchlichen Geschichtsschreibern Raynaldus u Baronius war in dieser Weise das Archiv geöffnet worden. Nun aber gingen mir Zeit, Geld u Kraft dergestalt aus, daß ich den Schatz damals nicht ganz heben konnte. Jedermann sagt mir: jetzt würde ich gar Nichts erhalten, u am wenigsten als Preuße. Hingegen habe ich — trotz geringer Hoffnungen, doch Folgendes anzuführen:

Erstens: ich reise auf eigene Kosten nach Rom, hauptsächlich um für die zweite Ausgabe meiner Hohenstaufen die Fehler und Irthümer der ersten zu verbessern. Diesen Zweck müssen, (besonders für den Band, welcher die kirchlichen Alterthümer enthält) selbst die Römer billigen, u der Wunsch erscheint nicht anmassend, daß sie mir hiezu Rath und Hülfe gewähren.

Zweitens, habe ich die wichtige Ausbeute aus den Archiven u das in mich gesetzte Zutrauen, nicht mißbraucht; sondern viele Dinge, der Wahrheit gemäß, in einem neuen und für die Kirche vorteilhaften Lichte dargestellt, weshalb auch Ultraprotestanten mich einen Päpstler gescholten haben.

Drittens, betreffen meine Forschungen lediglich einen Zeitraum, wo von einer Kirchenspaltung noch nicht die Rede war, u die Päpste jener Zeit gewinnen, je mehr man ihr Verfahren u die Gründe desselben ans Licht zieht.

Vielleicht könnten Bemerkungen dieser Art u ein Zeugnis Euer Königlichen Hoheit, daß meine Geschichte kein neologisches, frondierendes Buch sey, vorteilhaft wirken. Ich gedenke übrigens ein Exemplar mit nach Rom zu nehmen, wo das Werk wahrscheinlich ganz unbekannt ist, so viel es auch von Rom u Italien handelt.

Mit Euer Königlichen Hoheit Erlaubnis werde ich mich Ihnen persönlich in Dresden vorstellen, meinen Dank abstatten u sehr gern Alles nach Italien mitnehmen, was auf der Schnellpost fortzubringen ist. Mit der größten Verehrung und Dankbarkeit

Euer Königlichen Hoheit

unterthäniger

Berlin den 12[t] Februar 1839. v. Raumer

Allerdurchlauchtigster König!

Gnädigster Herr!

Wenn man dem Schlusse seiner irdischen Laufbahn so nahe steht wie ich, so erinnert man sich mit doppelter Lebhaftigkeit der früheren Zeiten. Vor allem steht mir mein häufiger Besuch in Dresden vor Augen, u. wie Euer Königliche Majestät mich damals mit so großer Freundlichkeit u. Gnade aufgenommen u behandelt haben. Dies giebt mir den Muth Euer Königlichen Majestät ein Exemplar meines litterarischen Nachlasses zu überreichen. Wie man auch über den bunten Inhalt desselben urtheilen möge, den Zweck der Herausgabe darf ich löblich nennen.

Zehn, auf meine Veranlassung gegründete, u von allen Seiten unterstützte Volksbibliotheken, haben im vergangenen Jahre über 156,000 Bände unentgeltlich ausgeliehen. Da der ganze Ertrag, welcher aus dem Verkaufe jenes Nachlasses hoffentlich entsteht, den Volksbibliotheken zu Theil wird, so ist der Wunsch natürlich daß recht viele Exemplare abgesetzt werden.

Mit der größten Verehrung u. Dankbarkeit

Euer Königlichen Majestät

2 Bände. unterthäniger

v. Raumer

Berlin 26 September 1869.



Karl von Rumohr (1785—1843), einer der Begründer der historischen Wissenschaft über die italienische Kunst, hat lange Zeit in und bei Dresden gelebt und ist mit Johann in fortgesetzter Berührung gewesen. Dafür sprechen auch die sechs Briefe, die sich von ihm erhalten haben. Der erste Brief beschäftigt sich mit der Dante-Übersetzung Johanns. Zur Erklärung habe ich nichts hinzuzufügen.

Gnädigster Herr

Ew königlichen Hoheit kann ich nun endlich, nach Empfang meiner Autorexemplare, ein solches zu Füßen legen.

Sehen Sie auf die gute Meinung und Gesinnung, die versöhnliche und beruhigende, welche hindurchwaltet und entschuldigen Sie den Mangel an, oder die Schwäche in der Kunst der Disposition und Darstellung. Die Druckfehler habe ich so wenig zu verantworten, als Sie selbst, gnädigster Herr, bey Ihrem Dante, den ich mit größtem Vergnügen durchlesen haben. Sie haben mir selbst den Standpunkt angedeutet. Verständniß des Dichters wollten Sie ausdrücken, keine nachklingende, ähnelnde Künsteley. Sollte ich tadeln, so möchte es dieses seyn, daß Sie, nach Aufgebung der Reime, doch nicht einen freyeren Rythmus gewählt haben; denn bey größter Sprachverschiedenheit wird nothwendig der Gedanke bey treuer Übertragung bald mehr . bald weniger Sylben erfordern, als das Original. Auch hätte der Hiatus häufiger umgangen werden können. Allein aber dieses erfreut mich an dem Werke, daß nicht sowohl ein ängstliches Kunstbestreben, als vielmehr Verständniß und begeisterte Verehrung des Dichters darin vorwaltet. Der hohen Stellung Ew. Königlichen Hoheit geziemt es, steht es, mehr, wie Sie gethan, das Große zu würdigen, als in das kleinliche Gehämmer des Handwerkes so gar genau einzugehen. Und so macht das Werk in gedoppelter Beziehung auf mich einen erhebenden Eindruck.

Die Abschrift einer Mitteilung an S. K. H. den Kronprinzen v. Pr. beylegend, verharre ich

in tiefster Ehrfurcht

Meines gnädigen Herrn gehorsamer, unterthäniger

Rumohr.

Dresden den 10ten Febr 1832

Der zweite Brief kündigt einen Besuch auf Johanns Gut an. E heißt Jahnishausen, nicht Johannishausen, und liegt bei Riesa, jetzt im Besitz meines königlichen Bruders.

Mein gnädigster Herr,

was mich selbst angeht, bin ich Gottlob in den Umständen der Gesundheit, Ew kön. Hoheit mit Sicherheit zusagen zu können, daß ich am Dienstag Abend 7 Uhr in Johannishausen eintreffen werde.

Um Baudissins mich zu versichern, gehe ich diesen Nachmittag zu ihm und werde E k H. seine Antwort ungesäumt zugehen lassen. Er wird die schöne Aussicht sich nicht nehmen lassen.

Mit innigstem Danke empfange ich das aromatische Geschenk u freue mich auf das hübsche Buch.

Die Verehrung für E k H. nimmt bei mir auf eine erschreckende Weise zu. Ich weiß nicht wo's hinaus will. Als ich neulich das Glück hatte, mit Ihnen einige Morgenstunden zu verplaudern, wie viel kam da nicht ganz Neues zur Sprache. Ew kön. Hoheit stimmen so oft mit meinen Gefühlen u Ansichten überein, daß ich Gefahr laufe, den Abstand zu vergessen und mich als Ihren Gleichgesinnten anzusehen.

Gnädigster Herr

Ew königlichen Hoheit

verbundener dankbarer

Rumohr.

Wachwitz Sonnabends.



Der dritte Brief bespricht eine Vereinigung in Rumohrs Villa in Wachwitz. Über Tieck brauche ich nichts zu sagen. Carus war königlicher Leibarzt, Naturforscher und Künstler (1789—1869).

Mein gnädigster Herr,

überglücklich bin ich, daß Ew Königliche Hoheit daraus Ernst machen wollen, meine Villa zu einer classischen und historischen Stelle zu erheben. Meinerseits bin ich, wie hierin, so in jeder anderen denkbaren Beziehung, mit Herz und Sinn, stets bereit, zu thun, zu leisten, was Ew königliche Hoheit Vergnügen und Befriedigung gewähren kann. Sie haben mich ganz gnädiger Herr.

Bey der Unsicherheit des Wetters will ich meinen Studiersaal etwas aufräumen. Auch Tieck von dieser eventuellen Änderung einen Wink geben. Das Frühstück wird wohl nicht gar zu materiell seyn dürfen. Ich werde beide Dresdner zu Tische einladen, und bitte Ew kön. Hoheit, dem Hofr. Carus den Vorschlag zu machen mit ihnen zu Mittag bey mir zu bleiben, wenn seine Gesellschaft bey der Rückkehr Ew k. H. entbehrlich ist, worüber Sie selbst entscheiden wollen.

Mit Verehrung und tiefer Ehrfurcht verharre ich

Meines gnädigsten Herrn

gehorsamer

Wachwitz den 15t Juni 1832. Rumohr

Der vierte enthält das Bedauern, Johann nicht in Lübeck begrüßen zu können. Der König ist Christian VIII. von Dänemark.

Mein gnädigster Herr,

Ew Königlichen Hoheit bevorstehende Durchreise durch Lübeck, in einem Augenblicke mir bekannt werdend, da die Pflicht mich nach Ploen ruft zu Unserem gn. Monarchen, erfüllt mich zugleich mit der Freude, Ihnen unerwartet so nahe zu seyn, und dem Schmerze mich verhindert zu sehen, Sie auf einige bemerkenswerte Altertümer dieser Stadt aufmerksam zu machen.

Möchte S. M. meinem allergnädigsten Könige das Glück zu Theil werden können, die persönliche Bekanntschaft des liebenswürdigsten, geistreichsten und gelehrtesten Deutschen Fürsten zu machen!!

Mit der gehorsamsten Bitte, den königlichen Hoheiten beiden mich unterthänigst zu Füßen zu legen

verharre ich ehrfurchtsvoll

Ew königlichen Hoheit gehorsamer verehrungsvoller Diener

Rumohr

Lübeck den 16ten Sept 1840.

Zum fünften Briefe habe ich nichts zu bemerken.

Mein gnädigster Herr,

Ew Königliche Hoheit gestatten mir, Ihnen meine Ankunft in Dresden anzuzeigen und damit die gehorsamste Bitte zu verbinden, daß Sie mir gestatten und die Stunde bestimmen wollen, Ihnen am morgenden Montag aufzuwarten.

In dem Inhalte Ihres den Dante begleitenden Briefes hätte ich so Manches zu mündlicher Beantwortung mir vorbehalten.

Durch Berlin bin ich nur durchgegangen und doch mehr gehört und gesehen, als mir lieb war. Das Menschengetümmel dort hat etwas fortschreckendes wie der Mensch überhaupt, wenn er zur bloßen Masse wird.

Mit inniger Verehrung nenne ich mich

ehrfurchtsvoll Eurer Königlichen Hoheit

unterthäniger

Rumohr

Dresden den 12ten Oct. 1840. — Abends



Auch zum letzten habe ich nur zu bemerken, daß das Dante-Album sich in der Sekundogenitur-Bibliothek in Dresden, also in meinem Besitze befindet.

Gnädigster Herr

Ew königlichen Hoheit überreiche ich nun endlich die lang bestellte Ansicht des Gardasees für das Dante-Album. Die Zeichnung wird das beygeschriebene Motiv Ew kön. Hoheit sehr anschaulich machen.

Fräulein von Löwenstein übernimmt die Besorgung, da es mir selbst für den Augenblick unmöglich fällt über Dresden heimzukehren.

Ich ersuche gehorsamst, Ihrer kön. Hoheit der Prinzessin mich zu Füßen zu legen.

Ihro M. die Königin Ww. habe ich vor einigen Abenden heiter und so liebenswürdig gesehen als Ew k H. M kennen.

Voll Verehrung empfiehlt sich erfurchtsvoll

E kön Hoheit

gehorsamster

München den 21 April 1841 Rumohr

Professor Friedrich Wilhelm Thiersch (1784—1860), der bekannte Münchener Archäologe, stand in naher Beziehung zum königlich bayerischen Hause und dadurch auch mit Johann. Drei Briefe von seiner Hand befinden sich in meinem Besitz. Ich lasse sie hier folgen. Die in dem ersten erwähnte Geburt eines Prinzen ist die des Prinzen Albert, des nachmaligen Königs. Unter Onkel und Herr ist König Anton (1827—1836) gemeint. Zu den anderen habe ich nichts zu bemerken.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Prinz u. Herr,

Indem mich eine literarische Unternehmung, welche der Theilnahme Ew. Königl. Hoheit nicht fern liegt, zu diesem Briefe an Höchstdieselben bestimmt, ist es zugleich meiner Schuldigkeit und meinen Gefühlen entsprechend, ihn mit dem wenn auch verspäteten Ausdruck der Freude zu beginnen, mit welcher auch mich die Geburt eines männlichen Sprößlings Ihres königlichen Stammes erfüllt hat. Außerdem daß ich von dem Glück gerührt ward, das er über Ew. Königl. Hoheit u. Höchstdero Frau Gemahlin gebracht hat, erschien er mir als ein theures Unterpfand der göttlichen Gnade für Sachsen und als eine Gewähr, daß auch in der Zukunft sein Loos der Pflege jener milden Weisheit u. Tugend theilhaftig seyn werde, unter deren heilsamen Obhut das theure Vaterland solange glücklich gewesen ist u. jede Wunde unverdienten Leides so schnell zu heilen im Stande war. Möge die Vorsehung, die ihn Ew. königl. Hoheit und dem Lande geschenkt hat, über ihm wachen und die Hoffnungen erfüllen, mit dem er beym Eintritt in die Welt begrüßt wurde!

Die nähere Veranlassung dieses Briefes enthält das beyliegende Gesuch an Ew. königl. Hoheit allergnädigsten Onkel u. Herrn, gestellt in Folge des großen Zutrauens, daß ihm eine heilsame literarische Nationalunternehmung, deren Leitung mir obliegt, schon deshalb nicht fern seyn werde, weil sie aus der Mitte seiner Königl. Residenzstadt hervorgegangen ist. Es war in Dresden, daß die Gesellschaft Deutscher Naturforscher in Sitzungen, die Ew. Königl. Hoheit mit Ihrer Gegenwart beehrten, durch Antrag des Hn. Hofraths Böttiger die Herausgabe des Plinius mit Sach erklärenden Commentaren beschloß. Als vergangenen Herbst dieselbe Gesellschaft hier in München ihre Zusammenkunft hielt, nahm ich, vom Hrn. Hofrath Böttiger dazu aufgefordert, die Sache wieder auf und wieß in einem das Verdienstliche der Unternehmung würdigenden Vortrage darauf hin, daß einer Sacherklärung des Plinius, wie sie von der Zusammenwirkung unserer Naturforscher zu erwarten stehe, eine exegetisch-kritische

Bearbeitung des sehr verdorbenen Textes vorhergehen müsse, welche ohne Vergleichung der wichtigsten, noch unbenutzten Handschriften dieses Schriftstellers in den verschiedenen Ländern von Europa nicht mit einigem Erfolg unternommen werden könne.

Die Versammlung trat diesen Ansichten einstimmig bey u. trug mir die Leitung des Ganzen auf. Meine erste Sorge war, jene Vergleichung der Handschriften zu Stande zu bringen. Für die in Florenz u. Paris kam mir die Geneigtheit Sr. Maj. unseres Monarchen zu Hülfe, welcher einen jungen Philologen meiner Schule durch Unterstützung aus Staatsmitteln in den Stand setzte, die Reise nach Florenz u. Paris zu übernehmen u. jene Arbeit zu liefern; aber eine große Schwierigkeit tritt uns in Bezug auf zwey wichtige Handschriften in Spanien, zu Toledo u. im Eskurial entgegen wegen der Entfernung u. der schwierigen Verhältnisse des Landes. Gleichwol dürfen wir nicht uns erlauben, mit jenem Unternehmen, das alle Zeichen eines deutschen Nationalwerkes an sich tragen wird, und darum keiner Gewähr seiner Brauchbarkeit und seines Werthes entbehren darf, vorzuschreiten, ohne daß wir im Besitze jener Vergleichungen sind. Zum Glück für die Sache besteht zwischen den königl. sächsischen u. k. spanischen Höfen ein auf naher Verwandtschaft und Freundschaft gegründetes enges Verhältniß, u. erfreut sich die Gesellschaft deutscher Naturforscher in Dresden bey mehrern Gliedern des königl. Hauses, bey S. Maj. dem Könige u. bey Ew. Königl. Hoheit zumal, vorzüglicher Huld, und wenn jenes innigere Verhältniß der beyden königlichen Häuser die Absendung eines jungen sächsischen Philologen zum Behuf jener Arbeit vorzüglich begünstigt, ja ihm mehr als irgend einem andern, der von einem andern Lande geschickt würde, eine wohlwollende Aufnahme u. das Gelingen der Unternehmung gewährleistet, so läßt uns diese Gesinnung S. Maj. des Königs u. Ew. Königl. Hoheit mit vieler Zuversicht hoffen, daß sie nicht unabgeneigt seyn werden, unsern ehrfurchtsvollen Wünschen, welche das beyliegende Gesuch enthält, jeden möglichen Vorschub zu leisten. Dieses ist es, in Bezug worauf ich meine Bitten mit denen jener Gesellschaft bey Ew. Königl. Hoheit vereinige, oder vielmehr ihnen zum Organ dienen wollte.

Die nächste Sorge war, für Revision u. exegetisch-kritische Behandlung des Textes einen der Sache gewachsenen Philologen zu finden, den nicht Zeit, Studium u. Neigung von Übernahme dieser Arbeit gleich fern halten. Wir haben deshalb uns an einen jungen Gelehrten in Dresden, Dr. Sillig gewandt, welcher durch frühere Arbeiten über den Plinius hierzu eine vorzügliche Befähigung bewährt hat. Er ist mit Vergnügen in meinen Antrag eingegangen, u. überbringt jetzt Ew. Königl. Hoheit meine auf weitere Förderung des Unternehmens gerichteten Wünsche. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn dieses Ereigniß Gelegenheit gäbe, die Aufmerksamkeit Ew. Königl. Hoheit auf sein Talent, seine ungewöhnliche Gelehrsamkeit u. Thätigkeit u. auf die großen Hoffnungen zu lenken, die er erregt, zumal ihm die Unterordnung u. die drückende Arbeit seines jetzigen Amtes eine Stellung wünschenswerth machen, die mit seiner Befähigung in besserm Verhältniß steht, und ihn zugleich in den Stand setzen würde, sich des ihm gewordenen wichtigen Auftrages in Bezug auf die exegetisch-kritische Bearbeitung des plinianischen Textes mit mehr Muße u. Heiterkeit zu unterziehen.

Ich nehme mir zugleich die Freyheit, Ew. Königl. Hoheit beyliegend ein Exemplar einer Abhandlung über die neugriechische Poesie zu übersenden, u. werde mich freuen, wenn es Höchst Ihrer u. Dero Frau Gemahlin Theilnahme nicht unwürdig erscheinen sollte.

Indem ich Ew. Königl. Hoheit ersuche, Höchstderselben, der Frau Herzogin die Fortdauer meiner treuen Anhänglichkeit zu versichern, habe ich die Ehre mit der größten Verehrung zu verharren

Ew. Königlichen Hoheit

unterthänigster u. gehorsamster Diener

Dr. Fr. Thiersch Prof.

München d. 4 August 1828.



Durchlauchtigster Prinz, Gnädigster Prinz u. Herr,

Ew. Königl. Hoheit haben meine frühern literarischen Zusendungen mit so viel huldvollem Wohlwollen aufgenommen, daß ich dadurch bestimmt werde, Höchstdemselben auch den ersten Theil der Geschichte des Jahres 1837, die ich unter der Form eines Taschenbuches zu bearbeiten übernommen habe, unterthänigst überreichen zu lassen. Ich habe mich bemüht, die großen Probleme, welche das gegenwärtige Geschlecht bewegen, und die Vergangenheit sattsam zu erläutern, sie in ihrer Natur genau aufzufassen und sie in ihrem Belang auf Gegenwart und Zukunft zu zeigen. Es war mir eine große Freude, daß die Begebenheiten meines ursprünglichen Vaterlandes Sachsen sich in dem reinem Lichte zeigten, unter dem ich sie auffassen und darstellen konnte u. ich bitte Ew. Königl. Hoheit bey dieser Veranlassung den Ausdruck meiner aufrichtigen Huldigung für den ruhmvollen Antheil, den Sie selbst, gnädigster Fürst u. Herr, an jener Führung der öffentlichen Angelegenheiten genommen haben, mit gewohnter Huld genehmigen zu wollen.

Indem ich Ew. Königl. Hoheit zugleich unterthänigst ersuche, Höchst dero Frau Gemahlin Königl. Hoheit die Unveränderlichkeit meiner unbedingten Anhänglichkeit u. Verehrung bezeugen zu wollen, verharre ich mit den gleichen Gesinnungen für Hochdieselben

Ew. Königl. Hoheit

unterthänigster u. gehorsamster Diener Fr. Thiersch

München d. 30 Juny 1839

Durchlauchtigster Prinz! Gnädigster Herr!

Ew. Königl. Hoheit wollen gnädigst gestatten, daß einem Schreiben an Höchstdero Frau Gemahlin K. H. welches gestern abging, ich an Ew. K. Hoheit selbst heute diese Zeilen nachsende. Ich schrieb jenen Brief ohne Ahndung eines Ungemachs, das die friedsamen u. glücklichen Verhältnisse der hohen u. edlen Frau u. Herrin, an welche sie gerichtet, hätte bedrohen können. Sie erschien mir in dem milden Glanze der wohlwollenden Beschützerin, der reichbeglückten Mutter, der Segen verbreitenden Fürstin u. Gattin, und der Hüterin sicherer Verhältnisse und des Glücks der Gegenwart. Froher Inhalt des huldvollen Schreibens, auf das ich antwortete, schloß jeden Gedanken aus, daß Krankheit und Leiden diese seltene Vereinigung des vielfachen Glücks gestört hätte. Da erfuhr ich gestern abend, betrübende Nachrichten seyen bey Hofe u. bey der k. sächs. Gesandtschaft über das Befinden I. K. Hoheit, Höchstdero Gemahlin eingegangen, und an einer schweren Krankheit liege sie darnieder, die mich unter dem Bild einer vielbeglückten Gattin, Mutter u. Fürstin eben erst so lebhaft bewegt hatte. Zwar wurde beruhigend beygefügt, die letzten Nachrichten lauteten tröstlicher u. das Leiden, wenn auch noch nicht gehoben, sey ein milderes geworden; aber noch dauert es, noch erfüllt es das Herz Ew. K. Hoheit und die Herzen derer, welche die geliebte Mutter, die Schwester, das reine Bild der Tugend und der Milde, von ihm getroffen sehen, und ich würde umsonst Worte suchen, den Schmerz auszudrücken, mit dem es auch mich erfüllt. Nur darin finde ich einige Beruhigung, daß ich Ew. K. Hoheit selbst zu dessen Zeugen nehme, nachdem ich gestern in einer Stimmung mein Schreiben absandte, als ob die Sonne des Frühlings, welche sich wieder über uns erhebt, über die Fluten der Elbe und jenes schöne Fürstenglück als ein mildes u. tröstendes Gestirn auch seinen sich immer schöner entfaltenden Frühling verbreite. Möge die göttliche Vorsehung, und die Gebete, welche von so vielen Seiten nah und fern für die Genesung der geliebten Fürstin aufsteigen, gnädig erhören und dazu auch Ew. Königl. Hoheit bald die in neuerwachter Kraft u. Freudigkeit wiedergeben, die Ihres Lebens Trost u. Freude war.

Mit diesen heißen Wünschen eines tiefbekümmerten Herzens verharre ich in unbedingter Verehrung

Ew. Königl. Hoheit

unterthänigster und gehorsamster Diener Fr. Thiersch.

München den 30 März 1842.



**Konstantin Tischendorf**, der berühmte Entdecker des Codex Sinaiticus (1815—1874), hat auch in naher Beziehung zu Johann gestanden. Wie aus dem ersten Briefe hervorgeht, haben sich beide 1837 kennen gelernt. Sonst enthält der Brief Dank für Unterstützung durch Johann und Bitte um weitere. Geheimrat von Langenn war der Erzieher des Prinzen Albert. Weiteres habe ich zu dem Briefe nichts zu bemerken.

Durchlauchtigster Herr,
Gnädigster Fürst und Herr,

Möchte ich so glücklich sein, Eurer Koenigl: Hoheit die huldvolle Entgegennahme meiner ersten Preisschrift: Doctrina Pauli Ap. de vi mortis Christi satisfactoria, zu Jahnishausen im Frühjahre 1837, sowie meine persönliche unterthänigste Aufwartung bei Ew. Koenigl: Hoheit zurückrufen zu können, um dadurch im Voraus für meine vorliegende Bittschrift ein gnädiges Auge zu gewinnen. Doch dem vertrauten Priester der Wissenschaft, dem heiligen Jünger unseres Glaubens, dem väterlichen Freunde des Vaterlandes, dem gefeierten milden Fürsten, dem großmüthigen Beschützer aller ernsten Bestrebungen: darf ich zögern, Dem mein Anliegen mit treuinnigem Vertrauen unterthänigst vorzutragen?

Unsere Zeit ist leider reich an traurigen Denkmälern des protestantischen Scharfsinns; die heutige Bibelkritik hat geglaubt, sich aus ihren glänzenden Sünden eine Ehrenwache zu bilden. Gegen diese freilich immer machtlosen kindischen Zerstörungsversuche des geschriebenen göttlichen Wortes möchte wohl jeder treue Christ gern sein eigenes ganzes Leben aufpflanzen als ein trotzendes Bollwerk. Und auch ich möchte ein Rüstzeug sein in Gottes Hand. Um es zu werden, hab' ich zunächst einen Plan gefaßt, zu dem mich eine kritische, mit vielfachen praktischwichtigen Eigenthümlichkeiten ausgestattete Ausgabe des Neuen Testaments, die ich jetzt eben diurna manu atque nocturna betreibe, geführt hat. Ich will nach Rom reisen, um dort den wahrscheinl. ältesten griechischen Codex des Neuen Testaments, Cod. B, Vaticanus 1209 wenigstens durchgängig genau zu vergleichen, vielleicht auch mittelst einer Copie später eine Herausgabe davon zu veranstalten. Zum Behufe der letzteren ist die Manier, in welcher der Codex Sangallensis 1836 vom verstorb. Prof. Rettig herausgegeben worden ist, außerordentlich vortheilhaft. Durch aufgelegtes Papier végétal läßt sich die wortgetreueste Copie gewinnen nnd hernach diese Copie in Stein abdrucken.

Daß der genannte Vatikanische Codex von der höchsten Bedeutsamkeit für die Festerstellung des ursprünglichen Bibeltextes ist, haben neuere Critiker genugsam anerkannt, ich bin davon aufs Entschiedenste überzeugt. Wir besitzen davon aber bis jetzt nur 3 sich gegenseitig oft wiedersprechende und mangelhafte Vergleichungen von Julius de st. Anastasia, von Birch, von Bentley. Der Bonnenser Prof. Scholz sagt 1823 in seinem Reiseberichte kurz, Angelo Mai wolle den Codex ediren. Andere Reisende versuchten umsonst die Benutzung desselben. Es wird daher eine solche, zumal in der von mir beabsichtigten Ausdehnung, ohne die bedeutsamsten Empfehlungen nicht zu erzielen sein. Und hierin nun eben hab' ich mit meinen Lesern u. Gönnern u. Freunden das vollste Vertrauen auf den Einfluß und die Gnade Eurer Koenigl: Hoheit gesetzt. Eine Empfehlung von Ihrer fürstlich huldvollen Hand an Se. Heiligkeit den Papst, das, glaub' ich, ist der sichere Schlüssel zu dem verschlossenen heiligen Schatze.

Nicht von meinem Dank dafür darf ich sprechen; die gesammte christliche Welt würde Eurer Koenigl. Hoheit dankbar sich als Schuldnerin zubekennen, gelänge durch Ihre huldvolle Vermittlung des Schatzes Hebung.

Doch ich wage im Augenblick nicht noch weitläufiger zu sein. Zwei die Angelegenheit betreffende unterthänige Zuschriften vom H. Kirchenrath Prf. Dr. Winer und vom H. Superintendenten Prf. Dr. Großmann erlaubt' ich mir beizulegen. Ihre Excellenzen die Herren Staatsminister von Carlowitz und von Lindenau kennen meinen Plan und sind ihn bei Ew. Koenigl. Hoheit zu vertreten geneigt, vor allen anderen aber mein huldvoller Patron, der H. Geheime Rath



von Langenn. Nur erwähne ich noch, daß ich französisch spreche und auch italiänisch verstehe, und daß ich circa Michaelis, nachdem ich durch Absolvirung meiner jetzigen kritischen Arbeit jeden Buchstaben des Neuen Testaments zu meinem Vertrauten gemacht haben werde, die Reise anzutreten gedenke.

Eines gnädigen Winkes bin ich voll freudigen Gottvertrauens gewärtig und verharre in tiefster Ehrfurcht und herzinnigster Verehrung

Eurer Koeniglichen Hoheit

unterthänigster Diener,
Licentiat Dr. Tischendorf.

Leipzig, am Sonntage Reminiscere 1840.

Der zweite Brief lautet:

Eurer Königlichen Hoheit

wag' ich beifolgende neue Ausgaben und Bearbeitungen des Neutestamentlichen Originaltextes als schwache Huldigungen unterthänig zu Füßen zu legen. Ich bin so kühn zu hoffen, daß Ew. Königl. Hoheit nicht nur ein huldvolles, sondern auch ein prüfendes Auge diesen Früchten meiner Studie, gereift und gebrochen im Lande der Fremdlinge, zu gönnen geruhen werden. Je größer meine Verehrung für den gelehrtesten Prinzen (eine Überzeugung die ich voll vaterländischen Stolzes noch festhalte, auch nachdem ich das Glück wiederholter Audienzen bei dem bewunderungswürdigen Herzog von Sussex hatte) an den Höfen Europas ist: desto glücklicher müßte ich mich schätzen, meine wissenschaftlichen Leistungen von Höchstdemselben gnädig beachtet zu wissen.

Auf eine wie auszeichnendste Weise nicht nur Guizot, sondern auch der Erzbischof von Paris die Dedikationen meiner neuen Ausgaben des Neuen Test. entgegengenommen haben, hab' ich bereits früher durch das Organ der Allgem. Augsburger Ztg. der Welt mitgetheilt.

Meine biblisch kritischen Reisebestrebungen, denen zufolge ich in 2 Monaten nach der Schweiz und nach Italien abreisen werde, wag' ich von Neuem dem gnädigen Schutze Ew. Königl. Hoheit unterthänigst zu empfehlen.

In tiefster Ehrfurcht verharre ich

Eurer Königlichen Hoheit

unterthänigster Diener
Constant. Tischendorf.

Paris Rue Ste Anne 61.
d. 5t August 1842.

Zum dritten Briefe habe ich nicht viel zu bemerken.

Eure Königliche Hoheit

hab' ich im Verein mit den Proff. Winer u. Großmann Ostern 1840 um eine huldvolle Verwendung für meine biblisch kritischen Studien in Rom unterthänigst ersucht. Der H. Geh. R. v. Langenn benachrichtigte mich von der gnädigen Aufnahme dieses Gesuches. Da ich jedoch ohne alle weitere Nachricht geblieben bin, so fürcht' ich daß mein specieller Wunsch, der die Auswirkung des Gebrauchs vom berühmten Vaticanischen Codex 1209 betraf, kein Gehör gefunden hat. Dennoch gedenk ich nach Beendigung meiner Studien in Frankreich u. Holland im Herbst dieses Jahres nach Italien u. vorzugsweise nach Rom zu gehen. Ich darf mit Recht hoffen, daß — wie auch bereits von den ersten Gelehrten dieses Faches rühmend ist anerkannt worden — daß der von mir betretene Weg die biblische Kritik um ein Bedeutendes fördern, ja einer gewissen Vollendung entgegenführen wird. Ich hab' darüber unter dem heutigen Datum ausführlicher ans Hohe Cultusministerium geschrieben. Abgesehen von dem dogmatisch Wichtigen gewinnt namentlich die Spracheigenthümlichkeit der Neutest. Schriftsteller sowie das gegenseitige Verhältniß derselben zu einander durch meine reformierende Tendenz vielfache Aufhellung. Um aber zu dem mir gesteckten Ziele



zu gelangen, muß ich besonders noch in Rom die außer jenen allerältesten geheimgehaltenen Kleinode ältesten griechischen Handschriften sehen und ausforschen. Und demgemäß wag' ich mein unterthäniges Gesuch bei Ew. Kön. Hoheit insoweit zu erneuern als es nicht eben jenen einzelnen Codex als vielmehr Ihre gnädige Empfehlung einer Person in Rom überhaupt betrifft. Sehr glücklich schätz' ich mich, hegten Ew. Kön. Hoheit die Überzeugung, daß durch Ihre huldvolle Verwendung mit mir die Wissenschaft selber als dankbare Schuldnerin Ihnen innig verpflichtet werden wird.

In dieser Hoffnung u. voll der tiefsten Ehrfurcht verharre ich

Ew. Kön. Hoheit

unterthänigster Diener,
C. Tischendorf.

Paris (Rue des filles S. Thomas Nr. 20)
den 15. Mai 1841.

Die in dem vierten Briefe genannte Prinzessin Luise ist Johanns Stiefmutter, die in zweiter Ehe mit Francesco de Rossi verheiratet war. Sie wurde bis an ihr Lebensende 1857 zu unserer Familie gerechnet und fühlte sich stets als sächsische Prinzessin. Mein Vater wohnte z. B. bei seinem Aufenthalt in Rom im Winter 1853/54 in ihrem Hause. Lambruschini ist der damalige Kardinal-Staatssekretär.

Eurer Königlichen Hoheit

wage ich, als unterthänigster Schützling, ein Wort über meine Erfahrnisse in Rom zu Füßen zu legen. Leider ist ein Hauptziel verfehlt. Der Franz. Gesandte so gut als der Sächs. Geschäftsträger haben mich umsonst bei Lambruschini vertreten. Ihro K. H. die Prinzessin Luise hat sich persönlich mit Ihrem Herrn Gemahl zum Card. Mai begeben, da mir die Cardd. Corsi und Mezzofanti die Auskunft gegeben hatten daß von ihm, obschon indirekt, alles abhänge. Mai versprach Ihrer Kön. Hoheit und mir selbst seine volle Begünstigung meiner Angelegenheit. Dennoch erhielt der Bibliothekar Laurenni — bei ihm hatte sich H. von Rossi aufs Dringendste verwendet — die Weisung, mir selbst die Ansicht des betreffenden Mss. zu versagen, und zwar — wie Lambruschini offen gegen Laurenni erklärte, während er sich gegen die Diplomaten auf den Papst berief, — aus Rücksicht gegen Mai, für den man von mir keine Controlle wünscht. Mai hat nämlich den Vatikan. Hauptcodex, allerdings auf sehr unzweckmäßige Weise, zur Herausgabe vorbereitet, u. in den Prolegg. dazu will er die anderen Bibelcodd. bearbeiten.

Trotz dem bietet mir Rom noch manches Erkleckliche. Dasselbe hoff' ich von Oberitalien, sowie von Neapel u. dem Monte Cassino. Möchte mir nur noch durch die hohe Gnade Sr. Majestät, sowie durch Ew. Koen. Hoheit allergnädigste Protektion die Ausdehnung meiner Reise nach Griechenland u. Palästina gelingen.

Ihro K. H. die Prinzessin Luise nebst Ihrem H. Gemahl hat mir die angelegentlichsten Empfehlungen an meinen hochfürstlichen Beschützer anbefohlen. Welch einer überaus ausgezeichneten Aufnahme ich im Palaste der in der That Sächsischen Prinzessin auf Ew. Koen. Hoh. huldreiche Empfehlung gewürdigt worden bin, war ich so kühn in die beifolgenden Worte, die ich gestern aussprach, niederzuschreiben.

Indem ich für das mir in Basel gewordene allergnädigste Handschreiben hierdurch meinen tiefinnigsten Dank wiederhole, hab' ich die Ehre in ehrfurchtsvollster Dankbarkeit zu verharren

Eurer Koeniglichen Hoheit

unterthänigster Diener u. Schützling,
C. Tischendorf.

Rom, den 25 März 1843.



Daran schließt sich ein Gedicht auf das Haus der Prinzessin Luise an, das hier ebenfalls folgen möge.

Seit mich aus lieben Armen entsandt das Vaterhaus,
Späht' ich mit Herz und Auge verborgne Schätze aus;
Und seit die trauten Dächer der Heimat mir entschwunden,
Hab' ich der Güter manches, manch Kleinod schon gefunden.
Doch wo ich jüngst das schönste, darf ich es künden laut,
Wo ich der Perlen Perle, der Schätze Schatz geschaut? . . .
In diesen Fürstenhallen, wo, von der Heimat ferne,
Ich fand der Heimat Himmel und ihre liebsten Sterne!
Als wär mein Fuß, Saxonia, schnell zu Dir heimgekehrt,
Als hätte sich zur Wahrheit mir schön ein Traum verklärt!
Mit kühner Lippe sprech ich an Dich, Du theures Haus,
Von Sachsens Herzen und Bergen die trautesten Grüße aus;
Als schöner Sachsentempel sei festlich Du begrüßt,
Den Rom mit seiner Hügel geweihtem Kranz umschließt!

Zu den beiden letzten habe ich nichts weiter zu bemerken.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Fürst und Herr,

In tiefer Ehrfurcht hab' ich die Ehre, Eurer Koeniglichen Hoheit meine Ausgabe der Septuaginta zu Füßen zu legen. Möchte es mir mit der Arbeit gelungen sein, dem so bedeutungsvollen griechischen Texte des Alten Testaments einen guten Dienst zu leisten und das Studium desselben von Neuem kräftig anzuregen. Wie sehr mir die gründliche Befolgung dieser Forschungen am Herzen liegt, hab' ich in dem Entwurfe ausgesprochen den der Präsident von Langenn vor mehreren Monaten Eurer Koeniglichen Hoheit dargelegt hat. Im Vertrauen auf die mich seit langer Zeit so hoch auszeichnende Huld meines erlauchten Beschützers wage ich es jetzt unterthänigst zu wiederholen, wie glücklich ich mich schätzen müßte, gelänge die Ausführung meines beabsichtigten neuen Bibelunternehmens unter der gnädigen Bevorwortung Eurer Koeniglichen Hoheit. Zu dieser Wirksamkeit, die, wenn auch unter viel Beschwerden, wichtige und dauernde Erfolge verspricht, drängt es mich um so mehr, je weniger mir in meinen hiesigen Verhältnissen ein erfolgreicher akademischer Wirkungskreis erreichbar gewesen.

So bitt' ich unterthänigst, mit meinem Buche als einem schwachen Ausdrucke inniger Huldigung und dankbarer Ehrfurcht auch die offene vertrauensvolle Darlegung meines großen Anliegens mit gnädiger Nachsicht aufnehmen zu wollen, und verharre in tiefer unbegrenzter Verehrung

Eurer Koeniglichen Hoheit

unterthänigster Diener
C. Tischendorf.

Leipzig am Morgen des 4. Trinitatissonntag 1850.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Fürst und Herr,

Die hohe Gnade, mit welcher Ew. Koenigliche Hoheit die mir für meine beabsichtigten Forschungen zugesagte Protektion von Neuem bestätigt haben, muß mich aufs Tiefste verpflichten. Ich lege ein zu hohes Gewicht auf Eurer Koeniglichen Hoheit empfehlendes Wort in der bezeichneten Weise, um nicht daran die Entscheidung für meine Zukunft geknüpft zu glauben. Eben deshalb hab' ich zunächst nochmals, mit Berufung auf den mich so hoch auszeichnenden Wunsch Eurer Koenigl. Hoheit, ich möchte nur ohne Nachtheil für meine Bestrebungen dem geliebten Boden des engeren Vaterlandes erhalten bleiben, beim Oberhofpr. Harles nach den mir mündlich angedeuteten hochgeneigten Intentionen des Cultusministeriums für mich angefragt. Leider hab' ich bis jetzt noch keine Ent-

gegnung erhalten, was mich meinerseits wenig in meinen Hoffnungen bestärkt, anderseits der Grund ist, weshalb ich so unziemlicher Weise bis heute auf das letzte gnädige Handschreiben Eurer Koeniglichen Hoheit geschwiegen. Dazu kommt, daß ich auch von Wien noch keine Entscheidung über die dahin gestellten, vom Grafen Kufstein wiederholt angelegentlichst bevorworteten Anträge empfangen habe, gegen welche nach Minister Hübner's Mittheilung vom 24. Juli Graf Thun keineswegs gestimmt ist. Soll ich es nun auszusprechen wagen daß mir der Gedanke gekommen, bei der leider durch so traurige Veranlassung gebotenen Gelegenheit müßte ein mündliches Wort des so hoch gefeierten Fürsten der Wissenschaft an Sr. KK. Maj. die noch zögernde Entscheidung in Wien aufs Günstigste gestaltet herbeiführen? Die Mission in den Orient steht in diesen Anträgen gleichfalls im Vordergrund, während ich daran die mehrseitige Erforschung der Bibliotheken des Kaiserstaates — die mir doch auch die Verfolgung meiner speciellen Forschungen unverkümmert ließe — knüpfte, und zwar am liebsten, was ich jedoch nur mündlich ausgesprochen, in der Eigenschaft eines Mitgliedes der Akademie.

Ich unterwerfe jedoch Gedanke und Wunsch aufs Unbedingte Eurer Koeniglichen Hoheit gnädigen Absichten für mich, und bitte nur huldvollst zu gestatten daß ich sofort nach erhaltener ungünstiger Entscheidung von Wien um hochgeneigteste Realisierung der Empfehlung an Sr. Maj. den König von Pr. ersuche. Mein Vertrauen auf Eurer Koeniglichen Hoheit fürstliche Huld gegen den so tief verschuldeten Schützling muß freilich groß sein um keine Mißdeutung eines Schreibens zu fürchten.

Ich spreche nur noch eine schmerzliche Erschütterung aus über das Unglück des geliebten Prinzen Albert Kön. Hoheit. Gebe Gott daß sich die Hoffnung auf völlige glückliche Heilung herrlich bestätige.

In unbegrenzter ehrfurchtsvoller Dankbarkeit hab' ich die Ehre zu verharren
Eurer Koeniglichen Hoheit
unterthänigster Diener
Leipzig den 14. Septbr. 1850. C. Tischendorf.

Wertvoll erscheinen mir weiterhin die beiden Briefe des berühmten Leipziger Juristen Karl Georg von Waechter (1797—1880), der dem König schon als Prinzen nahe stand. Zu dem ersten Briefe habe ich zu bemerken, daß „Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Königreich Sachsen, ein Beitrag zur Beurteilung desselben von K. G. v. Waechter" bei Tauchnitz in Leipzig 1853 erschien. Das in dem zweiten Briefe erwähnte freudige Ereignis ist die Hochzeit des Prinzen (nachmaligen Königs) Albert mit der Prinzessin Carola von Wasa am 18. Juni 1853.

Durchlauchtigster Königlicher Prinz!
Gnädigster Prinz und Herr!

Die Rücksicht, welche Eure Königliche Hoheit meiner Ansicht über den Entwurf des Civilgesetzbuches zu schenken die Gnade hatten, ermuthigt mich zu der allerunterthänigsten Bitte, Eurer Königlichen Hoheit die nähere Ausführung und Begründung dieser Ansicht vorlegen zu dürfen.

Zwar kann ich dieses vorerst nur in einem Bruchstücke und blos in der Form thun, welche die Zeitschrift für Rechtspflege mir bietet. Da es aber möglich wäre, daß bei den bevorstehenden Berathungen auch dieses Bruchstück für Eure Königliche Hoheit nicht ganz ohne alles Interesse seyn könnte, so bitte ich Höchstdieselben gnädigst zu genehmigen, daß ich dasselbe und seine Fortsetzungen Eurer Königlichen Hoheit vorläufig ehrerbietigst überreiche und wenn das Ganze gedruckt seyn wird, den besonderen Abdruck, der in einer besseren Gestalt erscheinen wird, diesen Bruchstücken anreihen darf.

In tiefster Ehrerbietung verharre ich
Eurer Königlichen Hoheit
unterthänigster Diener
Leipzig 30 April 1853. Dr. Carl Georg v. Waechter.



Durchlauchtigster Königlicher Prinz!
Gnädigster Prinz und Herr!

Eurer Königlichen Hoheit bitte ich für die Hohe Nachsicht, mit welcher Höchstdieselben meine Ansicht über den Entwurf des Civilgesetzbuchs aufzunehmen die Gnade hatten, meinen ehrerbietigsten Dank darbringen zu dürfen.

Dieser gnädigen Aufnahme des offenen Ausdrucks meiner juristischen Überzeugung verdanke ich die größte Beruhigung und Ermuthigung bei einer Arbeit, welche nicht wenige penible Seiten darbot, und sie läßt mich die unterthänigste Bitte wagen, Eurer Königlichen Hoheit nunmehr die ganze Arbeit in einem besonderen Abdrucke des in der Zeitschrift Erschienenen mit einer kritischen Vorrede vorlegen zu dürfen und es mir zu Gnaden zu halten, wenn die Vorlage in eine Zeit fällt, in welcher Höchstdieselben durch ein Fest in Anspruch genommen sind, an dem jedes treue Herz in Sachsen den tieffsten und innigsten Antheil nimmt.

Unter dem, was über den Entwurf bis jetzt im Drucke erschien, stand ich mit meiner Ansicht ziemlich isolirt; ich darf es aber wohl Eurer Königlichen Hoheit ausdrücken, daß von den Juristen, mit welchen ich den Entwurf näher besprach und welche die ersten Hefte meiner Arbeit gelesen hatten, keiner war, der nicht durchaus meine Ansicht getheilt hätte, und unter diesen sind namentlich einige ausgezeichnete Kenner des Sächsischen Privatrechts und sehr tüchtige Praktiker. Jetzt hat nun aber auch öffentlich Präsident Sintenis von Dessau materiell in ähnlicher Weise über den Entwurf sich ausgesprochen, und zwar völlig unabhängig von meiner Ansicht und ohne daß ich mich mit ihm in die geringste Berührung über die Sache gesetzt hätte.

In ganz anderer Weise, als der Entwurf des Civilgesetzbuches scheint mir der Entwurf des Strafgesetzbuches gearbeitet zu seyn. Enthält er auch Manches, worüber sich streiten lassen würde: so gibt er doch im Ganzen so entschiedene Verbesserungen des Criminalgesetzbuches, daß seine definitive Feststellung möglichst bald zu wünschen seyn möchte. Doch hierüber habe ich mich gegen Eure Königliche Hoheit jedes Urtheiles zu enthalten, da Höchstdieselben gerade auf diesem Gebiete der competenteste Richter sind.

In tieffster Ehrerbietung verharre ich
Eurer Königlichen Hoheit
unterthänigster Diener
Dr. C. G. v. Waechter.

Leipzig 23 Junius 1853.

Den Schluß möge der bekannte Dante-Forscher Karl Witte (1800—1883) bilden. Johann hat ihn schon als Kind kennen gelernt, aber natürlich erst viel später mit ihm Beziehungen angeknüpft. Das ist durch die beiderseitige Liebe zu Dante und das Studium seiner Werke geschehen. Ob sie sich öfters gesehen haben, weiß ich nicht. Sicher haben sie eine ganze Anzahl Briefe geschrieben. Der verstorbene Professor F. X. Kraus erzählte mir u. a. von Briefen über den Dantekopf, der sich im Besitze des Freiburger Professors Cornelius Bock befand und mit dem er seine Briefe siegelte. Kraus hatte diesen von Bock geerbt. Jetzt befindet er sich in meinem Besitz. So ist er in die Hände des Enkels desjenigen gelangt, der ihn gern haben wollte. Von allen diesen Briefen hat sich nichts erhalten. Nur zwei sind in meinem Besitz. Zu ihnen habe ich nichts zu bemerken.

Allerdurchlauchtigster,
Allergnädigster König und Herr!

Wenn ich es wage, Eurer Königlichen Majestät meine Übersetzung der Göttlichen Komödie nebst hinzugefügten Erläuterungen ehrfurchtsvoll zu überreichen, so scheine ich dadurch eine Vergleichung herauszufordern, die nur zu



meinem Nachtheile gereichen könnte. In der That war aber die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, eine andere und weniger strenge als die des großen, unerreicht gebliebenen Werkes, das nun, mehr als dreißig Jahre nachdem es begonnen ward, dem deutschen Leser in neuer Gestalt gewährt wird. Mir kam es vor Allem darauf an, das Gedicht, wenn auch mit Aufopferung einzelner Nuancen des Gedankens, leichtverständlich, bequem lesbar zu machen. Ebenso haben meine Erläuterungen Alles abstreifen zu sollen geglaubt, was nur für den eigentlichen Forscher von Bedeutung ist, um auch an ihrem Theile dem Leser seine Arbeit möglichst leicht zu machen. Es mag mir dies Alles in sehr unvollkommenem Maaße gelungen seyn, auch mag es zweifelhaft erscheinen, ob das ganze Unternehmen nicht die Gefahr eines unzulässigen Modernisirens des Dichters in sich trägt; von dem Vorwurf der Anmaßung aber glaube ich frei zu seyn. Daß übrigens die Erläuterungen, vorzugsweise in ihrem geschichtlichen und theologischen Theile, von dem hohen Vorgänger, der unverhältnißmäßig tiefer als alle Anderen in diese Studien eingedrungen ist, viel, sehr viel entlehnt haben, war so unvermeidlich, daß ich auch darin mich nicht im Unrecht glaube.

So vertraue ich denn, daß Eure Königliche Majestät auch diese Arbeit mit der gleichen nachsichtigen Gnade wie meine früheren aufnehmen werden, und ersterbe in tiefster Ehrfurcht als

Eurer Königlichen Majestät

allerunterthänigster

Witte.

Halle, den 6. August 1865.

Allerdurchlauchtigster,
Allergnädigster König und Herr!

Eurer Königlichen Majestät unterstehe ich mich, meine, nun mit dem dritten Buche abgeschlossene Ausgabe von Dante's Monarchie beifolgend in Unterthänigkeit zu überreichen. Wenn es mir auch schon in früheren Jahren gestattet war, Allerhöchstdenenselben das erste und zweite Buch darzubringen, so habe ich doch geglaubt, nunmehr das vollendete Werk zu Einem Bande zusammen fassen zu sollen. Das kritische Material ist, soweit man es kennt, wenigstens für die beiden letzten Bücher, mit alleiniger Ausnahme der mir leider unzugänglich gebliebenen Handschrift des Sir Thomas Phillips, erschöpft. Für die Erläuterung bleibt allerdings noch manches nachzutragen; doch fehlte es in dieser Hinsicht ja an jeder Vorarbeit. Jedenfalls darf ich wol hoffen, daß von dieser so wichtigen Schrift des Dichters nun endlich eine, nicht allzuhoch gespannten Forderungen genügende Ausgabe geliefert sey. Den Dantophilen wird sie freilich vorderhand nicht sonderlich zu Gute kommen, da die wenigen Exemplare, die von diesen akademischen Festschriften überhaupt gedruckt werden, sich zersplittern und größtentheils in unrechten Händen bald zu Grunde gehen. Hoffentlich gelingt es mir indeß, incorrecten und vermuthlich verstümmelten italienischen Nachdrücken durch eine vervollständigte und mehrfach berichtigte Gesammtausgabe in nicht zu langer Frist zuvorzukommen.

Indem ich der Hoffnung Raum gebe, daß Allerhöchstdieselben dieser meiner Arbeit ebenso huldreiche und nachsichtige Aufnahme wie früheren gnädigst zu Theil lassen werden, ersterbe ich in tiefster Ehrerbietung

Eurer Königlichen Majestät

allerunterthänigster

Karl Witte.

Halle den 20. Juni 1871.

Hoffentlich wirkt diese Anhäufung von Briefen auf den Leser nicht zu ermüdend. Es fehlen eben die Antworten des Königs. Trotzdem glaube ich doch durch die hier gegebenen manches zur Biographie meines Großvaters und zur Geschichte des Geisteslebens seiner Zeit beizutragen.

---







# Vernunft und Wissenschaft.

Von Hermann Bahr.

„Quin potius certissimum est atque experientia comprobatum, leves gustus in philosophia movere fortasse ad Atheismum, sed pleniores haustus ad Religionem reducere." Baco.
De dignitate et augmentis scientiarum. I 5.

„Viele sind durch den Schein solcher Gründe zu Atheisten geworden, welche bei genauerer Erwägung sie von der Gewißheit des höchstens Wesens am kräftigsten hätten überzeugen können." Kant.
Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels. Vorrede.

„Verum etsi fides sit supra rationem, nulla tamen unquam inter fidem et rationem vera dissensio esse potest . . . Omnem igitur assertionem veritati illuminatae fidei contrariam omnino falsam esse definimus." Vaticanum. Denz., 1797.

Vor dem Kriege wähnte das Abendland, seine Völker hätten Gemeinsamkeiten. Es gab Kosmopolis, das Reich der guten Europäer, die glitzernde Welt der Millionäre, Dilettanten und Ästheten, der vaterlandslosen Existenzen im Schlafwagen, an den blauen Küsten und in den großen Hotels, der entwurzelten Weltenbummler. Es gab die stolze Republik der Geister in Wissenschaft und Kunst. Es gab das Völkerrecht. Es gab die Humanität. Es gab Internationalen, der Arbeit, des Handels, des Geldes, des Gedankens, des Geschmackes, der Sitte, der Laune. Es gab Zwecke, gab Ziele, den sämtlichen Völkern des Abendlandes gemein. Sie glaubten zu diesen gemeinsamen Zwecken doch auch ein gemeinsames Mittel zu haben: die menschliche Vernunft. Durch sie, hofften sie, würde die Menschheit dereinst der ganzen Wahrheit, die dem Einzelnen vielleicht unerreichbar bleibt, mit vereinten Kräften allmählig fähig werden.

Alle diese Gemeinsamkeiten hat uns der Krieg geraubt. Sie sind weg. Oder waren sie schon vor dem Kriege weg und wir hätten es nur erst jetzt bemerkt? Nicht der Krieg hätte sie zerstört, sondern sie wären es längst gewesen und bloß ruchbar wäre durch den Krieg erst geworden, daß es sie gar nicht mehr gab, längst nicht mehr? Und das Abendland, Europa, Kosmopolis, die Republik der Geister, Wissenschaft und Kunst, das Völkerrecht, die Humanität, die Internationalen, das Reich der Zwecke, Vernunft und Wahrheit wären längst nur noch ein leerer Schein gewesen, wir hätten die ganze Zeit schon in lauter solchen gespenstischen Gespinsten bodenlos



gelebt und müßten eigentlich dem Kriege danken, der sie zerblies und uns den Abgrund zeigt, über dem unser ganzes Tun immer schon hing, am Faden eines Selbstbetruges? [1])

Wer wahrnimmt, wie jetzt, hier und dort, jeder Recht zu haben meint und sich dabei selbst für sein Recht auf ganz eben dieselben Gründe beruft wie der Feind, sich dazu ganz eben derselben Beweise bedient wie der Feind, aber aus eben denselben Sätzen ganz anders schließt, mit eben denselben Beweisen zu ganz anderen Ergebnissen kommt und aus eben derselben Vernunft ganz andere Wahrheiten zieht als der Feind, muß der nicht an der Kraft der menschlichen Vernunft, an ihrer Fähigkeit zur Wahrheit, ja, ob denn überhaupt irgendwo noch Wahrheit sei, verzweifeln?

„Bedenken Sie", schrieb Friedrich der Große an d'Argens, „bedenken Sie, lieber Marquis, daß der Mensch mehr seinen Gefühlsregungen als der Vernunft gehorcht!" Doch das wäre noch nicht das Ärgste, wenn nur nicht auch die Vernunft selber schon sich nicht gehorchte, wenn nur nicht auch die Vernunft, um überhaupt ihr eigenes Geschäft verrichten zu können, selber erst dazu bewegt werden müßte. Sie braucht immer erst einen Anstoß, einen Antrieb, den sie, wenn sie sich ihn selbst suchen muß, am liebsten freilich aus den „Gefühlsregungen" nimmt. Goethe hat auch einmal, an einem Gespräch über den Kammerbühl, mit Verwunderung bemerkt, wie wenig seine besten Argumente, mit denen er jenen geheimnisvollen Berg für vulkanisch erklärte, dem Gegner dieser Erklärung bewiesen und wie die Beweise, auf die sich dieser Gegner zur Widerlegung jener Ansicht und zur Behauptung seiner eigenen anderen Erklärung berief, wieder ihm selber nichts zu beweisen vermochten. Keiner konnte den anderen überzeugen noch sich zum anderen bekehren, jeder blieb bei seiner Meinung, wenn auch jeder die Gründe des anderen anerkennen mußte, sie machten ihn aber nicht schlüssig. Es scheint, daß Gründe dazu nicht genügen, und damit wir aus ihnen schließen, erst noch etwas hinzukommen muß, nämlich unser eigener Entschluß. Das machte Goethe nachdenklich und er „glaubte einzusehen, daß es mehr Impuls als Nötigung sei, die uns bestimmt, auf eine oder die andere Seite hinzutreten". Und dies ließ, erzählt er, nun in ihm „eine milde, gewissermaßen versatile Stimmung entstehen, welche das angenehme Gefühl gibt, uns zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen hin und her zu wiegen und vielleicht bei keiner zu verharren," wodurch wir, wie er meint, sozusagen „unsere Persönlichkeit verdoppeln" [2]). Der abendländische Mensch, der sich nun schon bald ein Jahrhundert in dieser milden und versatilen Stimmung immer von einer Meinung zur andren wiegt, bei keiner verharrend und eben dies Unbeharren genießend, meinte doch auch damit seine Persönlichkeit zu verdoppeln, verdreifachen, vertausendfachen, bis er sie jetzt, schaudernd, dadurch vernichtet sieht. Goethe hat recht: um zu schließen, müssen wir uns erst entschließen, aber uns zur Entschließung zu nötigen vermögen Gründe nicht, es bleibt uns immer noch frei, Gründen auch Nein zu sagen, wir haben immer noch die Wahl, und damit wir uns entscheiden, gehört immer erst noch ein „Impuls" dazu. Woher nehmen wir ihn? Goethe überläßt dies hier unsrer eigenen Willkür, womit denn nun aller Wahrheit überhaupt entsagt wird. Wahr ist dann, wohin sich zu wiegen meiner Laune just gefällt; und ich weiß

dabei, daß es gerade solange nur wahr bleibt, bis mich meine Laune wieder davon weg und nach der anderen Seite wiegt. Als dem abendländischen Menschen dabei schließlich bange vor der Drehkrankheit wurde, fanden die Pragmatisten einen Ausweg, indem sie den Impuls aus dem Nutzen holten: wahr ist, was mich fördert, was mir hilft, was mir gut tut. Aber damit wurde mir wieder zugemutet, mich erst zu besinnen, was es denn sei, das mir nützt, das mir hilft, das mir gut tut. So war ich erst wieder genötigt zu wählen und zu dieser Wahl war erst wieder ein Impuls not. Es schien am bequemsten, wenn ich ihn dem Instinkt, wenn ich mich meinen Trieben überließ. Das wurde denn auch der Gebrauch, den der abendländische Mensch vom Pragmatismus gemacht hat: wahr ist, was meinen Trieben dient. Es gab aber im abendländischen Menschen nur noch zwei Triebe: den nach Macht und den nach Geld. Wahr ist, was mir zur Herrschaft und zum Reichtum verhilft. Nietzsche hatte sich vermessen, die Erkenntnis zum mächtigsten Affekt zu machen, der abendländische Mensch machte jetzt umgekehrt den mächtigsten Affekt zum Gebieter der Erkenntnis: seine Vernunft wurde der Herrschsucht und Gewinnsucht untertan. Die Vernunft ist noch überall dieselbe, sie steht auch überall in demselben Dienste, hüben und drüben ist es derselbe Wille zu beherrschen und zu gewinnen, der sich der Vernunft bedient. Sie dient ganz richtig, nur falschen Herren. Von den Impulsen aus, denen sie gehorcht, muß sie die Menschen dazu bringen, daß sie nicht mehr fähig sind, sich zu verständigen, und an aller Wahrheit verzweifeln. Der Irrtum ist nämlich, der Vernunft zuzumuten, sie könne die Wahrheit schaffen. Das kann sie nicht, diese Kraft hat sie nicht. Sie kann die Wahrheit finden, das ist ihre Kraft, sie kann zur Wahrheit führen, sie kann uns die Wahrheit bringen, aber nicht aus sich, nicht als ihr Geschöpf. Wir haben die Vernunft, um mit ihr die Wahrheit zu suchen, aber nicht in ihr. Die Wahrheit ist schon immer da, lange vor aller menschlichen Vernunft; die Vernunft kann sie nur empfangen. Die Vernunft ist ein Spiegel der Wahrheit. Steht die Wahrheit vor dem Spiegel, so spiegelt er sie und wir haben an dem Bilde, das unsere Vernunft wirft, den Widerschein der Wahrheit. Steht aber nicht die ewige Wahrheit vor ihr, sondern treten wir dazwischen und stellen uns selber vor sie hin, dann erblicken wir auch nur uns selbst darin. Wir stehen dann der Wahrheit im Licht und was wir sehen, ist nur unser eigenes verzerrtes Antlitz, das Antlitz unserer Begierden. Welche Torheit, den Spiegel darum zu schmähen, die edle menschliche Vernunft!

Die Vernunft ist entwürdigt worden. Statt der Wahrheit zu dienen, läßt sie sich von unsren Affekten treiben. Wissenschaft hat sich zur Magd unsrer Herrschsucht, unsrer Gewinnsucht erniedrigt. Der Einzelne bemerkt das freilich gar nicht. Er meint vielmehr gerade jetzt aller Selbstsucht entsagt zu haben: er fühlt sich eingereiht in Staat und Volk; er will nichts mehr für sich, er bringt sich der Gemeinschaft dar. Das soll ja die „Idee von 1914" sein, da haben wir, heißt es, 1789 überwunden: das Individuum, 1789 entbunden und für unbedingt erklärt, kehrt jetzt wieder heim, kehrt in Bindungen und Bedingungen zurück, will nicht mehr sein eigener Herr sein, schließt sich an, fügt sich ein, gibt sich auf, bringt sich



dar und stellt sich in den allgemeinen Dienst. Das ist der Sinn der deutschen Freiheit, den uns 1914 erbracht hat [3]). So hören wir es überall. So fühlt es der Deutsche. Selbstsucht scheint überwunden. Von allem Eigensinn und Eigenwillen hat ihn der Krieg geheilt. Opfersinn, Hingebung und Liebe beseelen ihn. Wir haben nichts Schöneres, nichts Gewaltigeres erlebt und der Glanz davon wird diesem Geschlechte nie verblassen, von der bloßen Erinnerung geht ein stilles Glück bis an das Grab mit uns. Wir sind anders geworden, wesentlicher als wir jemals waren, der Geist der Liebe hat um uns geweht, das vergißt keiner.

Und ist der Geist der Liebe nicht die Wahrheit? Dürfen wir nicht hoffen uns ihr zu nähern? Ist es nicht ein großer Schritt zu ihr, daß wir unserem eigenen Sinn und unserem eigenen Willen entsagen, daß wir den Individualismus überwinden lernten?

Aber haben wir ihn denn überwunden? In den Einzelnen vielleicht. Sie flüchten vor ihm in die Nation, in den Staat, die doch aber auch wieder nur Individuen sind, wenn auch geheimnisvolle, von einer höheren reicheren mächtigeren Art. Ist der Individualismus damit ausgetilgt? Ist er nicht vielleicht bloß übertragen, von den Einzelnen weg auf das Volk, auf den Staat? Tritt er nicht, dort verschwunden, hier noch mächtiger wieder hervor? Ja scheint es nicht fast, als räche sich der Affekt und hole, was er sich in uns gebändigt versagen muß, an Staat und Volk mit ungezügelter Wut wieder nach? Wir hängen nicht mehr im Leeren, wir sind angefügt und eingereiht, wir fühlen uns sicher. Was aber sichert sittlich den Staat, was die Nation? Wo reihen sie sich ein? Wo hängen sie fest? Sie sind Individuen höherer Art, aber gerade, weil ihre Kraft so groß ist, nur desto gefährlicher, wenn sie sich unbedingt wähnt. Was aber bedingt sie? Wie schützt sie sich vor sich selbst? Wer bindet sie? Und wenn die gesteigerte Vernunft des Staats, der Nation nun auch wieder, um schlüssig zu werden, nach Impulsen verlangt, wo holt sie sie sich als auch wieder aus denselben Affekten, auch wieder aus Selbstsucht, Gewinnsucht und Herrschsucht?

So leicht wie auf dem Kammerbühl hat sichs übrigens Goethe nicht immer gemacht. Dort verzichtet er einfach auf die Wahrheit, um sich heiter im Irrtum zu wiegen. In einer ernsteren Stunde hat er sich anders zu helfen gewußt. Da gestand er ein: „Alles was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Betätigung eines originellen Wahrheitsgefühles, das, im Stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Innern am Äußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt" [4]). Durch dieses Bekenntnis erhält jenes Gespräch über den Kammerbühl erst die notwendige Berichtigung und Ergänzung. Hier wie dort geschieht „Erfinden, Entdecken im höheren Sinn", geschieht „Erkenntnis" nicht durch Gründe, nicht aus der Vernunft allein, sondern ihr muß sich, damit wir uns entschließen, immer erst noch eine Kraft gesellen, die zu der Erkenntnis „führt". Aber diese „führende", die Frucht der Erkenntnis bringende, zur Entschließung geleitende Kraft wird jetzt



nicht mehr, als „Impuls“, mit einem Namen abgetan, der den Menschen zum bloßen Passivum und die Wahrheit zum Geschöpf von Trieben erniedrigte, hier ist jene Kraft mehr, hier gehört sie zu den Aktiven des Menschen, hier wird sie „bedeutende Ausübung, Betätigung“. Was aber übt sich in ihr aus, was betätigt sich durch sie? Ein Gefühl. Und kein zufälliges, und so „blitzschnell“ es wirkt, doch kein anfliegendes und verfliegendes, sondern ein Gefühl, das „im Stillen längst ausgebildet“ war, er nennt es das „Wahrheitsgefühl“. Womit schon gesagt ist, daß wir selbst dabei zwar mitwirken, aber nicht wir allein: als Gefühl ist es unser, aber was wir darin erfühlen, wird eben dadurch erst unser, wir hatten es noch nicht, wir erhalten es erst jetzt, unser Gefühl „führt“ uns erst dazu hin, es bringt uns die Wahrheit erst her, sie muß also schon vorhanden sein, immer schon, auch vor unserer „Betätigung“, auch außer uns, über uns, nicht erst durch uns, auch ohne uns, auch wenn wir sie nicht fühlten, auch wenn wir gar nicht wären. Und so zaudert er denn auch nicht, geradezu von einer „Offenbarung“ zu sprechen, was doch etwas schon voraussetzt, das sich offenbart.

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat Religion. Das wird gern zitiert, als wäre der Sinn, an Wissenschaft und Kunst habe man schon Religion und brauche dann also keine mehr. Es will aber sagen, daß man, um Wissenschaft und Kunst besitzen zu können, erst Religion haben muß; jener Besitz zeigt also, daß man diese schon hat. Wissenschaft, wie Goethe sie begreift, ist Vorbereitung auf Offenbarung und Ausübung von Offenbarung. Deshalb haben auch für ihn „die Wissenschaften so gut als die Künste“ zu dem „überlieferbaren (realen), erlernbaren Teil“ noch einen „unüberlieferbaren (idealen), unlernbaren Teil“ [5]). Deshalb ist er auch ein solcher Widersacher der „gemeinen Wissenschaftler“, die „mehr ein sophistischer als ein wahrheitsliebender Geist zu beleben scheint“ [5a]), der „Afterweisen“ [6]), die es nur „durchaus auf Herrschen und Beherrschen absehen“ [7]), des „wissenschaftlichen Gildewesens, welches, wie ein Handwerk, das sich von der Kunst entfernt, immer schlechter wird, je mehr man das eigentümliche Schauen und das unmittelbare Denken vernachlässigt“ [8]). Deshalb nennt er die Wissenschaft auch immer mit der Kunst zusammen, denn beide beruhen ihm eben auf jenem „eigentümlichen Schauen“, eben auf jenem „unmittelbaren Denken“, weil beide Zeugnis von der ewigen Wahrheit geben. Zur Wahrheit aber glaubt er nur zu gelangen durch Betrachtung „mit vollem Geiste und aus allen Kräften“ [9]), indem er „mit allen liebenden, verehrenden frommen Kräften in die Natur und das heilige Leben derselben einzudringen“ [10]) versucht, nach dem Beispiele Platos und des Aristoteles, die „als befugte Individuen der die Natur traten: der eine mit Geist und Gemüt, sich ihr anzueignen, vor andre mit Forscherblick und Methode, sie für sich zu gewinnen“ [11]). Nur so hofft er „sich aus der grenzenlosen Vielfachheit, Zerstückelung und Verwickelung der modernen Naturlehre wieder ins Einfache zu retten“ [12]) (was hätte er gar zur „modernsten“ gesagt!). Selbst ein vollkommener Augenmensch, auf den „Gesichtssinn“, durch den er „die Außenwelt am vorzüglichsten ergreift“ [13]), und also auf „das Besondere, unsern Sinnen Angemessene angewiesen“, weiß er sich dadurch eingeschränkt, denn seine

Mittel bleiben ihm so „die Metaphysik der Erscheinungen“ schuldig, weshalb er „die Begabten von Herzen segnet, die jene Regionen zu ihm heranbringen“ [14]). Denn er weiß: „Man kann in den Naturwissenschaften über manche Probleme nicht gehörig sprechen, wenn man die Metaphysik nicht zur Hilfe ruft: aber nicht jene Schul- und Wort-Weisheit; es ist dasjenige was vor, mit und nach der Physik war, ist und sein wird“ [15]). Er kennt die Schwäche der bloßen Erfahrung: „In der Naturforschung bedarf es eines kategorischen Imperativs so gut als im Sittlichen“ [16]); Erfahrung allein bringt uns nicht weiter. „Denn das bloße Anblicken einer Sache kann uns nicht fördern. Jedes Ansehen geht über in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen, und so kann man sagen, daß wir schon bei jedem aufmerksamen Blick in die Welt theoretisieren. Dieses aber mit Bewußtsein, mit Selbstkenntnis, mit Freiheit, und, um uns eines gewagten Wortes zu bedienen, mit Ironie zu tun und vorzunehmen, eine solche Gewandtheit ist nötig, wenn die Abstraktion, vor der wir uns fürchten, unschädlich, und das Erfahrungsresultat, das wir hoffen, recht lebendig und nützlich werden soll“ [17]). Und so wäre „das Höchste: zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist“. Aber theoretisieren ist nun freilich nicht jedermanns Sache, dazu gehört eine Gabe, die selten ist, „Ideenvermögen“ gehört dazu. „Ein großes Übel in den Wissenschaften, ja überall, entsteht daher, daß Menschen, die kein Ideenvermögen haben, zu theoretisieren sich vermessen, weil sie nicht begreifen, daß noch so vieles Wissen hiezu nicht berechtigt. Sie gehen im Anfange wohl mit einem löblichen Menschenverstand zu Werke, dieser aber hat seine Grenzen, und wenn er sie überschreitet, kommt er in Gefahr absurd zu werden. Des Menschenverstandes angewiesenes Gebiet und Erbteil ist der Bezirk des Tun und Handelns. Tätig wird er sich selten verirren; das höhere Denken, Schließen und Urteilen jedoch ist nicht seine Sache“ [18]). Gerade das macht Goethe zum Weisen (und macht ihn den „Afterweisen“ so unheimlich, ihr Trost ist noch, er sei doch eben bloß ein Dichter), daß er weiß, wie „noch so vieles Wissen“ nicht zur Wissenschaft genügt. Wissenschaft ist mehr, Wissen ist, wie hoch es steigen mag, noch immer nicht Wissenschaft. Wissen wird aus sich allein niemals zur Wissenschaft. „Wenn ein Wissen reif ist, Wissenschaft zu werden“ [19]), muß es erst noch durch eine „Krise“ durch. Wissen wird zur Wissenschaft erst durch „ideelle, umgreifendere Behandlung“. Damit Wissen zur Wissenschaft werde, muß es über sein eigenes Vermögen noch erst empor. „Das Wissen wird durch das Gewahrwerden seiner Lücken, durch das Gefühl seiner Mängel zur Wissenschaft geführt, welche vor, mit und nach allem Wissen besteht. Im Wissen und Nachsinnen ist Falsches und Wahres. Wie das sich nun das Ansehen der Wissenschaft gibt, so wirds ein wahrlügenhaftes Wesen“ [20]). Verstand kann uns da nicht helfen, weil es ihm an Autorität fehlt: „denn er bringt nur immer seinesgleichen hervor, so wie denn offenbar aller Verstandesunterricht zur Anarchie führt“ [21]). Zur Wissenschaft wird Wissen erst, wenn ein lebendiges Ganzes daraus wird, und da nun „im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieser das Äußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft notwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine

Art von Ganzheit erwarten" [22]). Wissenschaft als Kunst verlangt aber den ganzen Menschen: „Um einer solchen Forderung sich zu nähern, so müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Tätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften, fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sei, entstehen kann" [23]). Wissenschaft als Kunst ist weder der bloßen Beobachtung und Erfahrung noch dem Verstande, sondern nur allen Seelenkräften zusammen, die „Gott in der menschlichen Natur vereint" [24]) hat, erreichbar, nur dem, der in sich „alle Manifestationen des menschlichen Wesens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verstand, zu einer entschiedenen Einheit" [25]) auszubilden weiß, und nicht bloß auszubilden, sondern dann auch noch zu gebrauchen zur lebendigen Tat, in der allein wir uns erst der Wahrheit bemächtigen können. Denn es gilt Goethen für ausgemacht, „daß man auf diesen höheren Stufen nicht wissen kann, sondern tun muß: so wie an einem Spiele wenig zu wissen und alles zu leisten ist. Die Natur hat uns das Schachbrett gegeben, aus dem wir nicht hinaus wirken können, noch wollen; sie hat uns die Steine geschnitzt, deren Wert, Bewegung und Vermögen nach und nach bekannt werden; nun ist es an uns, Züge zu tun, von denen wir uns Gewinn versprechen" [26]).

Wissenschaft als Kunst! Wissenschaft als Tat! Aber wird sie nicht gerade so ganz unsrer Willkür ausgeliefert? „Nun ist es an uns, Züge zu tun, von denen wir uns Gewinn versprechen!" Aber welche? Welche Züge denn? Wer bestimmt das? Wer bürgt uns für den versprochenen Gewinn? Was läßt uns gerade diesen Zug und nicht den andren tun? Was entscheidet uns? Was lenkt unsere Wahl? Woran hält sich unsere Tat? Werden wir uns so nicht am Ende wieder gerade dort, wo wir uns vom Einzelnen zum Allgemeinen erheben, wo wir, überdrüssig „in Millionen Einzelnheiten umherzutasten" [27]), den Sprung zum Ganzen wagen, wo nun Wissen endlich zur Wissenschaft werden soll, indem Wissenschaft zur Kunst wird, wieder eingestehen müssen, „daß es mehr Impuls als Nötigung sei", was uns bestimmt, diesen oder jenen Zug zu tun? Stehen wir da nicht wieder am Kammerberg? Sind wir nicht mit allem Streben unsrer sämtlichen Seelenkräfte wieder soweit, uns bloß im Irrtum „hin und her zu wiegen"? Müssen wir an der Wahrheit verzweifeln? Aller Wissenschaft entsagen? Und können wir aber denn das? Spricht nicht in uns doch immer wieder eine selbstgewisse Stimme: Dies ist wahr und das ist falsch? Goethe sagt einmal: „Es ist nicht das erstemal in meinem Leben, daß ich das, was andern denkbar ist, unmöglich in meine Denk- und Fassungskraft aufzunehmen vermag" [28]). Warum hat er es nicht aufzunehmen vermocht? Was hielt ihn ab? Was zwingt uns, so zu denken, wie wir denken? Was macht es uns unmöglich, anders zu denken, als wir denken? Wie können wir Überzeugungen haben und bereit sein, unser Glück, unsre Ruhe, ja das Leben selbst einzusetzen für sie, wenn es doch bloß Impuls ist, was uns sie gibt? Woher hat dieser Impuls eine so furchtbare Kraft? Was macht ihn so stark, daß er erst gar keiner Beweise, gar keiner



Gründe mehr bedarf? Was in unsren Überzeugungen überzeugt uns denn? Daß wir sie haben! Sobald wir sie haben, wird uns offenbar, daß sie die Wahrheit sind. Ihr Beweis ist unser innerer Zwang zur Zustimmung. Wir haben keinen anderen für sie, wir brauchen aber auch keinen. Sobald sie sich uns offenbaren, sind wir im selben Augenblick ihrer Wahrheit unmittelbar gewiß, diese beweist sich selbst, schon dadurch allein, daß sie sich offenbart. Goethe war doch auch seiner Überzeugungen von der Urpflanze, von der Farbenlehre so ganz unmittelbar gewiß. Was gab da dem Impulse solche Macht über ihn? Oder war es da vielleicht doch mehr als ein Impuls, was ihn entschied?

Im „Entwurf einer vergleichenden Anatomie" können wir ihn bei der Arbeit belauschen und seine Methode sehen. Immer ist es, wie Schiller schon in ihrem berühmten ersten Gespräch [29]) sogleich erkannte, eine „Idee", von der er ausgeht; er kann gar nicht erfahren ohne Idee, Erfahrung wird ihm von selbst zur Idee. Hier ist es die Idee eines Urbildes, nach dem alle vollkommeneren organischen Naturen geformt seien. Dieses Urbild wünscht er nun, „wo nicht den Sinnen, doch dem Geiste darzustellen". Einen solchen Typus aufzufinden glaubt er leicht, sobald wir einmal den Begriff davon haben: „Die Erfahrung muß uns die Teile lehren, die allen Tieren gemein und worin diese Teile bei verschiedenen Tieren verschieden sind, alsdann tritt die Abstraktion ein, sie zu ordnen und ein allgemeines Bild aufzustellen". Und indem er fortfährt, das Programm dieser Arbeit darzutun, bekennt er, welche Kraft es eigentlich ist, der er sich dabei anvertraut, auf welchem Grunde seine Wissenschaft, seine Wahrheit ruht. Er sagt: „Wir halten uns also schon der Wahrheit, Mannigfaltigkeit, Zweck- und Gesetzmäßigkeit unsers Objekts versichert; sind wir nun bedächtig und kräftig genug, mit einer einfachen, aber weitumfassenden, mit einer gesetzmäßig-freien, lebhaften, aber regulierten Vorstellungsart unserem Gegenstande zu nahen, ihn zu betrachten und zu behandeln; sind wir im Stande mit dem Komplex von Geisteskräften, den man Genie zu nennen pflegt, der aber oft sehr zweideutige Wirkungen hervorbringt, dem gewissen und unzweideutigen Genie der hervorbringenden Natur entgegen zu dringen; könnten mehrere in einem Sinne auf den ungeheuren Gegenstand loswirken: so müßte denn doch etwas entstehen, dessen wir uns als Menschen zu erfreuen hätten" [30]).

Die Kraft, aus der Goethe den Impuls zur Wahrheit schöpft, wird hier Genie genannt. Der Impuls muß also nicht, wie es nach jenem Gespräch über den Kammerbühl schien, immer ein willkürlicher sein, der uns dann freilich, sobald wir das bemerken, an der Wahrheit verzweifeln und uns nichts übrig läßt als jene versatile, sich zwischen den Meinungen wiegende, bei keiner verharrende Stimmung. Es kann auch einer sein, der uns zur Wahrheit bringt: wenn er nämlich aus dem Genie kommt.

Das klingt untröstlich. Wenn das Genie allein der Wahrheit mächtig ist, müssen wir auf Wissenschaft verzichten. Woran erkennen wir denn das Genie? Jeder Professor wird behaupten, er seis. Es wären zu viele, sie wären uneins und wir nicht klüger. Und im Ernst: scheint es nicht absurd, zur wissenschaftlichen Forschung einfach geradezu nach dem Genie zu rufen, und gar noch gleich in der Mehrzahl? Aber in dieser ganzen



Reihe von Aufsätzen zur Morphologie werden der Wissenschaft in der Tat Aufgaben gestellt, die sich wirklich nur das Genie zumuten kann. Immer wird da wieder an die „Geistesaugen“ [31]) appelliert, immer soll, um der Erfahrung auszuhelfen, die „Phantasie“ [32]) herbei, ja zur „strengsten Kenntnis des Einzelnen“ wird, da sie nicht ausreicht, auch noch überdies „eine Art von durchdringender Allwissenheit“ [33]) gefordert und so wundern wir uns kaum mehr, wenn er sagt, er werde „aufs neue die organische Welt mit erhöhtem leidenschaftlichen Sinne zu fassen trachten“ [34]) (da wir doch sonst Leidenschaft wohl dem Künstler, nicht aber dem Forscher zugestehen), und wundern uns auch nicht mehr, wenn er ein anderes Mal sein Forschen dreist mit dem Dichten vergleicht und vor Verdun, hinter Weinbergsmauern geschützt vor Kugeln, dem Fürsten Reuß, der ihn lieber von Tragödien und Romanen erzählen gehört hätte, mit großer Lebhaftigkeit seine Farbenlehre vortragend bekennt: „denn es ging mir mit diesen Entwicklungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten: ich machte sie nicht, sondern sie machten mich. Das einmal erregte Interesse behauptete sein Recht, die Produktion ging ihren Gang, ohne sich durch Kanonenkugeln und Feuerballen im mindesten stören zu lassen“ [35]). Nichts ist bezeichnender für ihn als dieses: „die Produktion ging ihren Gang“. Ob es sich um das Schöne handelt oder um das Wahre, ihm ists immer „Produktion“, er kann beide nur schaffend erfassen. „In Ihrer richtigen Intuition liegt alles“, schreibt Schiller an ihn [36]), und wenn es in demselben Briefe heißt, er sei niemals „in Gefahr“, auf den Abweg zu geraten, in den sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt, (was ja mit der Neigung Goethes, stets vor „aller subjektiven Einmischung“ [37]) zu warnen, stimmt), so muß er also doch einer anderen Einbildungskraft, als der ungeniale Mensch sie kennt, teilhaft gewesen sein, einer „unwillkürlichen“ und nicht „sich selbst gehorchenden“, aber wem gehorchte sie dann, wer lenkte sie? Wo diese Lenkung ihm fehlte, da hielt er sich zu keinem Urteil befugt: was er nur „durch Nachdenken“ kannte, das meinte er „nur im Allgemeinen“ zu kennen [38]). Seinem „Nachdenken“ muß, damit es fruchtbar werde, immer erst noch eine höhere Kraft zu Hilfe kommen. Und so bliebe denn in der Tat keine Wahl, als daß wir uns entweder Impulsen überlassen müßten und also der Wahrheit entsagen, um uns bloß von einer Meinung zur andren hin und her zu wiegen, oder wir hätten Genies zu sein?

Um ihn aber nicht am Ende mißzuverstehen, müssen wir da doch erst fragen, welchen Sinn dieses Wort eigentlich für Goethe hat. Was meint er mit Genie? Worin besteht es ihm? Darüber gibt uns Rudolf Hildebrand Auskunft, der treueste Gehilfe Grimms, der im Wörterbuch den Artikel „Genie“ [39]) verfaßt hat. Seine Ausführungen sind in Chamberlains prachtvollem Goethebuch [40]) auf das glücklichste benützt und noch entscheidend ergänzt worden. Hildebrand belauscht das Wort, das erst im achtzehnten Jahrhundert auftritt, aber rasch empor kommt und bald die Herrschaft über die Zeit an sich reißt, von seiner ersten Erscheinung an und verfolgt es durch alle Wechsel seiner Bedeutung, und man weiß nicht, was man an dieser Arbeit mehr bewundern muß: den unheimlichen Fleiß, der das Schrifttum eines Jahrhunderts durchsucht hat, oder das feinste Gehör,



das die leisesten Schwankungen der Intonation vernimmt, oder den hohen ordnenden Sinn, der in der verwirrenden Fülle von tausend kleinen Einzelnheiten und abirrenden Zwischenfällen doch das in dem Worte sich entfaltende geheime Gesetz ahnungsvoll erkennt. Es braucht lange, bis es seinen „besonderen und engsten Sinn“ enthüllt und auf den „Menschengeist in seiner höchsten Erscheinung“ zu deuten wagt, „ausgehend vom Gebiete der Dichtung, dann erweitert auf alles Menschenwesen überhaupt“. So schon bei Gellert, auch bei Lessing, dann aber übergreifend, ausschweifend, sich an sich selber berauschend, gar bei Lavater, der in den Fragmenten einmal ausruft: „Genie ist Genius. Wer bemerkt, wahrnimmt, schaut, empfindet, denkt, spricht, handelt, bildet, dichtet, singt, als wenns ihm ein Genius, ein unsichtbares Wesen höherer Art diktiert oder angegeben hätte, der hat Genie.“ Hier tritt uns also das Genie entgegen, nicht als etwas was der Mensch ist, sondern als etwas was er hat, gleichsam (denn noch heißt es hier vorsichtig „als wenn“) eingegeben oder angegeben vom Genius, von einem Wesen höherer Art. Das ist ein ganz anderer Begriff als den Jean Paul später entwickelt, Schlegel und Schopenhauer noch steigern, für die Genies „bestimmte anatomisch-physiologisch ausgezeichnete Individuen“ sind, wie Chamberlain es formuliert, „begabt mit außergewöhnlicher Hirnentfaltung“ und also „dann kurzweg und ein für allemal und in jeder Beziehung Genie“, während bei Lavater sich das Genie bloß auf den Menschen herabsenkt, bloß zu Gaste kommt und also jeden heimsuchen, aber auch wieder verlassen kann. Es kommt in der „genialischen Stunde“, wie Herder in der Kalligone sagt, und wir werden „mitgenialisch mit ihm, fühlen uns seiner Art“. Ja Herder setzt ausdrücklich hinzu: „was irgend durch menschliche Natur genialisch hervorgebracht oder bewirkt werden kann — Wissenschaft und Kunst, Einrichtung oder Handlung —, ist Werk des Genius, der jede Anlage der Menschheit zu erwecken und zu ihrem Zweck zu fördern eben Genius ist. . . Idole zu werden, ist weder der Wunsch der Genien, noch ihr Beruf; vollends mit sich, mit dem Werk eines Einzelnen, das Geschäft des Gesamtgenius beschlossen zu halten, ist ihnen undenkbar: denn es ist eng und eitel und antigenialisch.“ In der „Geniezeit“ spuken dann beide Bedeutungen wirr durcheinander, die Lavaters wirkt noch nach und gibt jedem, an dem sich Genie zeigt, eine göttliche Weihe, die Jean Pauls kündigt sich schon an und füllt jeden mit Anmaßung. Im neunzehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ hat Goethe sie mit wohlgelauntem Ärger geschildert: „Nun aber schien auf einmal eine andere Welt aufzugehn: man verlangte Genie vom Arzt, vom Feldherrn, vom Staatsmann und bald von allen Menschen, die sich theoretisch oder praktisch hervorzutun dachten . . . Das Wort Genie ward eine allgemeine Losung, und weil man es so oft aussprechen hörte, so dachte man auch, das, was es bedeuten sollte, sei gewöhnlich vorhanden. Da nun aber jedermann Genie von andern zu fordern berechtigt war, so glaubte er es auch endlich selbst besitzen zu müssen. Es war noch lange hin bis zu der Zeit, wo ausgesprochen werden konnte: daß Genie diejenige Kraft des Menschen sei, welche durch Handeln und Tun Gesetz und Regel gibt. Damals manifestierte sichs nur, indem es die vorhandenen Gesetze überschritt, die ein-



geführten Regeln umwarf und sich für grenzenlos erklärte. Daher war es leicht, genialisch zu sein, und nichts natürlicher, als daß der Mißbrauch in Wort und Tat alle geregelten Menschen aufrief, sich einem solchen Unwesen zu widersetzen". Dieses „Unwesen", das er ja selber mitverschuldet, dessen titanischer Vermessenheit er im Prometheus den höchsten künstlerischen Ausdruck gegeben, ist dann gerade durch ihn auch wieder überwunden worden, mit Schiller zusammen. In der Verbindung Goethes und Schillers, legt Hildebrand dar, die ja zunächst „doch auch wieder mit einem genialen Tun der ersten Zeit begann, mit den Xenien, erhob sich ihnen aber zugleich der Geniebegriff zu seiner reinsten Höhe, wie eine Äußerung Goethes zeigt. ‚Doch leugne ich nicht, daß wir den Creator Spiritus wohl zum Freunde haben müssen, wenn wir das nächste Jahr nicht zurück, sondern vorwärts treten wollen'[41]), also das Genie wieder als schaffender Geist für sich, auch außer und über dem Menschengeiste gedacht, nicht in diesen mit allen seinen Mängeln aufgehend wie in der Genie-Periode, nicht als unverantwortlicher Gott, sondern als verantwortlicher Vertreter Gottes!" Und Hildebrand beruft sich auch noch auf den (zuerst 1823 in Kunst und Altertum gedruckten) Satz Goethes: „Der herrliche Kirchengesang Veni Creator Spiritus ist ganz eigentlich ein Appell ans Genie". (Goethe hat den Kirchengesang übersetzt und in der Handschrift: „Appell ans Genie" benannt. Loeper weist dazu noch auf einen Brief Goethes an Zelter hin, in dem es heißt: „Gegen Neujahr schüttle auch du dein Füllhorn, damit Veni creator spiritus mitten im Winter ein Pfingstfest bereite"[42]). Hier setzt nun Chamberlain ein und zieht noch andere Stellen an, vor allem die höchst merkwürdige: „Die besten Meister, in ihren glücklichsten Augenblicken, nähern sich der höchsten Kunst, wo die Individualität verschwindet und das, was durchaus recht ist, hervorgebracht wird"[43]). Chamberlain folgert daraus: „Auf der einen Seite wird also der heilige schaffende Geist angerufen, auf der anderen betont, die Individualität verschwinde, wo ein Höchstes geleistet wird . . . Genie bedeutet demnach für ihn nicht eine höchste Potenz der Monade als Monade, sondern ein Durchsichtigwerden der Monade zu Gunsten eines Höheren. Und zwar gelingt dies nicht allein vermöge der innewohnenden Kraft der betreffenden Monade, vielmehr ist das Empfangen hier das eigentlich Entscheidende, und darum muß sich zu der Kraft die Demut gesellen . . . Aus dieser Auffassung Goethes ergibt sich eine Erweiterung und zugleich eine Beschränkung: seine Vorstellung von Genie ist weit umfassender, allgemeiner, schwerer zu umschreiben als diejenige der Romantik; dagegen zieht sie in jedem einzelnen Falle engere Grenzen. Während jene das Genie als physiologisches Hirnphänomen auffaßt und Schopenhauer es geradezu monstrum nennt, d. h. auf deutsch ‚widernatürliches Ungeheuer', sieht Goethe im Genie eine allgemeine kosmische Kraft, einen überall um uns herum schaffenden Gottessegen, an dem sämtliche geistbegabte Wesen teilhaben, nur daß dieser Segen nicht allerorten deutlich sichtbar hervortritt und es — um Goethes Worte mir anzueignen — ‚eine scharf-zarte Bemerkungsgabe' erfordert, ihm, wo er versteckt wirkt, auf die Spur zu kommen. Für Goethe bedeutet eben Genie die Äußerung einer über- und außerpersönlichen Gewalt — nenne man

sie Naturkraft oder Gotteskraft — die der einzelnen Monade sich bedient, insofern sie sich dazu tauglich erweist, und sei sie im Übrigen, wie sie wolle; darum kann sich nach seiner Überzeugung Genie in einem Menschen mehr oder weniger bahnbrechen, einseitig und sporadisch, zu unsterblichen Schöpfertaten heranführend oder zu bloßen ingeniösen Handlungen, Erfindungen, Einfällen, Beziehungen."

Aber noch tiefer faßt Chamberlain den Geniebegriff Goethes, noch höher läßt er sich von ihm leiten: „Zum Schluß noch eine richtigstellende Aufklärung. Denn hörten wir mehr als einmal von dem unzweideutigen Genie der Natur sprechen, so muß jetzt bemerkt werden, daß hiermit nur eine erste Stufe der Erkenntnis erstiegen wird; auf einer höheren gewinnen wir die Einsicht, daß der creator spiritus zwar in der Natur sich offenbart, nicht aber im eigentlichen Sinne des Wortes ‚Natur' ist. Genie ist nicht nur eine überindividuelle, sondern auch eine übernatürliche Kraft, ‚etwas Magisches, das wir weder selbst noch seine Wirkungen einem Begriffe unterordnen können'. Die Monade, welche diese Kraft vermittelt, weiß nicht, wie es damit zugeht; ‚ich glaube, daß alles, was das Genie als Genie tut, unbewußt geschehe'; sie dient einer höheren Gewalt. Das ‚durchaus Genialische' ist alles, was ‚ohne Vorsatz und Selbstbewußtsein' geleistet wird; das Bewußtsein ihres eigenen Tuns, das Vorherrschen eines richtenden Eigenwillens lähmt die Monade, schließt sie gegen den creator spiritus ab; darum ‚bleiben treffliche Menschen hinter sich selbst zurück', wogegen diejenige begabte Monade, die den Eigenwillen bewältigt, dem einströmenden Genie sich öffnet und infolgedessen ‚über sich selbst hinausgeht'. Nun aber entsteht der unvermeidliche Konflikt, denn um zu dienen, um zu vermitteln, muß die Monade vom Hause aus und auch durch Ausbildung und Übung außerordentliche Tüchtigkeit besitzen; ist sie nicht leistungsfähig, wie sollte sie einem Höchsten als Gefäß dienen; und so muß diese unbewußt schaffende zugleich ein reges Bewußtsein besitzen; soll die Monade unbewußt Höchstes leisten, so muß sie sich durch bewußte Arbeit dazu fähig gemacht haben. Diese Auffassung Goethes ist — allem genialem Gebaren gegenüber — sehr beachtenswert; er leugnet nicht die angeborenen Gaben, leugnet aber die Fähigkeit irgend einer Monade, ‚heiligen Geist' ohne andauernde Arbeit an sich selber zu übermitteln: ‚kein Werk des Genies kann durch Reflexion und ihre nächsten Folgen verbessert, von seinen Fehlern befreit werden; aber das Genie kann sich durch Reflexion und Tat nach und nach dergestalt hinaufheben, daß es endlich musterhafte Werke hervorbringt'. Noch im letzten Lebensjahre wollte Goethe einem jungen Dichter dieses Verhältnis auseinanderlegen, verzweifelte aber an dessen Fähigkeit, den subtilen Gedanken zu erfassen, und so besitzen wir nur die ausgestrichenen Worte im Briefkonzept: ‚das Bewußtsein des Dichters ist eine schöne Sache, aber die wahre Produktionskraft liegt doch am Ende immer im Bewußtlosen und wenn das Talent noch so gebildet ist, — freilich alsdann desto besser.'"

Die Zitate ließen sich überhäufen. Wo man immer ein Werk Goethes aufschlägt, es dauert nicht lange, bis man seinem Glauben an die „höhere Kraft", seiner „Unterordnung unter einen höheren, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft



und unser Verstand ist" [44]), begegnen. So sei nur noch eines Gespräches mit Eckermann und einer Weisung der Wanderjahre gedacht, die zusammen Goethes Begriff der Wahrheit ganz ergeben. Dort heißt es: „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut, wie es beliebt, und dem er sich bewußtlos hingibt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregiernng zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses. Ich sage dies, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gab, und wie einzelne Menschen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich blieb und wohltätig fortwirkte" [45]). Und an einer bedeutenden Stelle der Wanderjahre wird mit Entschiedenheit vor jeder „Entfernung" des Glaubens vom „Überlieferten" gewarnt: sie sei „höchst gefährlich bei der Unvollständigkeit besonders des eigenen Innern" [46]).

Des Menschen eigenes Inneres ist „unvollständig". Und nimmt es selbst seine sämtlichen Kräfte, Beobachtung, Sammlung, Verstand, Vernunft, Ideenvermögen und Phantasie, zusammen und bildet sie zur höchsten Einheit aus, erhöht die Wissenschaft zur Kunst und macht von beiden umfassenden Gebrauch in der belebenden Tat, es reicht noch immer nicht, des Menschen eigenes Inneres bleibt „unvollständig". Es wird erst vollständig durch die „Gabe von oben", durch das „unverhoffte Geschenk von oben", durch den „göttlichen Einfluß". Und zur ganzen Wahrheit gelangt der Mensch aus seinem eigenen Innern nie, sondern nur durch die „höhere Kraft", durch den „Zug" von oben, auf „Flügeln" [47]), nur wenn er „als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung" dient.

Der Mensch braucht, da er sich, um schließen zu können, zuvor erst noch entschließen muß, einen „Impuls". Er hat nur die Wahl, diesen Impuls entweder aus seinem Gelüste zu holen oder von Gott. In beiden Fällen empfängt der Mensch Erkenntnis, in keinem gibt er sich sie selbst. Er empfängt sie das einemal aus dem eigenen Chaos, das andremal von der ewigen Ordnung. Er hat nur die Wahl, von Willkür sich überwältigen zu lassen oder von der Wahrheit. Sankt Dionysius, erzählt Meister Eckehart, fragten seine Jünger, warum Timotheus sie alle an Vollkommenheit überhole. Da antwortete Dionysius: Timotheus ist ein gottempfangender Mensch. Wer darin gut bewandert ist, der überholt alle Menschen. Und ein anderes Mal sagt Meister Eckehart: „Denn sowie Gott den Grund inwendig mit der Wahrheit berührt hat, so stürzt sich das Licht in die Kräfte und der Mensch kann dann zuweilen mehr, als ihn jemand lehren könnte." Und immer wieder lehrt Meister Eckehart, daß der Mensch die Wahrheit „erleiden", daß Gott „das Wirken übernehmen muß", der Mensch aber sich stille halten und Gott wirken lassen, denn „dein Empfangen ist dein höchstes Schaffen" [48]).



Goethes Forderung, Wissenschaft als Kunst zu behandeln durch die Tat, zu der aber Genie gehöre, die Gabe von oben, ohne die wir der Wahrheit unfähig bleiben, die höhere Kraft, deren Beistand uns erst den rechten Gebrauch von unserer Vernunft machen läßt, diese Forderung sagt auch nur wieder: dein Empfangen ist dein höchstes Schaffen. Wir bringen die Wahrheit nicht hervor, wir können sie nur zum Vorschein bringen. Nicht unser Geschöpf ist die Wahrheit, aber wir können ihres werden. Sie muß schon da sein, außer uns, über uns, ohne uns, vor uns, von aller Ewigkeit her. An uns ist es, daß sie dann auch unser werde. Sie sucht uns, suchen auch wir sie, so finden wir sie. Gott sucht den Menschen, sucht der Mensch auch ihn, so begegnen sie sich: dein Empfangen ist dein höchstes Schaffen.

Auch Kant hat erkannt: dein Empfangen ist dein höchstes Schaffen.

Seine Zeit maßte sich an, schon durch die Vernunft allein der ganzen Wahrheit fähig zu sein. Er wies sie zurecht, indem er ihr dartat, daß der Mensch, was er haben muß, von seiner Vernunft allein nicht haben kann, daß er sich aus der Vernunft die Wahrheit nicht geben kann, daß die Vernunft nicht fähig ist, die Wahrheit zu bewirken, sondern nur fähig, erst an der Wahrheit zu wirken, die sie, um dies zu können, also zuvor schon empfangen haben muß. Das ganze dritte Hauptstück des zweiten Buches der transszendentalen Dialektik handelt davon. Er fand in seiner Zeit eine gottlose Vernunft, diese hat er untersucht, und es ergab sich ihm, daß der Mensch gottlos nicht finden kann, was er sucht. Es ergab sich die Notwendigkeit, nicht gottlos zu sein. Daß einer daraus auch umgekehrt schließen, und wenn die Wahrheit nur in Gott zu finden ist, lieber überhaupt darauf verzichten könnte, die Wahrheit zu suchen, hat sich der besonnene Kant wirklich nicht träumen lassen können. Dazu war dieser geborene Pietist auch seines lebendigen Gottes zu herzenstief gewiß. Aber den Menschen ist nicht zu helfen, sie hören aus jeder Wahrheit am liebsten doch immer wieder nur ihren eigenen Irrtum heraus.

Was Kant widerlegt hat, ist der Gott als „ein bloßes Selbstgeschöpf des menschlichen Denkens“, der Gott Spinozas. Das achtzehnte Jahrhundert, eingeklemmt zwischen ererbten Empfindungen, in denen die Wahrheit des alten Glaubens noch ganz unmittelbar lebendig geblieben war, und seinem vermessenen Wahn, den Glauben nicht mehr zu brauchen und mit der Vernunft allein auszukommen, machte sichs, um sozusagen ohne Gott zu Gott zu kommen, doch gar zu leicht, wenn es sich mit dem „Regressus vom Bedingten zum Unbedingten“ begnügt und so zur Beschwichtigung des Gemüts einen höchst bequemen, nach getaner Arbeit der ersten Bewegung in den Ruhestand versetzten und seither die Menschheit nicht weiter molestierenden Gott erargumentieren zu können glaubt, zum Sonntagsstaat für zärtliche Frauen und fürchtige Kinder. Diesen nur noch geduldeten, zum bloßen Begriff erniedrigten Gott der Rationalisten, die zu feig waren, Gott zu bekennen, weil sie ihn dann bei sich hätten aufnehmen müssen, aber auch zu feig, ihn abzuleugnen, weil sie vor einem so völlig sinnlosen, planlosen, der Willkür jedes Stärkeren preisgegebenen, aller Sicherheit beraubten, aus dem Leeren ins Leere stürzenden, bodenlosen Dasein doch erschraken, hat Kant dem Jahrhundert



ausgetrieben und die Menschheit vor die Wahl gestellt, entweder auf den Gebrauch der Vernunft zu dem, was der Mensch von ihr wissen will, überhaupt ein für allemal zu verzichten oder die Vernunft wieder dort anzuschließen, wo sie erst zu sich kommt, die Vernunft wieder in Gott einzuschalten, an dem erst, von dem aus erst sie sich bewegen kann, in Gott, den die Vernunft erst empfangen, erst in sich ausgetragen haben muß, um durch ihn erst selber dann tätig zu werden, dem sie dienen muß, um das irdische Leben zu beherrschen, indem sie es nach seinem Bilde, zu seiner Ehre, zum Gleichnis seiner ewigen Macht, Herrlichkeit und Gegenwart gestaltet.

In der Kritik der reinen Vernunft ist eine Stelle, wo man unwillkürlich an jenes Gespräch Goethes über den Kammerbühl erinnert wird. Kant tut da dar, daß „das Argument, worauf die Vernunft ihren Fortschritt zum Urwesen gründet“, ihm noch kein zwingendes scheint. Diesem Begriffe eines höchsten Wesens, das „als Urgrund aller Dinge schlechthin notwendigerweise da sei“, diesem Begriffe, meint er, „kann eine gewisse Gründlichkeit nicht gestritten werden, wenn von Entschließungen die Rede ist, nämlich wenn einmal das Dasein irgend eines notwendigen Wesens zugegeben wird und man darin übereinkommt, daß man seine Partei ergreifen müsse, worin man dasselbe setzen wolle; denn alsdann kann man nicht schicklicher wählen, oder man hat vielmehr keine Wahl, sondern ist genötigt, der absoluten Einheit der vollständigen Realität als dem Urquelle der Möglichkeit seine Stimme zu geben. Wenn uns aber nichts treibt, uns zu entschließen, und wir lieber diese ganze Sache dahingestellt sein ließen, bis wir durch das volle Gewicht der Beweisgründe zum Beifalle gezwungen würden, d. i. wenn es bloß um Beurteilung zu tun ist, wieviel wir von dieser Aufgabe wissen und was wir uns nur zu wissen schmeicheln: dann erscheint obiger Schluß bei weitem nicht so vorteilhafter Gestalt“ [49]. Auch Kant sieht sich also, die Wahrheit suchend, plötzlich an einem Punkt, wo die schließende Vernunft nicht weiter kann, „es sei denn daß sie sich entschließe“, wozu nun aber etwas gehört, das uns „treibt, uns zu entschließen“, etwas das, wie er gleich darauf sagt, „die Unschlüssigkeit der Spekulation durch einen praktischen Zusatz aus dem Gleichgewichte bringt“. Auch er merkt also wie Goethe, daß unsere Vernunft, um über die Wahrheit entscheiden zu können, an sich selbst nicht genug hat, sondern erst noch einen Impuls braucht. Da er nun aber in dem, was Goethe die „Verstandesvernunft“ nennt, und ihrer hilflosen Armseligkeit, so sehr er sie, vielleicht ohne das selbst zu wissen, überwinden will, worauf allein ja sein ganzes vernunftkritisches Unternehmen im Grunde zielt, selber dennoch stecken bleibt und ihm der Ausweg in Goethes Wissenschaft als Kunst, die tätige Wendung zur Gabe von oben, die Flucht zur Inspiration versagt bleibt, so bringt er es nicht weiter, als die Wahrheit aus den moralischen Gesetzen, deren sein glücklicheres Zeitalter noch unmittelbar gewiß war, zu „postulieren“, er bringt es immer bloß zum hypothetischen Gebrauch der Wahrheit, sie wird ihm niemals mehr als „ein bloßes, aber doch fehlerfreies Ideal, ein Begriff, welcher die ganze menschliche Erkenntnis schließt und krönt“, und er muß sich noch immer wie neunzehn Jahre vor der „Kritik“ zu derselben Entsagung bescheiden, in die damals seine „Demonstration des



Daseins Gottes“ ausklang: „Es ist durchaus nötig, daß man sich vom Dasein Gottes überzeuge; es ist aber nicht eben so nötig, daß man es demonstriere“ [50]). Auch er kam in der Erkenntnis bis an das Wort des Meisters Eckehart: dein Empfangen ist dein höchstes Schaffen. Aber selbst hat er nicht empfangen.

Goethe hat empfangen, da und dort sind seine Werke von der lebendigen Wahrheit berührt, die Wahrheit ist ihnen eingesagt worden (man denke nur etwa an den ganz katholischen Ausdruck der Begegnung von Freiheit und Gnade: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen. Und hat an ihm die Liebe gar von oben teilgenommen, begegnet ihm die selige Schar mit herzlichem Willkommen“). Unverständlich ist dabei nur, daß er von Erkenntnissen, die seine Kunst verkündigt, selbst persönlich keinen Gebrauch macht: die Wanderjahre lehren verzichten, worauf er selbst niemals verzichtet hat, der Schluß des Faust bekennt unsren Glauben, den er selbst gewürdigt, ja bewundert, aber auf sich nicht angewendet hat [51]). Bei Kant wieder ist es so, daß sich ihm zuweilen das Wort des rechten Glaubens schon aufzudrängen scheint, und doch unterläßt er es auszusprechen. Warum? „Die größten Menschen“, heißt es in Ottiliens Tagebuch einmal, „hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen.“ Die Schwachheit ihres Jahrhunderts war sein titanischer Trotz. Das junge Bürgertum, seiner wirtschaftlichen Kraft bewußt, wollte durchaus alles nur sich selbst verdanken. Die Geschichte sollte noch einmal von vorne beginnen, die Welt ein zweitesmal erschaffen werden, eine Welt von des Bürgers Gnaden, in der, damit keiner sich beklagen könne, ja schließlich auch für Gott Platz war, aber nur für einen, den dieser allmächtige Bürger höchstselbst eingesetzt hätte.

Zu den „größten Menschen“ des Jahrhunderts gehörte Friedrich Heinrich Jacobi nicht, doch war er reiner, inniger und ahnungsvoller als alle. So blieb er auch von ihrer „Schwachheit“ frei. Er hat das Wort des Meisters Eckehart nicht bloß erkannt, er hat es an sich selbst erlebt: „dein Empfangen ist dein höchstes Schaffen.“

Auch Jacobi fand, daß die menschliche Vernunft, von Gott losgesagt und bloß auf das Vermögen ihrer eigenen Kraft angewiesen, immer an einen Punkt gelangt, wo sie nicht weiter kann, sondern um zu schließen, sich erst entschließen muß und dazu einen Impuls braucht. In seinem Gespräch mit Lessing, einem Dialog, der an Anmut und Würde, Freiheit und Laune, geistiger Leidenschaft und heller Heiterkeit die Platonischen fast erreicht, beschwört er den Freund, der sich den Sprung zu Gott nicht zumuten will: „Wenn Sie nur auf die elastische Stelle treten wollen, die mich fortschwingt, so geht es von selbst“ [52])! Hier ists ausgesprochen: es gibt eine „elastische Stelle“, die zur Wahrheit „fortschwingt“, aber freilich nur den, der auf sie tritt, der Mensch muß selber hintreten, er muß „treten wollen“. Und so bekennt er ein andres Mal: „Ich bedurfte einer Wahrheit, die nicht mein Geschöpf, sondern deren Geschöpf ich wäre“. Und wieder: „Das Element aller menschlichen Erkenntnis und Wirksamkeit ist Glaube“. Und: „Lieber Mendelssohn, wir alle werden im Glauben geboren und müssen im Glauben bleiben, wie wir alle in Gesellschaft







geboren werden und in Gesellschaft bleiben müssen. Wie können wir nach Gewißheit streben, wenn uns Gewißheit nicht zum voraus schon bekannt ist; und wie kann sie uns bekannt sein, anders als durch etwas, das wir mit Gewißheit schon erkennen?" Und wieder: „Nicht weise, nicht tugendhaft, nicht gottselig kann sich der Mensch vernünfteln: er muß da hinauf bewegt werden und sich bewegen; organisiert sein und sich organisieren. Diese gewaltige Einrichtung hat keine Philosophie bisher zu ändern vermocht. Es wäre Zeit, daß man anfinge, sich gutwillig in dieselbe zu fügen; und es aufgäbe, Brillen erfinden zu wollen, mit denen man ohne Augen sehen könne — und besser!" Und nochmals: „Geist meiner Religion ist also das: der Mensch wird, durch ein göttliches Leben, Gottes inne; und es gibt einen Frieden Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft; in ihm wohnt der Genuß und das Anschauen einer unbegreiflichen Liebe. Liebe ist Leben; sie ist das Leben selbst; und nur die Art der Liebe unterscheidet jede Art lebendiger Naturen. Er, der Lebendige, kann im Lebendigen allein sich darstellen, Lebendigem sich zu erkennen geben, nur — durch erregte Liebe"[53]). Keiner der „größten Menschen" des Jahrhunderts hat sich gewaltiger zur Wahrheit bekannt, hat sie kindlicher erfühlt als der sanfte Freund der Fürstin von Gallitzyn. Es ist zuweilen fast, als tönte Pascals eherne Stimme hier wieder: „Il n'y a rien sur la terre qui ne montre, ou la misère de l'homme, ou la misericorde de Dieu; ou l'impuissance de l'homme sans Dieu, ou la puissance de l'homme avec Dieu. . . . . . Non seulement nous ne connoissons Dieu que par Jesus-Christ, mais nous ne nous connoissons nous-mêmes que par Jesus-Christ. Nous ne connoissons la vie, la mort que par Jesus-Christ. Hors de Jesus-Christ, nous ne savons ce que c'est ni que notre vie, ni que notre mort, ni que Dieu, ni que nous-mêmes"[54]).

Weder allein noch mit andren, weder durch die Vernunft noch durch irgend eine andre Seelenkraft noch durch alle zusammen ist der Mensch aus sich der ganzen Wahrheit mächtig. Seine Sehnsucht bleibt unerfüllt ohne Hilfe von oben. Dieser muß er erst gewiß sein, um überhaupt seine Vernunft richtig gebrauchen zu können. Die menschliche Vernunft setzt, um ihr Geschäft beginnen zu können, die Gnade schon voraus. Das hat Goethe bekannt, wenn er zur Wissenschaft „Genie" fordert. Das hat er den Freunden immer wieder verkündet, am schönsten vielleicht in jenen feierlichen Frühlingsstunden zu Dornburg am 29. April 1818, in seinen lichtgrauen Mantel gehüllt, bald bei den ersten Blüten des jungen Jahres verweilend, bald Steine mit seinem Hammer prüfend, einer geisterhaften Erscheinung gleich, er nannte sich da selbst den alten Merlin. „Mit jeder neuen Äußerung", erzählt der Kanzler Müller[55]), „nahm sein ganzes Wesen etwas Feierlicheres an, ich möchte sagen, etwas Prophetisches. Dichtung und Wahrheit verschmolzen sich ineinander und die höhere Ruhe des Weisen leuchtete aus seinen Zügen. Dabei war er kindlich, mild und teilnehmend, weit geduldiger als sonst in Beantwortung unserer Fragen und Einwürfe, und seine Gedanken schienen wie in einem reinen ungetrübten Aether gleichsam auf und nieder zu wogen." Und wo weilten in dieser gesegneten Stunde seine Gedanken? Der Kanzler berichtet: „Er, dem über die heiligsten und wichtigsten Anliegen der Menschheit so selten ein entschiedenes Wort



abzugewinnen ist, sprach diesmal über Religion, sittliche Ausbildung und letzten Zweck der Staatsanstalten mit einer Klarheit und Wärme, wie wir sie noch nie an ihm im gleichen Grade gefunden hatten. Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben, sagte er, ist die schönste Bürgschaft unseres übersinnlichen Ursprungs. Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehnend zum Himmel auf, der sich in unermessenen Räumen über ihn wölbt, weil er es tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermöchten. In dieser Ahnung liegt das Geheimnis des ewigen Fortstrebens nach einem unbekannten Ziele; es ist gleichsam der Hebel unseres Forschens und Sinnens, das zarte Band zwischen Poesie und Wirklichkeit."

Der „Hebel unseres Forschens und Sinnens" wird hier der Glaube genannt und dies läßt uns Goethes höchst seltsames Verhältnis zu Gott erst recht verstehen. Er hätte sich lieber ohne Gott beholfen, er trotzte Gott. Aber er hat Gott dennoch nicht entbehren können. Ohne Gott zu suchen, fand er ihn. Er suchte sich, da fand er Gott: er fand, daß wir nur in Gott uns selber finden. Es ging ihm wie der heiligen Teresa, zu der Gott sprach: Mich findest du nur in dir, dich findest du nur in mir! Er hat die Wahrheit wollen, so kam er um Gott nicht herum, der die Wahrheit ist. Er hat erkannt, daß wir uns die Wahrheit nicht nehmen können, daß sie sich uns geben muß. Wir müssen glauben, wenn wir erkennen wollen, weil der Glaube der Hebel unserer Erkenntnis ist. Um nicht auf den Gebrauch seiner Vernunft, der der Glaube für ihre Bewegung, Entscheidung und Bestimmung unentbehrlich war, verzichten zu müssen, hat er sich unwillig zum Glauben bequemt. Er wollte nicht glauben, er wollte wissen, und nur als ein unentbehrliches Mittel zum Wissen nahm er schließlich, als alle anderen ihm versagten, sogar den Glauben hin. Der Glaube war ihm ein intellektuelles Bedürfnis. Er sah sich genötigt zu glauben, als er gewahr wurde, daß nur, wer zum Intellekte auch noch den Glauben hat, erst vom Intellekte etwas hat, da der Intellekt erst an den Glauben angeschlossen richtig funktioniert. Er konnte den Glauben nicht entbehren, weil er die Gabe von oben nicht entbehren konnte, die nur der Glaube bringt. Und so lehrt uns jenes Wort von dem Glauben als dem Hebel unseres Forschens und Sinnens auch den berühmten Satz im Westöstlichen Divan erst verstehen: „Das eigentliche, einzige nnd tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich Niemand gern mit der Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag". Und so verstehen wir auch erst, was er meint, wenn er, der sich zu Zeiten als Spinozist, als dezidierter Nichtchrist gefiel, die Menschwerdung

Christi einmal „die große, den Menschen unentbehrliche Wahrheit“ [56]) nennt: sie war ihm unentbehrlich, weil er an sich erfahren hatte, daß der Mensch erst im Glauben an sie der Gabe von oben, der Gnade teilhaft wird, ohne die keiner Wissenschaft und Kunst erreichen kann, die Gnade, die der „Hebel“ der menschlichen Vernunft ist. Und auch, was Burdach [57]) den „tiefsinnigsten Begriff Goethes“ genannt hat, jenes geheimnisvolle Wort der Disputation im Faust vom „schaffenden Spiegel“ [58]), verstehen wir jetzt vielleicht erst recht: unsere Vernunft hat selber bloß die Kraft, die sinnliche Welt abzuspiegeln, selbst ist sie bloß ein Spiegel, aufnehmend und wiedergebend, aber einer, der dazu, von der Gnade berührt, auch noch „schaffend“ werden kann. Das mag uns auch erklären, warum Goethe persönlich ungläubig blieb, auch noch als er längst ein gläubiger Forscher, ein gläubiger Künstler geworden war: zu Wissenschaft und Kunst fand er den Glauben unentbehrlich; um zum „schaffenden Spiegel“ zu werden, hat er forschend und dichtend glauben gelernt, übrigens aber im täglichen Leben es, als geborener Pragmatist und immer „versatilen“ Stimmungen heiter zugetan, bei dem bequemen Titanismus der Geniezeit bewenden lassen. Er deutet das selber gelegentlich an, in den „Noten und Abhandlungen“ zum Westöstlichen Divan, indem er, von Mahomet sprechend, der „heftig behauptet und beteuert“, kein Poet, sondern Prophet zu sein, nach dem Unterschied zwischen Poeten und Propheten fragt und nun fortfährt: „Beide sind von einem Gott ergriffen und befeuert, der Poet aber vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen, allenfalls ein bequemes Leben. Alle übrigen Zwecke versäumt er, sucht mannigfaltig zu sein, sich in Gesinnung und Darstellung grenzenlos zu zeigen.“ Ein Eingeständnis, an dem jedes einzelne Wort höchst merkwürdig ist: er bekennt, daß es Gott ist, der den Dichter ergreift und befeuert, der ihm die Gabe verleiht, er bekennt aber zugleich auch, daß der Dichter die Gabe Gottes bloß an Irdisches wendet, an Genuß, und zögert nicht auszusprechen, daß er sie damit „vergeudet“ und daß es noch andere Zwecke gibt, aber diese „versäume“ der Dichter. Vielleicht wirken die Wanderjahre und der Schluß des zweiten Faust mit so tief ergreifender und rührender Gewalt auf uns, weil sie ein letzter ungeheurer Versuch Goethes sind, über sich zu kommen, nichts mehr zu vergeuden, zu versäumen und doch noch der immer anklopfenden Gnade würdig, doch noch aus dem Poeten ein Prophet zu werden.

Wenn Goethe den Glauben den „Hebel unseres Forschens und Sinnens“ nennt, so ist das ganz kantisch gesprochen. Im dritten Hauptstück des zweiten Buchs der transzendentalen Dialektik, in dem Abschnitt, der „von dem Ideal überhaupt“ handelt, heißt es: „So wie die Idee die Regel gibt, so dient das Ideal in solchem Falle zum Urbilde der durchgängigen Bestimmung des Nachbildes; und wir haben kein andres Richtmaß unsrer Handlungen als das Verhalten dieses göttlichen Menschen in uns, womit wir uns vergleichen, beurteilen und dadurch uns bessern, obgleich es niemals erreichen können. Diese Ideale, ob man ihnen gleich nicht objektive Realität (Existenz) zugestehen möchte, sind doch um deswillen nicht für Hirngespinste anzusehen, sondern geben ein unentbehrliches Richtmaß der Vernunft ab, die des Begriffes von dem, was in seiner Art ganz voll-

ständig ist, bedarf, um danach den Grad und die Mängel des Unvollständigen zu schätzen und abzumessen"[59]).

Hebel unsres Forschens oder Richtmaß der Vernunft, der Glaube gilt unsren großen Denkern für unentbehrlich, der Glaube macht uns zum „schaffenden Spiegel", der Glaube läßt uns unser höchstes Schaffen empfangen. Er ist konstitutiv für unsere Vernunft. Erst an ihm, erst von ihm aus, erst durch ihn kommt sie zur Kraft und wird wirksam. So verstehen wir jetzt auch, wie Goethe geradezu sagen konnte: „Die Menschen sind nur so lange produktiv, als sie religiös sind."[60]) Es ist der Glaube, der allein sie produktiv macht. Es ist der Glaube, durch den allein unser Wissen erst zur Wissenschaft wird. Wissenschaft setzt den Glauben schon voraus. Sie wird durch ihn erst möglich. Nur durch das Tor des Glaubens geht unsre Vernunft zur Erkenntnis der Wahrheit ein. Wissenschaft ist unseren großen Denkern Offenbarung, von Gott eingegeben, von der menschlichen Vernunft angenommen und ausgetragen. Wer seine Vernunft gebrauchen will, gewahrt, daß er dazu den Glauben braucht. Damit sie „produktiv" werde, muß er erst „religiös" sein. Läßt er im Glauben nach, so läßt ihre Kraft ab, sie fängt zu flackern an, schwindet und erlischt, die Füllung ist verzehrt. Goethe wußte nicht, daß er damit nur einen augustinischen Gedanken aussprach. Augustinus sagt: „Credimus, ut cognoscamus, non cognoscimus, ut credamus"[61]). Und ebenso dann Anselm von Canterbury: „Neque enim quaero intellegere ut credam; sed credo ut intellegam. Nam et hoc credo, quia, nisi credidero, non intellegam."[62]) Mit dieser Erkenntnis, daß der Mensch, um überhaupt ganz erkennen zu können, erst schon glauben muß, und daß die Vernunft, um von sich vollen Gebrauch zu machen, erst die richtende, bewegende, nachfüllende Kraft des Glaubens braucht, beginnt die christliche Wissenschaft und an eben derselben Erkenntnis landet Goethes wie Kants leidvoll rastloser Drang nach einer Wissenschaft der ganzen Wahrheit.

Selbstbetrachtung ergibt dem Menschen: ein unstillbares Verlangen nach Wahrheit, das Vertrauen, sie sei seiner Vernunft erreichbar, aber, sobald er sich dieser Vernunft nun bedient, ihr Unvermögen, aus eigener Kraft mit Sicherheit zu schließen, also die Notwendigkeit, frei zwischen Gegensätzen zu wählen, und damit die Notwendigkeit von Impulsen, die seine Wahl bestimmen sollen, oder die Notwendigkeit noch höherer, alle jene Gegensätze versammelnder und ihren Widerspruch ausgleichender, eintönender Sätze, jedenfalls die Notwendigkeit einer Nachhilfe, einer Beisteuer, einer Zutat von außen, deren Wesen und Wirken er sich freilich zunächst gar nicht erklären kann, auf die aber doch mit aller Sicherheit zu rechnen eben die Zuversicht jenes nicht zu beschwichtigenden und in allen Enttäuschungen immer nur noch wachsenden ungestümen Verlangens ihn zwingt. Selbstbetrachtung sagt dem Menschen, daß sein Verlangen nach voller Wahrheit unheilbar ist, aber auch, daß es unerfüllt bleibt, daß ihm die Kraft fehlt, sich der ganzen Wahrheit zu bemächtigen und daß ihm den Teil von ihr, nach dem er eben greift, im nächsten Augenblick schon wieder ein anderer Teil davon aus der Hand schlägt. Selbstbetrachtung läßt den Menschen verzweifeln, es sei denn, daß er sich ermutigt, auf Hilfe von außen zu hoffen. Daß uns unsre Natur nötigt,



uns eine Bestimmung anzumaßen, die wir selbst aus eigener Kraft nicht erfüllen können, zu der uns also erst verholfen werden muß, das ist unser Problem. Es gehört nun auch zu den Maximen Goethes, immer „das Problem in ein Postulat zu verwandeln"[63]). Aus der Not eine Tugend machen nennt man das; dabei wird Tugend im höchsten Sinne verstanden: als Kraft, als Tapferkeit. Aus der Not sich Mut holen, Mut eben zu dem, was nottut. Not in ein Gebot verwandeln und das Gebot in Tat. Hier erinnern wir uns wieder des Goetheschen Begriffs einer Wissenschaft, die „getan" werden muß. Haben wir Erkenntnis not und genügen selber mit unserer eigenen Kraft dazu nicht, ist uns zum vollen Gebrauche der Vernunft erst noch eine Hilfe von außen, eine Gabe von oben, die Gnade not, fühlen wir uns zur Wahrheit bestimmt, aber unfähig, sie selbst uns ganz zu schaffen, es sei denn, wir empfangen sie, so bleibt uns nichts übrig, als das Problem in ein Postulat zu verwandeln, tätig zu fordern, was wir nicht entbehren können, wenn wir nicht unsere Natur verleugnen wollen, und also uns zur Gnade zu bereiten, indem wir glauben. Es bleibt uns nur die Wahl, entweder der edelsten menschlichen Leidenschaft zu entsagen und auf die ganze Wahrheit, ja auf den wesentlichen Gebrauch unsrer Vernunft zu verzichten oder zu glauben an einen lebendigen Gott, der den Heiligen Geist mit der himmlischen Gnade zu den Seinigen schickt, Licht in ihre Finsternis, ihren Herzen die Liebe bringt und ihrer Schwäche Kraft, ihrem gläubigen Verlangen den Frieden gibt. Glaube ist ein Postulat unsrer Vernunft. Wir wissen gar nicht den vollen Gebrauch von ihr zu machen, solange wir nicht glauben. Der Glaube hat es gar nicht nötig, sich erst, wie man zuweilen sagen hört, mit der Wissenschaft zu „versöhnen". Es gibt gar keine ohne ihn. Sie wird ja durch ihn überhaupt erst vor dem Irrtum sicher. Der Glaube macht den Menschen erst der ganzen Wahrheit mächtig. „Neque solum fides et ratio inter se dissidere nunquam possunt, sed opem quoque sibi mutuam ferunt, cum recta ratio fidei fundamenta demonstret eiusque lumine illustrata rerum divinarum scientiam excolat, fides vero rationem ab erroribus liberet ac tueatur eamque multiplici cognitione instruat"[63a]).

Goethe hat einmal eine Art Hierarchie der Forscher entworfen[64]). Sie beginnt unten mit den „Nutzenden, Nutzen Suchenden, Fordernden", die „das Praktische ergreifen". Es folgen die „Wißbegierigen", auch diese kommen noch mit dem „klaren Verstande" oder wie er ein anderes Mal sagt: mit der „Verstandesvernunft"[65]) aus, die nun aber auf der noch höheren Stufe der „Anschauenden" nicht mehr genügt, die schon „die produktive Einbildungskraft zu Hilfe rufen müssen". Und über ihnen thronen die „Umfassenden, die man in einem stolzern Sinne die Erschaffenden nennen könnte". Das Wort ist gut gewählt: die Wahrheit muß „umfaßt" werden, und das ist es gerade, was der Vernunft versagt bleibt, so lange sie sich bloß auf sich selbst angewiesen sieht. Denn aus eigener Kraft vermag sie über keinen Widerspruch hinweg zu kommen, sie kann immer nur einen Teil der Wahrheit ergreifen, niemals aber zugleich auch das Gegenteil, das doch ebenso zur Wahrheit gehört.[65a]) Die Vernunft steht immer vor einem Entweder Oder, ihre Natur nötigt sie zu wählen, sie muß sich entscheiden, und indem sie wählt, indem sie sich entscheidet, hat sie schon



nicht mehr die ganze Wahrheit, ein Teil der Wahrheit ist damit schon ausgeschieden. Die Vernunft hat das an sich, daß sie zu keiner Wahrheit Ja sagen kann, ohne zugleich einer anderen Wahrheit Nein zu sagen, und so bleibt ihr immer wieder bloß ein Stück der Wahrheit in der Hand. Über uns aber ist verhängt, nicht ruhen zu können, bis wir die ganze Wahrheit haben: die coincidentia oppositorum, in der alles bejaht und nichts verneint wird, in der nur noch Licht und keine Finsternis mehr ist, in die auch der Widerspruch kräftig einstimmt. Solcher Umfassung ist unsre Vernunft aus sich selbst unfähig. Sie kommt aus sich selbst immer am Ende bloß zur Einsicht, ihr eigenes tiefstes Verlangen selber nicht erfüllen zu können. Sie kommt aus sich selbst immer nur am Ende zur Einsicht, daß entweder alles, was sie sinnt, sinnlos ist und zur Ohnmacht verdammt bleibt oder ihr von oben geholfen werden muß. Zwischen völliger Sinnlosigkeit des menschlichen Lebens und dem Glauben muß sie wählen. Wählt sie diesen, so wird sie bald eine tiefe Veränderung ihres Wesens gewahr: sie fühlt sich zum erstenmal sicher, sie schaut, die bloße Verstandesvernunft ist zur Gnadenvernunft geworden, und wo jene stets in Stücken stecken blieb, tut sich dieser die Ewigkeit auf.

Selbstbetrachtung bringt den Menschen ja zunächst bloß dahin, es als sein eigentliches Problem zu begreifen, daß das tiefste Verlangen der menschlichen Vernunft, ihr Verlangen nach voller Wahrheit, ohne Hilfe von oben unerfüllt bleibt, und also zu versuchen, ob sich dieses Problem in ein Postulat verwandeln läßt: aus der Notwendigkeit dieser Hilfe von oben auf ihre Gewißheit zu schließen, an die Hilfe von oben zu glauben, auf sie zu hoffen und um sie zu bitten, freilich zunächst noch ohne Gewähr dafür, daß seine Forderung auch erfüllt, sein Glaube bestätigt, sein Gebet erhört wird. Genau so weit sehen wir die Griechen gelangen. Diesen natürlichsten Menschen ist der Drang nach Wahrheit angeboren, ja sie meinen, daß sie bloß die Hand auszustrecken haben, um die Wahrheit von jedem Baume zu brechen. Wo sie nur ein Phänomen ergreifen, oder gar einen Reigen von Phänomenen, frohlocken sie, als wärs schon das Geheimnis selbst. Ihr Zutrauen zu den Sinnen ist herrlich, ihre Lust am Sehen, Hören, Tasten unerschöpflich, ihren spähenden Augen, ihren lauschenden Ohren, ihren spürenden Fingern wird alles gleich zum beglückenden Ereignis, sie wundern sich unablässig, ewige Kinder und geborene Dichter, und vielleicht kein anderes Volk der Erde hat jemals in allen Erscheinungen so lebendig Gott gefühlt, der ihnen nur freilich, weil ihrer heitersten Sinnlichkeit die Kraft der Besinnung, wenn auch nicht fehlte, so doch nicht nachkam, die längste Zeit immer an der Erscheinung selbst haften blieb, so daß sie sich denn an einer wahren Übervölkerung mit Göttern gar nicht genug tun konnten. Da tritt ein Mann unter ihnen auf, den, wie er selbst sagt, das Erstaunen zum Philosophen macht: Plato hat in den Erscheinungen die Zeichen einer anderen Welt erblickt. Er ist der erste, der Gott, den die anderen schon überall gefunden zu haben glaubten, nun erst zu suchen beginnt. Er ist der erste, der nach Gott fragt, weil er fühlt, daß er Gott braucht: er will denken und kann es nur in Gott, er ahnt die Denknotwendigkeit der





Gnade. Er ist der Erste, der von den ungenügenden Sinnen weg ins Innere der eigenen Brust zieht, um hier die Fülle des Wahren, Schönen, Guten zu gewahren, wovon ihm aller Augenschein bloß ein trüber Abglanz ist. Indem er sich gegen die Sophisten wendet, steht die menschliche Vernunft zum erstenmal am Scheidewege. Die Sophisten wissen, daß die Vernunft aus sich allein der vollen Wahrheit nicht fähig ist, und so beschließen sie, auf sie zu verzichten. Auch Plato weiß, daß die Vernunft aus sich allein der vollen Wahrheit nicht fähig ist, nur folgert er anders daraus, denn er weiß noch mehr, er weiß, daß, wer der Wahrheit dennoch nicht entsagt, wer sich nicht abschrecken läßt, wer nicht an ihr verzagt, weil seine Begierde stärker ist als alle Gefahr, daß der Verwegene, der Tapfere, der θυμοειδής mit dieser ungenügenden Vernunft dennoch zur Wahrheit kommt, weil ihm auf einmal die Wahrheit selbst entgegenkommt: er fände sie nie, doch sie findet ihn, er kann nicht empor, da senkt sie sich herab. Plato weiß wieder, was die Griechen gleichs Anfangs wußten, die Sophisten aber nicht mehr: daß Wahrheit ist. Und die Lehre der Sophisten, daß sie der menschlichen Vernunft nicht erreichbar ist, macht ihn daran nicht irre. Er glaubt an die Wahrheit, und wenn seine Vernunft sie nicht erreichen wird, so hofft er, daß die Wahrheit ihn erreichen wird. Er weiß, daß der Mensch sich die Wahrheit nicht schaffen kann, aber er ahnt, daß er die Wahrheit empfangen kann. Er ahnt, daß Erkenntnis zugleich ein Tun, aber auch ein Erleiden ist: wir müssen uns ausstrecken nach der ewigen Wahrheit, gewärtig, daß sie selbst sich uns mitteile. Und so gibt er der Menschheit den Glauben an die Wahrheit, den Mut zur Wahrheit, die Hoffnung auf Wahrheit wieder und sie lebt seit ihm in Erwartung, daß die Wahrheit kommen wird. Dem Aristoteles merkt man es an, daß seine Zeit in Erwartung der Wahrheit ist: für ihren Empfang scheint er alles zu rüsten. Einen „baumeisterlichen" [66]) Mann hat ihn Goethe genannt, und das ist er: alle Vergangenheit trägt er von allen Seiten herbei, Stein um Stein in allen Maßen, und bringt selber nun noch eine Kraft des Ordnens, des Fügens, des Zurichtens, Einrichtens und Aufrichtens, des Anpassens, des Verbindens dazu, die die Menschheit bisher nicht kannte. Er kann nichts, was nicht schon vor ihm irgend einer gekonnt hätte, aber er kann alles zusammen, wovon bisher jedes immer nur einzeln gekonnt worden war. Alle Sinneskräfte verbinden sich in ihm mit allen Seelenkräften, keine tritt vor, andre verdrängend, jede steht am rechten Platz und gönnt ihn auch der andren, keine seiner Gaben überragt, er hat von jeder das rechte Maß, er macht von jeder den rechten Gebrauch, er ist ein vollständiger Mensch von der besten Mischung. So versammelt er ein ungeheures Wissen, dem, um zur Wissenschaft zu werden, zu jener Wissenschaft im höchsten Sinne, zu Goethes Wissenschaft als Kunst nur noch irgend ein alles erst belebender, begeistender, beseelender Hauch fehlt, ein Sonnenstrahl von der fruchtenden Liebeskraft Platos.

Den Griechen folgen die Römer, ein nur von sich erfülltes, in sich eingeschlossenes, um sich kreisendes und also, da doch jede Begabung immer Abwendung von sich, Selbstentäußerung, Hingebung, Öffnung, Ausströmung ist, ein unbegabtes, ein verstocktes, ein trockenes, ein leerstehendes, ein fruchtloses Volk, selbstgewiß, aber auf die Gaben der anderen angewiesen und

also zum Herrschen über andre genötigt, das einen ungeheuren Aufwand mit sich macht, aber unschöpferisch bleibt (den einen schöpferischen Mann, den es hervorbringt, das Wunder Cäsar, wirft es wie eine Schande von sich ab), eine Episode bleibt, freilich in einem Riesenformat.

Und es folgt — Gott, wird selber Mensch, opfert sich, rechtfertigt die Menschheit, stellt sie nicht bloß wieder her, sondern nimmt sie zum Kind an, schickt ihr den Heiligen Geist und bleibt in ihr: zu den natürlichen Gaben des Menschen tritt die göttliche Gnade, fortan jedem, der glaubt und sie will und in der Kirche sucht, erreichbar. Es ist ein ungeheures Erlebnis, vor dem alles verschwindet, was die Menschheit bisher erlebt hat. Sie beginnt noch einmal wieder von vorne, jetzt ist ihr doch erst der Sinn des Daseins kund und sie weiß jetzt, daß sie diesen Sinn erfüllen kann. Ihn soll sie hüten, die frohe Botschaft verbreiten, ihr ganzes Leben in den Dienst Gottes stellen. Nur eins ist not. Wem es fehlt, dem hilft alle irdische Weisheit nichts; wer es hat, der braucht sie nicht. Und wie der Mensch, nach Görres' Wort, immer wieder entweder vor Augenschein das Geheimnis oder aber über der unsichtbaren die sichtbare Welt vergißt, bricht jetzt eine Zeit an, die vor innerer Seligkeit blind für den äußeren Glanz der Erscheinungen wird. Aber die Kirche weiß, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist, in die der Herr den Menschen zur Prüfung, zur Übung, zur Heiligung gesetzt hat. Und so lenkt ihn die Kirche mit sanfter Macht wieder zur lieben Erde zurück, als einer Schule des Gehorsams, der Demut und des Opfersinns, und stellt das irdische Leben wieder her, aber freilich jetzt mit der Richtung zum Himmel, als Aufgabe, Pflicht und Thema, woran jeder seinen Sinn offenbaren mag, auf daß ihm danach Verdienst oder Schuld zugemessen werde, als ein Leben in der Welt, aber nicht von der Welt, in allem immer von Gott aus und wieder auf Gott zu, wieder zu Gott ein. Still stellt die Kirche die geborstene Menschheit wieder her, aber sie stellt sie jetzt unter das Kreuz. Versunkene Schönheit, versunkene Weisheit holt sie wieder aus dem Schutt hervor, als Zeugnis Gottes und zur Ehre Gottes. Sie hebt den Schatz der alten Zeit und bringt ihn Gott dar und Gott nimmt ihn an und Gott erwidert die Gabe, da wird sie nun licht; der Schatz fängt zu glühen und zu leben und zu blühen an, der alte Schatz wird neu, das Planlose sinnvoll, Sehnsucht zur Erfüllung: Wissen zur Wissenschaft.

Goethe sagt einmal: „Der Lobgesang der Menschheit, dem die Gottheit so gerne zuhören mag, ist niemals verstummt und wir selbst fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten und Gegenden verteilten harmonischen Ausströmungen, bald in einzelnen Stimmen, in einzelnen Chören, bald fugenweise, bald in einem herrlichen Vollgesang vernehmen. Freilich müßte man mit reinem, frischem Ohre hinlauschen und jedem Vorurteil selbstsüchtiger Parteilichkeit, mehr vielleicht als dem Menschen möglich ist, entsagen." [67]) Goethe war freilich, wenn auch unwissentlich, selber in solchem „Vorurteil" befangen, auch für ihn, wie für sein ganzes Jahrhundert, blieb das Mittelalter eine finstere, verworrene Zeit, in der das Werk der Alten vergessen, alle Verbindung mit der Vergangenheit zerrissen, jener herrliche Lobgesang der Menschheit verstummt war. Wir wissen jetzt, daß er niemals heller, freudiger, inniger, zärtlicher, aber



zugleich auch stürmischer, stolzer und gewaltiger erklang als aus dem Munde der gottestrunkenen Christenheit. Und wir wissen jetzt auch, daß das Mittelalter nirgends mit der Antike gewaltsam bricht, niemals sich anmaßt (wie später die vermessene Menschheit Rousseaus) die Vergangenheit auszustreichen und alle Geschichte zu verleugnen, sondern daß es, so zart als klug, überall das Herkommen schont, an die Gewohnheit anknüpft, Überliefertes aufnimmt, das Alte sammelt, seinen Geist bewahrt, nichts verliert und nur alles der neuen Erkenntnis einzufügen, an ihr auszubilden und in ihr erst zu bewähren sucht. Troeltsch[68]) (dem, mit Kaerst, das Verdienst zukommt, den lebendigen Zusammenhang des Mittelalters mit dem antiken Geist aufgezeigt zu haben, mit solcher Leidenschaft freilich, daß er, wie das schon Entdeckern in der ersten Freude leicht begegnet, schließlich überall nur noch Nachwirkungen der Antike sieht und darüber zum Beispiel an Augustinus fast zuweilen den Christen übersieht) sagt geradezu: „Man kann das Mittelalter eine fortgesetzte Renaissance der Antike nennen, indem es sich geistig durch immer stärkere Zufuhr und immer stärkere Ausnützung antiker Literatur entwickelte." Alle die Stücke, Teile, Brüche der Wahrheit, die nur jemals irgend eines der alten Völker erahnt, erträumt, erlauscht, erschwärmt, erhofft, mit den Sinnen oder mit dem Herzen oder mit der Vernunft erhascht, sich erdichtet oder sich errechnet hatte, jüdische wie heidnische, später dann auch noch arabische Tradition, den Gedankenzug der ganzen Menschheit versammelt es und nun gerät er erst in Fluß, eins schließt sich nun zum anderen, paßt sich an, ordnet sich ein, nichts bleibt ungenützt, die ganze Masse bewegt sich, belebt sich, gliedert sich und siehe, was bisher toter Buchstabe war, erhält, ins lebendige Wort eingefügt, nun erst Wirkung, Sinn und Bedeutung. Niemals zuvor und niemals nachher hat die Menschheit allem Geiste mit solcher Macht Ja gesagt, niemals hat sie noch in Synthesen von solcher Weite, so furchtbarer Spannung, so verwegener Schwingung geschwelgt, niemals sich solcher Umfassungen so gelassen erkühnt, niemals Gewalt und Zartheit, Empfindung und Berechnung, Freiheit und Notwendigkeit so wohlgemut vereint, Himmel und Erde berühren sich, die ganze Schöpfung scheint versöhnt, die Coincidentia oppositorum, hier ist sie getan, die Menschheit hat einen ungeheuren Schritt gemacht, gleichsam als öffnete sich der liebe kleine Niketempel der Akropolis und sie träte nun in einen unendlichen gotischen Dom: aus der holdesten Täuschung eines vergänglichen Augenblicks in alle Höhen und alle Tiefen der ganzen Ewigkeit. Wie kann sie das wagen? Wer gibt ihr die Kraft, wer haucht ihr den Mut ein? Was ist mit ihr geschehen? Wer hat sie verwandelt?

Es ist ihr geschehen, daß ihr Gebet erhört wurde. Der Psalmist fleht: Emitte lucem tuam et veritatem tuam.[69]) Und das Licht ist ausgeschickt und die Wahrheit ist dem Menschen eingesagt worden. Erkenntnis gleicht ja dem Sehen. Indem wir etwas erblicken, handeln und leiden wir zugleich. Unser Auge muß es tätig ergreifen, aber was es ergreifen soll, muß es erst empfangen haben. „Das Auge", sagt Goethe[70]), „hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgiltigen tierischen Hilfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seinesgleichen werde; und so bildet sich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem

äußeren entgegentrete." Das Auge bringt uns nur, was wir erblicken; es erschafft es nicht, es holt und formt es nur. Wenn wir das Auge schließen und uns nun bloß seiner eigenen Kraft überlassen, bringt es auch Funken und Farben hervor, denen wir aber nicht trauen; wir wissen, daß sie trügen. Unsere Vernunft gleicht unserem Auge. Damit wir erkennen, muß auch sie zugleich handeln und leiden. Sie muß tätig nach der Wahrheit greifen, die sie nun aber nicht ergreifen kann, wenn sie sie nicht empfängt. Und wenn das Auge sein Dasein dem Licht zu danken hat, so dankt die Vernunft ihres der Wahrheit. Unsere Vernunft könnte die Wahrheit nicht finden, wäre sie nicht selbst uns von der ewigen Wahrheit gegeben, als ihr Organ, um ihresgleichen zu werden. Und wie sich das Auge am Lichte fürs Licht bildet, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete, so bildet sich unsere Vernunft an der Wahrheit für die Wahrheit, damit die menschliche Wahrheit der ewigen begegne. Jene „unmittelbare Verwandtschaft des Lichtes und des Auges", von der Goethe spricht, kannten schon die Griechen: „allsehend" nennt Pindar[71]) den Strahl des Helios und „Maß meines Gesichts". Das Licht also sieht uns an und was wir sehen, mißt das Licht uns zu. Und so hat auch Plato schon an jener berühmten Stelle des „Staats"[72]) das Auge „sonnenhaft" genannt und auch er vergleicht schon das Auge mit unserer Vernunft und die Sonne mit der ewigen Wahrheit. Wie das Auge sonnenhaft, ist unsre Vernunft wahrhaft. „Im Auge", sagt Goethe, „wohnt ein ruhendes Licht". So können wir sagen, daß in der menschlichen Vernunft die Wahrheit ruht. Und wie nun aber das Auge, um von seiner Sonnenhaftigkeit Gebrauch zu machen, dazu noch erst die Sonne braucht, in der Nacht blind scheint, in der Dämmerung trübe blickt und erst im Lichte sehend wird, so ruht auch in unserer Vernunft die Wahrheit so lange, bis sie von der ewigen berührt wird: dann erst, von der ewigen Wahrheit angestrahlt, erwacht unsre Vernunft und kann sich nun erst ihrer Wahrhaftigkeit ganz bedienen. Aus eigener Kraft allein reicht sie zur vollen Erkenntnis so wenig als unser Auge zum Sehen: es braucht das Licht, sie braucht die Gnade. Gott muß in unsre Herzen leuchten, heißt's im zweiten Korintherbrief[73]), um die Erkenntnis seiner Herrlichkeit aufzuhellen. Und unter die Gnaden, die Wirkungen des heiligen Geistes zählt Paulus Erkenntnis und Weisheit). Unsre Vernunft, der Nus, wird der ganzen Wahrheit erst mächtig, wenn dazu nun auch das Pneuma kommt, der Hauch von oben. Die Vernunft wie das Auge müssen, um ihre ruhenden Kräfte ausüben zu können, erst berührt, bewegt und bestimmt werden. Des Lichtes bedarf das Auge, der Gnade die Vernunft, um erst den rechten Gebrauch von sich machen zu können. Was wir mit geschlossenen Augen sehen, das Eigenlicht des Auges, genügt uns nicht; was wir bei geschlossener Vernunft erkennen, ihr Eigensinn, enthält die volle Wahrheit nicht. Selbst aber können wir unsre Vernunft nicht öffnen, wir sind zu schwach dazu, sie muß uns erst erschlossen werden, von der Wahrheit für die Wahrheit. So ruft der Psalmist: „Tue auf meine Augen, daß ich schauen kann die Wunder deines Gesetzes!" Und so spricht Christus zur Schwester des Lazarus: „Wenn du glaubst, wirst du die Herrlichkeit Gottes schauen!" Der Glaube öffnet die Vernunft erst, da schlägt sie die Augen auf und kann nun erst ganz erkennen.



Der Erste, der jenen ungeheuren Schritt vom bloßen Wissen zur lebendigen Wissenschaft, zugleich aber dann auch von ihr aus wieder zurück zur Umfassung des bisher verstreuten oder höchstens in losen Stücken angehäuften und aufgereihten Wissens tut, der Erste, der Erkenntnis unmittelbar von Gott empfängt, sich nun aber nicht, wie die Apostel und Jünger des Herrn, selbst Paulus noch, mit diesem überwältigenden „Urerlebnisse“ [74]) und seiner Verkündigung begnügt, sondern jetzt die ganze Menschheit herbeiruft, an seiner Gotteslust teilzunehmen und alles, womit sich der Mensch jemals der Wahrheit zu bemächtigen versucht hat, alle Vorahnungen, Vorgefühle, Vorübungen der Vergangenheit, die ganze Bildung seiner Zeit zusammenrafft, um sie jetzt um Gott zu scharen, mit Gott zu beleuchten und aus Gott anzufüllen, ist Augustinus. Durch ihn geschieht die wahre Renaissance: das Heidentum wird in Gott wieder geboren, zum erstenmal denkt jetzt die Menschheit mit offener Vernunft. Und wie die Reihe der ahnenden Denker Aristoteles krönt, ist es nun auf der Höhe dieser schauenden Wissenschaft wieder ein baumeisterlicher Mann, der, zu menschlicher Sinneskraft und Seelenkraft noch Gotteskraft empfangend, Wunder der Vernunft tut: Thomas von Aquin, der Schüler Albert des Großen. Diese beiden vollenden die Wissenschaft. Das von dem glücklichen Natursinn der Griechen Überlieferte, uralte Weisheit des Orients, von Arabern ahnungsvoll aufgegriffen, und die Kunde jüdischer Denker, Schwärmer und Ärzte schießt im gotterfüllten Gemüte dieser beiden Meister zusammen, wird in das Glaubenslicht gerückt und nimmt so zum erstenmal Form und feste Gestalt an. Alle sonst an einzelne Menschen verteilten, für unvereinbar geltenden Seelenkräfte finden sich in Thomas zusammen, und indem nun jeder aber an der benachbarten ihre Grenze gezogen, jeder ihr besonderer Wirkungsraum abgesteckt wird, scheint in ihm jede an den anderen noch über ihr natürliches Maß emporzuwachsen: Heiliger, Seher, Denker, Wisser und Dichter zugleich, so tief als klar blickend, den Abgründen der Verzückung zugewendet, aber auch mit den Aufflügen der Betrachtung vertraut, weiß er die Gaben der Ahnung, des unmittelbaren Schauens, des Einfühlens und Erfühlens mit dem schärfsten Verstande, mit dem klarsten Urteil und mit der höchsten Besonnenheit, Sicherheit und Freiheit der ordnenden und gestaltenden Hand zu verbinden; seine ganze Zeit scheint in diesem einen Manne versammelt, ihre ganze Geistesmacht zieht er in sich ein und bringt sie dann der Ewigkeit dar, von der ein belebender, verklärender, beseligender Strahl auf sie fällt und, was bisher Stückwerk war und gleichsam nur aus einzelnen losen Buchstaben bestand, nun ins Ganze, zum verständlichen Worte, zur erleuchtenden Sprache zusammenfaßt. Wer die Rede des heiligen Thomas zum erstenmal vernimmt, hat das Gefühl, in einen so mit Licht überschwemmten Raum von einer solchen fast vernichtenden Klarheit zu treten, daß er, geblendet, die Augen schließt; sie müssen sich erst gewöhnen, sonst ertrinken sie vor Fülle von Glanz. Selbst an den höchsten uns sonst bekannten Beispielen der Weisheit gemessen, an Plato oder Kant etwa, bleibt seine Summa, bloß als gelehrte Leistung schon, dem Psychologen unbegreiflich. Wir fassen nicht, wie die Kraft eines einzelnen Mannes dazu reichen konnte. Wissenschaft scheint hier weit über ihr natürliches Maß hinaus gesteigert. Wodurch, das deutet uns ein geheimnisvolles Wort

Taulers an, der von der „innerlichen Übung“, in der der Mensch „sich wahrlich mit Gott“ vereint, sagt, es wäre „durch sie die Vernunft geläutert und das Hirn gestärkt und jedes seiner Werke verordnet: Und darum, wenn der Mensch sich vorgewarnet hat seiner Werke und sich also auf die Tugend hat gestiftet, — wenn er dann zu der Wirklichkeit kommet, so werden die Werke tugendlich und göttlich“. Dieser Satz, den freilich ganz nur verstehen wird, war ihn erst selbst erlebt hat, enthält die Methode, das wissenschaftliche Verfahren des heiligen Thomas: er geht zu Gott, um von ihm zu der Wirklichkeit zu kommen, um sich von ihm die Wirklichkeit zu holen.

Indem er die einzelnen Wahrheiten der Vergangenheit versammelt, aber auch ordnet und auf einander bezieht, widersprechen sie nicht bloß einander nicht mehr, sondern eben von den andren erhält jede jetzt im Ganzen erst ihren vollen Sinn, erkennt sich an den andren selber erst und weiß nun erst, was sie soll: jede hat bisher gleichsam ihre Stimme bloß für sich eingeübt, und indem sie sie jetzt zum erstenmal im Ganzen hört, entzückt sie der ungewohnte Klang und sie stimmt noch mächtiger ein, getragen und selber tragend, fragend und antwortend zugleich: es ist der Kontrapunkt gefunden. Aber noch mehr! Nicht bloß daß die Vernunft zum erstenmal zusammen denkt, was bisher bloß einzeln erdacht worden, nicht bloß daß, wie damals Aristoteles das ganze Heidentum, wie sich dann in Augustimus Heidentum und Christentum umarmt hat, jetzt Thomas die beiden, Aristoteles und Augustin, zusammen noch erst fugiert, nicht bloß daß so die menschliche Vernunft zum erstenmal vollen Gebrauch von sich macht, und nicht bloß von sich, sondern zugleich auch noch von allen andren geheimen Kräften, von den ahnenden und liebenden, den suchenden und findenden, den auftrennenden und zuschließenden, den gebietenden und gehorchenden, den schaffenden und empfangenden Kräften der menschlichen Seele — nein, dies alles ist es noch nicht, hier ist mehr, hier glüht eine Kraft, hier strahlt ein Licht, die die Sprache der Menschen nicht nennen kann: diese höchste Vernunft horcht nun noch nach oben und von oben wird ihr eingesagt. Sie hat die ganze bisherige Bildung der Menschheit erlebt und hat nun aber jetzt dazu noch auch das Urerlebnis der Gnade. Auf die versammelten Kräfte der Menschheit senkt sich nun noch die Gabe von oben herab.

Einen „Lehrling Gottes“ hat sich der heilige Thomas gern genannt. In einer seiner Handschriften steht am Rande der Seiten immer wieder: Ave Maria! Er hat betend philosophiert, er ist erhört, seine Gedanken sind von Gott bedacht worden. Vor ihm war die Vernunft entweder auf das Einzelne draußen gerichtet oder in sich selbst hinein; und es gab Seher, die Gott unmittelbar schauten, in excessu mentis, da hörten sie geheime Worte, doch die kein Mensch aussagen darf [75]). Thomas aber kehrt vom Anblick der ewigen Wahrheit zur Vernunft zurück, und indem er nun wieder auf unsere Welt sieht, wird sie für ihn ein währendes Wiedererkennen Gottes; die Erde ist ihm nur noch ein lebendiges Bilderbuch der ewigen Wahrheit.

Er sagt selbst im ersten Teil der Summa: „Dicendum ergo, quod ad videndum Dei essentiam requiritur aliqua similitudo ex



parte visivae potentiae, scilicet lumen divinae gloriae confortans intellectum ad videndum Deum . . . Impossibile est, quod aliquis intellectus creatus per sua naturalia essentiam Dei videat . . Non igitur potest intellectus creatus Deum per essentiam videre, nisi inquantum Deus per suam gratiam se intellectui creato conjungit, ut intellegibile ab ipso . . . Cum igitur virtus naturalis intellectus creati non sufficiat ad Dei essentiam videndam, oportet quod ex divina gratia superaccrescat ei virtus intelligendi. Et hoc augmentum virtutis intellectivae illuminationem intellectus vocamus, sicut et ipsum intelligibile vocatur lumen, vel lux. Et istud est lumen, de quo dicitur Apoc. 21, quod claritas Dei illuminabit eam, scilicet societatem beatorum Deum videntium. Et secundum hoc lumen efficiuntur deiformes, idest Deo similes secundum illud I. Joann. 3: Cum apparuerit, similes ei erimus, et videbimus eum, sicuti est" [76]). Daß wir aber dieses „Zuwachses", dieser, die Kraft unserer Vernunft steigernden „Illumination", dieser, wie er sie ein anderes Mal nennt, „Infusion des göttlichen Lichts" [77]) auch hier auf Erden schon teilhaft werden können, spricht er in der Secunda Secundae aus. Er fragt da, utrum vita contemplativa secundum statum hujus vitae possit pertingere ad visionem divinae essentiae, und antwortet: quod in hac vita potest esse aliquis dupliciter: uno modo secundum actum, inquantum scilicet actualiter utitur sensibus corporis; et sic nullo modo contemplatio praesentis vitae potest pertingere ad videndam Dei essentiam: alio modo potest esse aliquis in hac vita potentialiter, et non secundum actum, inquantum scilicet anima ejus est corpori mortali conjuncta ut forma; ita tamen ut non utatur corporeis sensibus, aut etiam imaginatione, sicut accidit in raptu; et sic potest contemplatio hujus vitae pertingere ad visionem divinae essentiae; unde supremus gradus contemplationis praesentis vitae est, qualem habuit Paulus in raptu, secundum quem fuit medio modo se habens inter statum praesentis vitae et futurae" [78]).

Eine Vernunft, der sich an Klarheit, Fülle, Kraft, Zucht, Takt, Bescheidenheit, Kühnheit, Rechtlichkeit, Ernst und Ordnung nur noch etwa die Kants vergleichen kann, und gerüstet mit der ganzen Bildung aller Vergangenheiten, beide nun aber, höchste Wissenskraft und reichster Wissensstoff, im Anblick der ewigen Wahrheit noch von der Gnade befruchtet, das ist Thomas. So verstehen wir auch erst das geheimnisvolle Wort Johannes des XXII. über ihn: „Quot scripsit articulos, tot miracula fecit" [79]); an seiner Vernunft sind Gottes Wunder geschehen. So hat ihn Francesco Traini auf dem Altar der Katharinenkirche zu Pisa gemalt: er thront im Lichte, darüber strahlt sein Licht der Heiland auf ihn aus, Licht strahlt rings aus einem Kreise von Patriarchen und Propheten, Licht von Plato, von Aristoteles zu seinen Seiten auf ihn ein, er aber thront, zieht alles Licht an sich, zieht es in die Schrift auf seinem Schoße, die nun dieses eingesammelte Licht himmlischer und irdischer Weisheit in die Welt zurückwirft, dem Irrtum tödlich, den Glauben belebend.

Mit Thomas ist das große Beispiel höchster menschlicher, dann aber auch noch mit der Gnade Gottes angefüllter Vernunft gegeben, an dem

sich nun der Zug inspirierter Denker, Dichter und Künstler entzündet, von Meister Eckhart, Tauler, Suso, der heiligen Teresa, der heiligen Katharina von Siena und der heiligen Katharina von Genua bis auf Ignatius und Suarez, von Dante und Petrarca bis Calderon und Cervantes, von Botticelli über Michelangelo (den Rodin „das äußerste Ende des gesamten gotischen Denkens“ [80]) nennt) zu Bernini, von dem bezeugt ist, daß er gewohnt war, sich die Schaffenskraft vom allerheiligsten Sakrament zu holen. Diese Männer und Frauen zeichnen sich durch einen ungewöhnlich starken Geist aus, den sie nun mit der ganzen Bildung ihrer Zeit versehen, dann aber demütig auf Gott richten, tief bei sich gewiß, daß der menschliche Geist, auch noch so stark und noch so reich, niemals der ganzen Wahrheit mächtig wird, solange diese nicht selbst sich auf ihn herabläßt, sich ihm einflößt und ihn mit sich ausfüllt. Wer diese Menschen bloß mit dem Verstande betrachtet, gewahrt immer nur ihre Bindung an den Glauben, übersieht aber ihre Füllung durch den Glauben: sie treten in eine Kette, da springt der Funken auf; sie geben sich der Wahrheit hin, dafür gibt sich ihnen die Wahrheit her. Fides quaerens intellectum, hat man gesagt. Hier kann man umgekehrt sagen: Intellectus quaerens fidem. Ihr Geist sucht den Glauben auf, weil nur der Glaube hat, was der Geist braucht: die lebendige Kraft zur vollen Wahrheit. Sie wenden das Wort des heiligen Anselm an: „Quod petunt, non est ut per rationem ad fidem accedant, sed ut eorum, quae credunt, intellectu et contemplatione delectentur.“ [81]) Ihnen ist der Glaube die Bedingung, die Voraussetzung der Vernunft und ihres richtigen Gebrauches. Vernunft, bloß auf sich selbst angewiesen, genügt ihren eigenen Ansprüchen nicht: erst inspiriert wird sie der Wahrheit fähig.

Inspiriert wird sich die Vernunft nun aber einer solchen Macht und Herrlichkeit bewußt, daß es kein Wunder ist, wenn diese gotterfüllte Menschheit jetzt in einen wahren Rausch der Vernunft gerät und mit ihr alles wagen zu können meint. Noch in der Scholastik beginnt diese Vermessenheit; schon in ihr wird auch das Verhältnis der Vernunft zum Glauben bisweilen gefälscht, als ob jene diesem zu helfen hätte, statt er ihr. In der Renaissance bricht dann dieser anmaßende Stolz der an sich selber berauschten Vernunft gewaltsam aus. Als eine von der Hybris überwältigte Scholastik wird uns die Renaissance erst verständlich. Daß es ein Irrtum des 18. Jahrhunderts war, ihr Wesen in der Auferstehung der Antike zu suchen, wissen wir längst; die Wiedergeburt der Antike war ja schon in Augustin und Thomas geschehen. Was in der Renaissance geschieht, ist, wie wir seit Burckhardt wissen, die Entdeckung des Menschen. Nur hat Burckhardt noch nicht erkannt, warum der Mensch gerade damals erst sich selbst entdeckt: das ungeheure Zutrauen, das die Menschheit des Abendlandes seit Thomas zu sich selber hat, bereitet den Mut vor, sich nun auch einmal ganz auf sich selber zu stellen. Diese Menschheit, von Thomas belehrt, ihrer Vernunft die Kraft zur Wahrheit bei der Gnade zu holen, fühlt sich in ihrer überströmenden Erfülltheit so riesenstark, daß sie meint, alles zu können. Das Gefühl ihrer Gottähnlichkeit ist's, das sie trunken macht. Woher sie es hat, vergißt sie dabei allmählich ganz. Sie vergißt, wem sie die Kraft verdankt, deren Überschwang sie beseligt. Sie vergißt, daß es die Gnade Gottes ist, in der sie sich so stark fühlt. Sie bedenkt



nicht, daß ihr, um so stark zu bleiben, immer wieder Gnade nachgefüllt werden muß. Sie bemerkt das so lange nicht, als sie noch, wenn ich den ungebührlich drastischen Ausdruck wagen darf, sozusagen von den Zinsen der kapitalisierten Gnade leben kann. Daß die Wahrheit, von der gottbegnadeten Vernunft einmal erkannt, sich lange noch im Stillen von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und, aus der Vernunft schon wieder entweichend, noch immer vom Gemüt aufbewahrt und in frommen Werken ausgeübt wird, erhält die Täuschung der Selbstverblendeten, als ob Vernunft auch durch sich allein der vollen Wahrheit fähig wäre. In der aufwärmenden Nähe des Pietismus kann sich ein anmaßender Rationalismus noch am längsten behaupten, bis ein unerbittlich wahrhafter Mann, Kant, den Trug entdeckt, das Vermögen dieser entgnadeten leeren Vernunft prüft und ihr nachweist, daß sie, von Gott entfernt, aus ihrer eigenen Kraft allein dem Menschen das nicht geben kann, was der Mensch doch nicht entbehren kann, daß die Vernunft, um auf die Lebensfragen des Menschen antworten zu können, Gott braucht, daß der Mensch ganz zur ewigen Wahrheit niemals kommt, es sei denn, sie komme selbst ihm entgegen. Der Verlauf der nächsten Entwicklung gibt Kant recht: die „Wahrheiten" überstürzen sich, jeder hat seine, keiner traut der des anderen, und Goethes Erfahrung bestätigt sich täglich, daß die Vernunft, an sich selbst gewiesen, keine zwingende Macht über uns hat, unfähig uns zu bestimmen ist und unsern Entschluß „Impulsen" überlassen muß: der Impuls wird zum Herrn des von der Gnade „befreiten" menschlichen Denkens, die Willkür regiert, der blinde Trieb, Laune, Lust, Leidenschaft, das dumpfe Chaos, und die Welt gehorcht dem Eigennutz, ganz nach der Schilderung des lustigen Bastard im König Johann, es ist wirklich, als wäre da schon unsre Zeit in ihrer Maienblüte der autonomen Vernunft Wort für Wort vorausgesagt:

That smooth—faced gentleman, tickling Commodity.
Commodity, the bias of the world,
The world, who of itself is peised well,
Made to run even upon even ground,
Till this advantage, this vile-drawing bias,
This sway of motion, this Commodity,
Makes it take head from all indifferency,
From all direction, purpose, course, intent!

Vernunft kann uns aus sich allein nicht helfen, es fehlt ihr die zwingende Kraft, sie braucht, um urteilen zu können, immer erst selber schon ein Vorurteil, an das sie sich hält, von dem aus sie schließt. „Die Überzeugung muß dem Beweise vorangehen und nicht umgekehrt", sagt parador Franz Haiser[82]), frei nach Goethes Erfahrung am Kammerberg. Die Vernunft braucht den Glauben, irgend einen Glauben, um überhaupt erst wirken zu können. Sie kann erst lenken, wenn sie selbst gelenkt wird[83]). Sie muß erst selber dienen, wenn sie herrschen soll. Selbst ist sie leer, sie muß erst gefüllt werden. Die ganze Geschichte der Philosophie seit Kant hat ein schlechtes Gewissen, sie will nicht merken lassen, wie sie heimlich der Vernunft immer wieder irgend einen Impuls einzuschmuggeln versucht, den der Philosoph sich bald aus einer Schwäche und ihrer Sehnsucht,

bald aus Instinkten, die er einfach personifiziert, oder aber schließlich auch aus seiner ratlosen Verzweiflung selbst holt. „Ich weiß nicht aus noch ein; ich bin alles, was nicht aus noch ein weiß," läßt Nietzsche den modernen Menschen seufzen. Nietzsche hatte vor den andren das voraus, daß er sich nicht belog: er allein hat Ernst mit der Autonomie der Vernunft gemacht. So blieb ihm freilich nichts übrig als der „Immoralist" zu werden, der auch auf die Wahrheit verzichtet, der „auch sie nicht nötig" hat, der nur noch „zur Macht und zum Siege" will, der Wissenschaft und Kunst in den Dienst des „animalischen vigor" stellt, der nur sucht, was „stark macht" und dabei selbst „ein Quantum Brutalität", ja selbst die „Nachbarschaft zum Verbrechen" nicht scheut und der in seiner Lauterkeit auch den Mut „zu seiner letzten Konsequenz", den Mut zu dem Bekenntnis hat, „daß, wenn es überhaupt etwas anzubeten gibt, es der Schein ist, der angebetet werden muß, daß die Lüge — und nicht die Wahrheit — göttlich ist"[84]). In der Praxis war man freilich noch konsequenter und hielt sich, statt erst lange zwischen den vielen Impulsen zu wählen, lieber gleich an ihren gemeinsamen sublimierten Ausdruck, der ihre sämtlichen Möglichkeiten enthält: an das Geld. Das war das Ergebnis der Autonomie: vom Glauben frei, wurde die Vernunft zum Knecht der Geldgier. „Einsiedler ohne Gott, Zweisiedler mit dem Teufel" hat sich Nietzsche genannt, und das war jene ganze Zeit geworden.

Wir erlebten den „Bankerott der Wissenschaft"; sie hatte nur noch dem Nutzen, dem Geschäft, dem Erwerb zu dienen. Wir erlebten den Sturz der Kunst; aus der Führerin zur Schönheit wurde sie die Magd der Sinneslust. Wir erlebten den Fall von Recht und Pflicht; gut und böse, wie schön und häßlich galt nur noch auf Verabredung, nach Abstimmung. Wir verloren unser Ich; „das Ich ist unrettbar", bewies uns Mach. Wir verloren das Vertrauen zum Denken; auch die Logik wurde degradiert. Wir verloren die Sprache; Mauthner hat uns auch diesen letzten Aberglauben zerstört. Und nichts blieb als Leibeslust und Leibesleid, für die nun unsere Vernunft das nötige Geld beschaffen soll. So sah die Menschheit des Abendlandes aus, als sie diesen grausigen Krieg begann.

Betrachtung der menschlichen Vernunft ergab mir, daß sie dem Unternehmen, zu dem sie sich durch ihre Natur immer wieder genötigt sieht, ja von dem sie nicht ablassen kann, ohne sich zu verleugnen, dem Unternehmen der Wahrheit, sich in der Geschichte solange nicht gewachsen zeigt, bis sie betend nach oben blickt und ihr die Gnade zu Hilfe kommt, daß sie dann, mit dieser Kraft von oben, Wirkungen vermag, deren sie niemals zuvor mächtig gewesen, aber auch gleich wieder ohnmächtig wird, als sie sich anmaßt, allein zu genügen und die Kraft von oben nicht mehr zu brauchen, daß also Vernunft aus sich selbst allein ihr eigenes Verlangen nach voller Wahrheit nicht erfüllen kann. Dieses Ergebnis meiner Betrachtung der Vernunft war mir ein großer Trost. Ich sah, daß es der ganzen Menschheit ergangen ist wie mir. Denn solche Betrachtung überhaupt anzustellen, war ich ja nur dadurch veranlaßt worden, daß ich, reichlich so vernunftbegabt, als ein mittlerer Mensch sich rühmen kann, und guten Willens, doch auf der Höhe meines Lebens mir eingestehen mußte, nichts von allem, was mir auch nur einigermaßen wissenswert schien, wissen, auf keine der

Fragen, die mich peinigten, antworten, meinen Wünschen keinen Grund, meinen Kräften kein Ziel, meinem Dasein keinen Sinn finden zu können, ein Rohr im Winde meiner Launen. Ich schämte mich. Dabei war ich mir aber doch bewußt, sagen zu dürfen, daß ich es mir ja keineswegs leicht gemacht hatte: ich bin zeitlebens allen Wahrheiten nachgerannt, wo nur immer sich eine blicken ließ. Es dauerte nur nie lange, keine hielt mir ja stand, ich hatte sie gleich wieder durchschaut. Ich trank von allen Brunnen der Zeit und verschmachtete vor Durst. Aber wenn es nicht meine Schuld war, was war denn also Schuld? Verhält es sich denn wirklich so, daß unsere Vernunft dieses heiße Verlangen nach Wahrheit bloß erregen, niemals aber erfüllen kann? Da bin ich in der argen Herzensnot zu meinem Glauben heimgekehrt. Um Wahrheit, um innere Klarheit, um Gewißheit fing ich zu beten an, um mir, wenns möglich wäre, meine Vernunft zu retten, und mit ihr meine Freiheit, meine Würde, meine Menschlichkeit! Ich schrie Gott an, um Licht für meine Vernunft. Denn ohne sie, was unterschied mich dann noch vom Tiere? Mich nicht vertieren zu lassen bat ich Gott.

Nicht der Wunsch, mich andächtelnd zu betäuben, meine Verzweiflung einzuschläfern, in wogenden Entzückungen zu schwelgen, nicht ein Bedürfnis auszuruhen, nicht Müdigkeit oder Verzicht trieb mich heim. Das Getue monistischer Trunkenheit in auflösenden Allgefühlen war mir immer zum Ekel. Nicht aus Hysterie bin ich fromm, kein bloß aus meiner eigenen Angst erfieberter wesenloser Glaube hätte mich beschwichtigt. Mit mir stand es so: da war mein Wille zur Wahrheit, da war meine Vernunft und ihr Anspruch auf Wahrheit, und sie konnten, der leidenschaftlichste Wille wie die gierigste Vernunft, alle beide die ganze Wahrheit nicht finden, von der sie doch nicht lassen konnten. Mit schönen Wallungen, schmachtenden Ahnungen, dumpfen Blähungen war ihnen nicht zu helfen. Sie wollten wissen. Ich muß wissen. Ich muß die Wahrheit haben. Diese geistige Not hat mich beten gelehrt. Um die Wahrheit ging ich an den Altar zum Empfang des Allerheiligsten. Ich wollte wissen, ob denn nirgends Wahrheit ist.

Und mein Glaube ward nicht zu schanden, mein Gebet ist erhört, meine Menschenwürde gerettet und das Wort des Apostels an mir erfüllt worden: „Wenn einer sich dünkt, etwas zu wissen, hat er noch nicht erkannt, wie man wissen muß; wenn aber einer Gott liebt, der ist erkannt von ihm.“ [85]) Ich fand in Gott all mein Verlangen gestillt, meine wilden Wünsche schwiegen in Gelassenheit, und siehe, da wurde mir kund, „wie man wissen muß“. Ich lernte den rechten Gebrauch der Vernunft: Erkenntnis ist Einstrahlung der Wahrheit aus Gott. In Gott ankernd, kommt der Mensch erst zustande, der ganze Mensch mit allen seinen edlen Gaben. Aus Christen Menschen zu machen vermaß sich eine fürwitzige Zeit; das Ergebnis ist in diesem Kriege ruchlos offenbar geworden: der Verlust aller Menschlichkeit. Wir müssen erst wieder Christen werden, um Menschen zu sein. Vom Glauben geht der Weg zur Humanität. Im Glauben, im bewußten tätigen Glauben, werden wir unserer sämtlichen inneren Kräfte, der ahnenden wie der schauenden, der fragenden wie der antwortenden, der empfangenden wie der schaffenden, erst mächtig. Der



Mensch ist unfertig, bis er den Glauben ausübt. Und den Glauben ausübend, erfährt er auch erst die ganze Fülle, Herrlichkeit und Wundermacht der gesegneten menschlichen Vernunft und lernt den frommen Rat des heiligen Augustin verstehen: „Intellectum valde ama.“ [36])

Unserer Zeit wäre, um sie wieder einzurenken, eine Wissenschaftslehre not, die darzutun hätte:

1. das Vermögen und die Grenzen der gnadenlosen, unerfüllten, noch nicht auf Gott eingestellten Vernunft; wie weit sie aus eigener Kraft allein kommt und wo sie stockt;

2. die Notwendigkeit der unentbehrlichen Hilfe von oben, der Gnade, zur vollen und vor dem Irrtum gesicherten Erkenntnis der ewigen Wahrheit;

3. die Hilfe der Gnade zur Erkenntnis, auch der zeitlichen Wahrheiten;

4. die Wirkungen der begnadeten Vernunft (auch die Stärkung und Erleuchtung ihrer Einsicht in das Wesen der sinnlichen Erscheinungen);

5. die Vorbereitungen auf den Empfang der Gnade, Vorübungen durch Gebet, Betrachtung und Askese.

---

[1]) Dazu Max Scheler, „Krieg und Aufbau“. Verlag der Weißen Bücher, 1916.

[2]) Naturwissenschaftliche Schriften, 10. Band, S. 172 u. 173.

[3]) Siehe meinen Aufsatz: „Die Ideen von 1914“, in „Schwarzgelb“. S. Fischer, Berlin, 1917.

[4]) Naturwissenschaftliche Schriften, 11. Band, S. 128.

[5]) Ebenda, 11. Band, S. 260.

[5a]) An Knebel am 12. Januar 1798.

[6]) Naturwissenschaftliche Schriften, 11. Band, S. 116.

[7]) Ebenda, 11. Band, S. 117.

[8]) „ 11. „ „ 252. Vgl. auch S. 100, 102, 103 u. 149.

[9]) „ 11. „ „ 97.

[10]) „ 11. „ „ 130.

[11]) „ 11. „ „ 151.

[12]) „ 11. „ „ 151.

[13]) „ 11. „ „ 272.

[14]) „ 11. „ „ 113.

[15]) „ 11. „ „ 124.

[16]) „ 11. „ „ 131.

[17]) „ 1. „ „ 12.

[18]) „ 11. „ „ 140.

[19]) „ 11. „ „ 142.

[20]) „ 11. „ „ 161.

[21]) „ 3. „ „ 145.

[22]) „ 3. „ „ 121.

[23]) „ 3. „ „ 121.

[24]) „ 11. „ „ 74.

[25]) „ 11. „ „ 75.





[26]) Ebenda, 11. Band, S. 143. Vgl. dazu 3. Band, S. 20: „Und, wo das Wissen nicht Genüge leistet, uns durch die Tat befriedigt." Ferner 11. Band, S. 75, wo er über den Mann der „sogenannten exakten Wissenschaften" spottet, der „auf der Höhe seiner Verstandesvernunft nicht leicht begreifen wird, daß es auch eine exakte sinnliche Phantasie geben könne, ohne welche doch eigentlich keine Kunst denkbar ist". Ebenso auch 6. Band, S. 302: „Und so sehr auch die Wissenden sich vor der Imagination kreuzigen und segnen, so müssen sie doch, ehe sie sichs versehen, die produktive Einbildungskraft zu Hilfe rufen."

[27]) Naturwissenschaftliche Schriften, 11. Band, S. 158.

[28]) „ „ 9. „ „ 261.

[29]) „ „ 11. „ „ 17.

[30]) „ „ 8. „ „ 74 und 75.

[31]) „ „ 8. „ „ 218.

[32]) „ „ 8. „ „ 220. Und ebenso 6. Band, S. 361. Ebenso, zu Eckermann (am 27. Januar 1913) Herrn von Martius „Einbildungskraft" rühmend: „Im Grunde ist ohne diese hohe Gabe ein wirklich großer Naturforscher gar nicht zu denken."

[33]) Naturwissenschaftliche Schriften, 8. Band, S. 218.

[34]) „ „ 8. „ „ 221.

[35]) Campagne in Frankreich, am 31. August 1792. Ähnlich zu Eckermann (am 24. Februar 1825) über Byron: „Aber alles, was er produzieren mag, gelingt ihm und man kann wirklich sagen, daß sich bei ihm die Inspiration an die Stelle der Reflexion setzt . . . . . Zu seinen Sachen kam er wie die Weiber zu schönen Kindern; sie denken nicht daran und wissen nicht wie."

[36]) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, I 4, am 23. August 1794.

[37]) Biedermann „Gespräche", V. S. 20.

[38]) An Zelter, I, S. 172.

[39]) Grimms Wörterbuch, 4. Band, 1. Abteilung, 2. Teil.

[40]) Houston Stewart Chamberlain, „Goethe", S. 650—661.

[41]) Goethe an Schiller, am 15. November 1796. Hildebrand im Wörterbuch, 4. Abteilung, I, Teil 2, Spalte 3420 und 3442.

[42]) Loeper in Hempels Ausgabe von Goethes Werken, III, S. 65. Der Brief an Zelter ist vom 26. Oktober 1820.

[43]) Brief an Mannlich vom 6. August 1804.

[44]) Zum Kanzler von Müller am 18. März 1828.

[45]) Zu Eckermann am 11. März 1828.

[46]) Wanderjahre, 3. Buch, 13. Kapitel.

[47]) Lehrjahre, 6. Buch, Bekenntnisse einer schönen Seele: „Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze hin . . . . ein Zug . . . ein Zunahen, das vermutlich viel wesentlicher und ernsthafter ist, als wir nicht vermuten . . . . . . Und im kurzen war ich überzeugt, daß mein Geist eine Fähigkeit, sich aufzuschwingen, erhalten habe, die ihm ganz neu war . . . . . Nun hatte ich . . . Flügel bekommen."

[48]) „Deutsche Frömmigkeit". Eugen Diederichs, Jena 1917, S. 34.

[49]) Kant, „Kritik der reinen Vernunft". Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe im Insel-Verlag zu Leipzig. Der Werke 3. Band, S. 453, 455 und 457.

[50]) Ebenda der Werke 4. Band, S. 232.

[51]) Vgl. Gundolf, „Goethe", Berlin bei Bondi 1916, S. 729, 763, 781 und 782. Vgl. ferner Konrad Burdachs höchst bedeutenden und insbesonders über Goethes Verhältnis zum Glauben aufschlußreichen Akademievortrag „Faust und Moses", Berlin 1912, bes. S. 739.



[52]) Neudrucke seltener philosophischer Werke, herausgegeben von der Kantgesellschaft. Berlin, Reuther und Reichard, Band 6 „Die Hauptschriften zum Pantheismusstreit zwischen Jacobi und Mendelssohn“, herausgegeben von Heinrich Scholz, S. 91.

[53]) Ebenda S. 52, 180, 168 und 171.

[54]) Pascal, Pensées, Art. XX und XXII.

[55]) Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller. Cotta 1898, S. 30—33.

[56]) Dichtung und Wahrheit, 2. Teil, 8. Buch.

[57]) Conrad, Burdach „Deutsche Renaissance“, Verlag Ernst Siegfried Mittler, Berlin 1916. S. 94.

[58]) Ausgabe des Inselverlages, S. 493 (Paralipomena, Zum ersten Teil, Auditorium).

[59]) Immanuel Kants sämtliche Werke, der Ausgabe des Inselverlages 3. Band, S. 443. Das Vaticanum lehrt: „Eadem sancta mater Ecclesia tenet et docet, Deum rerum omnium principium et finem, naturali humanae rationis lumine a rebus creatis certo cognosci posse . . . attamen placuisse eius sapientiae et bonitati alia eaque supernaturali via se ipsum ac aeterna voluntatis suae decreta humano generi revelare . . . Huic divinae revelationi tribuendum quidem est, ut ea, quae in rebus divinis humanae rationi per se impervia non sunt, in praesenti quoque generis humani conditione ab omnibus expedite, firma certitudine et nullo admixto errore cognosci possint. Non hac tamen de causa revelatio absolute necessaria dicenda est, sed quia Deus ex infinita bonitate sua ordinavit hominem ad finem supernaturalem, ad participanda scilicet bona divina, quae humanae mentis intelligentiam omnino superant.“ Denzinger 1785, 1786, vgl. 1799. Ich muß wohl nicht erst versichern, daß ich mich zur Lehre des Vaticanum bekenne, nicht zu den Meinungen Goethes und Kants.

[60]) Zu Riemer am 26. März 1814.

[61]) Migne 35, 1690.

[62]) Proslogion 1. Migne 158, 227 B. C.

[63]) An Zelter am 9. August 1828.

[63a]) Vaticanum, Denzinger 1799, vgl. ebenda I d und I e.

[64]) Naturwissenschaftliche Schriften, Band 6, S. 301 ff.

[65]) Ebenda Band 11, S. 75.

[65a]) Darüber mehr bei Nicolaus Cusanus Opera, Band I, S. 1 ff. „De Docta ignorantia.“

[66]) Naturwissenschaftliche Schriften. Band 3, S. 141.

[67]) Ebenda Band 3, S. 132.

[68]) Ernst Troeltsch, „Renaissance u. Reformation“ in „Historische Zeitschrift“, 110. Band, S. 542. Troeltsch, „Augustin, die christliche Antike und das Mittelalter“, München 1915. — J. Kaerst, „Studien zur Entwicklung und Bedeutung der universalgeschichtlichen Anschauung“ in „Historische Zeitschrift 106“, und 111. Band, besonders in diesem S. 266, 300. Vgl. Kaerst, „Geschichte des hellenistischen Zeitalters“.

[69]) Ps. 42, 3.

[70]) Naturwissenschaftliche Schriften, Band 1, S. XXXI.

[71]) Fragment 74. Ich zitiere nach Otto Willmann, „Die Wissenschaft vom Gesichtspunkt der katholischen Wahrheit“, Paderborn 1916, S. 53.

[72]) Politeia 508: „ἐπιστήμην δὲ καὶ ἀλήθειαν, ὥς περ ἐκεῖ φῶς τε καὶ ὄψιν ἡλιοειδῆ μὲν νομίζειν ὀρθόν, ἥλιον δὲ ἡγεῖσθαι οὐκ ὀρθῶς ἔχει, οὕτω καὶ ἐνταῦθα ἀγαθοειδῆ μὲν νομίζειν ταῦτ' ἀμφότερα ὀρθόν, ἀγαθὸν δὲ ἡγεῖσθαι ὁπότερον αὐτῶν οὐκ ὀρθὸν, ἀλλ ἔτι μειζόνως τιμητέον τὴν τοῦ ἀγαθοῦ ἕξιν.“



[72]) II. Kor. 4, 6.

[73]) I. Kor. 12 4 ff. „διαιρέσεις δὲ χαρισμάτων εἰσίν ... καὶ διαιρέσεις ἐνεργημάτων εἰσίν, καὶ ὁ αὐτὸς θεὸς ὁ ἐνεργῶν ἐστιν τὰ πάντα ἐν πᾶσιν ... ᾧ μὲν γὰρ διὰ τοῦ πνεύματος δίδοται λόγος σοφίας, ἄλλῳ δὲ λόγος γνώσεως κατὰ τὸ αὐτὸ πνεῦμα.

[74]) Vgl. Gundolf im ersten Kapitel seines „Goethe".

[75]) II. Kor. 12.

[76]) Summa theologica I, qu. 12, art. 2, 4, 5. Ebenso Summa contra Gent. III, 152: Oportet igitur quod etiam super cognitionem naturalem hominis addatur in eo aliqua cognitio quae rationem naturalem excedat: et haec est cognitio fidei quae est de his quae non videntur per rationem naturalem. Vgl. auch Summa contra Gent. IV, 1.

[77]) Ebenda I, qu. 12, art. 13.

[78]) Summa II 2, qu. 175, De raptu, und qu. 180, art. 5.

[79]) Jos. Ant. Endres, „Thomas von Aquin", Mainz 1910, Verlag Kirchheim, S. 101.

[80]) Rodin, „Die Kunst" 1912, S. 206. Ich fand den Hinweis bei Troeltsch, „Renaissance und Reformation", Historische Zeitschrift, Band 110, S. 528.

[81]) Sancti Anselmi Libri Duo Cur Deus homo. Cap. 1, Migne 158.

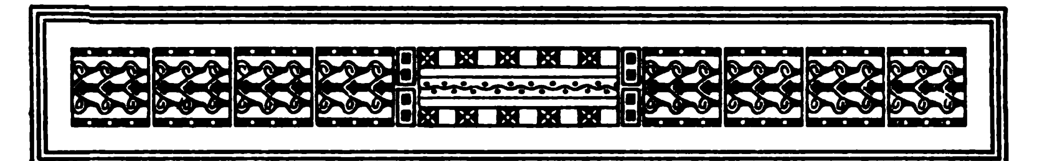
[82]) Franz Haiser, „Die Überzeugungskraft des ‚Beweises'. Ein Kampf zwischen Stil und Freiheit um die Vorherrschaft". Karl Konegen, Wien 1916. S. 10 ff. Vgl. auch S. 121, 125 und öfter.

[83]) Vgl. dazu Max Scheler, „Krieg und Aufbau", bes. S. 257, 259, 261.

[84]) „Der Wille zur Macht", S. 749, 802, 981, 951, 1011.

[85]) Paulus I, Kor. 8, 2 u. 3.

[86]) Augustinus Epistola 120 ad Consentium. — Wen es interessiert, welchen Weg mich Gott geführt hat, der sei auf meine Schriften „Inventur" (S. Fischer, Berlin) und „Expressionismus" (Delphinverlag, München) hingewiesen, hüte sich aber, worum ich auch den Leser dieses Aufsatzes bitten muß, etwa meine persönlichen Erfahrungen zu verallgemeinern, die mir halfen, aber keineswegs ansprechen, deshalb auch anderen helfen zu können. Und möge der Leser auch stets eingedenk der gegen Augustinus Bonnetty erlassenen Sätze sein: „Etsi fides sit supra rationem, nulla tamen vera dissensio, nullum dissidium inter ipsas inveniri unquam potest, cum ambae ab uno eodemque immutabili veritatis fonte, Deo optimo maximo, oriantur atque ita sibi mutuam opem ferant. Rationatio Dei existentiam, animae spiritualitatem, hominis libertatem cum certitudine probare potest. Rationis usus fidem praecedit et ad eam hominem ope revelationis et gratiae conducit." (Denzinger 1649, 1659, 1651.) Stößt also dem Leser hier irgend ein Gedanke zu, der sich von diesen Grundwahrheiten entfernte, so will ich ihn ausdrücklich davor warnen, meiner Absicht zuzumessen, was nur durch die Nachlässigkeit oder Zweideutigkeit einer unglücklich gewählten Wendung verschuldet wäre, ganz gegen meinen Willen und zu meinem Schmerze.



# Die Unionsrede des Erzbischofs Nerses von Lampron auf der Synode von Rom-Cla, 1179.

Von Max, Herzog zu Sachsen, Dr. theol. et jur. utr.

Die Nation der Armenier hatte in den älteren Zeiten ihrer Kirchengeschichte viel Segen und Anregung von dem benachbarten, griechisch sprechenden Teile der Christenheit empfangen. Auch das oströmische Reich beeinflußte Armenien (der armenische König war des Kaisers Vasall). Seit dem 5. Jahrhundert beherrschten die Perser den größten Teil des Landes, und der oströmische Einfluß erstreckte sich auf ein geringes Gebiet. Nach dem Konzil von Chalcedon, 451, trat auch die religiös-kirchliche Scheidung ein, indem die Armenier sich dem Monophysitismus zuwandten und die Synode nicht anerkannten. Im Gefolge davon nahmen sie den Gebrauch an, die hl. Eucharistie mit ungesäuertem Brote zu feiern und in den Kelch kein Wasser zu mischen (beides, je ein unvermischter Stoff, sollte die Lehre von der „einen Natur" offenbar symbolisch darstellen). Sie nahmen das Weihnachtsfest am 25. Dezember nicht an, sondern blieben bei dem ursprünglichen Gebrauche des Morgenlandes, Geburt und Taufe zugleich am 6. Januar zu feiern (eine Zeit lang hielten sie es wohl als bewegliches Fest am nächstgelegenen Sonntage. Diese Einzigkeit des Festes der Erscheinung Christi in der Welt sollte auch, wie ich glauben möchte, die Einnaturenlehre symbolisieren). Die Feste des Jahres hielten sie (mit Ausnahme von Epiphanie und einigen davon abhängigen Tagen, d. h. Beschneidung, am 14. Januar, Darstellung im Tempel, am 15. Februar, und Verkündigung, am 5. April) sämtlich nur als bewegliche (vielleicht sollte wieder diese Einheitlichkeit des Systems des Kirchenjahres den Monophysitismus darstellen). Endlich sangen sie, wie alle monophysitischen Völker, das: „Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher, erbarme dich unser" in der Form: „Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher, der du für uns gekreuzigt worden bist, erbarme dich unser!" (Die Armenier setzten noch zwei „und" dazwischen, was die anderen Monophysiten nicht taten: „Heiliger Gott, Heiliger und Starker, Heiliger und Unsterblicher"). Schon vorher hatte die armenische Kirche eine große Selbständigkeit gehabt, von ihrem obersten Landesbischof, dem Katholikos, regiert, der die Weihe aller anderen Bischöfe vollzog. Jetzt war sie eine ganz unab-

hängige Nationalkirche geworden. So trennten religiöse und politische Verhältnisse Byzantiner und Armenier von einander. Zwischen den beiden Völkern, Griechen und Armeniern, entstand eine traditionelle ingrimmige Abneigung, die sich manchmal zu einer unglaublichen Höhe verstieg.

Die Kaiser suchten, sobald sie eine politische Herrschaft über die Armenier erlangt, dieselben zur Union und Anerkennung des Konzils von Chalcedon zu führen. Am stärksten wurden die Unionsversuche, als Kaiser Heraclius als Sieger die Perser weit zurückgedrängt und die römischen Grenzen nach Osten erweitert hatte. Allein die Armenier gaben stets nur äußerlich und vorübergehend dem Drucke nach. Die letzte große Unionsbewegung in diesem Sinne leitete Kaiser Manuel Comnenus im 12. Jahrhundert. Das armenische Königreich von Ani war zugrunde gegangen, die Armenier hatten sich in Menge auf byzantinisches Gebiet zurückgezogen. Namentlich waren viele nach Cilicien eingewandert. Ein armenisches Fürstentum war dort im Entstehen begriffen, welches bald zum Königreich werden sollte. Der Kaiser sah sich aber jedenfalls noch immer als Oberherrn an. Und die Armenier hatten ein Interesse daran, uniert zu sein, um seitens der Byzantiner die Duldung ihrer Kirche zu erlangen. Fünfzehn Jahre wurde darüber verhandelt, angefangen von dem Katholikos Gregor Bachlawuni (Pachlawuni), welcher jedoch bald starb. Unter seinem Bruder und Nachfolger Nerses Claienatzi oder Schnorhali, der Anmutige, wurden die Verhandlungen besonders lebhaft geführt, indem der Kaiser seinen Theologen Theorianos, einen offenbar bedeutenden und gelehrten Mann, an den Katholikos sandte. (Siehe die überaus interessanten Verhandlungen, abgedruckt bei Mansi, Coll. concil. tom. 22, pag. 37, 120, auch bei Migne, Patr. graeca, tom. 133, pag. 149 ff.).

Schließlich stellten die Byzantiner neun Punkte als Bedingungen der Union auf, von denen einige recht hart für die Armenier waren: 1. Anathematisierung aller, die eine Natur in Christo lehren; 2. rechtgläubiges Bekenntnis Christi als einer Person in zwei Naturen, mit zwei Willen und zwei Wirkungsweisen; 3. Weglassung des Zusatzes „Der du für uns gekreuzigt worden bist", sowie der zwei „und" aus dem „Heiliger Gott"; 4. Feier der Geburt Christi am 25. Dezember, damit im Zusammenhang Feier der Beschneidung am 1. Januar, der Darstellung im Tempel am 2. Februar und der Verkündigung am 25. März, endlich Feier aller Feste des Herrn, der Gottesmutter, des Vorläufers, der Apostel und aller Heiligen an denselben feststehenden Monatstagen wie die „Römer" (Byzantiner); 5. Gebrauch des Öls vom Ölbaume für das hl. Salböl (Chrisam); 6. Feier der Eucharistie in gesäuertem Brote und in Wein, der mit Wasser gemischt ist; 7. Anweisung an alle Priester und Laien, sich bei der Feier des heiligen Opfers innerhalb der Kirche aufzuhalten, ausgenommen Büßer und alle, welche die Kanones ausschließen [1]); 8. Anerkennung des 4.—7. ökumenischen Konzils (da die Armenier das 4., das von Chalcedon, ablehnten, nahmen sie auch die folgenden nicht aus-

[1]) Demgegenüber erklärten die Armenier, daß sie nur jetzt, wo ihnen die Unduldsamkeit der Byzantiner nicht erlaube, in ihre Kirchen einzutreten, die Gewohnheit angenommen hätten, manchmal das hl. Opfer außerhalb von Gotteshäusern zu feiern.

drücklich an); 9. Verpflichtung, nur einen vom Kaiser bestimmten Katholikos der Armenier anzunehmen (diese Bestimmung war wohl die härteste von allen). Nerses sollte und wollte ein großes Nationalkonzil nach dem damaligen Patriarchalsitze von Rom-Cla in Mesopotamien, zum lateinischen Königreich Edessa gehörig, wo sein Vorgänger in drangsalvoller Zeit Zuflucht gefunden hatte, versammeln, um über diese Punkte zu verhandeln, starb aber 1173, ehe er die Absicht ausführen konnte. Sein Bruderssohn und Nachfolger Gregor Dchai (= das Kind, der Jüngling, weil in sehr jugendlichem Alter auf den Posten erhoben) knüpfte wieder mit dem Kaiser an, bat aber, die neun Punkte zu erleichtern, da er sie Vielen nicht plausibel machen könnte. Der Kaiser und der Patriarch Michael III. von Konstantinopel, letzterer zugleich mit seiner Patriarchalsynode, antworteten, jeder in einem Schreiben, worin nur von dem richtigen Glauben an Christo, aber nicht von den sonstigen Punkten mehr die Rede war und gefordert wurde, auf einer Synode der Nation diesen Glauben anzunehmen und ihn dann als Bekenntnis derselben schriftlich einzusenden. Die Armenier sahen darin ein stillschweigendes Fallenlassen aller der Punkte. Darum versammelte Gregor das gewünschte Konzil nach Rom-Cla, welches 1179 zustande kam, in dem Sinne, wie die Armenier die Schreiben auffaßten (d. h. daß man nichts zu ändern und nur zu glauben brauche, daß sich in Christo zwei Naturen fänden, wovon die Armenier sagten, daß sie es immer geglaubt hätten), die Union annahm und an den Kaiser und den Patriarchen Michael (der unterdessen gestorben war) schrieb (die sämtlichen auf diese Unionsfrage bezüglichen Aktenstücke wurden 1865 zu Etschmiadzin in armenischer Sprache in einer Sammlung der Briefe des Nerses Schnorhali veröffentlicht). Auch Kaiser Manuel Comnenus starb 1180, ehe das Schreiben der Synode an ihn gelangte, und die Unionsangelegenheit war mit ihm begraben. Zweifelsohne hatten die Armenier Kaiser und Patriarch falsch verstanden, denn Byzanz hätte alle seine Tradition aufgegeben, hätte es auf die Forderungen der Anerkennung des Konzils von Chalcedon, des Gebrauchs von gesäuertem Brote und der Eingießung von Wasser in den Kelch verzichtet (wurde ja den Lateinern das ganze Mittelalter hindurch der Gebrauch des ungesäuerten Brotes als Häresie angerechnet und diese Konsekration für nichtig angesehen). Sie haben wahrscheinlich so gedacht: Zuerst soll die hauptsächliche Glaubensfrage geregelt werden, dann wollen wir uns über die Punkte im Einzelnen mit den Armeniern verständigen und sehen, wie weit wir ihnen nachgeben und was wir erreichen können. Oder sie meinten: Da wir die Punkte schon einmal klar aufgestellt haben, ist es nicht nötig, sie noch einmal zu wiederholen. Jedenfalls hat Nerses, wie wir gleich sehen werden, die armenische Auffassung der Sache nicht völlig geteilt. Mansi hat irrtümlich aus der Synode von Rom-Cla eine solche von Tarsus gemacht (Coll. conc., tom. 22, pag. 197—206). Auch Hergenröther ist ihm in Bezug auf diesen Irrtum gefolgt (Kirchengeschichte, 2. Band, 1885, S. 439). Veranlassung zu diesem Irrtum haben wohl die armenischen Handschriften der jetzt zu besprechenden Unionsrede des Erzbischofs Nerses von Tarsus auf diesem Konzil, welche auch das Konzil selber in Tarsus stattfinden lassen, gegeben (vgl. in der venetianischen Ausgabe dieser Rede von 1812 die Angaben S. 169). Aus dem Erzbischof

von Tarsus, der dort gesprochen hat, hat man eine Synode von Tarsus gemacht.

Auf dieser Synode von Rom-Cla also verlas der noch ganz jugendliche Erzbischof Nerses von Tarsus (nach seinem Geburtsort Nerses von Lampron genannt) eine Rede, welche zur Annahme der Union mit den Griechen aufforderte. Er war ein Großneffe des verstorbenen Katholikos Nerses Schnorhali, dessen Schwesterenkel, und Neffe des die Synode leitenden Katholikos Gregor Dchai, der ihn im Alter von 23 Jahren zum Erzbischof geweiht hatte (er war, als die Synode stattfand, höchstens 27 Jahre alt), geboren in dem Bergschloß Lampron, einige Meilen landeinwärts von Tarsus in Cilicien. Das Haupt seiner Familie, zuerst sein Vater, dann sein ältester Bruder, besaß als Vasall des byzantinischen Kaisers, dem das hochadelige Geschlecht treu ergeben war, ein Fürstentum Tarsus und den Titel Sewastos (Σεβαστός). Durch diese Stellung und die Beziehungen der Familie erklären sich die große Vorliebe für die Byzantiner und der feurige Wunsch nach Union mit ihnen, die sich in der Rede aussprachen. Dieser Nerses von Lampron (gestorben 1198) wurde dann einer der gefeiertsten Schriftsteller der Armenier und gilt außerdem sowohl für die gregorianischen, als für die mit Rom unierten Armenier als einer der größten Heiligen. (Da die Armenier in vielfältigen Beziehungen zu den Kreuzfahrern standen, ihre Katholici häufig an die Päpste schrieben und sie anerkannten, man sich meistens gegenseitig als uniert betrachtete, so werden Nerses von Lampron, wie sein Oheim Nerses Schnorhali, von den katholischen Armeniern als Heilige geehrt.) Ich bin im Begriffe, seinen großen Kommentar über die Sprichwörter Salomos, eines seiner vielen exegetischen Werke, welcher bisher nur handschriftlich existiert, zugleich mit einer von mir angefertigten deutschen Übersetzung herauszugeben. — Die Synodalrede, welche ich hier bespreche, ist schon vielfach armenisch herausgegeben worden, einmal auch, von den Mechitaristen in Venedig, mit danebengedruckter italienischer Übersetzung (italienischer Titel: Orazione synodale di s. Nierses Lampronense... recata in lingua italiana.. dal P. Pasquale Ancher, dottore del collegio di S. Lazzaro. Venezia, nella stamperia del collegio suddetto, 1812). Sie ist aber auch ein ganz einzigartig großartiges Werk, welches wohl wert wäre, allgemeiner bekannt zu sein. Einmal ist es zum Staunen, daß ein Mann in solcher Jugend in so wichtiger Angelegenheit mit solcher Weisheit und solchem Nachdruck vor der Versammlung der Bischöfe seines Volkes (es waren allerdings mit ihm selber nur 33 anwesend, die meisten waren verhindert, zu kommen) reden konnte. Dann ist die Kenntnis der Heiligen Schriften und die ins Einzelne gehende Betrachtung derselben sowie der Gedankenreichtum zu bewundern. Endlich zeugt das Ganze von einem Geiste der Liebe und Duldung, der wahrhaft großartig ist. Sicher finden sich auch Dinge darin, mit denen man sich nicht schlechthin einverstanden erklären kann. Die Länge der Rede ist freilich sehr bedeutend. Sie will eingehend studiert und betrachtet sein.

Deutlich zerfällt sie in zwei Teile. Der erste stellt unter einem herrlichen biblischen Bilde von der Wiederaufbauung des zerstörten Tempels unter Führung Zorobabels den versammelten Bischöfen die Aufgabe vor Augen, zu deren Ausführung sie versammelt sind, der zweite zeigt, wie diese Auf-

gabe in der Praxis gelöst werden kann, indem auf die Streitpunkte zwischen Griechen und Armeniern eingegangen wird. Dabei sind sie nicht so scharf von einander geschieden, daß nicht im zweiten Teile Argumente vorkämen, die eigentlich dem ersten angehören.

Niemand anders als der hl. Geist hat die Bischöfe hier versammelt, beginnt er. Ein neuer Zorobabel ist von Gott erweckt worden, um den Wiederaufbau des Tempels der Einheit in die Wege zu leiten, der Kaiser Manuel Comnenus (er nennt ihn nicht ausdrücklich, meint ihn aber). Wie in alter Zeit neben Zorobabel, dem weltlichen Führer, der Hohepriester Jesus den Neubau des Tempels zu besorgen hatte, so steht hier der Katholikos Gregor Dchai als neuer Jesus da. Prophetenstimmen laden zum Baue ein. Denn in der Kirche verwirklicht sich genau das Bild des alttestamentlichen Bundeszeltes und Tempels. Denn es heißt ja: „Dieses alles geschah im Vorbilde an ihnen, ward aber aufgeschrieben zu unserer Belehrung" (1. Kor. 10, 11). Daher wird nun das Bild bis ins Einzelnste ausgeführt. Christus, das Lamm, erlöste uns von dem geistlichen Pharao wie das alte Osterlamm von dem wirklichen. Wie nach dem Auszug aus Ägypten in der Wüste das Bundeszelt errichtet ward, so erbauten die Apostel in Christi Auftrag das geistliche Bundeszelt der Kirche, des Glaubens, des Reiches Gottes. Aber wie das Gezelt Israels 40 Jahre in der Wüste herumgetragen wurde, ohne noch einen festen Wohnsitz zu haben, so ward auch das neutestamentliche Gezelt in der Zeit der Christenverfolgungen durch die Wüste zum verheißenen Land geführt, verherrlicht durch den Opfertod vieler Martyrer und die Tugend heiliger Priester. Wie später Salomon, der große und reiche König, kam, um aus dem beweglichen Zelte den steinernen, feststehenden majestätischen Bau des Tempels zu machen, so ward von Gott nach der Zeit der Verfolgungen der große Kaiser Konstantin gesandt. Er gab in Gemeinschaft mit den 318 Vätern des Konzils von Nicaea dem Gottesreiche die feste, majestätische Gestalt. Ein herrlicher Tempel ward erbaut, in welchem der Menschensohn, der einst nicht gehabt hatte, wohin sein Haupt legen, seine Ruhe fand. Es war der Thron Gottes auf Erden. Der hl. Geist wohnte darin. Statt des goldenen Altars dienten Sanftmut, Demut und Liebe. Statt der verschiedenen Stoffe, welche die Juden für ihren Tempelbau darbrachten, brachte man die Tugenden dar. Selbst geringere Stoffe wurden verwendet, denn auch bekehrte Sünder und Dirnen fanden in dem Gebäude Platz. Aus allen Ländern der Erde nahm man die Stoffe, denn es galt weder Barbar noch Skythe, sondern alles war eins in Christo. Von Jerusalem bis Illyricum, vom Erbteil Sems bis zu den äußersten Grenzen des Erbteils Japhets war alles mit dem Evangelium Christi erfüllt. Aus den vier Enden der Erde wurde der wunderbarste, einheitsvollste Bau zusammengesetzt. Und die Baumeister, die Konzilsväter von Nicaea, waren schlichte, der Welt abgestorbene, aber Gott lebende Männer. Mit den glänzendsten Farben wird dann der blühende Zustand beschrieben, welchen, des Nerses Meinung zufolge, die Kirche nach Konstantin hatte. „Fragen wir nun: welches war die Frucht dieses Friedens, welche die Erde damals hervorbrachte? Keine andere als die, daß die Erde zum Himmel wurde, daß das Lob, welches Gott in der Höhe erschallt, sich



auch auf Erden verbreitete, daß das dreimal Heilig der Seraphim aus den Mündern der ganzen Menschheit mit nicht ruhendem Rufe erscholl und diesen Tempel des Glaubens erfüllte." Die Tugend blühte. Die Menschen nährten sich von himmlischem Manna und tranken aus dem Felsen des Evangeliums die Wässer des Heiles. Die armenische Kirche, jetzt so verdemütigt, hatte, entsprechend der Vision des hl. Gregors, ihres Apostels, Altäre, so zahlreich, wie die Sterne am Himmel. War selbst ein Glied der Kirche durch Sünde krank, die Bischöfe heilten es mit treuer Hirtenliebe. „Der Allerhöchste blickte mit Wohlgefallen herab und ward versöhnt, wenn er auf den neuen Abel, seinen eingebornen Sohn, schaute." Gott benützte das christlich gewordene Römerreich als das vom Psalmisten verkündete eiserne Szepter (Ps. 2, 9), um mittels desselben alle Völker zur Frömmigkeit und zum Heile zu führen. Christus befand sich als Bräutigam in einem auf das herrlichste gezierten Brautgemach und sprach zur Kirche, seiner keuschen Braut: „Nun erweitere den Ort deines Gezeltes und deine Vorhöfe" usw. (Isaias 54, 2—4). — Allein auch das Bild der Teilung des Reiches nach Salomo und der babylonischen Gefangenschaft sollten nicht fehlen. Satan sah diesen blühenden Zustand und wollte die Menschen aus diesem neuen Paradiese vertreiben wie ehedem den Adam. Er bemerkte aber, daß er mit Erfolgen im Kleinen nichts erreiche, da eben die Ärzte der Kirche immer wieder die Verwundeten heilten. Er beschloß, mit einem großen Sturmbock das ganze Gebäude zu Falle zu bringen durch die christologischen Häresien, Christum, den Grund- und Eckstein, selber zur Ursache des Streites zu machen und die Führer miteinander in Hader geraten zu lassen. Nerses läßt ihn sprechen: „Was nützt es mir, sie mit Einzelnhieben zu treffen und hernach den Sieg zu verlieren? Ich brauche Maschinen, die das Ganze auf einmal zertrümmern, Werkzeuge, die euer Bollwerk dem Erdboden gleich machen. Nun habt ihr die Liebe als Gesetz empfangen und heilt euch gegenseitig durch sie. Ich vertausche sie mit dem Hasse und richte sie gänzlich zugrunde. Das Gebot des Friedens habt ihr empfangen und seid zu einem Leibe verbunden worden. Ich verwandle sie in Feindschaft und zertrenne die Einheit in viele Teile. . . . Ich bereite für diesen Krieg ein Werkzeug der höchsten List, wie ihr's von mir noch nicht kennen gelernt habt: nicht die einfache Sünde: die tilgt ihr durch Buße, nicht den bloßen Haß, den macht ihr durch Liebe schwinden, nicht die Nötigung vonseiten anderer, die ihr besiegt, indem ihr freiwillig den geforderten Weg lauft, nicht den Neid und die Tötung, die ihr verachtet in der Hoffnung auf die Verheißungen. Was also? Euer aller Augen schauen auf Christum, eure Hoffnung und euer Haupt. Anders kann ich euch nicht von einander trennen, als wenn ich euch lehre, auf verschiedene Weise auf ihn zu blicken. Wie ich euren ersten Vater zu Falle brachte, indem ich ihm das gerade Wort Gottes verkehrt auslegte, so kann ich auch jetzt Einigen von euch die Worte der Schriften in verändertem Sinne zeigen und durch sie Alle in Verwirrung bringen. Vielleicht gelingt es mir durch Verfinsterung euerer Geister, den Vermittler des Friedens als Ursache des Hasses erscheinen zu machen. Vielleicht kann ich auch euch, wie eurem Stammvater, den Baum des Lebens als Kenntnis des Schlechten lehren. Das ist sicher die mir wohlgefällige Sünde, eine



Feindseligkeit, bei der die Reue hinterher keinen Zugang findet. Der Stolz ist die Finsternis, die ich begehre, die nicht mit dem Licht der Erkenntnis vertauscht wird." Und er fügt hinzu: „Dieses dachte er nicht bloß, meine Brüder, sondern tat es." Nun führt er aus, wie der Teufel Macedonius, Nestorius und Eutyches gesandt habe. So hat dieser neue unsichtbare Nebukadnezar uns den Tempel Gottes zerstört, die Steine des Hauses Gottes, auch die heiligen Gefäße, nach Babel getragen, um seine Konkubinen daraus zu tränken, wie einst Belschazar, während er uns mit dem Kelche des Zornweines Gottes tränkte. Den Kelch der Liebe, das goldene Rauchfaß des Gebetes raubte er. Wie damals bei den Juden Bundeslade und heiliges Feuer blieben, aber versteckt wurden (2 Maccabäer 1, 18 und 19, 21 ff.), so blieb auch uns die Bundeslade des Glaubens und das Feuer der Heiligkeit, aber die göttliche Weisheit versteckte sie in den tiefen Brunnen der Lehre der Hl. Schriften. Das Lied des Herrn konnten wir nicht mehr singen, weil wir zu Babel, im Lande der Verbannung, waren. Nun wird eine furchtbare Schilderung von dem gegenseitigen Hasse und der wechselseitigen Befeindung entworfen, welche die Verschiedenheit der Meinungen über Christo mit sich brachten. Der Schwert des Zornes und der Hunger der Unwissenheit herrschten. Der geistlichen Gefangenschaft folgte die leibliche durch gerechtes Gericht Gottes nach. Die christlichen Völker wurden der Herrschaft der Ungläubigen überliefert. Der Römer (Byzantiner) sonst unüberwindliche Waffen wurden sogar geschlagen. Der Armenier Lage aber wurde die allertraurigste. Und Zeuge davon ist selbst der Ort, wo die Synode tagt, da sie nur so außerhalb ihres Landes an einem versteckten Zufluchtsort zusammenkommen können. Die Sünde ist so groß und wird so schwer bestraft, weil es nicht Schwäche, sondern Schuld des Geistes ist. Wir hassen einander nicht, weil wir einander geschädigt haben, sondern weil wir glauben, damit Gott zu lieben. Wir glauben Christi Jünger zu sein, wenn wir einander verabscheuen. Zur Grundlage unserer Weisheit machen wir nicht das Opfer, das den Vater versöhnt, sondern den von Kain gesäten Neid. In äußerlichen Dingen halten wir Gemeinschaft, in geistlichen künden wir sie uns auf. Bei Mahlzeiten essen wir miteinander, aber am Tische Christi gibt es keine Genossenschaft. In den Häusern treffen wir uns, aber nicht im Gotteshaus. In menschlichen Dingen halten wir uns die Treue, im Glauben Gottes gehen wir auseinander. Wir nennen uns nicht mehr nach Christo, sondern zur Unterscheidung: Armenier, Griechen, Römer, also mit heidnischen Namen, so daß Paulus uns sagen würde: „Ihr Toren, ist also Haik (Stammvater der Armenier) für euch gekreuzigt worden oder seid ihr auf den Namen Arams (Stammvater der Syrer, Aramäer) getauft worden?" (1 Kor. 1, 13.) Das ist Todsünde. Nation verdammt Nation, Kirche Kirche, Gesetz Gesetz. Wir tun das Gegenteil der Lehre Pauli, wir suchen nur überall durch unsere Polemik Wunden zu schlagen, zu verleumden, selber zu siegen, aber nirgendwo zu heilen. Wie das Volk Israel zu Babel ungerechte Richter fand (Daniel 13, 5), so die christlichen Nationen in dieser Zersplitterung Häupter und Führer, die Satzungen des Hasses, aber nicht des Friedens, aufstellten. Der Name Christi ist durch uns zum Gespötte geworden: „Wir Christen sind Christi



Schimpf geworden, seine Beschämung vor seinem Vater und den heiligen Engeln. Uns beweine Jeremias oder irgend ein anderer Prophet, der mitleidig ist, wie er: Deine Propheten, o Israel, haben dir Eitles geschaut und Einbildungen geweissagt" (Klagelieder 2, 14). Israel war 70 Jahre in der Verbannung. Die christlichen Völker befinden sich viel länger, bis zu 700 Jahren, in dieser traurigen Lage. — „Aber werden wir für immer in derselben Lage bleiben? Wird der Herr uns auf ewig verstoßen?" frägt er dann, und antwortet: Nein! Die Zeiten sind erfüllt. Wir kehren nach Jerusalem zurück. Nicht menschliche Weisheit, nur Jesus Christus, der Urheber des Friedens, hat diesen jetzigen Ratschluß eingegeben. Wie damals dem Hohenpriester Jesus die schmutzigen Gewänder der Erniedrigung ausgezogen wurden und er selbst ein Kleid des Heiles und den Hohenpriesterschmuck auf sein Haupt erhielt (Zacharias 3, 1—5), so soll es nun mit dem Katholikos der Armenier geschehen. Nerses selber möchte inmitten der aus der Verbannung Rückkehrenden die Rolle des Esras spielen und das göttliche Gesetz vorlesen. Die von Babel mitgebrachten „Kinder", d. h. die sündhaften Begierden, die Reste von Haß und Feindschaft, soll man am Felsen des Heiles zerschmettern, in den Feuerofen Christi alles Schädliche werfen. Wie Esras gegen die verderblichen Mischehen auftrat, welche aus dem Aufenthalt im Heidenlande stammten, so verbietet er, seine „Söhne", d. h. Verstand und Stärke, den Töchtern der Chaldäer, d. h. der falschen Klugheit und dem Zorne zur Ehe zu geben und ebenso deren Töchter, die schlechten Begierden, den eigenen Söhnen zu übergeben. An die alten Schriften, welche zur Zeit der Trennung verbreitet wurden und nur Verleumdung und Mißtrauen gegen die andere Nation zu säen suchten, soll man nicht mehr glauben.

Nun erhebt sich freilich die Frage, ob ein so großes und wichtiges Werk bei so jahrhundertealter, eingefleischter gegenseitiger Abneigung überhaupt gelingen kann, und wie es auszuführen ist. Dieser Gedanke gibt dem Nerses Anlaß, im zweiten Teile die einzelnen Schwierigkeiten ins Auge zu fassen. Zunächst geht er von dem Gedanken aus, keiner von beiden Teilen, trotz der von ihm so innig bedauerten Feindseligkeit, habe sich wirklich vom Glauben und von der Kirche Christi getrennt. Den Beweis dafür sieht er darin, daß sich auf beiden Seiten wahrer Glaube und Heiligkeit des Lebens bei Manchen finden und daß sogar Wunder bei beiden geschehen. Gott hat also keinen von beiden Teilen im eigentlichen Sinne verstoßen. Christus ist das Haupt aller Nationen: Spanier, Griechen, Armenier, Georgier, Syrier, Ägypter, Barbaren. Warum sollten sie also nicht zusammenkommen können? — Bei der Untersuchung im Einzelnen sucht er überall die Sache so darzustellen, daß der beiderseitige Standpunkt vollkommen berechtigt ist. Er macht daher auch keine bestimmten Vorschläge bezüglich dessen, was die Armenier etwa ändern sollen, fordert nicht einmal ausdrücklich eine Preisgabe der Einnaturenlehre oder Anerkennung des Konzils von Chalcedon. Nichtsdestoweniger strebt er darnach, die Armenier in zarter Weise um des Friedens und der Liebe willen zu Konzessionen zu veranlassen. Er möchte gern, daß man einige von den früher aufgestellten Punkten der Byzantiner annehme. Er persönlich wäre sicher zu den größten Opfern bereit gewesen, so glühend sehnte er sich



nach Einigung. Aber er mochte einesteils selber nicht mehr genau wissen, welches der Wille des Kaisers und des Konstantinopolitaner Patriarchen sei und ob man noch auf den neun Punkten bestehe. Andernteils mußte er auf die anderen Bischöfe und das armenische Volksbewußtsein Rücksicht nehmen. Man hing zähe mit allen Fasern des Herzens an den Traditionen des Volkes. Nur so konnte er die Union annehmbar machen, wenn er die Armenier zwar als im Recht befindlich darstellte, ihnen aber nahelegte, daß es weise sei, Konzessionen zu machen. Er teilte aso nicht die Auffassung, die die Armenier gehabt zu haben scheinen, als seien die neun Punkte für die Byzantiner abgetan und erledigte Sache. Er hofft, daß sie nicht zu streng urgiert werden, und möchte sie, soweit möglich, angenommen sehen. Zunächst geht er auf den wichtigsten und springendsten Punkt, die Ein- oder Zweinaturenlehre ein, denn alles andere sind ja nur Unterschiede in Bezug auf Gebräuche. Nach ihm sind beide Lehren gleichbedeutend. Nur eine Verschiedenheit der Ausdrucksweise ist vorhanden. Die Griechen sind keine Nestorianer, wie man wohl auf monophysitischer Seite geglaubt hat, denn mit dem Ausdruck von zwei Naturen wollen sie nicht eine Zweiheit von Personen lehren. Was die armenischen Synoden von Twin, von Manascerd (eine der bedeutendsten monophysitischen Versammlungen), die armenischen Schriftsteller Stephan von Siüni, Ananias von Schirak (Schirag) und Paulus von Taron (Daron) bekämpft und verurteilt haben, ist nicht die wahre Lehre der griechischen Kirche, sondern der vermeintliche Nestorianismus, den man ihr zuschrieb. Das Gleiche lehrt und glaubt auch die armenische Kirche und hat es zu jeder Zeit geglaubt und gelehrt. Sie hat stets die gottlose Lehre des Eutyches verurteilt (dies ist vollkommen richtig). Sie hält daran fest, daß Christus wahrer Gott und wahrer Mensch ist, auch nach der hypostatischen Vereinigung. So verkünden alle ihre Lehrer und schreiben ihm somit zwei Naturen zu. So glaubt und lehrt der ganze christliche Erdkreis. Warum sich also befehden? Wenn die Armenier bisweilen von der „einen Fleisch gewordenen Natur des Wortes" reden, obwohl sie sonst durchaus an zwei Naturen glauben, so ist das ein Ausdruck, den sie von Cyrillus von Alexandrien übernommen haben und nur gebrauchen, um die Innigkeit der Vereinigung zu bezeichnen, aber nicht, um die Zweiheit der Naturen zu leugnen. Man gebrauche ja auch von Gott, um irgend eine Eigenschaft oder Tätigkeit desselben darzustellen, Ausdrücke, die sachlich nicht zutreffend wären. Man nenne ihn seiner Reinheit wegen „Feuer", seiner Einfachheit wegen „Licht", obwohl man genau wisse, daß Gott im buchstäblichen Sinne weder Feuer, noch Licht sei. So sei es hier. Übrigens liege ja in dem Zusatz des „Fleischgewordenen" bereits die andere Natur, die der Menschheit, mit ausgedrückt. Er macht sich den Einwand: Wenn dem so ist, daß die Armenier stets dasselbe glaubten wie die Griechen, warum erklärten sie das nicht früher, warum wurde das Gegenteil davon behauptet? Er antwortet: Weil die Natur des Menschen streitsüchtig ist. Übrigens hat es nicht an Weisen gefehlt, welche die armenische Lehre recht erklärten und ihre Übereinstimmung mit der griechischen zeigten, Johannes der Philosoph, Katholikos, Esdras, der Katholikos, mit seiner Synode, Vahan, Katholikos, Gregor von Narek, endlich des Redners eigener Oheim, Nerses

Schnorhali. Wenn sich Leute gefunden haben, die dem widersprachen, so waren das eben solche, die das Gesetz der Liebe nicht kannten, denen Gott verzeihen möge. Und was können sie einhalten, um sich gegen die Union zu wehren? „Die Griechen hassen uns, also sollen sie wieder gehaßt werden. Sie fluchen und lästern uns, also sollen auch sie verflucht und gelästert werden." Seit wann, antwortet er, heilt man denn Wunden mit Wunden? Laßt uns Ärzte der anderen werden! Wir sind Kinder derselben Mutter, Glieder desselben Leibes, wie Auge und Ohr. Selig sind die Friedensstifter. Sollen wir uns dieser Seligpreisung nicht würdig machen? Wir, die Armenier, sind diejenigen, die sich zuerst getrennt haben, nicht die Griechen. An uns ist es also, an erster Stelle Entgegenkommen und Versöhnlichkeit zu zeigen. Der Armenier ist ein wilder Zweig, der auf den guten Ölbaum aufgepfropft wurde (Römer 11, 17). Aber alle beide Teile, sagt er weiter, sind Pharisäer geworden. Der Armenier betet täglich gewissermaßen: „Gott, ich danke dir, daß du mich nicht zum Griechen gemacht hast", und der Grieche: „Ich danke dir, daß du mich nicht zum Armenier gemacht hast". Und dennoch gibt es kein Volk, welches als solches von Natur schlecht wäre, sondern es gibt nur in jedem Volke schlechte Individuen. Der andere Einwand ist der, welcher später besprochen wird: „Der andere ist ein Häretiker und darum halte ich mich fern von ihm, wie es schon der Apostel befohlen hat und wie es unsere Väter taten." Darauf antwortet er, abgesehen davon, daß er keinen der beiden Teile für Häretiker hält: diese Vorschrift habe überhaupt nur für den Anfang des Christentums Bedeutung gehabt, wo alle Christen ein Volk ausmachten. Damals habe, so meint er, die Absonderung der Gläubigen von dem einen Fehlenden den Zweck gehabt, ihn zu beschämen und dadurch zur Rückkehr in die Gemeinschaft zu führen. Jetzt aber habe jedes Volk seine Gemeinschaft und Kirche. Dadurch, daß man sich von den Christen eines anderen Volkes lossage, erreiche man also gar nicht den Zweck, sie durch Beschämung zum Heile zu führen, da sie doch ungehindert weiter die eigenen Kirchen aufsuchen könnten. Daher könnte man solche nur durch liebevolles Entgegenkommen gewinnen. Du aber, sagt er, tust das auch nicht aus Liebe, wie es ursprünglich gemeint war, um ihn auf den rechten Weg zu bringen, sondern aus Stolz und Verachtung. Andere läßt er später sagen: „Ich will mich nicht beflecken, darum halte ich keine Gemeinschaft." Das nennt er „Wirkung teuflischen Willens". „Also ein Christ besudelt einen Christen! Von Heiden halten wir uns nicht ferne, noch glauben wir, durch sie befleckt zu werden! Und wo wir Glieder von einander sind, sondern wir uns wegen eitler Vorstellungen von einander, wie von Unreinen, ab!" — Ein zweiter Punkt sind Feste und Materie von Sakramenten. Jedoch die Feste haben nichts zu bedeuten. Sie sind um der Liebe willen da, aber nicht umgekehrt. Unsinnig wäre es, der Festordnung wegen die Liebe zerreißen zu wollen. Feste und Materie der Sakramente sind Bilder der Gnade Christi. Sollte man nicht eher eine Änderung in Bezug auf sie zulassen als die Eintracht verletzen? Christus wollte, daß der Sabbat dem Menschen, aber nicht der Mensch dem Sabbat diene. Sind wir denn in jüdische Gebräuche zurückversunken, daß wir das über alles setzen? Also warum sollten die Armenier nicht

darin nachgeben, ist der stillschweigend vorhandene Gedanke. Der Glaube, der durch die Liebe wirkt, soll nach Paulus alles tun (Gal. 5, 6). Was sind also Feste ohne Liebe? Ob man ein Fest in dem oder jenem Monat feiert, kann weder besonderes Wohlgefallen Gottes, noch seinen besonderen Zorn verdienen. Wenn wir in Bezug auf das Osterfest übereinstimmen, warum sollten wir es nicht auch in Bezug auf Weihnachten, ohne daß der Glaube darunter litte? Der hl. Gregor der Theologe (von Nazianz) weise Festen bestimmte Monatstage zu. Der hl. Ephräm sagte, Christus sei in dem Monat geboren, in dem die Sonne wieder anfange zu wachsen. Und der hl. Proclus lehre, daß Stephanus seine Geburt begleitet habe wie der Morgenstern die Sonne. Daher hat auch beim Sakrament der Eucharistie der Unterschied von gesäuertem und ungesäuertem Brote nichts zu bedeuten. Die Armenier sehen das gesäuerte Brot der Griechen als ein Bild der Verwesung an. Aber das ungesäuerte ist genau so verweslich. Die Griechen betrachten das ungesäuerte Brot der Armenier als etwas Totes. Aber beides ist doch ohne lebendige Seele und daher in gleicher Weise tot. Beides wird jedoch lebendig, ob es nun gesäuert oder ungesäuert ist, durch die Konsekration. Wenn der hl. Geist — hier entwickelt er die orientalische Lehre von der Konsekration durch die Epiklesis, die Anrufung des hl. Geistes —, der Lebendigmacher, sich mit den Gaben verbunden hat, sind sie durch ihn lebendig und zur Quelle des Lebens gemacht. Sobald das Gebet darüber gesprochen ist, ist der wahre Leib Christi da. Wer nicht daran glaubt, glaubt ebenso wenig bei gesäuertem wie bei ungesäuertem Brote daran, da ja die Umwandlung nicht eine sichtbare ist. Und wer daran glaubt, für den ist es gleichgiltig, welcher von beiden Stoffen verwendet wurde. Die Apostel haben nichts Schriftliches darüber hinterlassen, welches Brot man brauchen sollte. Wenn einer aus Haß oder Verachtung gegen den anderen in gesäuertem oder ungesäuertem Brote feiert, dann ist es Sünde. Aber wenn man, um die eigene ehrwürdige Tradition aufrecht zu erhalten, so handelt, ist es preiswürdig. Auch das Beimischen von Wasser in den Kelch hat nichts zu bedeuten. Denn naturhistorisch untersucht, führt er aus, ist der Wein selber nichts anderes als Wasser, welches im Rebstock diese Farbe angenommen hat. Sollte er also durch Hineingießen von Wasser korrumpiert werden? Da jede Materie aus den vier Elementen zusammengesetzt sei, so gehöre notwendig zum Weine auch Wasser. Vom Salböl (Myron, Chrisma, wovon, wie oben gezeigt, die Griechen verlangten, daß Öl vom Ölbaum dazu genommen werde) gelte dasselbe. Auf die Materie komme es nicht viel an, sondern auf die Liebe Gottes im Herzen und das Gebet, welche den hl. Geist auf die Materie herabsteigen ließen. Gott sei ein Geist und höre darum auf das geistige, vernünftige Gebet des Menschen und die Worte des Segens, die er spreche. Noch ein anderer Punkt, der von den Griechen in ihren Forderungen nicht erwähnt wurde, wird später besprochen: die Armenier beobachten Speiseunterschiede und verachten die Griechen, weil sie dieselben nicht anerkennen. So wagen sie denn, wegen solcher Dinge die „große Kirche Christi", d. h. die von Konstantinopel, zu lästern, wo doch der Apostel lehrt, daß in Christo nichts Unreines sei, und wo doch Christus so deutlich zeigt, was den Menschen wahrhaft ver-

unreinigt. Auf die Frage nach dem Gesang des „Heiliger Gott" geht er eigentümlicher Weise nicht ein. Nun läßt er die Armenier den Einwurf machen, der sich allerdings leicht aus seinen Ausführungen ableiten läßt: „Aber dann soll jeder bei dem seinen bleiben, wenn jeder der beiden Standpunkte gleichberechtigt ist." Er gibt auch die Richtigkeit des Schlusses zu. Allein viele Gründe, so führt er aus, lassen es als dringend geraten erscheinen, daß die Armenier des lieben Friedens wegen nachgeben. Die Griechen sind viel älter im Christentume, apostolischen Ursprungs, und was wir haben, haben wir von ihnen empfangen. Vor allen Dingen haben sie das christliche Kaiserreich, welches Christus selber als Stütze und Säule des Glaubens errichtet habe. Der Apostel bezeugt, daß der Antichrist erst kommen könne, wenn das Römerreich beseitigt sei (2 Thess. 2, 6. „Das Zurückhaltende" für den Sohn des Verderbens sollte das Römerreich sein). Aber nicht bloß die weltliche Herrschaft sei der Griechen Vorzug. Auch das Geistliche, auch die Kirchenordnungen bewahrten sie in Glanz und Herrlichkeit, gerade die Leute, welche von den Armeniern als schlimmste Gegner betrachtet würden. Ihre weisheitsvolle Lehre und die Unerschütterlichkeit ihres Herrschaftsthrones schienen ihm ein Zeugnis für die Wahrheit ihrer Traditionen zu sein. Die Armenier dagegen, so müsse er mit Schmerz bekennen, hätten von Anfang an unweise Könige gehabt und die Kirchenordnungen umgestoßen. Den heiligen, weisen Katholikos Isaak hätten sie beschimpft und abgesetzt und einen elenden Perkitzo an seine Stelle gesetzt. Den Armeniern wird aus der Union der größte Vorteil erwachsen. Ihre schwankende Kirche werden sie durch Anlehnung an das „eiserne Szepter" stützen. Sie, die armen Gefangenen, werden von der Metropole der Welt, Konstantinopel, Hilfe erfahren. Die kaiserliche Freigebigkeit wird ohne Zweifel ihrem Notstand zu Hilfe kommen. Die benachbarte georgische Nation sei zwar von ihnen, den Armeniern, religiös getrennt, aber mit den Byzantinern verbunden. Darum blühe sie von Tag zu Tag herrlicher (es waren allerdings zur Kreuzfahrerzeit die Tage des Glanzes des georgischen Königreichs). Er wolle das nicht sagen, um etwa einer niedrigen materiellen Denkweise Vorschub zu leisten. Er begehre nur, wie Christus, ein Arzt von Seele und Leib zugleich zu sein. Aus all diesen Gründen bittet er die Versammlung diejenigen der von den Byzantinern aufgestellten Artikel anzunehmen, welche ihnen gefielen und die sie imstande wären, zu tragen, nicht als ob sie sich damit fremder Herrschaft unterwürfen, sondern als seien es Gesetze von Vätern, die vor ihnen waren (von den im Christentum Älteren), in aller Sanftmut und Bereitwilligkeit, überzeugt, daß man sich damit nicht schände, sondern daß es zur Ehre Gottes diene, der nicht ein Gott der Zwietracht, sondern des Friedens sei, denn die Geister der Propheten gehorchten den Propheten (1 Kor. 14, 32). Und er schließt mit der Aufforderung zum Gebet: „Indem wir all dieses Böse fliehen, o ihr Glieder der vom Himmel versammelten hohenpriesterlichen Synode, laßt uns den Mund auftun und den Geist herabflehen auf das uns obliegende göttliche Werk, den Geist himmlischer Weisheit, welcher da ist frei, heilig, Frieden stiftend, sanftmütig, nachgiebig, voll Barmherzigkeit und guter Früchte und in Frieden in diejenigen gesät wird, die Frieden



wirken. Diesen guten Samen, Brüder, laßt uns in unsere Seelen hineinsäen, dann ernten wir die Frucht davon zum ewigen Leben mit allen Heiligen. Jetzt sehe ich, daß ihr nicht bloß durch die Salbung des Geistes des verschiedenen, sei es himmlischen, sei es irdischen Geistes Sinn unterscheidet, sondern auch anfanget, die Frucht himmlischer Weisheit zu bringen. Siehe, eure Antlitzer schaue ich schon fröhlich, wie eine von den Banden des Winters befreite Au. O des Wunders! Die verschiedenen Blumen der Liebe beginnen in euren Seelen zu sprossen und ihren Duft auszuströmen. Ja, ich sehe eure Gesichter nicht, wie gestern und ehegestern (Gen. 31, 2 u. 5), nein, als Boten der Kunde des Friedens. Eure Augen zeigen nicht mehr die Wallung des Blutes an, die aus dem Herzen kommt, sondern strömen über von süßen Tränen. Das ist nichts Unrechtes, heilige Väter! In der Tat, der Tränen wert sind unsere vergangenen Tage, die wir in Zwietracht verbrachten. Aber heute ist der Tag, den der Herr gemacht hat, der Tag des Jubels und der Freude. Israel soll sich freuen an seinem Schöpfer und die Söhne Zions jauchzen in ihrem König (Ps. 149, 2). Schon hat der warme Strahl der Liebe unser Erdreich entzündet und den Winter des Neides aufgelöst. Die Zeit für die weisen Winzer ist gekommen, den Weinberg Christi, die Kirche, zu bewässern und sie von überflüssigen Blättern zu reinigen. Heute haben sich unsere Wahrhaftigkeit und Gottes Barmherzigkeit begegnet, wodurch in der ganzen Welt Gerechtigkeit und Friede verkündet werden (Ps. 84 [85], 11 f.). Laßt uns darum den Herrn anflehen, daß er diese Süßigkeit noch reichlicher gebe und durch den Tau des hl. Geistes in unserem Erdreich den Samen wachsen mache, damit wir, wie es unser Wunsch ist, heute und für die Zukunft den Frieden der Kirche Christi erneuern, so daß wir mit ihm durch seine Gnade Friedensstifter werden, Söhne des Vaters endlosen Friedens, und würdig verherrlichen den Vater, den Sohn und den hl. Geist, in Ewigkeit der Ewigkeiten. Amen."

Niemand, der die Rede, namentlich im Original, durchstudiert, wird ihre Feinheit und Kraft leugnen können. Gewisse Gedanken sind sicher für alle Zeiten wahr, vor allen Dingen die des 1. Teiles vom geistlichen Tempelbau. Er stammt nicht ursprünglich von Nerses. Die von Eusebius (Kirchengeschichte 10, 4, Ausg. von Laemmer, S. 777 ff.) mitgeteilte, zur Zeit Konstantins gehaltene Einweihungsrede der Kathedrale von Tyrus in Phönizien enthält schon ganz ähnliche Ideen. Aber Nerses hat in besonders geistreicher, ins Einzelne gehender Weise den Vergleich durchzuführen gewußt. Mitarbeiter am geistlichen Tempelbau des Reiches Gottes sollen wir alle sein und müssen stets wünschen, daß der Bau möglichst hoch, weit und herrlich dastehe. Auch die Liebe und Weitherzigkeit, die den Nerses beseelen, können in gewisser Weise vorbildlich bleiben. Vor allen Dingen also gilt seine Warnung, nicht zu schmähen, nicht streitsüchtig zu sein, nicht die vorhandenen Wunden noch tiefer zu machen. Ein gerader, offener Mann, von den lautersten Absichten getragen, allen, auch seinem Volke, die Wahrheit sagend, war dieser Nerses. Sind darum auch die Zwecke vereitelt worden, denen er zu dienen suchte, so bleibt doch manches seiner Worte für immer bestätigt.

---



# Die Beichtväter am Wiener Kaiserhofe in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Von Bernhard Duhr S. J.

Der Wiener Kaiserhof erhält in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts sein Gepräge fast ausschließlich durch die nahezu fünfzigjährige Regierung des Kaisers Leopold (1658—1705).

Es ist nicht ganz leicht, ein richtiges Bild von der Persönlichkeit dieses Kaisers zu zeichnen. Weder die Prunkgemälde, welche die venetianischen Botschafter zur Zeit der engen Beziehungen zwischen Wien und Venedig auf Goldgrund entwarfen, noch die dunkleren Schattierungen, die sie später nach Erkältung dieser Beziehungen vorzugsweise belieben, können für ein endgiltiges Urteil maßgebend sein. Je glänzender oder je dunkler die Farben bei solchen Gemälden aufgetragen werden, um so weniger entsprechen die Züge manchmal der vielfarbigen Wirklichkeit. Noch viel weniger haben mit der Wirklichkeit zu tun die schwarz in grau gemalten Bilder neuerer Historiker, bei denen politische und konfessionelle Voreingenommenheit vornehmlich den Pinsel geführt haben.

Diese dunklen Bilder sind in neuester Zeit durch zwei Quellenpublikationen ersten Ranges um allen Kredit gebracht worden, nämlich durch die Veröffentlichung der Privatbriefe des Kaisers an den Grafen Pötting und an den Kapuziner Marco d'Aviano.

Damit soll aber nicht gesagt werden, daß am Wiener Hofe alles gut bestellt war. Auch aus den Privatbriefen lassen sich manche früher gerügte Mißstände erhärten: grenzenlos zerrüttete Finanzen, übermäßige Ausgaben des Hofes, stete Bereicherung der Minister, Anstellung unfähiger und untreuer Beamten usw. Die um diese Zeit ganz allgemein und öffentlich betriebene Bestechung der Beamten blühte auch in Wien. Die Folge dieser Mißwirtschaft war, daß man für keinen Krieg auch nur die notwendigsten Mittel rasch zur Hand hatte.[1])

Zusammenfassend schreibt der Schwager des Kaisers, Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg, als Augenzeuge aus Baden (Wien) 2. Juni 1686 an seinen Vater: Es stehen einem ehrlichen Mann und treuen Diener des Kaisers die Haare bei Gott gen Berge, wenn man nur daran gedenkt, geschweigens wenn man es sieht, wie es allhier zugeht. Es ist wohl ein

[1]) Vgl. Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates 4 (1848) 377 ff.

rechtes miraculum miraculorum von Gott, daß die Sachen einen guten Ausgang nehmen, denn es ist mehr als gewiß, wenn man mit Fleiß gern hier verloren ginge, so könnte man's nicht besser anstellen, als es bis dato geschehen ist und noch täglich geschieht.[1])

Was einmal einer der tüchtigsten österreichischen Diplomaten, Lisola, von den Habsburgern überhaupt gesagt hat: „Die Fehler der Habsburger entspringen aus dem Übermaß ihrer Nachsicht und Güte"[2]), das gilt insbesondere von Leopold. Er war zu nachsichtig und gut, es wurde ihm zu schwer, entschieden gegen untreue und bestechliche Minister vorzugehen. Dieser Fehler wurde dann noch gesteigert durch den von ihm selbst oft beklagten Mangel an Entschlußfähigkeit. „Oh, mein Pater," so schreibt er einmal (17. Jänner 1693) an Marco d'Aviano, „welchen Widerwillen empfinde ich dagegen, Entschlüsse fassen zu müssen!"[3]) Hierin liegt der Schlüssel zu vielen Mißständen und Mißerfolgen.

Über andere dem Kaiser zugeschriebene Fehler hat auf Grund eingehenden Studiums der vertrauten Korrespondenz des Kaisers ein neuerer Historiker[4]) hervorgehoben: Vor allem läßt sich feststellen, daß der am häufigsten wiederkehrende Vorwurf, der Kaiser sei träge und nachlässig gewesen, sicherlich nicht gerechtfertigt erscheint. Die von Leopold entwickelten Ansichten lassen auf gesundes Urteil und rege Teilnahme an den Regierungsgeschäften schließen. Der Kaiser trägt die Allongeperrücke seines Zeitalters, aber unter dem Lockenwust blicken munter ein paar treuherzige Augen hervor. Der Charakter Leopolds soll etwas Steifes, Finsteres, Hochmütiges gehabt haben, er soll mehr Spanier als Deutscher gewesen sein. Aber aus den vertrauten Briefen wird das Gegenteil ersichtlich: der echte Wiener tritt uns darin entgegen. In seiner Ausdrucksweise spielt das deutsche Sprichwort eine große Rolle. Daß Lobkowitz nicht einer der besten sei, — schreibt er am 22. Juli 1666, — ist leicht zu erachten, man muß ihn aber nicht ganz aus der Wiegen werfen, sondern, wie man spricht, dem Teufel auch einmal ein Lichtel anzünden.

Gegen die dem Kaiser wegen der Bestrafung der ungarischen Rebellen vorgeworfene blutige Härte folgert derselbe Historiker aus ganz vertrauten Äußerungen Leopolds: „Das ist nicht die Sprache eines blutdürstigen Wüterichs, — das ist die Sprache eines strengen aber gerechten Richters, der sich seiner Verantwortung bewußt ist und nur um der Wohlfahrt seiner Staaten willen von seinem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch macht."

Was früher schon gleichzeitige Berichte übereinstimmend an Leopold rühmten, sein reines Familienleben, das haben die neueren Forschungen unumstößlich festgelegt: „Im günstigsten Lichte zeigt sich der Kaiser in den auf sein Familienleben bezüglichen Mitteilungen. In einer Zeit, da das

[1]) Orig. München, Geh. Hausarchiv 161, 6.

[2]) O. Klopp, Fall des Hauses Stuart I, 92.

[3]) Oh Padre mio, come detesto il dovere prendere delle risolutioni! O. Klopp, Corrispondenza fra Leopoldo I ed il P. Marco d'Aviano (1888) 234.

[4]) Heigel, Neue Beiträge zur Charakteristik Kaiser Leopolds I., in den Sitzungsberichten der K. Bayer. Akademie, Histor. Kl. 1890 134 ff., später ohne die Belege in den Geschichtl. Bildern u. Skizzen 1897, 77 ff.

in Versailles herrschende Maitressenwesen fast an alle deutschen Höfe verpflanzt war, blieb Leopold ein zärtlicher Gatte, ein besorgter Vater." [1])

Daß sein religiöses Leben mehr als äußerliche Devotion war, davon kann sich jetzt jeder überzeugen, der seine vertrauten Briefe durchsehen will. Darüber urteilt der Herausgeber der Privatbriefe an Pötting: „Deutlich äußert sich in diesen Briefen das grenzenlose Gottvertrauen des Kaisers. Wenn Esaias Pufendorf Leopold I. wahre Religiosität abspricht und nur ‚äußerliche Devotion' bei ihm gelten lassen will, so lehren diese Briefe, daß der Kaiser felsenfest an die Güte und Gerechtigkeit des Allmächtigen glaubte. Zu ihm flüchtet er in den Stunden der größten Gefahr und der tiefsten Trauer, ihm dankt er im Augenblick der größten Freude und des Triumphes. Verliert er ein Kind oder einen anderen Nahestehenden, so versäumt er nicht, seiner Trauer Ausdruck zu geben, aber er vergißt nie hinzuzufügen, daß man gegen Gottes Beschlüsse nicht murren dürfe. Als seine erste Gattin starb, schreibt er am 22. März 1673: ‚. . . . und ist es wohl ein erschrecklich Streich; aber man muß es Gott submitteren und sich mit selbigem in kein Disputat einlassen, so zwar jetzt mir wohl schwer ankommt.'" [2])

Auf die Gestaltung des religiös-sittlichen Lebens des Kaisers und des Wiener Hofes überhaupt haben die Jesuiten als Beichtväter einen großen Einfluß genommen, während ihre Einflußnahme auf die Politik weder von ihren Oberen, noch von ihnen selbst, noch vom Kaiser gewünscht wurde.

Dies wird sich ergeben, wenn wir zunächst die Männer vorführen, die der Kaiser als seine Gewissensführer wählte.

Der erste Beichtvater Kaiser Leopolds war P. Philipp Miller (Müller), nach Angabe des Nekrologs seit 1654. Das richtige Jahr dürfte 1653 sein.[3])

P. Miller war geboren im Jahre 1613 zu Graz und 1629 in die Gesellschaft eingetreten. Er lehrte gegen 15 Jahre Philosophie, Mathematik und Theologie. An den Hof wurde er berufen, um dem jungen Erzherzog Leopold Ignatius als Instruktor in der Philosophie, Mathematik und der Rechtswissenschaft zu dienen. Es wird an ihm gerühmt unermüdlicher Arbeitseifer, gewinnende Liebenswürdigkeit, unbestechliche Gradheit und unerschütterlicher Gleichmut. Seine aufrichtige Frömmigkeit wurzelte in

[1]) Heigel, Neue Beiträge 142.

[2]) Pribram, Privatbriefe Kaiser Leopolds an Pötting 1662—73, I (1903) XIV. Ebendort (XVI) heißt es über die „Trägheit" des Kaisers: „Unanfechtbare Beweise liefert der folgende Briefwechsel für seinen Fleiß . . . Bedenkt man, daß Leopold überdies seine religiösen Pflichten mit dem größten Eifer erfüllte, daß er zu den eifrigsten Briefschreibern seiner Zeit zählte, daß er der Lektüre ernster Bücher und dem Studium der Musik mehrere Stunden des Tages widmete, so wird man den Vorwurf, daß es ihm an Fleiß gemangelt, auf das entschiedenste zurückweisen müssen . . . Sein Fleiß war ein Ausfluß seines strengen Pflichtbewußtseins."

[3]) In den hdschr. Katalogen der österr. Provinz erscheint Miller zum erstenmal 1654 als Confessarius Sm[i] Leopoldi Ignatii. Die Kataloge umfassen stets die Zeit von Spätherbst bis zu Spätherbst, also war Miller schon Herbst 1653 in seiner neuen Stellung.

einem innigen Verkehr mit Gott. Was ihm geschenkt wurde, überwies er dem Profeßhause in Wien zum gemeinsamen Gebrauch; zu prächtige Geschenke, wie z. B. eine goldene Kette, die ihm der Kurfürst von Sachsen in Eger anbot, wies er, als seiner Profession nicht entsprechend, zurück. Schon als junger Scholastiker hatte er sich eifrig um die Sendung in die indischen Missionen beworben. Obgleich ihm diese Bitte nicht gewährt wurde, behielt er das Interesse für Indien bei und suchte auch mit Erfolg den Kaiser dafür zu gewinnen, der die Mission nachdrücklich unterstützte. In seiner letzten Krankheit besuchte ihn der Kaiser wiederholt, und auf die Kunde, daß keine Hoffnung mehr sei, sagte er: Wir verlieren unsern Vater, der uns doppelt Vater war, Vater in der Wissenschaft und Vater in der Frömmigkeit.[1])

Ein schönes Denkmal setzte ihm der Kaiser in einem eigenhändigen Briefe, den er am 18. April 1678, kurz nach dem Tode des Paters, an den General Oliva richtete: Es hat der göttlichen Güte gefallen, mich in den eben verflossenen Tagen in doppelter Weise väterlich heimzusuchen, indem sie nicht allein meine Gemahlin, die mir teurer als mein Leben war, sondern auch meinen sehr geliebten Beichtvater P. Philipp Miller aus diesem Tränental zur ewigen Glorie, wie ich fest vertraue, gerufen hat. Ohne Zweifel werden Ew. Hochwürden darüber trauern und meinen Seelenschmerz begreifen, wenn Sie bedenken, daß ich in der ersteren meinen ganzen Trost, in dem zweiten meinen geistlichen Vater verloren habe. Denn dieser Pater hat nicht allein mein Gewissen während 24 Jahren geleitet, sondern mich auch so erzogen und in allen Stücken so treu und fleißig unterrichtet, daß ich, was ich an Frömmigkeit, Wissen oder sonst Gutes habe, nach Gott am meisten ihm verdanke. Durch seine Rechtlichkeit und seinen lauteren Lebenswandel leuchtete er so hervor, daß er mir und dem ganzen Hofe ein hervorragendes Beispiel hinterlassen hat, der Gesellschaft aber zu einer neuen und ewig dauernden Zierde gereichen wird.[2])

---

[1]) Elogia Defunctorum, in: Litt. ann. Prov. Austr. (Wien, Hofbibl. 12225), Sotvellus Bibl. Scriptor. S. J. 711 s. In den Elogia heißt er Müller, bei Sotvellus Miller, der Kaiser schreibt Miller, ebenso die Kataloge des Wiener Profeßhauses, wenigstens meistens. Nicht zu verwechseln mit Balthasar Miller, dem Beichtvater der Kaiserin Eleonora.

[2]) Eigenh. Orig. Epist. Princip. IX, 151. Der lat. Wortlaut gedruckt bei Duhr, Jesuitenfabeln[4], 689[1], die Archivalien, bei denen kein Fundort angegeben wird, im Ordensbesitz. — Der schwedische Gesandte Esaias Pufendorf schreibt in seinem Bericht über Kaiser Leopold und seinen Hof 1671—74: „Obschon die Jesuiten die Avantage hatten, daß sie des Kaisers Conscienz dirigierten, so war doch der fürnehmste unter ihnen, P. Müller, ein gar schlechter Mann und ein bloßer Schulfuchs, der von den Affairen überall nichts verstand, und überdem hatten sie einen starken Opponenten an dem Fürsten von Lobkowitz, welcher sie wegen ihres übermachten Geizes und daß sie alles an sich reißen wollten, soviel drückte, wie er immer konnte.“ Später spricht der Gesandte ebenso gehässig von der verteufelten Moral der Jesuiten und dem päpstlichen Greuel. Druck von Helbig (1862) 76, 87 f. Der venetianische Botschafter Alvise Molin bezeichnet Miller in seiner Relation vom 27. Sept. 1661 als soggetto di lettere e santi costumi. Ha auttorità con Sua M[tà] ma non si riscalda nel resto, massime nelli affari più essentiali di Stato. Fiedler, Relationen der Botschafter Venedigs II (1867) 50 f. Vgl. auch Ad. Wolf, Fürst Wenzel Lobkowitz (1869), S. 67, der ebenfalls betont, daß Miller zurückhielt und sich nicht um politische Dinge bekümmerte.



In demselben Briefe, in dem der Kaiser dem General den Tod des P. Miller mitteilt, verständigt er ihn auch von der Wahl seines Nachfolgers: Wegen der besonderen Liebe, die ich zur Gesellschaft trage, habe ich beschlossen, einen neuen Beichtvater aus derselben Gesellschaft zu nehmen. Unter andern hat mir P. Provinzial den P. Christoph Stettinger vorgeschlagen, der sowohl von ihm als von meinem verstorbenen Beichtvater wegen seiner Sittenreinheit, Gelehrsamkeit und anderer Eigenschaften sehr gelobt wurde. Deshalb habe ich vor den anderen den P. Stettinger gewählt, indem ich nicht zweifle, daß Ew. Paternität diese meine Wahl gern billigen werden, wie ich dies heute dem P. Provinzial persönlich auseinandergesetzt habe.[1])

Christoph Stettinger (geb. 1628 zu Klosterneuburg und eingetreten 1645) hatte die humanistischen Fächer, Philosophie und Theologie, gelehrt. Seit 1674 war er Rektor des Kollegs in Linz und blieb dann seit 1676 durch vierzehn Jahre Beichtvater des Kaisers. Er starb zu Wien am 15. Januar 1691.

Sein Nachfolger wurde P. Franz Menegatti aus Wels (Oberösterreich). Mit 17 Jahren war er 1648 in die Gesellschaft eingetreten und konnte auf eine mehr als 20jährige Lehrtätigkeit als Professor der Philosophie und Theologie zurückschauen, als er an den Hof berufen wurde.

Ein halbes Jahr nach dem Tode des P. Stettinger schrieb der Kaiser am 3. August 1691 an den General Gonzalez: Die uns angeborene und durch den täglichen Verkehr stets gewachsene Hochschätzung der Gesellschaft Jesu ist derart, daß es nicht zu verwundern ist, wenn wir nach der von unseren Vorfahren überkommenen löblichen Gewohnheit des österreichischen Hauses den Mitgliedern derselben stets unser Gewissen anvertrauen wollten. Nachdem uns nun der Himmel den einen Beichtvater entrissen, so wissen wir aus erprobter Erfahrung, daß ein anderer sehr geeigneter vorhanden ist, nämlich P. Franz Menegatti, den wir mit Freude jetzt als Beichtvater benützen, ein Mann nach unserm Herzen. Wir bitten gemäß Ihrer großen Liebe zu uns, zu beten und beten zu lassen, daß diese Wahl zu unserm ewigen Heile gereiche.[2])

Vertraulich hatte der Kaiser bereits am 18. Februar 1691 an den Kapuziner Marco d'Aviano geschrieben: Für die Wahl eines Beichtvaters sind mir drei Personen vorgeschlagen. Ich suche mich gut zu informieren und bitte den Himmel, einen zu wählen, der den P. (Balthasar) Miller an Güte gleichkommt, den ich aber der Kaiserin nicht nehmen will, die ihn sehr liebt. Mir wird vor allen von seinen Obern der P. Menegatti gelobt, ein Mann von Gelehrsamkeit, großer Güte und Demut, der sich nicht in die Geschäfte einmischt. Gott erleuchte mich, daß ich einen wähle, der meiner Seele zum Heile gereiche.[3])

[1]) Epist. Princip. IX, 151. Der Provinzial Nic. Avancinus schreibt am 19. April 1676 an den Rektor von Olmütz: Hesterno die habui longam et benignissimam a Sua Majestate audientiam, ubi de assumendo in Confessarium P. Christ. Stettinger conclusum fuit. Orig. Wien, Staatsarchiv Geistl. Akten 467.

[2]) Orig. Epist. Princip. X, 241.

[3]) O. Klopp, Corrispondenza 202.



Und am 1. April 1691 teilt der Kaiser dem Kapuziner die getroffene Wahl mit den Worten mit: Schließlich habe ich zu meinem Beichtvater den P. Menegatti gewählt. Gewiß hängt viel von einer solchen Wahl ab, aber es ist unmöglich, das Innere eines Menschen zu sehen, und es gibt wenige, die alle die Eigenschaften haben, die Ew. Hochwürden voraussetzen. Trotzdem hoffe ich mit diesem Pater keine schlechte Wahl getroffen zu haben. Er ist ein gelehrter und guter Mann; er mischt sich nicht in die Geschäfte und ich glaube er wird es auch nicht tun, wenn ihn nicht jemand drängt. Auch hat er eine gute Art und Weise zu verkehren; nur fürchte ich, daß er zu milde und gut für mich ist, weil ich wohl weiß, daß ich einen nötig habe, der mich nicht allein mit Strenge behandelt, sondern mich mit Gewalt zu meiner Pflicht anhält. [1])

Auf die Kunde von dieser Wahl schrieb Leibniz Ende Dezember 1691 an den Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels: Ich kenne keinen befähigteren Jesuiten in Deutschland als den P. Menegatti. Als ich in Wien war, war er Professor am Kolleg der Jesuiten, und man beachtete ihn damals nicht; ich sprach wegen seiner Begabung oft mit ihm. Wenn der Kaiser mir den Auftrag gegeben hätte, ihm einen Beichtvater zu wählen, so würde ich keinen anderen genommen haben, und ich war um so mehr befriedigt, als ich die Wahl des Kaisers erfuhr. [2])

In seinen Anschauungen war P. Menegatti gemäßigt. Dies zeigt sich auch in den Gutachten, die er bei schwierigen Fällen abgeben mußte. Ein Beispiel dafür bietet die schwierige Bündnisfrage mit England.

Nach der englischen Umwälzung, wodurch der katholische Stuart durch den protestantischen Oranier vom Throne gestoßen wurde, verlangte Kaiser Leopold von seinen Theologen März 1689 ein Gutachten über zwei Fragen: 1. Darf der Kaiser gegen den König von Frankreich ein Bündnis eingehen mit Nichtkatholiken, besonders mit den Generalstaaten und England? 2. Darf der Kaiser bei der Unterhandlung dem Prinzen von Oranien den Königstitel geben?

Auch Menegatti wurde befragt. Sein Gutachten lautet bejahend und besagt im Wesentlichen Folgendes: Die Antwort auf die erste Frage hängt ab von zwei Fragen, einer aus dem Gebiete des Rechts und der Theologie, die andere aus dem der Tatsachen und Politik. Die Rechtsfrage, ob es überhaupt in einem rechtmäßigen Kriege einem katholischen Fürsten gestattet sei, Nichtkatholiken gegen einen katholischen Fürsten zu Hilfe zu rufen, beantworten sämtliche Theologen mit Ja, wenn nur die Religion und die Kirche dadurch keinen Schaden leiden. Ein Akt des Rechtes, zu dem ein rechtmäßiger Krieg gehört, kann von Katholiken und Nichtkatholiken ausgeübt werden, demnach ist es auch erlaubt, sie um Hilfe zu bitten. Die andere Frage, ob ein Bündnis mit England und Holland der Religion einen Nachteil bringt, gehört in das Gebiet der Politik. Sie kann nicht von Theologen, sondern nur von Staatsmännern entschieden werden, welche die ganze Lage und alle Bedingungen des Bündnisses kennen. Was also der Kaiser nach Vernehmung der Minister beschließen wird, darf er mit

[1]) A. a. O. 203.

[2]) Rommel, Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels (1847) II 370.



gutem Gewissen ausführen, denn wenn die Minister sich dafür entscheiden, daß ein englisch-holländisches Bündnis für die Kirche keinen Schaden bringen wird, so ist das Bündnis erlaubt.

Auch die zweite Frage, ob es gestattet sei, dem Prinzen den königlichen Titel zu geben, ist zu bejahen. Der Kaiser kann unbeschadet des Rechtes, über das er nicht entscheiden will und nicht zu entscheiden braucht, sowohl dem Könige Jacob als dem Prinzen von Oranien den königlichen Titel geben, wie er sowohl dem König Jacob wie dem König Ludwig den Titel eines Königs von Frankreich gibt. Außerdem ist der Prinz von Oranien im Besitz der Rechtsgewalt, ob rechtmäßig oder unrechtmäßig, entscheidet die Titelgebung nicht. Endlich nennen die Katholiken in England den Prinzen von Oranien König, weil sie es ohne schweren Nachteil nicht anders können. Also viel eher können das Nichtuntertanen mit gutem Gewissen tun, wenn das Gegenteil mit großem Schaden für die Gesamtheit verknüpft ist.[1])

Die Erwartung des Kaisers, daß Menegatti sich von der Einmischung in politische Geschäfte fernhalten werde, wurde nicht getäuscht. Einen Beleg dafür finden wir in dem Berichte des preußischen Gesandten Bartholdi in Wien, der in Betreff seiner Bemühungen für die preußische Königsgskrone am 5. März 1700 nach Berlin schreibt: Mit dem Beichtvater des Kaisers, dem P. Menegatti, über die Sache zu sprechen, war unnütz, weil der Pater sich durchaus nicht mit weltlichen Geschäften abgab.[2])

Vielfach werden noch als Beichtväter des Kaisers genannt P. Friedrich Wolff und P. Jos. Eder, aber beide waren nie Beichtväter, sondern nur Vertrauenspersonen des Kaisers. Über P. Wolff findet man näheren Aufschluß in einem Aufsatz der (Innsbrucker) Theolog. Zeitschr.[3]) Der italienische Prediger P. Joseph Ederi[4]) aus Bergamo (geb. 1637, eingetreten (1655) hatte in Mailand Rhetorik vorgetragen und als Prediger auf verschiedenen Kanzeln Italiens sich einen Namen gemacht. So kam es, daß er als italienischer Prediger an den Hof der Kaiserin-Witwe Eleonora von Mantua) berufen wurde (1684).[5]) Als er im Jahre 1686 wieder

[1]) O. Klopp, Der Fall des Hauses Stuart 4 (1876) 425 ff; der lateinische Wortlaut 513—515. Vgl. O. Klopp, Das Jahr 1683 und der Türkenkrieg bis 1699 (1882) 443.

[2]) A. Waddington, L'acquisition de la couronne royale de Prusse par les Hohenzollern (Paris 1888) 109. Vgl. auch (Rinck) Leopolds des Großen wunderwürdiges Leben (1708) 77, 133, 139. Bei Rinck findet sich S. 133 ff. „des Kaisers Hofftaat an. 1705“ abgedruckt. Am Ende des Oberist Kammer Stab wird aufgeführt der kaiserl. Beichtvater Frantz Menegatti S. J. S., Theol. D. cum socio et famulo 1000 fl. Dann folgen 7 Leib-Medici, jeder 1000 fl. Bei der Römischen Kaiserin Hof Stab stehen am Ende der Dienerschaft der Beicht Vater P. Balthasar Müller S. J., und Frauen-Zimmer Beicht Vater P. German. Plume S. J. Hier ist ein Gehalt nicht angegeben. Vorher wird bei der Hofkapelle noch angeführt der Hof-Prediger P. Ferdinand Widmann S. J. cum Socio Eleemosynario 200 fl. Bei der Taffel Bedienung steht ein Patrum-Taffel Decker und eiu Gehülfe 48 fl.

[3]) Duhr, Friedrich Wolff und sein Anteil an der Erwerbung und Anerkennung der preußischen Königskrone. Theol. Zeitschr., 1917.

[4]) Nicht Eder oder Ederer, wie er zuweilen geschrieben wird.

[5]) In dem handschr. Katalog des Wiener Profeßhauses steht er seit 1685 als italienischer Prediger der Kaiserin-Witwe.



nach Italien zurückkehren sollte, setzte sich die Kaiserin in der dringendsten Weise dagegen zur Wehr. Sie schrieb am 4. August 1686 dem General Noyelle, daß P. Ederi ihr sehr lieb sei; er habe stets das Beispiel eines gelehrten, glaubenseifrigen und sittenreinen Mannes gegeben und dadurch ihre große Hochschätzung erlangt. Sie bitte dringend, den Hofprediger ihr noch länger zu lassen und ihm die Erlaubnis zu geben, sich der Ausführung ihrer Aufträge zu widmen.[1]) Diese Bitte wurde am 7. September 1686 gewährt.[2])

Die Kaiserin starb bereits im Dezember desselben Jahres, aber auch jetzt blieb Ederi, trotzdem er von der Herzogin von Mantua verlangt wurde. Ederi hatte nämlich auch das Vertrauen des Kaisers erlangt und wurde von diesem vielfach für die italienische Korrespondenz verwendet.[3])

In den diplomatischen Korrespondenzen dieser Zeit kehrte der Name Ederi oft wieder; manche Gesandten und Agenten suchten durch ihn ihre Angelegenheiten zu fördern. So schreibt z. B. der bayrische Agent Mörmann aus Wien 20. Juni 1696: P. Ederi gilt viel beim Kaiser und ist gut informiert, und Juli 1696 fügte er bei: Man kann P. Ederi mittelst einer Verehrung, so er dem Vernehmen nach für seine armen Freunde emploriert, besonders obligieren oder wenn man ihm italienischen Wein gibt, womit der allhiesige Botschafter von Holland ihn auch zu regalieren pflegt.[4])

In Rom liefen Klagen über P. Ederi ein, er stehe zu spät auf, arbeite bis in die Nacht mit Auswärtigen, lese nur an Festtagen die heilige Messe, speise nie mit den Andern, oft aber bei Auswärtigen, genieße zu Hause bessere Weine und Speisen, die geschickt würden; außer einem eigenen Laienbruder habe er noch einen eigenen Diener, ferner einen Wagen, Pferde und Kutscher zu seiner Verfügung; er berufe sich auf große Vollmachten, die er von den Generälen erhalten. Diese Klagen teilte der General Gonzalez am 6. Dezember 1692 dem Provinzial Voglmair mit und beauftragte ihn, dieselben zu untersuchen und eventuell den Pater vom Hofe abzuberufen.[5])

Der Provinzial wandte sich um Aufklärung an den P. Menegatti, der am 31. Jänner 1693 einen ausführlichen Bericht an den General sandte, worauf dieser am 14. Februar Folgendes antwortete: Es war mir angenehm, aus Ihrem vertraulichen Schreiben vom 31. Januar Ihr günstiges Urteil über die Tugend und das religiöse Leben jenes Paters zu erfahren, über den P. Provinzial Ihre Meinung gewünscht hat. Was mich betrifft, habe ich nie an der Integrität des Mannes gezweifelt; da ich aber aus der Provinz gemahnt wurde, mußte ich den P. Provinzial mit der Untersuchung der Klagepunkte beauftragen. Es ist durchaus nicht

[1]) Orig. Epist. Princip. X, 146.

[2]) Noyelle an die Kaiserin, Epist. ad divers. 1680—97 (Rom. Epist. 12).

[3]) Jedenfalls hatte er eine in der Gesellschaft ganz ungewöhnliche Beschäftigung, denn in den Katalogen des Wiener Profeßhauses steht er von 1687—1697 allein von allen ohne jedes Amt.

[4]) Altbayerische Monatsschrift 3 (1902) 96 f.

[5]) Epist. soli 1678—1734 Austr. 17.



meine Meinung, daß der Pater zu einer so strengen Beobachtung der Observanz angehalten wird, die weder seine Gesundheit noch die ihm vom Kaiser erteilten Aufträge zulassen. Nachdem ich Ihren Brief nicht ohne Rührung und Freude gelesen, lasse ich meine Sorge fahren, und ich zweifle nicht, daß der Pater, nachdem er meine Meinung durch P. Provinzial erfahren, für seine Gesundheit das Nötige tun und dem Kaiser dienen und auf die Erbauung in Betreff der religiösen Observanz größere Rücksicht nehmen wird. Dahin können auch Ew. Hochwürden wirken, da ich sehe, in welchem vertrauten Verhältnis Sie zu dem Pater stehen.[1])

Als P. Eberi am 2. August 1697 zu Wien gestorben, wurden ganz fabelhafte Gerüchte über ihn verbreitet: man hätte bei ihm nach seinem Tode eine ungeheure Geldsumme bis zu 1 Million gefunden, die er sich durch Verrat der Geheimnisse des Kaisers erworben; nach der Entdeckung seiner Verräterei habe er sich durch Gift getötet; eine andere Lesart besagte, er sei bei dem Anblicke der ihm vorgehaltenen Handschrift, die den Verrat bewies, in Gegenwart des Kaisers vom Schlage getroffen zusammengesunken; wieder andere behaupteten, er habe sich mit Gleichgesinnten verschworen, den Kaiser auf der Jagd gefangen zu nehmen und zu entführen. Da diese Gerüchte teils auch durch hochgestellte Personen und nicht allein in Wien und Österreich, sondern auch in Italien und Holland verbreitet wurden, traten die Jesuiten gegen die Verbreiter auf. Das konnte aber nicht verhindern, daß aus der Anklage gegen den Einen nun neue Anklagen gegen die ganze Gesellschaft erhoben wurden. In protestantischen Druckereien wurden Flugblätter gedruckt des Inhalts, die Jesuiten seien im Besitz ungeheurer Reichtümer, die sie durch Verrat von Geheimnissen und andere Verbrechen erworben hätten. Infolgedessen seien sie verurteilt und von Wien verbannt worden.

Schließlich wußten sich die Wiener Jesuiten nicht anders zu helfen, als die Flugblätter und die aus verschiedenen Kollegien eingelaufenen Klagen über die Verheerungen derselben dem Kaiser zu unterbreiten. Dieser befahl eine strenge gerichtliche Untersuchung, deren Resultat die völlige Nichtigkeit der Anschuldigungen ergab. Außer einem Dekret hierüber erließ der Kaiser am 11. Oktober 1697 ein zweites Dekret, in dem er die Verleumdungen brandmarkte, den Jesuiten das rühmlichste Zeugnis ausstellte und scharfes Vorgehen gegen die Verbreiter dieser und ähnlicher Verleumdungen befahl.[2])

Auch für seine Familie wünschte Kaiser Leopold Jesuiten zu Beichtvätern.

Als er um die spanische Prinzessin Margareta warb, beauftragte er am 2. Mai 1663 seinen Gesandten in Madrid, den Grafen Pötting, dafür zu sorgen, daß seiner Braut ein Jesuit als Beichtvater beigegeben werde: „Ich verlange in allweg, daß meiner künftigen Geliebten Beichtvater einer ex societate Jesu sein solle, und das aus vielen Ursachen, so allhier zu vermelden gar lang würde . . . Könnte es ein Deutscher sein

[1]) A. a. O.

[2]) Wortlaut bei Peinlich, Grazer Progr. 1870, 94 ff. Vgl. das Dekret vom 7. Oktober 1697 Codex Austriacus I 513.



und vielleicht der P. Codella, so schon der mein ist und ich ihn hiezu wohl tauglich hielte, so wäre es mir absonderlich lieb, und gewiß also lieb, daß es eines aus meinen größten Contenten war. Kann es aber nit sein, sit Hispanus saltem Jesuita und auf dies wollet Ihr Euch in allweg befleißen, auch mir berichten, wie Ihr hiezu die Materien disponirt befindet.“ Und am 30. Mai 1663 wiederholt der Kaiser seinen Auftrag: Wollet absonderlich dahin trachten, daß der Infantin Beichtvater ein Jesuiter sei.[1])

Wie sich aber die Werbung überhaupt gegen große Widerstände in Spanien durchsetzen mußte und verschiedene Wünsche Leopolds nicht erfüllt wurden, so bestand man in Madrid auf der Tradition, einen Franziskaner als Beichtvater mitzusenden.[2])

Beichtvater der zweiten Gemahlin Leopolds, Claudia Felicitas, war P. Heinrich Rheding aus Liechtensteig (Schweiz). Geboren 1627 und in den Orden eingetreten 1644 in Rom, hatte er nach Vollendung seiner Studien Rhetorik gelehrt und in Loretto das Amt eines Pönitentiars versehen. Als Rektor von Innsbruck führte er einen großen Neubau des Kollegs auf. Von Innsbruck brachte ihn die Kaiserin an den Wiener Hof, wo er bis zu ihrem Tode verblieb. Das Beichtvateramt bei Claudia Felicitas und deren Mutter, der Erzherzogin Anna, versah er sieben Jahre. Er starb 1682 zu Freiburg in der Schweiz.[3])

Die dritte Gemahlin des Kaisers, Eleonora von Pfalz-Neuburg, hatte als Beichtvater P. Joh. Ev. Thanner, den ihr Vater der Kaiserin abgetreten. Am 14. November 1676 schrieb der General Oliva dem P. Thanner: Ich wünsche mir Glück, daß die Kaiserin einen solchen Beichtvater erhält, dessen Tugend, Wissen und Bescheidenheit mir erprobt sind.[4]) Nach dessen Tod (1860) trat an seine Stelle P. Balthasar Miller aus Friaul (geboren 1635 und eingetreten 1654). Er hatte längere Zeit Philosophie und Theologie gelehrt und als Rektor mehrere Kollegien geleitet. Beichtvater der Kaiserin blieb er bis zu deren Tod. Er starb 1718 zu Wien.

Eleonora hatte von früher Jugend an Jesuiten als Lehrer und Beichtväter gehabt, und das Lob, das ihrer sittlichen Größe gespendet wird, darf wenigstens teilweise auf deren Konto gebucht werden. Ein österreichischer Historiker entwirft von ihr das folgende Bild: „Schon in der frühesten Jugend hatte sie Neigung zum beschaulichen Klosterleben, sie entzog sich weltlichen Vergnügungen, soviel sie vermochte, und als sie vernahm, daß ihre Vermählung mit dem Kaiser in Vorschlag sei, setzte sie sich Sonne, Wind und Wetter aus, um ihre Gesichtsfarbe zu bräunen und so den Kaiser vielleicht von erneuter Werbung abzuhalten. Als ihre Vermählung nach dem Wunsche ihrer Eltern dennoch erfolgte, blieb sie ihren klösterlichen und frommen Neigungen dennoch treu; sie besuchte

[1]) Přibram, Privatbriefe des Kaisers Leopold an den Grafen Pötting I 13, 15.

[2]) Am 11. Oktober 1665 wurde dazu ernannt Fray Juan de Molino; derselbe erhielt später ein Bistum in Spanien, ebenso wie sein Nachfolger Fr. Simon Garcia Pedrejon. A. a. O. I, 180. II. 91, 114, 170.

[3]) Necrolog. Germ. Sup.

[4]) Orig.-Register der Briefe ad. Prov. Germ. Sup. Vgl. Näheres bei Duhr, Die Jesuiten am Neuburg-Düsseldorfer Hofe. Histor.-pol. Blätter 1916.



Kranke und Gefangene, verfertigte Kleider für Arme und zum Schmucke der Kirchen, fastete viel, genoß oft nur einfache und grobe Speisen, ging bei Prozessionen zuweilen barfuß, geißelte sich bis aufs Blut und trug Armbänder mit eisernen Spitzen ... Aber auch ihre Pflichten als Gattin und Kaiserin erfüllte sie strenge, so begleitete sie den Kaiser in die Oper, sah aber nicht auf die Bühne, sondern stickte oder las in einem Psalter ... Wenn der Kaiser krank war, pflegte sie ihn mit äußerster Sorge und bereitete die Speisen für ihn mit eigener Hand. Als in der Folgezeit Josef I. starb und Karl noch in Spanien abwesend war, übernahm sie die Regierung und führte sie unter verwickelten Verhältnissen mit Umsicht und Kraft. Sie starb während der Regierung ihres Sohnes Karl und wurde nach ihrem Wunsche prunklos begraben. Die Aufschrift ihres Sarges hat sie selbst verfaßt: Eleonora, eine arme Sünderin." [1])

Dieses Bild läßt sich durch viele Einzelzüge belegen und erweitern, die sich in dem nach ihrem Tode zu Wien im Jahre 1721 erschienenen Leben der Kaiserin Eleonora finden.[2]) Sie sparte sich an ihren Kleidern ab für die Armen, an erster Stelle für ihre Diener und Dienerinnen. Wenn sie krank waren, besuchte sie dieselben, verfertigte selbst Arzneien und reichte ihnen das Essen. Viele Tausende verwandte sie für verarmte Adelige, für Witwen und Waisen, pflegte kranke und verwundete Soldaten, nähte Kleider für die Armen usw.

Eine ganz besondere und regelmäßige Tätigkeit übte sie in den Armen- und Krankenhäusern. Der ungenannte Biograph schildert dieselbe also (S. 198 ff): Nirgends aber hat die Lieb und Niederträchtigkeit (Demut) der Kaiserin Eleonora sich mehr gezeigt als in den Armenhäusern und Spitälern. In dem Wienerischen Bürger Spital werden oft gegen 1500 Köpf, in dem Armenhaus vor der Stadt 2000 und nicht wenig in andern Krankenhäusern verpflegt. In der hl. Fasten kam die Kaiserin selbst, speiste alle Arme durch alle Stuben und war schön zu sehen, wie eine große Kaiserin samt ihrem ganzen Hofstaate zu Tisch diente. Eleonora verhielt sich so, als wäre ihr allein anbefohlen worden, allen Armen zu dienen. Sie trug oft allein auf einem Brett 30—40 Pfund und dauerte solche Arbeit bis 2 Stunden, also zwar, daß all ihre übrigen Gehülfinnen vor Mühe schier unterlagen. Solchen so demütigen Dienst verrichtete sie alle Wochen durch die Fasten und sonst öfters das Jahr hindurch. Wenn sie sich zu Neustadt, Baden und Eisenstadt auch nur kurze Zeit aufhielt, besuchte sie überall das Spital. Sie ließ sich weder vom üblen Geruch, Enge, Wunden und Geschwüren der Elenden abschrecken. Als sie das letzte Mal zu Neustadt war und schon der ganze Hof zur Rückreis fertig stand, wurde ihr gemeldet, im nächsten Haus bitte sehr eine lange Zeit kranke Frau um den Besuch der Kaiserin, sie glaube, nach so großer Gnad werde ihr das Sterben desto leichter ankommen. Die Kaiserin eilte ohne Verzug zur

[1]) Mailáth, Gesch. des österr. Kaiserstaates IV, 392 f. Vgl. dazu das übereinstimmende Lob aller Botschafter Venedigs in ihren ausführlichen Relationen, bei Fiedler, Relationen II 210, 250, 277, 289.

[2]) Leben und Tugenden Eleonorae Magdalenae Theresiae Röm. Kaiserin. Von einem der Gesellschaft Jesu Priestern. Wienn 1721.



**Kranken, redet ihr so beweglich und tröstlich zu, daß wenige der Um**stehenden die Tränen halten konnten. Hierauf setzte sie am späten Abend ihre Reise fort.

Allen seinen Kindern gab Leopold Jesuiten als Beichtväter. So wählte er für seinen Sohn Joseph, als derselbe sieben Jahre alt geworden, den P. Ferdinand Walthauser aus der böhmischen Provinz. P. Walthauser (Waldthauser, Waldhauser) war geboren 1641 zu Iglau (Mähren) und 1657 eingetreten. Nach längerer Lehrtätigkeit als Professor der Philosophie, hl. Schrift und Theologie wurde er Rektor von Neuhaus, Olmütz, Prag, von 1699—1703 war er Provinzial der böhmischen Provinz.

An diesen Pater schrieb Leopold am 14. Juni 1686: Da ich es für notwendig erachte, meinem Sohn Joseph einen geeigneten Beichtvater zu besorgen, habe ich nach Anrufung Gottes mich entschlossen, dieses Amt Ew. Hochwürden zu übertragen, weil Ihre Gelehrsamkeit und Bescheidenheit mir wohl bekannt sind und Ihre neuliche Gegenwart meinen vollen Beifall gefunden hat. Ew. Hochw. werden, wie ich glaube, mein Vertrauen zu Ihnen zu schätzen wissen, indem ich Ihnen meinen größten Schatz, ja die einzige Hoffnung sovieler Untertanen anvertraue und Ihrer Leitung, bezw. Ihrer Erziehung überlasse. Es wird Ihre Aufgabe sein, aus diesem zarten Pflänzchen ein vortreffliches Gewächs zu bilden und ihm eine solche Richtung zu geben, daß er nicht allein weise und gut wird, sondern auch zu einem wahrhaft christlichen Fürsten heranreift. Ich wollte dies hiemit Ew. Hochwürden mitteilen, damit Sie diese vertrauliche Eröffnung aus der wahren Quelle erhalten, bevor Sie nachher durch den gewöhnlichen Weg der Obern dieselbe erfahren. Bevor dies geschieht, bitte ich die Sache geheim zu halten. Mich und Ihren neuen geistlichen Sohn empfehle ich den Gebeten Ew. Hochwürden.[1])

Schon im folgenden Jahr kehrte P. Walthauser in die böhmische Provinz zurück. Denn der Kaiser schreibt am 7. Oktober 1687 an den General Gonzalez: Bisher hat am Hofe unseres lieben Sohnes Joseph mit großem Lob P. Ferd. Walthauser als dessen Beichtvater und geistlicher Leiter geweilt. Derselbe ist uns lieb und wert wegen seiner ausgezeichneten natürlichen und übernatürlichen Gaben und hat durch sein religiöses und bescheidenes Beispiel allen vorgeleuchtet und der Gesellschaft Jesu zur großen Empfehlung gereicht. Da er aber in die böhmische Provinz zurückkehrt, ertreuen wir, daß er wegen seiner Verdienste um uns und die Gesellschaft väterlich von Ihnen aufgenommen und sofort mit einem ehrenvollen Amt als Oberer eines größern Collegs betraut wird. Dies wünschen wir wegen unseres besonderen Wohlwollens gegen seine Person und die böhmische Provinz und die ganze Gesellschaft, die von unserm österreichischen Hause stets geliebt und geschätzt worden, wie wir dies auch von unsern Nachkommen hoffen.[2])

Der Grund dieser Entlassung ist aus dem vorliegenden Material nicht ersichtlich. Jedenfalls trat an seine Stelle wieder ein Jesuit, nämlich

---

[1]) Abschrift ohne Adresse, Wien, Staatsarchiv, Geistl. Akten 415.

[2]) Abschrift, Wien, Staatsarchiv, Geistl. Akten 415. In ähnlicher Form ging derselbe Brief an den böhmischen Provinzial Tanner.

P. Franz Franzin aus Wien (geb. 1645, eingetreten 1661), der in den Katalogen von 1688 an (also seit Herbst 1687) als Beichtvater des Königs Joseph I. genannt wird. Als Franzin 1702 starb, wählte Joseph den P. Engelbert Bischoff, den Beichtvater seiner Gemahlin Amalia, auch zu seinem Beichtvater.[1])

Franzin war zeitweilig, wenigstens 1687 und 1688, auch Instruktor der Erzherzogin Elisabeth. In diesem Amte folgte ihm von 1689—1695 P. Andreas Pauer (Paur). Seit 1693 war Pauer auch Beichtvater und Instruktor des 1685 geborenen Erzherzogs Karl. In einem Briefe vom 10. Januar 1693 drückte der General Gonzalez dem P. Balthasar Miller seine große Genugtuung darüber aus, daß es dem Kaiser gefallen, den P. Andreas Pauer zum Instruktor und zugleich zum Beichtvater des Erzherzogs Karl zu erwählen.

P. Pauer war geboren 1649 zu Herzogenburg (Niederösterreich) und 1666 eingetreten. Nach seiner Lehrtätigkeit als Professor der Rhetorik und Philosophie wurde er Rektor von Neustadt. Aus der Zeit als Instruktor des Prinzen Karl liegt eine Reihe von Heften und Lehrbüchern für die Jahre 1696—99 vor, die einen Einblick in seine Art und Weise des Unterrichts gestatten. So enthält ein Kodex Schulübungen in Latein, Deutsch, Französisch, Geometrie usw., die aus Blättern, Heften, Kladde und Reinschrift bestehen.[2]) Andere Handschriften enthalten Examina und historische Übungen des Erzherzogs oder Lehrbücher über Philosophie, Geographie, Meteorologie, die für den Unterricht von P. Pauer verfaßt worden, darunter auch einen Fürstenspiegel und Charakterbilder von Fürsten aus der israelitischen Geschichte.[3])

Als Erzherzog Karl nach Spanien ging, um das dortige Erbe anzutreten, nahm er den P. Pauer als Beichtvater mit, der aber bereits am 6. Oktober 1704 starb. Seine Tätigkeit als Erzieher faßt der Nekrolog in die Worte: Angelus Austriae, Engel Österreichs, so habe man den P. Pauer genannt.[4])

Unter den Erziehern der Töchter des Kaisers sei nur der bereits erwähnte P. Engelbert Bischoff genannt (geb. in Eisenerz 1654, eingetreten 1671). Zur Vermählung des Erzherzogs Joseph mit Amalia von Hannover verfaßte er 1698 eine reich illustrierte Festschrift. Acht Jahre unterrichtete er die Töchter Kaiser Leopolds mit solchem Erfolge, daß diese eine seltene wissenschaftliche Bildung erlangten, so daß die Erzherzogin Elisabeth bei einem öffentlichen Examen aus der Geschichte große

[1]) Vgl. (Rinck) Leben Joseph's des röm. Kaisers (1712) 55.

[2]) Wien, Hofbibl., Cod. 12755.

[3]) Vgl. die Inhaltsangabe bei Sommervogel unter Paur. Für den Unterricht erhielt Pauer jährlich 150 fl. Die von M. Landau, Geschichte Kaiser Karls VI. als König von Spanien (1889) S. 8 ff. ausgesprochenen Vermutungen sind hinfällig.

[4]) Peinlich, Grazer Progr. 1870, 107. — 93 Originalbriefe des jungen Erzherzogs vom Juni 1696 bis Dezember 1700 an P. Pauer verwahrt die Bibliothek der Erzabtei Martinsberg. Im Anhang des Briefbuches befinden sich auch Aufsätze von der Hand des Erzherzogs, u. a. über das Thema: Principes nunquam soli peccant quando peccant. Bei einer anderen Gelegenheit werde ich auf das auch in pädagogischer Hinsicht interessante Briefbuch zurückkommen.



Kenntnisse an den Tag legte. So schreibt der Wiener Rektor Starzer in der Todesanzeige vom Jahre 1711.[1])

Bei dem tiefgreifenden Einfluß, den die Jesuiten als Beichtväter am kaiserlichen Hof naturgemäß besaßen, dürfte die Frage nicht unberechtigt sein, welche Stellung die Hofbeichtväter einnahmen zu dem auch am Wiener Hofe mehr und mehr steigenden Fürsten-Absolutismus.

Omnipotenz des Absolutismus ist die Signatur der Zeit. Naturnotwendig kam dieser Absolutismus dazu, auch immer mehr in die Rechte der Kirche einzugreifen. In Rom klagte man über despotische und absolute Herrschaft, die den Kaiser den kirchlichen Strafen aussetzen und sein Gewissen schwer belasten müsse. Der Kaiser berief sich dagegen auf seine treue Anhänglichkeit an die Kirche, zugleich aber auch auf seine Autorität, die er ebenso wahre, wie sein Vater Ferdinand III. getan habe.[2])

Auch in Bezug auf bischöfliche Verordnungen maßte sich der Kaiser vielfach das letzte Wort an. So schrieb er z. B. am 27. Oktober 1674 an den General Oliva, er habe in seinem Reiche befohlen, daß Klöster, Kollegien usw. vom Ordinarius oder von sonst wo kein Dekret annehmen dürften, das irgend etwas enthalte, was den von ihm oder seinen Vorfahren erteilten Privilegien zuwiderlaufe. Der Rektor von Olmütz habe deshalb einen Verweis erhalten, weil er ein bischöfliches Dekret gegen einige Theologieprofessoren, die vom Bischof verworfene Meinungen gelehrt, angenommen und nicht an den Kaiser zur Abhilfe eingesandt habe.[3])

Unter Leopold wurde festgesetzt, daß die katholische Geistlichkeit ohne kaiserlichen Konsens keine Güter erwerben dürfe, daß kein Abt und keine Äbtissin gewählt werden könne ohne vorherige Bitte um einen Regierungskommissär, daß die Bestellung der niederen Kirchen- und Schuldiener nicht vom Pfarrer, sondern vom Kirchenpatron auszugehen habe.[4])

Kaiser Leopold, so schreibt ein österreichischer Historiker, war in seiner politischen Denkart ein absoluter Herr, doch erkannte er neben seinem absoluten Rechte auch Pflichten gegen das Volk und gegen Gott an. Die Hoftheologen, Juristen und Staatsmänner wetteiferten, diese absolutistischen Neigungen zu verstärken. Der Hofkanzler Joh. Paul Hocher war einer der royalistisch gesinnten Juristen und verteidigte, wie Hobbes, den harten, selbstsüchtigen, rationellen Absolutismus seiner Zeit. Der Souveränität des Kaisers gegenüber erkannte er in Österreich keine ständischen Rechte und keine Volksrechte an. Auch Fürst Lobkowitz war ein Anhänger des absoluten Königtums. Er erwartete das Heil von der modernen Staatsgewalt, welche Richelieu in Frankreich auferbaut hatte. Wie in Frankreich, sollte es auch in Österreich nur einen Herrn und einen Willen geben.[5])

Gegen diese in der Zeit liegende Entwicklung aufzutreten, war sehr schwer. Selbst ein Leibniz folgte dem Motto: Alles durch die Fürsten,

---

[1]) Peinlich, Grazer Progr. 1870, 115 f.

[2]) Vgl. die Briefe von Marco d'Aviano 22. Sept. 1685 und des Kaisers 21. Oktober 1685 bei O. Klopp, Corrispondenza 91, 94.

[3]) Wien, Staatsarchiv, Geistl. Akten 442.

[4]) Mailáth, Gesch. des österr. Kaiserstaates IV 376 f.

[5]) Ad. Wolf, Fürst Lobkowitz 207, 214, 434.

7



und den Fürsten gegenüber schlägt er einen Ton an, der uns wegen seiner Überschwenglichkeit peinlich berührt.[1])

Einmischung in politische Dinge liebte der Kaiser bei den Beichtvätern nicht, wie wir bereits vernommen haben. Als es sich darum handelte, einen neuen Beichtvater für seine erste Gemahlin Margareta zu suchen, schrieb er am 1. Juli 1671 an seinen Gesandten Poetting von dem erwählten Fr. Simon Garica: „. . . denn diesen kennen wir, daß er ein frummer Religios ist, ein anderer möchte sich in alles einmischen, so nit allzeit ratsam ist.[2])

Zwei neuere Historiker, die sich eingehend mit Leopold beschäftigt haben, betonen, daß der geistliche Einfluß auf seine Politik durchaus nicht so groß war, wie es gewöhnlich angenommen wird. „Ohne Zweifel" — so schreibt Heigel — „wurde bisher infolge des frommen Eifers, womit Leopold den kirchlichen Pflichten nachkam, der klerikale Einfluß auf die kaiserliche Politik überschätzt." [3])

Und der Herausgeber der Briefe des Kaisers an Pötting weist darauf hin, „daß sich für die oft betonte allzugroße Abhängigkeit Leopolds I. vom geistlichen Rate, zumal von den Jesuiten, keine Beweise in dem vorliegenden Briefwechsel ergeben haben. Der maßgebendste unter seinen geistlichen Beratern jener Zeit, Emmerich Senelli, war Kapuziner".[4])

Trotzdem kann man zugeben, daß einzelne Jesuiten der großen Gefahr, die in der Entwicklung des despotischen Absolutismus lag, sich nicht hinreichend bewußt geworden sind und daß demgemäß ihr Verhalten und ihre Ratschläge die nötige Entschiedenheit vermissen lassen. Auch sie beriefen sich zur ihrer Verteidigung, wie der Kaiser selbst, auf die notwendige Wahrung der kaiserlichen Autorität. Diese gute Meinung kann sie entschuldigen, vermag sie aber nicht durchweg zu rechtfertigen.

---

[1]) Vgl. Harnack, Geschichte der preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1900) I, 19.

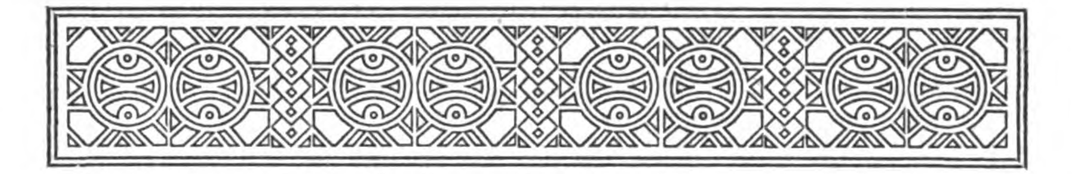
[2]) Pribram, Briefe II, 170.

[3]) Heigel, Neue Beiträge zur Charakteristik Leopolds, I, 35.

[4]) Pribram, Briefe I, XXVII.







# Die Entdeckungsgeschichte des österreichischen Staatsgedankens.

Eine Skizze von Dr. Richard v. Kralik.

Es ist noch nicht lange her, daß man einem österreichischen Minister nachsagte, er habe einem Abgeordneten auf dessen Mahnung, die österreichische Staatsidee müsse gekräftigt werden, geantwortet: es gebe gar keine österreichische Staatsidee, die Monarchie sei ein Völkergemisch, das man als solches wohl oder übel regieren müsse. Nicht den Minister trifft der Hauptvorwurf für diese unzutreffende Anschauung, sondern die Wissenschaft, die österreichische Geschichte, die österreichische Staatsrechtslehre, die bis vor kurzem ihrem Gegenstand verständnislos und unwissenschaftlich gegenüberstanden und kaum einen Versuch einer höheren Auffassung machten. Erst in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg ist sowohl historisch wie geographisch, ethnographisch, publizistisch Schlag auf Schlag die volle Entdeckung Österreichs erfolgt. Im Lichte dieser neuesten Entdeckung erscheint aber auch die ganze Vorgeschichte Österreichs völlig neu. Denn selbstverständlich liegt die Idee Österreichs auch schon seiner Entstehung zugrunde. Diese Idee ist ja nicht erst jetzt erfunden, sondern nur aufgedeckt worden. In meiner „Österreichischen Geschichte" (1913) habe ich daher gezeigt, wie die Idee seit dem Beginn geschichtlicher Kunde, seit den Markomannen und Ostgoten tätig war, diesen tatsächlichen politischen und Naturorganismus Österreich auf Grund der geographischen Lage und der dadurch gegebenen ethnographischen Beziehungen immer deutlicher auszubilden; ich habe gezeigt, wie die Geschichte nichts anderes ist als eine Reihe methodischer Experimente, um in Krieg und Frieden, in Druck und Gegendruck die Idee zur allmählichen Vollendung zu bringen. Man kann in Herzog Rudolf dem Stifter und dann in Kaiser Friedrich III. mit seinem AEIOU ein hellseherisches Aufdämmern dieser Idee beobachten. Seit 1526 manifestiert sich die zunehmende „Gesamtstaatsidee" in der königlichen Hauskrone über den Kronen Ungarns und Böhmens. Der dreißigjährige Krieg und die Türkenkriege klären diese Idee nach außen und innen. Sie bewährt sich in der Notwendigkeit der Pragmatischen Sanktion, im Widerstand gegen die Teilungsversuche nach dem Tode des letzten Habsburgers, im Beharren gegen den napoleonischen Sturm. Im Jahre 1809 wird in höherem Sinn das Wort Hörnigks von 1684 lebendig: „Österreich über alles, wann es nur will!"

In der österreichischen Geschichtsschreibung regt sich schon im Vormärz hie und da die Erkenntnis einer vernünftigen, natürlichen Entwicklung des





Gesamtorganismus, so z. B. bei Meynert. Hermann Meynert gab von 1843 bis 1847 die „Geschichte Österreichs, seiner Völker und Länder, und der Entwicklung seines Staatenvereines von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten" heraus in 6 umfangreichen Bänden. Er sagt im Vorwort: „Wie groß, wie reich ist Österreichs Geschichte! Weit zurückreichend in das ernste Dunkel der Vorzeit, verwandt und benachbart dem Brennpunkte der Völkerwanderung, von allen großen Schicksalen Europas zunächst erfaßt, immer tätig, schirmend und vorkämpfend gegen die Gefahren des Ostens und Westens, knüpft Österreich seine Geschichte an die des Weltteiles selbst an. — Völker und Stämme, verschieden in Herkunft, Sitten und Sprache, stehen unter Österreichs schützendem Kaiserbanner zusammengereiht, und wie gesondert auch die Punkte, von denen sie ausgegangen, so berühren sie sich doch frühzeitig in ihren geistigsten Beziehungen, und allmählich wird es Eine Geschichte, die, in schöner Eintracht sie umschlingend, sich im Schimmer Eines Thrones verklärt. So wird denn auch die Geschichte jedes einzelnen Teiles des österreichischen Staatenverbandes früher oder später unwillkürlich die Geschichte Österreichs selbst, und wiederum, aus gleichem Anlasse, die Geschichte Österreichs auch jene seiner einzelnen Völker und Staaten. So innig verwachsen und verflochten ist das mächtige Ganze, daß, selbst wenn man historisch auf die einzelnen Bestandteile zurückgeht, man nirgend einer Trennung des Vereinigten, sondern einem steten, ursprünglichen und tiefbegründeten Zusammenstreben des Getrennten begegnet . . . . Jene Einheit ist keine angekünstelte Tendenz; sie liegt klar im Stoffe und im Geiste der Begebenheiten und wird unwillkürlich zur Überzeugung werden einem jeden, welcher Österreichs Geschichte in ihrer wahren Bedeutung aufzufassen den Willen und das Geschick hat . . . Als Lebensbedingung des Ganzen wie der Teile verbürgt sie am sichersten den Fortbestand jeder Volkstümlichkeit, befördert deren freie Entwicklung, statt sie zu hemmen, und schöpft aus solcher Kräftigung des nationalen Lebens auch steten Zufluß an Kraft und heilsamer Verjüngung für den großen Staatskörper. Mehr noch und unumstößlicher als alte Handfesten und Pergamente hat die Geschichte Österreichs Unteilbarkeit ausgesprochen."

Mehr utilitaristisch war Palackys berühmter Ausspruch vermeint, den er am 11. April 1848 an die Frankfurter Nationalversammlung richtete, indem er die Aufforderung an die Tschechen, auch nach Frankfurt zu wählen, zurückwies: „Wahrlich (schrieb er), existierte der österreichische Kaiserstaat nicht schon längst, man müßte im Interesse Europas, im Interesse der Humanität selbst sich beeilen, ihn zu schaffen." Diese Worte fanden in Wien einen starken Widerhall und wurden weltbekannt, seit Ban Jelacic sie auf sein Banner schrieb. Palacky hielt auch jenen anderen Satz (Hammer-Purgstalls) fest: Austriacus sum, Austriaci nihil a me alienum puto. Er wandte sich später („Österreichs Staatsidee" 1865) gegen eine mystische Auslegung seiner Worte über Österreichs Sendung; er meinte, ganz natürliche Kräfte, die Gewalt der Dinge, vor allem die Türkengefahr habe die Länder zu einem Reich zusammengeschlossen.

Franz Krones suchte in seinem „Handbuch der österreichischen Geschichte" 1876 „zu begreifen, daß nicht die bloße Laune des Zufalls,



nicht diplomatische Kunststücke den Gesamtstaat fertig brachten". Es sei eine tiefere Auffassung not. — Von dieser tieferen Auffassung bleibt Alfons Hubers „Geschichte Österreichs" 1885 ff. leider völlig fern. Er sieht in Österreich nur einen künstlichen Bau des Hauses Österreich; das ist ein Rückschritt um ein Jahrhundert hinter die Zeit von Johannes Müller.

Von 1863 an erschien die „Österreichische Revue" (Wien, Gerold), ein bedeutendes Denkmal der zentralistischen Periode. Für unsere Frage kommen einige Aufsätze in Betracht, so im 6. Band (noch immer 1863) „Österreich und das Nationalitätsprinzip. Von einem in Ungarn lebenden deutschen Österreicher". Er beweist, daß es ein Österreich eben wegen der neuesten Idee des Nationalitätsprinzips geben müsse (S. 224). „Hat sich unsere Stellung dem Auslande gegenüber wesentlich zu unserem Vorteile geändert, so würde die rückhaltlose Anerkennung des Nationalitätsprinzips in unsern auswärtigen Beziehungen und dessen kluge Benützung unsere Macht und unsern Einfluß noch steigern und auf die Lösung unserer heimischen Konflikte fördernd zurückwirken" (S. 229). Gemeint ist das Eintreten für die russischen Polen und die Südslaven in der Türkei. — Der 2. Band des Jahres 1864 konnte den Beginn der „Österreichischen Geschichte für das Volk" anzeigen. — Wiederholt wird auf die Verkehrsstraße der Donau hingewiesen und auf die notwendig zu Österreich gehörenden Donaufürstentümer, ebenso auf die ruthenische Frage. Das Wirken Stefan Szechenyis findet durch Max Falk eine eingehende Würdigung 1866, 1, 1 ff.

Sehr wichtig ist Eitelbergers Aufsatz über „eine österreichische Geschichtsgalerie" (1866, 3, 121). Es fehlt in der Familie das Element der Pietät und der Stetigkeit, in der Gemeinde das Interesse an der Kunst. Die kirchliche Kunst ist durch bürokratische Elemente gedrückt. Der Staat bewegte sich auf falscher Fährte. Eine moderne Galerie soll nicht ein Mittel zur Beschäftigung für Künstler sein, sondern sie soll höheren Kulturbedürfnissen genügen. „Viel wichtiger als eine Galerie moderner Bildwerke nach kunsthistorischem Prinzip geordnet, würde für Österreich eine Gemäldegalerie sein, welcher das geschichtliche Prinzip zugrunde liegt." Das entspricht den Bedürfnissen der Gesellschaft nach Kenntnis der Landesgeschichte und Volksgeschichte. Der Volksgeist will die nationalen Heroen, will seine Geschichte verewigt sehen, er will sich an der Sache des Volkes und Staates begeistern. In Paris, München und Berlin sieht man, wie die Regierung die Kunst als Mittel anwendet, das Volk zur Staatsidee heranzuziehen. Raffael hat in den Stanzen die Idee des Papsttums dargestellt. Auch der Deutsche verdankt sein nationales Bewußtsein vorzugsweise seinen Dichtern und Künstlern, Historikern und Philosophen. Es ist für Österreich die wichtigste Frage der Staatspädagogik, auf die künstlerische Darstellung der Staatsidee zielbewußt Einfluß zu üben. Die Staatsidee wird durch monumentale Kunst, durch eine Denkmalkunst im eigentlichsten Sinne des Wortes gekräftigt. Die Kunst soll Trägerin dieser Ideen sein, Mittel zur Erziehung der Massen für die Staatsidee, umsomehr als die gegenwärtige Geschichtsschreibung mehr die zerbröckelnden und auflösenden Elemente als die vereinigenden hervorhebt. Aber „man hat sich in Wien nie ernsthaft Mühe gegeben, die Geister an Österreich durch



Bilder heranzuziehen, und hat auf der anderen Seite alles getan, um die Erinnerungen der Völker Österreichs an die tausendjährige Verbindung mit dem deutschen Reich abzuschwächen, die Deutschen außerhalb Österreichs für die Fortbildung des staatlichen Gedankens in Österreich gleichgültig zu machen. Wien, die Reichshaupt- und Residenzstadt, hat keinen Ort, wo dem Wiener die Geschichte der Stadt, dem Österreicher die Geschichte des Reichs in lebendigem Bilde vorgeführt wird . . . Österreich aber bedarf einer Erhebung der Geister, einer Hinleitung auf alles das, was sich auf die gemeinsamen Staatsinteressen bezieht." Die Historienmalerei und Plastik soll begeistern für die Größe der Monarchie, ihr Werden und ihre Erhebung. Eine österreichische Geschichtsgalerie würde dem Lebenszwecke des Staates besser entsprechen als eine Sammlung von gleichgültigen Bilderchen. Aber auch die Kunst hat davon Vorteil: sie erlahmt, wenn ihr nicht große Aufgaben gestellt werden. Es bestehen keine finanziellen Schwierigkeiten für diese Idee, es handelt sich nur, daß Ankäufe und Bestellungen eben mehr in der empfohlenen Richtung geschehen. Macht sich nur einmal das Publikum mit der Idee vertraut, die Galerie österreichischer Gemälde wie ein aufgeschlagenes Buch der österreichischen Geschichte zu betrachten, so werden Gönner von allen Seiten kommen. Denn der große erhebende, durchgehende Grundgedanke wird die Seelen ergreifen und seinen Zauber ausüben. Das Programm „einer solchen Geschichtsgalerie muß unbedingt enthalten: 1. eine Porträtgalerie der Fürsten des österreichischen Kaiserhauses; 2. eine Galerie historischer Bilder in jenem Umfange, daß die Geschichte und die Vorgeschichte Österreichs darin Platz finden könne; 3. eine Porträtgalerie der hervorragendsten Männer Österreichs aller Stämme und aller Stände. Diejenigen, welche der Überzeugung sind, daß es innerhalb der österreichischen Monarchie eine Gemeinsamkeit geistiger Interessen gibt, werden sich mit der Idee leicht befreunden . . ." Auf den Spuren meines ehemaligen Lehrers Eitelberger habe ich später (1908) den Aufsatz „Museumskunst und Lebenskunst" geschrieben (Die Kultur IX, 2, S. 129 ff.); und während dieser jetzigen Arbeit habe ich mit meinem Freunde Direktor Dr. Franz Schnürer die Möglichkeit besprochen, einstweilen wenigstens in Stichen und Zeichnungen ohne großen Aufwand eine solche österreichische Reichsgalerie zusammenzustellen. Hoffentlich wird dieser Plan in absehbarer Zeit verwirklicht werden.

Die Österreichische Revue ging mit dem Jahrgang 1867 ein. Eine „Deutsch-österreichische Revue" (Monatsschrift für die gesamten politischen und szientifischen Bestrebungen der Gegenwart. Organ der deutschen Partei in Österreich. Wien, Hilberg 1867) kam nicht über den ersten Jahrgang 1867 hinaus. Bei der Besprechung der Broschüre „Staat oder Nationalität?" von Poinz (Leipzig, Wigand 1867) heißt es (205): „Von dem Augenblicke an, wo der Kaiserstaat aufgehört, sich auf deutsche Kultur und deutsche Gesittung zu stützen, hat das alte Österreich aufgehört zu bestehen." Sonst wird „das Geschichtsstudium als Mittel zur Hebung des Nationalbewußtseins" empfohlen. Ebenso Eitelbergers Gedanke einer historischen Bildergalerie. Wallenstein erscheint als „Vorkämpfer und Märtyrer der Idee



eines einigen Deutschlands". „Mitteleuropa" [1]) soll die Werkstätte der Kultur und sein Gesetzbuch der Wahrheit und Schönheit das Buch der Welt bleiben (470). Hasenauers Entwürfe zu den Museen werden aber als Merkmal einer „korrupten Kunstrichtung" bezeichnet. All das ist sehr bemerkenswert.

H. J. Bidermanns ausgezeichnete „Geschichte der österreichischen Gesamtstaatsidee" (1867—1889) behandelt nicht eigentlich unser Thema, sondern verfolgt vielmehr die Geschichte des Verwaltungszentralismus seit 1526.

Adolf Fischhof („Österreich und die Bürgschaften seines Bestandes", Wien 1869) sieht im Föderalismus das Wesen Österreichs; seine leitende Idee ist die der Gerechtigkeit, darum steht es, wenn die Regierungsweise seiner Individualität entspricht, unter den Großstaaten Europas in Bezug auf die ethische Bedeutung seines staatlichen Daseins unbedingt obenan. „Von der höchsten ethischen Idee getragen, im Gesamtbewußtsein seiner Völker die Wurzeln seiner Kraft suchend, ist Österreich dann kein zufälliges Konglomerat, sondern ein notwendiges politisches Gebilde, ein höchst bedeutsames, reichgegliedertes, vielverschlungenes und vollkräftiges Staatswesen." Aber die österreichische Monarchie ist nicht als Einheitsstaat aufzufassen, sondern nach Schuselka als „ein Reich von Reichen, ein Thron von Thronen, eine Krone von Kronen". Daher: Föderalismus: „Imperio imperium, regnis regnum!" „Dem Reiche die Herrschaft, den Ländern die Selbstregierung!"

Franz Schuselka sagt in seiner Wochenschrift „Die Reform" 10. Jahrgang, 2. Quartal, Wien 1871, Seite 1663: „Daß der Dualismus nicht die naturgemäße Reichsidee ist, das gestehen selbst seine Schöpfer und Anhänger ein, und beweisen es dadurch, daß sie den Trialismus schaffen wollen. So drängt die Notwendigkeit zum Föderalismus, welche die in der Natur und Geschichte begründete Staats-, die Reichsidee der habsburgischen Monarchie ist."

Die „Österreichische Revue" wurde nach einer fast 20jährigen Unterbrechung als „Österreichisch-Ungarische Revue. Neue Folge" seit April 1886 bei Hölder in Wien fortgesetzt. Es ist bezeichnend für diese Epoche, daß „Unser Realismus in Kunst und Literatur" im 1. Band von A. Ilg also besprochen wird: „Der Realismus ist ein Lump, der die Schätze des Hauses mißbraucht."

Albert Jäger berichtet (8, 1) über das von Graf Leo Thun 1853 mit so viel Sachkenntnis gegründete „Institut für österreichische Geschichtsforschung", einen mächtigen Hebel österreichischer Staatsgesinnung.

„Das Hoftheater Kaiser Leopolds I. als Grundstein ständiger Bühnen in Österreich" wird (13, 1 ff.) von P. v. Radics gewürdigt (1892) auch mit Rücksicht auf die durchgehende politische Verherrlichung des Hauses Österreich und des österreichischen Staatsgedankens.

Sehr wichtig für das Nationalitätsprinzip ist eine Abhandlung von J. Popowski über „Nationalität — Rasse (Slawismus — Panslawismus)"

[1]) Dieser Begriff ist also wesentlich älter als Fr. Naumanns Buch. Er kommt schon bei Metternich im gleichen Sinne vor.





13, 193 (1892) mit Anknüpfung an den Ausspruch des Dr. Florjan Ziemialkowski vom 7. April 1867 (in einem offenen Brief an den russischen Historiker Szujzki): „Wir sind Polen; dem Slawentume haben wir den Abschied gegeben, seit wir aus demselben hervorgetreten sind. Das polnische Volk kennt die Benennung ‚Slawe‘ nicht. Sowohl die Geschichte als auch die Zeitgenossen kennen uns nur unter dem Namen ‚Polen‘. Als wir in Europa nach den unglücklichen Kämpfen von 1831 und 1863 Zufluchtstätten suchten, wurden wir aufgenommen ‚. . . . weil Polens Verdienste Verdienste um die Menschheit waren. Der Masure, der Litauer, der Ukrainer fanden überall Mitgefühl; keineswegs als Slawen, sondern als Polen. Dies war der Name, der die Herzen bezauberte. Halten wir an diesem Namen fest und verzichten wir nicht auf unser Polentum, um nach Illusionen zu fischen.“ Weiter sagt Popowski (198): nachdem der Grundsatz der Legitimität von dem der Nationalität abgelöst wurde, identifizierten sich die Dynastien mit den Interessen der herrschenden Nationalität des Staates, „in Österreich-Ungarn mit den Interessen seiner sämtlichen Nationalitäten, welche, von starken nationalen Staaten umgeben, zu schwach sind, um, auf eigenen Füßen stehend, selbständige Staaten zu bilden und ihre nationalen Zwecke zu verfolgen. In dem Nationalbewußtsein der Völker Österreichs liegt eine ungeheure Macht und der Staatsmann, der dies übersähe, würde bekunden, daß ihm das Verständnis für den Beruf des modernen Österreich abgeht.“ Popowski erzählt (14, 1 f.) von Danilewskis Idee einer slawischen Föderation unter Rußlands Hegemonie mit Konstantinopel als Hauptstadt, bestehend aus 1. Rußland mit Galizien und dem ruthenischen Teil Ungarns; 2. den Ländern der böhmischen Krone mit der ungarischen Slowakei; 3. dem serbo-kroatisch-slowenischen Königreich; 4. Bulgarien-Rumelien-Makedonien; 5. Rumänien; 6. Griechenland; 7. Ungarn; 8. Provinz Konstantinopel mit Kleinasien. Ein starkes Österreich ist notwendig, das zu verhindern.

Für den Jahrgang 1893 (14, 229) steuerte ich ein Gedicht „Wien“ bei, das ich deshalb hier wiedergebe, weil es meines Wissens die geographische Grundlage des österreichischen Gedankens zuerst entschieden ausgesprochen hat.

Hier, wo Europas hehrster Strom in blauem Wellenguß
Europas größten Bergeswall durchbricht, am grünen Fuß
Des Kahlenberges eichumrauscht,
Hier ist ein Ort, vor vielen auserwählet.

Hier ist ein Mittelpunkt der Welt, ein hohes Völkertor,
Wo Nord und Süd und Ost und West einstimmt in Einen Chor,
Ein Heer von guten Geistern tauscht
Hier minnigliche Grüße ungezählet.

Hier grüßen sich zum Frohverein
Die Götter aller heil'gen Alpenberge
Bis weit nach Griechenland hinein,
Hier schleppen ihre Schätze her die Riesen wie die Zwerge.
Manch Wasserweib und Nixchen schwimmt daher zum Stelldichein
Von Schwarzwalds Quellen wie vom Meer:
Traun, kann ein Ort wohl kaiserlicher sein?



R. v. Lendenfelds Aufsatz „Gedanken über die natürliche Grundlage unserer Staatsform“ (21, 89. 1897) hebt den Wert des erblichen Adels und der erblichen Monarchie vom biologischen Standpunkt stark hervor.

Der letzte, 36. Band der Österreichisch-ungarischen Revue erschien 1908. Einer der letzten Aufsätze, von Gustav Herlt in Konstantinopel, behandelt den „Donaubund“ als politische Interessengemeinschaft und wirtschaftliche Einheit, als Donauzollverein. „Soll die staatsbildende Kraft der Donau und ihrer Nebenflüsse nur von Passau bis Orsowa reichen? Warum nicht von Donaueschingen bis Sulina ...? In Bosnien, dem Lande der Bosna, eines Nebenflusses der Save, hat sich die einigende Kraft des Donaugebiets geoffenbart ... Serbien, Bulgarien und Rumänien gehören gleichfalls dem Donaugebiet an ... Zwingender als alle Beweise der Geographie wird für die Balkanstaaten der Druck von außen sein, dieselbe Kraft, die zur Bildung der Monarchie geführt und sie bisher zusammengehalten hat und auch in Zukunft zusammenhalten wird ...“ (S. 331). Nur durch Anschluß von Serbien und Montenegro an Österreich kann sich der Traum eines „Großserbischen Reiches“ erfüllen.

Von 1881 bis 1895 erschien eine „Ungarische Revue“ mit Unterstützung der ungarischen Akademie der Wissenschaften, herausgegeben von P. Hunfalvy, später von Heinrich (in Kommission bei Brockhaus, Leipzig, Berlin, Wien), eine erweiterte Fortsetzung der „Literarischen Berichte aus Ungarn“. Sie wird eröffnet durch einen Artikel „Zur Deutschenhetze in Ungarn“ aus Anlaß des Deutschen Theaters in Budapest. Es wird festgestellt: „Das deutsche Wort beherrscht zur Zeit noch nahezu unangefochten die obersten Schichten der ungarischen Gesellschaft ... Der deutsche Geist zieht wie ein mächtiger Sturm (Strom?) durch das Gefilde unseres intellektuellen Schaffens und Hervorbringens ... Der leitende Gedanke der Politik ist das rückhaltlose Zusammengehen mit dem Deutschen Reich ...“ (Leo Veigelsberg).

Wichtig ist der Bericht (S. 343) über „Freimütige Gedanken über die Regenerierung des österreichischen Kaiserstaates mit Beziehung auf das Königreich Ungarn“ von Erzherzog Josef 1810. Der Palatin macht da Ungarn zum Mittelpunkt, aus dem die Neugestaltung der Monarchie vor sich gehen soll. Schon 1805 hatten Talleyrand und Gentz denselben Gedanken ausgesprochen. Der Palatin wollte, daß man die Verfassung der andern Erbländer der Ungarns nähere, Kaiser Franz aber das Gegenteil.

Aus dem Jahrgang 1882 ist Hunfalvys Artikel „Woher der Haß gegen Ungarn?“ zu erwähnen. Die Antwort lautet: weil das Vordringen der Ungarn um 900 allein ein allslawisches Reich verhinderte, wie es kurz zuvor unter Ratislaw und Swatopluk sich zu bilden versprach unter byzantinischem Einfluß. Ein anderer Grund sei der unberechtigte Glaube an das Mongolentum der Ungarn.

Leider wird die Ungarische Revue selbst immer gehässiger. Das, was Angyal über Kaiser Leopolds I. Regierung in Ungarn schreibt (1886, S. 548), ist empörend. Bezeichnend ist ein Aufsatz von Vambery über „Urgeschichte und Nationaleitelkeit“ (1887, S. 289). Dahin gehört es,



daß L. Réthy auf einer „hunnisch-avarisch-magyarischen Kontinuität" besteht, so daß also Magyaren bereits mit den Hunnen nach Ungarn kamen (1888, S. 252). R. Havaß interessiert sich für den „Wiederanschluß Dalmatiens an das ungarische Reich" (1889, S. 709). Hermann Winkler vertritt (1889, S. 11) die Ansicht, daß der Magyar dem Deutschen sprachlich überlegen ist durch den urrealistischen Grundton des Magyarischen. Bezeichnend ist in M. Jokais Denkrede auf Kronprinz Rudolf (1889, S. 384) die Auffassung: „In dem eigentümlichen Konglomerat unserer Monarchie war seine Gestalt ein glücklicher Faktor. Der Ungar ist beim Österreicher, der Österreicher bei dem Ungar, wenn auch gern gesehen, so doch nur ‚Gast'. Bei ihm haben sich beide, beisammen und zugleich, ‚zuhause' gefühlt." Von des Kronprinzen Werk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" sollte der Schlußband „diejenigen Gegenstände behandeln, welche die Monarchie gemeinsam interessieren". Er ist aber bezeichnenderweise nicht erschienen. Die Rede schließt: „Es ist mein fester Glaube, daß das unheilvolle Schicksal des Kronprinzen ein dem Weltfrieden gebrachtes Opfer war."

Mit dem Jahrgang 1895 hört die Ungarische Revue zu erscheinen auf. Sie wird gegen dies Jahr zu immer gehaltloser. Ein Verständnis für die Großmachtstellung der Monarchie fehlt gänzlich. Es ist, als ob das Nationalmotto lautete: „Das Vaterland muß kleiner sein!" Immerhin bleibt die Lektüre dieser Dokumente sehr lehrreich. Es weht uns der Hauch des mittelsten Mittelalters an. Zu den wichtigen Aufklärungen rechne ich die, daß der Rakoczymarsch eigentlich erst 1809 für ein Pester Regiment von Bihari komponiert wurde, allerdings mit Benützung älterer Motive (Jahrg. 1890, S. 565 f.; 1892, S. 598 f.).

Das Kronprinzenwerk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" begann 1887 mit einem Übersichtsband. Kronprinz Rudolf schrieb in der Einleitung: „Das Studium der innerhalb der Grenzen der Monarchie lebenden Völker ist . . . auch von praktischem Werte für die Hebung der allgemeinen Vaterlandsliebe. Durch den Einblick in die Eigentümlichkeiten der einzelnen ethnographischen Gruppen und ihre gegenseitige Abhängigkeit von einander muß das Gefühl der Solidarität, welches alle Völker unseres Vaterlandes verbinden soll, wesentlich gekräftigt werden." Wie man sieht, ist das alles sehr vorsichtig ausgedrückt. Der Kronprinz hatte den Gedanken im Herbst 1883 gefaßt. Als er 1889 schied, brachte der Band über Oberösterreich und Salzburg einen Nachruf und zugleich den Entwurf der Anrede, mit der der Kronprinz am 1. Dezember 1885 dem Kaiser die erste Lieferung überreichte. Darin hieß es: „Dem Patriotismus, der Erkenntnis des Vaterlandes ist dieses Werk geweiht; von diesem Geiste beseelt, soll es auch diese Gefühle beleben und weiter verbreiten. Ein Volksbuch ist es, welches eindringen soll in alle Schichten der Bevölkerung, Liebe zum Vaterlande weckend und zugleich Bildung verbreitend, belehrend und veredelnd." Das Werk wurde 1902 mit dem 7. Band der Länder der St. Stephans-Krone, mit Kroatien und Slawonien, abgeschlossen. Es umfaßte 21 starke Bände, darunter drei Doppelbände. Im Schlußwort hieß es: „Möge der Wunsch des verewigten Schöpfers des großen Werkes sich erfüllen. Mögen die Völker dieser Länder, indem sie sich aus diesem



Werke kennen lernen, einander lieben, achten, stützen; mögen sie trachten, dem Throne und Vaterlande treu zu dienen; mögen sie in glücklichem Gedeihen und geistigem Fortschritt miteinander wetteifern. Gebe der Allmächtige, daß, was wir in diesem Werke als Spiegelbild der Gegenwart niedergeschrieben, im Laufe der Jahre sich selbst rühmlich übertreffe, daß die Länder der beiden Staaten dieser Monarchie sowohl in materiellem Gedeihen als auch in geistigem Fortschritt sich der idealen Vollkommenheit nähern, daß ihre Völker in gegenseitiger Liebe die Gewährleistung ihrer Zukunft finden und daß die Annalen ihrer Geschichte im Frieden wie im Kriege ruhmreiche Epochen verzeichnen mögen unter dem gesegneten Zepter ihres geliebten Herrschers."

In anderer Weise suchte den Reichsgedanken das zwölfbändige Werk zu umschreiben: „Die Völker Österreich-Ungarns. Ethnographische und kulturhistorische Schilderungen" (Wien und Teschen, K. Prochaska, 1881—85). Nach der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" 1881, 16. Juni, Beilage, war Frh. Alex. v. Helfert der Leiter dieses großen, aber fast ganz unbekannt gebliebenen Unternehmens. Der 1. Band (von Schober) schildert die Deutschen im eigentlichen Österreich und in den Alpenländern, der 2. (J. Bendel) die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien, der 3. (Schwicker) die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen, der 4. (Egger) die Tiroler und Vorarlberger, der 5. (Hunfalvy) die Ungern oder Magyaren, der 6. (Ioan Slavici) die Rumänen, der 7. (Gerson, Wolf und Wilh. Goldbaum) die Juden, der 8. (Jaroslav Vlach und J. Alex. Frh. v. Helfert) die Tschechoslawen, der 9. (Szujski) die Polen und Ruthenen, der 10. (J. Šuman) die Slowenen und (J. Starè) die Kroaten, der 11. (Theodor Ritter Stefanovic Vilovsky) die Serben in Ungarn, Dalmatien, Bosnien und Herzegowina und die südungarischen Bulgaren (Geza Czirbusz), schließlich der 12. Band die Zigeuner (Schwicker). Sonderbarerweise fehlt es ganz an übersichtlicher Zusammenfassung.

Ich will hier auch zusammenstellen, was ich von 1883 bis heute in der Arbeit um den österreichischen Staatsgedanken versucht habe. Es beginnt mit der Offenbarung (1883), 10. Gesang, mit dem Ostaralied (1886), mit den „Sprüchen und Gesängen" (1893) „Vaterland und Mutterstadt"; überall wird das Wesen Österreichs in der Frühlingsgöttin Ostara symbolisiert. Ferner gehören hieher die Dramen: „Türken vor Wien" (1883), „Maximilian" (1885), „Der Ruhm Österreichs" (1898), „Die Erwartung des Weltgerichts" (1898), „Das Kaiserfest" (1898), das Epos „Prinz Eugen" (1895.) Im 20. Jahrhundert entstand „Das deutsche Götter- und Heldenbuch" (1900—1904) als österreichischer Kulturhort; die „Weihelieder und Festgedichte" (1901), die vier Bände der „Kulturstudien" (1900—1907) mit manchen österreichischen Themen; die sieben historischen Dramen der „Revolution" (1908); zumeist aber die 100 „Heimaterzählungen" aus alter und neuer Zeit (1909, 1910); „Der heilige Leopold von Österreich" (1904); „Das Veilchenfest" (1905); „Das Donaugold" (1905). Endlich die größeren Geschichtswerke: „Wien" (1911), „Österreichische Geschichte" (1913). Schließlich während des Weltkrieges entstanden: „Die Entscheidung im Weltkrieg" (Kriegsreden); „Geschichte des Weltkrieges", 1. Band; „Schwarz-gelb und Schwarz-weiß-rot"; „Der



Beruf Österreichs"; „Das unbekannte Österreich"; „Das Buch von unserem Kaiser Karl"; „Die österreichische Kaiserkrone"; „Österreichs Wiedergeburt"; „Vom Weltkrieg zum Weltbund". Auch die ersten drei Bände meiner „Allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit" sind hieherzuzählen und zahlreiche Einzelaufsätze, die noch nicht gesammelt sind. Meiner Auffassung liegt fortschreitend der Gedanke zugrunde, daß Österreich eine ethische Persönlichkeit, ein geistig-materielles Individuum ist, wachsend und wirkend, zielstrebig, nicht gemacht, sondern seiend, werdend, sich entwickelnd, unterschieden von allen anderen, mit eigener Aufgabe, ein Staatswesen höherer Ordnung, eine Komposite (um botanisch zu reden), ein fortgeschrittenerer Typus des Staates auf dem Weg zur vollkommenen Organisation der Menschheit, ein Ideal der letzten Staatsprobleme, fußend auf den ausgesuchtesten geographischen, ethnographischen und historischen Grundlagen der Wirklichkeit.

Bresnitz von Sydačoff wünscht in den „Offenen Briefen an Erzherzog Franz Ferdinand" (Leipzig 1905. Freie Stimmen aus Österreich-Ungarn 1) eine große österreichische Staatspartei und eine „österreichische Presse, durch welche der Staat den publizistischen Kampf für Staatsidee und Reichsgemeinsamkeit Tag für Tag führen müßte." „Das allgemeine Wahlrecht, die Befreiung der Völker aus Not und Elend und die stetige nachdrückliche Werbearbeit der Staatsgewalt für Reichsidee und Staatsgedanken sind die Bedingnisse, welche der Monarchie eine helle und weite Zukunft sichern."

Starke Wirkung hat das Buch von Aurel Popovici ausgeübt: „Die Vereinigten Staaten von Groß-Österreich" (Leipzig 1906). Im Gegensatz gegen die „historisch-politischen Individualitäten" der Königreiche und Länder der Monarchie, als Rettung aus dem „Zusammenbruch des Dualismus" schlägt er den Föderalismus vor auf Grund nationaler Abgrenzung, ähnlich wie bereits Prinz Alois Liechtenstein in seiner Parlamentsrede vom 28. April 1898. Dieselbe Idee hatte auch Palacky 1848 und dann Anton Springer ausgesprochen. Ebenso Louis Eisenmann 1904 (Le compromis austro-hongrois): eine monarchische Schweiz! Ohne territoriale Abgrenzung rieten zum nationalen Genossenschaftssystem Rud. Springer (Renner) und Frh. v. Offermann („Die Bedingungen des konstitutionellen Österreich", Wien 1900). Popovicis „Groß-Österreich" bestünde aus 15 Ländern, jedes von fast einheitlicher Nationalität: 1. Deutsch-Österreich mit den deutsch-ungarischen Westgebieten und den deutschen Südgebieten von Böhmen und Mähren. 2. Das nördliche Deutschböhmen. 3. Deutsch-Mähren-Schlesien. 4. Tschechisch-Böhmen. 5. Das polnische Westgalizien. 6. Das ruthenische Ostgalizien mit den ruthenischen Teilen Ungarns und der Bukowina. 7. Das rumänische Siebenbürgen mit den rumänischen Teilen von Ungarn und Bukowina. 8. Kroatien mit Dalmatien, dem kroatischen Istrien, Fiume und der Murinsel. 9. Das slowenische Krain. 10. Das größtenteils in Ungarn liegende Slowakenland. 11. Die serbische Woiwodina Südungarns. 12. Das magyarische Ungarn. 13. Das magyarische Szeklerland in Siebenbürgen. 14. Das italienische Trento. 15. Triest mit dem italienischen Görz und Istrien. Bosnien und Herzegowina waren damals noch Okkupationsgebiet. Die Enklaven und die Juden



bekämen auch eine gewisse Nationalautonomie. Im Kapitel über „Groß-Österreichs Beruf“ sagt Popovici: „Daß auch vom Standpunkt der meisten europäischen Großstaaten Österreichs Bestand eine tief empfundene Notwendigkeit ist, gehört ja zu den politischen Maximen. In Frankreich existiert heute eine sehr mächtige österreich-freundliche Strömung. Unzählige wertvolle Bücher und Broschüren sind in den letzten Jahren dort erschienen, die mit allen möglichen Argumenten für den Bestand Österreichs kämpfen. So sagt Leroy-Beaulieu (in René Henry, Questions d'Autriche 1903): „Wir sind heute zumeist interessiert an der Erhaltung Österreichs; es ist der Eckpfeiler Europas.“ Und Ch. Benoist sagt in der „Revue des Deux Mondes“ (15. November 1899, S. 260): „Österreich ist das Ideal des ‚État-tampon'“ (Pufferstaat). A. Chéradame meint, selbst Rußland habe ein Lebensinteresse daran, den Zerfall Österreichs zu verhindern (L'Europe et la Question d'Autriche, S. 384). P. de Lagarde sagt: „Wer Österreich erhalten will, muß für Österreich eine Aufgabe finden, welche wert ist, gelöst zu werden... Österreich muß sich ein von der Weltgeschichte gewolltes Ziel zu erreichen vorsetzen; dann wird dies Ziel, und der unaufhaltsame, harte, dringende Wille, zu diesem Ziele zu gelangen, Österreichs Leben sein.“ Die Rumänen wollen, daß Österreich eine freie, monarchische Schweiz werde (S. 400). Der Vicomte de Caix de Saint-Aymour sagt in der „Revue des Deux Mondes“ 1883 (55, S. 558): „Die Monarchie der Habsburger kann sich, wenn sie will, an die Spitze einer Föderation von jungen, starken Völkern stellen und im erneuten Europa wirklich das Kaisertum des Ostens werden.“ Auch Konstantin Frantz („Der Föderalismus“) will, daß sich diese Völkerschaften unter irgend einer Form an die österreichische Monarchie anlehnen. Die Idee des Anschlusses der ehemaligen Donaufürstentümer an ein Groß-Österreich datiert schon aus der Zeit des Fürsten Michael 1593—1601 (S. 415). Und der rumänische Geschichtsschreiber Sirbu sagt (1899) vom Fürsten Mateiu Bassaraba (1632—1654): „Wenn der Kaiser sein Huldigungsanerbieten angenommen hätte, würde heute unter den Fittichen des Habsburger Adlers das Rumänentum eine ewige Mauer an der Ostgrenze des Reiches bilden, dessen Nord-, Süd- und Westgrenzen wer weiß wie weit sich erstrecken würden“ (Popovici, S. 416). Die „Gazeta Transilvaniei“ spricht 1896 von einer Donauföderation mit einem föderativen Österreich an der Spitze als vom goldenen Traum der Nationen in Österreich-Ungarn und am Balkan. Georg Popovici hielt die Vereinigung aller Rumänen nur in Österreich und mit Österreich für möglich: „Die Geschichte zeigt den konstanten Trieb der Rumänen, sich an Österreich und die diesem Reiche zugrunde liegende Idee anzuschließen.“ Ebenso Aurel v. Onciul in der von ihm gegründeten rumänischen Monatsschrift „Privitorul“ und der rumänische Senator Soimescu 1889 in einem eigenen Buch: „Es ist natürlich, daß die Donau- und Balkanstaaten zu Österreich und zum Friedensbunde neigen. Es ist ein großer Unterschied zwischen der russischen Politik der Vernichtung und der österreichischen Politik der Erhaltung.“ Pirotschanaz trat 1892 rückhaltlos für den Anschluß aller Balkanländer an die Monarchie ein: „Überhaupt liefert Österreich den bedeutungsvollen Beweis, daß auch das moderne Prinzip der Nationalität mit

den anderen gesellschaftlichen und staatlichen Bedürfnissen eines Volkes in Einklang gebracht werden kann und daß verschiedene Nationen ihren Vorteil finden können, in einer staatlichen Gemeinschaft zu leben." Der Weg vom Dualismus zur Föderation sei nicht schwerer und weiter als der vom Zentralismus zum Dualismus. — Aurel Popovicis Buch hat eine große Literatur hervorgerufen. Man kann ihm aber vorhalten, daß die politische Aktivität der verschiedenen Völker eine sehr verschiedene ist; daraus erklärt sich historisch das Übergewicht der einen über die anderen. Dies Übergewicht ist zum großen Teil nicht nur dem Egoismus der einen, sondern auch der Lässigkeit der anderen zuzuschreiben und deren politischen Fehlern. Popovicis Gedanken wurden in der Wochenschrift „Großösterreich" ausgeführt.

Die „Österreichische Rundschau", herausgegeben von Doktor Alfred Frh. v. Berger und Dr. Karl Glossy, setzte mit November 1904 ein, ohne im ersten Band etwas besonders Programmatisches zu bringen. Dazu können allenfalls zählen Friedrich Frh. v. Wiesers Aufsätze „Über Vergangenheit und Zukunft der österreichischen Verfassung" (1, 65 ff.), Robert Siegers Auseinandersetzung über die Begriffe „Nation und Nationalität" (1, 659), M. Haberlandts Übersicht über die „Volkskunde in Österreich" (1, 436), die Notizen über das „Institut für österreichische Geschichtsforschung" (1, 164) und über die „Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs" (1, 224), die in diesem Jahr (1904) gegründet wurde. Im 2. Band (Anfang 1905) berichtete G. Turba über „Reichseinheit, Personalunion und Dualismus" (155) und über „Armee-Einheit und ungarisches Staatsrecht"; aber ein Mann aus der Bukowina, der Landtags-Abgeordnete Dr. Aurel v. Onciul, gibt in seinem Artikel über „Das österreichische Problem" (205) die treffende Erklärung (209): „Das der Entstehung Österreichs zugrundeliegende Moment ist daher weder die gemeinsame Dynastie noch irgend ein Erbrechts- oder Eroberungstitel, sondern einzig und allein nur die auf der Basis der gleichen Berechtigung erfolgte freiwillige Vereinigung der das Donaubecken bewohnenden, zum selbständigen Leben zu kleinen, zum Sterben zu großen Völker zur wechselseitigen Sicherung ihrer Existenz." Und weiter: „Dem Grundgedanken der Entstehung Österreichs und seiner Mission hätte es entsprochen, den Kampf gegen die Türkei bis zur Befreiung und Einverleibung der Donaufürstentümer und der gesamten Balkanhalbinsel fortzusetzen, wie es die Absicht des genialen Prinzen Eugen von Savoyen war." „Die politische Notwendigkeit bildet das Fundament, auf dem Österreich ruht." „Das nationale Problem ist zugleich auch das österreichische Problem." Onciuls Formel hat nur den Fehler, im Sinne von Rousseaus „Sozialem Kontrakt" allzu rationalistisch das Wachstum eines politischen Organismus der bewußten Willkür zuzuschreiben.

In den weiteren Bänden kommen für uns in Betracht des hochverdienten Professors H. J. Bidermann Aufsatz „Ungarn und die Armee bis 1848" (3, 519); „Die gemeinwirtschaftlichen Bestrebungen in Österreich" von Max Reinitz (4, 93); „Die habsburgische Monarchie und der einheitliche magyarische Nationalstaat" von E. Treumund (5, 239). Das Buch von Al. Peez „Die Aufgaben der Deutschen in Österreich" wird (5, 436)



besprochen. Im selben 5. Band, S. 192, wird darauf hingewiesen, daß nach der Trennung Norwegens von Schweden das zweitgrößte Reich Europas Österreich-Ungarn geworden sei nach Rußland; dann folgen: das Deutsche Reich, Frankreich, Spanien, Schweden, Norwegen, Großbritannien, Italien, Türkei. Hinsichtlich der Bevölkerung nahm die Monarchie nach Rußland und dem Deutschen Reich die dritte Stelle ein.

Leider äußert sich die erzliberale Tendenz der Österreichischen Rundschau in manchen Artikeln, so: „Der Ultramontanismus als Weltanschauung" von dem sattsam bekannten Professor Ludwig Wahrmund (6, 1) an leitender Stelle (1906) und in der unbedingten Empfehlung der „freien Ehe" oder der „kleinen Ehe" d. h. des Konkubinats durch Rosa Mayreder (7, 127). Die Anregung von Th. Gomperz „zur Reform des Herrenhauses" (6, 47) durch Berufung nach Berufsklassen und Fixierung einer Maximalzahl hat die Entwicklungsfähigkeit des Herrenhauses, ohne es zu wollen, sehr gehemmt; eine großzügige Politik ist nur zu machen, wenn die Regierung volle Freiheit der Berufung hat. Dagegen bedeutet der Artikel von Otto Janker über „Politik und Geographie" (7, 479) eine wesentliche Ergänzung und Berichtigung der Formel Onciuls, denn er sagt (482): „So ist die Monarchie geographisch zentralisiert, während sie ethnographisch und geschichtlich dezentralisiert erscheint. Die Geographie hatte mitten durch die Sitze der Völker ihre trennenden Grenzen geführt . . . So trachten die Völker auseinander, die Länder geographisch und wirtschaftlich zu einander." — Es fällt auf, daß gelegentlich des Salzburger Musikfestes von 1906 (8, 250) nichts vom österreichischen Gedanken in der Musik gesagt wird. Bei der Besprechung der 2. Ausgabe von Bernatziks österreichischen Verfassungsgesetzen kann man nicht das Bedauern unterdrücken, daß hier mehr analytische als synthetische Anschauung zur Geltung kommt. Manche, wie Rudolf Springer (Renner), sahen (sehr äußerlich) im allgemeinen Stimmrecht das Heil aller Politik, die Lösung aller Probleme (9, 289). Derselbe Mann, Sozialdemokrat, riet in der politischen Studie „Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichischen Monarchie" (Wien 1906), „abzuwarten, bis die magyarische Fiktion und Dekoration, von innen ausgehöhlt, in sich selbst zusammenfällt . . ., dieses sonst unfaßbare Rätsel der Hegemonie einer Minderheit über die Mehrheit." Also besprochen in der Österreichischen Rundschau 10, 11 (1907) von K. Brockhausen. M. Haberlandt hat es schwer, den Einwand der Biologie (Schallmayer, „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker") gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht zu entkräften (10, 128). Im weiteren Sinn gehören zu unsern Problemen noch die Aufsätze: „Das staatsrechtliche Verhältnis Kroatiens zu Ungarn" von J. Krsnjavi (10, 235) und „Magyarische Geschichtslügen" (10, 395) von einem sehr lesenswerten Ungenannten.

Der Aufsatz „Wiener Museumsfragen" von Frh. v. Weckbecker erinnert uns an all das, was unsere Museen für den österreichischen Staatsgedanken leisten könnten und sollten (11, 83). Ebenso auf anderem Gebiet der Aufsatz Ferd. Scherbers über „Ein österreichisches Musikarchiv" (11, 272). Gegenüber den Gefahren der utopischen Sozialdemokratie (nicht des berechtigten Sozialismus) wird „der Gedanke einer großen, öster-

reichischen Reichspartei" aufgestellt (11, 393). In diesem Sinn begann der „österreichische Flottenverein" zu wirken (12, 130). Klärend wirkten die Aufsätze über das Staatsrecht der Mährer von Ad. Bachmann (12, 164) und über die Zweideutigkeiten im ungarisch-kroatischen Ausgleich von Krsnjavi (12, 239). Letzterer schließt: „Die Kroaten haben stets mit Strömen Blutes ihre Loyalität besiegelt und niemals mit fremden Mächten konspiriert. Doch nein! Sie sollen mit einer fremden Macht konspiriert haben, — mit Österreich gegen die Zerreißung der habsburgischen Monarchie!"

Professor Hans Delbrück beginnt seine „Eindrücke und Gedanken bei einer Reise durch Österreich" (13, 165) mit dem Satz: „Österreich hat angefangen, den Reichsdeutschen interessant zu werden," und er schließt: „Österreich hat noch eine große Zukunft vor sich . . . die führende Stellung unseres Volkstums (des deutschen) in dieser Völkerkomposition ist unzerstörbar und je höhere Ziele der Staat als Großmacht sich steckt, desto besser ist sie gesichert." — Im Aufsatz von Professor Gustav Seidler „Die rechtliche Natur der österreichisch-ungarischen Monarchie" (13, 255), wird allzu formalistisch gegen Bidermanns historische Auffassung der Gesamtstaatsidee und gegen Dantschers Einheitsauffassung mit parlamentarischem Vierkammersystem polemisiert. Mit Recht wird aber Bernatziks Unklarheit notiert. Falsch ist der Satz (240): „Betrachtet man die Krone als das Symbol monarchischer Staatlichkeit, so können wir abschließend sagen, daß der Kaiser die Kronen des österreichischen und des ungarischen Staates auf seinem Haupte vereinigt, nicht aber auch eine dritte gesamtstaatliche Krone." Das wird durch die neue Wappenregelung vom Oktober 1915 widerlegt, wo diese dritte Krone als Krone des Hauses Österreich erscheint, allerdings leider nur in königlicher, nicht, wie es richtig wäre, in kaiserlicher Form. Siehe darüber mein Buch von der österreichischen Kaiserkrone.

Im 16. Band (1908) der Österreichischen Rundschau (277) wird des Grafen Ludwig Crenneville Broschüre „Groß-Österreich?" besprochen von E. Treumund. Crenneville korrigiert Popovicis Werk über „Die vereinigten Staaten von Groß-Österreich" dadurch, daß er die historischen Individualitäten der einzelnen Länder nicht ganz aufgelöst wissen will. Die Monarchie ist ihm kein zufälliges oder künstliches Gebilde, sondern eine Notwendigkeit, ebenso für das europäische Gleichgewicht wie für alle Angehörigen der Monarchie. Allen ungarischen Parteien wird vorgeworfen, daß ihr Ziel auf Loslösung von der Monarchie gerichtet ist, der Dualismus sei nur als Übergang dazu zu betrachten. Das Heil dagegen sieht Crenneville im Föderalismus, einer gemeinsamen Reichsvertretung mit direkten Wahlen, lediglich für die gemeinsamen Angelegenheiten, sonst möglichste Autonomie. „Kein Recht, auch nicht das legitimste und verbriefteste Staatsrecht ist Selbstzweck." Das Volk muß nur einmal dazu gebracht werden, seine Bedürfnisse selbst zu erkennen und zu formulieren, statt diese Aufgabe Berufspolitikern zu überlassen. — W. Fred betont (17, 64) die Wichtigkeit staatlicher Kunstpflege für den Staat selbst.

Ein Peregrinus schlägt 1909 (18, 257) zur Lösung der Balkanfragen „Die vereinigten Donaustaaten" vor. Hermann Bahrs „Dalmatien" findet (18, 486) wenig Verständnis als eine der wichtigsten Etappen in



der Entdeckungsgeschichte Österreichs. Frh. W. v. Weckbecker sieht mit Recht (19, 178) in „Denkmalpflege und Heimatschutz" wesentliche Fundamente des Staatsbewußtseins. H. Kretschmayr bespricht Friedrich Meineckes Buch über „Weltbürgertum und Nationalstaat" (19, 275) freilich mit nur nebensächlicher Berührung des österreichischen Problems.

J. Ankwicz (21, 420) sagt bei Erörterung der „Grundlinien der inneren Entwicklung Österreichs" sehr richtig, daß „die Gestaltung der inneren Verhältnisse Österreichs nach außen hin den Eindruck eines Zersetzungsprozesses macht, während es in Wirklichkeit ein Entwicklungsprozeß ist. Man glaubt, Österreich ringe einen Todeskampf, in Wirklichkeit kämpft es einen Lebenskampf durch".

Als Kern der „österreichischen Politik" bezeichnet es Alfred Ebenhoch 1910 (22, 323): „Österreich hat vier Wurzeln seiner Kraft: den christlichen und im besondern den christkatholischen Glauben seiner Bewohner, die Gleichberechtigung seiner Völker, ein von der Natur reich ausgestattetes Gebiet und ein um das Wohl aller seiner Völker so innig besorgtes Herrscherhaus." — Aurel Popovici stellt (22, 332) der falschen „magyarischen Staatsidee" die legitime Staatsidee entgegen, die über dem Dualismus steht. Graf Ludwig Crenneville sieht bei dem angeblichen „Mangel eines Reichsgedankens in der österreichisch-ungarischen Monarchie" (23, 83) den Reichsgedanken nur bei der Krone lebendig. — K. Brockhausen wünscht „ein Buch über die österreichischen Nationen" (23, 165), ein geistiges Korrelat zum Museum für österreichische Volkskunde, eine Blüte des allzu umfangreichen Kronprinzenwerks von 1887 bis 1902. — Mit Recht empört sich A. Tovaros über die vom ungarischen Unterrichtsminister Apponyi autorisierten „historischen Lesestücke" (23, 175) darin er den Herrscher und seine Ahnen „in der schnödesten Art angreifen und an den Pranger stellen" ließ. „Dieses jeder geschichtlichen Wahrheit geradezu ins Gesicht schlagende Pamphlet" hat den Zweck, „die heranwachsende ungarische Jugend zu vergiften", wenn sich nicht der gesunde Sinn der ungarischen Nation dagegen auflehnt. — Harald Steinacker (23, 247 und 325) wendet sich in Artikeln „Zur Frage nach der rechtlichen Natur der Gesamtmonarchie" gegen des Grafen Albert Apponyi englisch geschriebenen Essay „Österreich und Ungarn", fußend auf Friedrich Tezners Buch „Der Kaiser" 1909 (Österreichisches Staatsrecht in Einzeldarstellungen, I). Darnach erscheint „als einzige der rechtlichen Natur der Realunion angemessene Form der Bundesstaat", nicht der heutige Dualismus. Die falsche Geschichtsauffassung Apponyis „täuscht die Nation über ihre eigene Vergangenheit, weckt falsche Vorstellungen über die einstige Macht- und Rechtstellung des Staates und verschleiert die wahren Macht- und Interessenverhältnisse" (S. 339). — Dem widersprach Graf Theodor Zichy (24, 1); er leugnete den Begriff eines Gesamtstaats und erklärte, Steinacker und Tezner „mögen noch so viele Bücher schreiben, ihr Beweismaterial wird uns Ungarn niemals zu ihren Ansichten bekehren". Da hört sich freilich jede Wissenschaft auf, wenn man nicht bekehrt werden will. Eine Entgegnung von Steinacker (24, 169) zitierte denn auch Laveleys Wort von 1866: „Die Magyaren sehen nichts, als was ihrem Begehren konform ist; sie sind blind für





alles, was dem entgegensteht." Er beschuldigte Apponyi, das Ausland falsch über österreichisch-ungarische Verhältnisse zu informieren und einseitig Stimmung machen zu wollen; aber das habe ins Gegenteil umgeschlagen. — Ein Anonymer redet schon (24, 394) von „Parlamentsmüdigkeit". — Auch Hans Delbrück findet (25, 1), daß sich der Parlamentarismus trotz oder vielmehr infolge des allgemeinen Wahlrechts als völlig impotent und negativ erwiesen habe. Die Krone müsse auf außerkonstitutionellem Wege das politisch und sittlich Notwendige schaffen, da die unzutreffende Konstitution gänzlich versagt habe. — Auch Joh. Ankwicz betrachtet (25, 333) in diesem Sinn das sogenannte österreichische Problem. Da ein „Erobervolk" fehle, erscheint „die Dynastie inmitten der ewig wechselnden Erscheinungen als der einzige (?) feste Punkt des Staates, als die Trägerin der Staatsidee". Die Nationalitätenfrage läßt sich aber nicht durch eine Formel von heut auf morgen lösen. Sie ist die Eigenart, das Wesen und das Leben des Staates. Übrigens bildet sich doch geschichtlich ein spezifisches Österreichertum heraus, wie eine politische Nation in der Schweiz. Der österreichische Deutsche, Slawe usw. unterscheidet sich merklich vom Reichsdeutschen, Russen usw. infolge der spezifischen politischen Idee Österreichs. Es gibt kein „österreichisches Problem", das problematischer wäre als irgend das Problem eines bestehenden Staates. Die nationalen Gegensätze sind nur verschwindende Momente in dem großen historischen österreichischen Entwicklungsprozeß.

Sehr scharf setzt im Jahre 1911 in der „Österreichischen Rundschau" die Erörterung des Staatsgedankens ein. Als Vorbote der Zweihundertjahrfeier der Pragmatischen Sanktion erschien G. Turbas Buch über „Die Grundlagen der Pragmatischen Sanktion" und wurde (27, 412) seiner Bedeutung nach gewürdigt. Aber von ebenso großer Bedeutung ist auch das staatsrechtliche Duell zwischen dem ehemaligen ungarischen Minister Graf Albert Apponyi und den Vertretern der Gesamtstaatsidee. Der radikale Ungar tritt (28, 165 ff.) für die „volle Souveränität des ungarischen Staates und der ungarischen Königskrone" ein. Er sucht den in den ungarischen Gesetzen selbst vorkommenden Begriff eines „Gesamtreichs" (birodalom; Monarchia Austriaca) abzuschwächen durch advokatorische Mittel. Er ruft gegen die unleugbare Tatsache, daß Stephan der Heilige sein Reich auf deutsches Staatsrecht gebaut hat, den „turanischen Volksgeist" an (255). Er erklärt das, was ihm im Text ungarischer Akten nicht paßt, als „Redaktionslapsus" (260). Er ersetzt den Begriff Reich oder Gesamtstaat durch Umschreibungen wie „Besitzkomplex", „Besitzverband", „Länderverband", er will den Ausdruck „gemeinsam" nicht im staatlichen Sinn verstanden wissen. Er tadelt den 1887 abgeschlossenen Grenzvertrag mit Rumänien, weil da von einer „österreichisch-ungarischen" Grenze gesprochen wird, da es sich doch nur um die ungarische Grenze handle. Wohl toleriert er den Ausdruck „Habsburgische Monarchie" — obwohl es kein Haus Habsburg, sondern nur ein Haus Österreich gibt, welchen echten Namen „Österreich" seine Partei aber unangenehm empfindet. Er schließt mit der Erklärung (421), daß „die intransigente Anhänglichkeit Ungarns an seine nationale und staatliche Selbständigkeit eine irreduktible



historische und völkerpsychologische Tatsache ist und daß diese irreduktible Tatsache für die Monarchie ein Element der Kraft oder der Schwäche sein kann, je nachdem man sie rückhaltslos anerkennt oder immer wieder den vergeblichen Kampf gegen sie versucht". — Ihm antwortet sofort Tezner (29, 259 ff.), indem er Dantschers und Bidermanns Konstruktion eines Bundesstaats mit der im Lager Apponyis stehenden Konstruktion Haukes und Bernatziks zu vermitteln sucht: es handle sich um eine verwickelte staatliche Organisation. Er beruft sich auf die Vorarbeiten von Bidermann, Hock, Huber, Luschin, Turba, Steinacker, Zehntbauer über die „geschichtliche, im europäischen Staatenleben sich machtvoll bekundende Entwicklung des österreichischen Gesamtstaates" oder der „Gesamtmonarchie", des „Reiches"; vor allem auf seine eigene Monographie „Der österreichische Kaisertitel" 1899. Tezner erkennt, daß hinter dem ungarischen Staatsrecht noch etwas anderes steckt: „Die vermeintliche Demokratie der Ungarn ist eine aristokratische Oligarchie . . . Auch heute kann das magyarische Volk sich zur Vollendung des Konstitutionalismus durch Anerkennung der Gleichberechtigung aller Nationalitäten wegen des damit verknüpften Verlustes seiner Vorrechte nicht entschließen." Die Geltung der Gesamtmonarchie des Kaisers von Österreich steht durch das Reskript vom 17. August 1804 rechtsförmlich fest. Der ungarische Landtag erklärt 1807 selbst Ungarn als eine „ditio austriaca", als ein dem Hause Österreich unterworfenes Land. Monarchia austriaca bedeutet die Gesamtheit der dem Hause Österreich unterworfenen Länder (355). Der ungarische Ausdruck „birodalom" ist wohl mehrdeutig, aber ebenso wie das ihm vollkommen äquivalente deutsche „Reich", das sowohl Staat wie Herrschaftsbereich bezeichnet. Dieser Ausdruck ist im Ausgleich von 1867 festgehalten, weil er sonst vom Kaiser nicht sanktioniert worden wäre (357). Er hat hier zweifellos die Bedeutung Herrschaftsbereich als Herrschaftsobjekt, aber auch als „einheitliches Subjekt staatlicher Herrschaft", wo von den „Lebensbedingungen des Reiches", von „Kraft und Macht des Reiches", von der „Vertretung des Reiches gegenüber dem Ausland" die Rede ist. Nach dem Handschreiben vom 14. November 1868, das im Einvernehmen mit Ungarn erlassen wurde, soll dies Reich alternativ mit „Reich" als „Monarchie" bezeichnet werden; damit soll nicht ein Bündnis zweier Staaten, sondern die „Gesamtheit aller unter einem Zepter verfassungsmäßig vereinigten Länder" bezeichnet werden. Der König von Ungarn tritt nicht paritätisch neben dem Kaiser von Österreich auf, der Name Österreich ist der Monarchie vorbehalten. (Wenn heute nach der Wappenregelung von 1915 Cisleithanien doch Österreich genannt wird, so hat man eben von diesem Kleinösterreich, wie vom Erzherzogtum Österreich, die Monarchie Großösterreich zu unterscheiden.) Alle Länder der Pragmatischen Sanktion werden 1867 im Verhältnis zu anderen Staaten Einem Staate gleich geachtet. Darum war ja eben die intransigente Minorität 1867 gegen diesen Ausgleich; sie sah mit Recht in der Delegation ein gemeinsames Parlament, den Widerspruch einer ungarischen Unabhängigkeit; darum war sie gegen den Ausdruck „birodalom", auf welchem aber der Kaiser bestand. Der Ausdruck „gemeinsam" bedeutet im Wesen überall nur einheitsstaatlich. Ungarn fehlte ebenso wie Böhmen die materielle Souveränität, die Autarkie, sich allein selbständig zu behaupten

und zu erhalten, darum der notwendige „Nexus subditelae", wie ihn die pragmatische Sanktion formuliert (362). Der Gesamtstaat beruht seit 1526 auf dem Verlust des Selbstbehauptungsvermögens der schutzbedürftig gewordenen Königreiche Böhmen und Ungarn (429). Schon Andrassy formulierte dies Verhältnis dahin, daß sich die pragmatisch festgelegte Untrennbarkeit des Länderbesitzes oder des Herrschaftsbereiches des Hauses Österreich mit der Unabhängigkeit Ungarns nicht vertrage (Wertheimer, Andrassy, 1911, S. 259). „Die Folgerungen aus dieser Erkenntnis (sagt Tezner 431) zieht nun der Ausgleich des Jahres 1867, in welchem die ungarische Nation sich feierlich zur Pragmatischen Sanktion bekennt und demgemäß das Prinzip ihrer staatlichen Unabhängigkeit dem umfassenderen der Untrennbarkeit des Gesamtverbandes oder, wie es dort heißt, den Lebensbedingungen des Reiches soweit unterordnet, als es für dessen Fortbestand notwendig ist." Dabei ist es gleichgiltig, ob sich Ungarn als souverän erklärt oder sich seine Souveränität durch wen immer bezeugen läßt (433). Auch Apponyi selbst muß anerkennen, daß Ungarn zu den Ländern der Monarchia Austriaca gehöre, daß die Unabhängigkeit Ungarns nicht die „Vollsouveränität" eines isolierten Einheitsstaates ist (435). Tezner schließt mit der These: „Der Gesamtstaat, der war, ist und wird immer sein der Kaiser aus dem Hause Österreich oder der Regent der Monarchie von Österreich, zu der, wie Apponyi selbst zugesteht, auch Ungarn gehört . . . Der Kaiser von Österreich, als Träger der ihm aus der Vereinigung aller Länder zufließenden koërzitiven, konservativen Macht, bildet die Lebensbedingung nicht nur der Monarchie, sondern auch ihrer beiden Staaten!" — Ich halte freilich dafür, daß diese These durch die Erkenntnis ergänzt werden muß, daß der Kaiser der Exponent der gesamtstaatlichen Idee ist, die mit ihm zugleich geschichtlich, geographisch, politisch usw. feststeht. Ungarn und die andern Länder Österreichs haben 1722 nicht der Dynastie wegen die pragmatische Einheit formell festgelegt, sondern sie haben der notwendigen pragmatischen Gemeinsamkeit wegen den einheitlichen Herrscher gefordert. Sie haben ihn nur deshalb so feierlich in all seiner Deszendenz anerkannt, um die reale Einheit seines Reichs, seiner Monarchie durch die Einheit des Herrschers zu sichern und zu bedingen. — In Band 29 der Österreichischen Rundschau (S. 67) wird auch Hermann Bahrs Buch „Austriaca" besprochen, ohne volles Verständnis. Anerkennend wird der Satz hervorgehoben, daß der Krebsschaden, der das Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn bedroht, die Herrschaft der Gentry ist, „diese Kaste der ungarischen Grundherren, mit der wir uns nicht verständigen können, weil sie selbst jede Verständigung mit uns zu behindern sucht, um ebendadurch ihr Vorrecht im eigenen Lande zu behaupten. Die Klasse der adeligen Grundherren in Ungarn sucht die demokratische Leidenschaft, die ihrer Herrschaft droht, in eine nationale zu verwandeln, die sich in imaginären Gefahren erschöpfen soll. Deshalb stellt sie fortwährend neue nationale Forderungen an die Dynastie, die, sobald sie erfüllt sind, ihr sogleich schon wieder nicht mehr genügen, weil es sich ja der regierenden Klasse der Grundherren gar nicht darum handelt, irgendeine Forderung erfüllt zu sehen, sondern vielmehr darum, mit unerfüllten Forderungen das Volk aufzuregen, um so den

politischen Haß der unterdrückten Klassen von ihnen selbst ab, über die Grenze zu wenden". — Wilh. v. Dorotka-Ehrenwall schildert „Kroatiens Todeskampf" gegen die Magyaren. Die Politik Ungarns, die es seit 1102 Kroatien gegenüber befolgt, muß zu einer Katastrophe führen, zur Auflösung der staatlichen Gemeinschaft auf der Ausgleichsbasis (244).

Harald Steinacker erwidert (30, 161) auf Apponyis Polemik. Er zitiert das Wort des deutschen Staatsrechtslehrers Rehm: „Moralisch verzeihen und politisch verstehen läßt sich Ungarns Vorgehen nicht. Ungarn hält nicht Bundestreue und untergräbt sein eigenes staatliches Dasein, wenn es für sein Verhältnis zu Österreich Realunion und Staatenbund durch Personalunion und Allianz ersetzen, vor allem Heer und Politik für beide Staaten trennen will." (Allgemeine Staatslehre, Sammlung Göschen 358, S. 41.) Dagegen sagt Steinacker: „Die Annalen der Weltgeschichte kennen nur ein Österreich, kein Österreich und Ungarn. Daher gilt im Ausland die Monarchie ohne Rücksicht auf ihre dualistische innere Form immer noch als Einheit. Für die großen Zusammenhänge der Geschichte und der internationalen Politik tritt eben die juristische Form ganz zurück vor dem realen Machtinhalt und der tatsächlichen Einheit der politischen Willensrichtung" (165). Die Einheit des Herrschers ist seit der Pragmatischen Sanktion etwas rechtlich gewolltes, eine wechselseitige Bindung, nicht ein Zufall wie die Personalunion Hannovers mit England von 1714 an. König von Ungarn darf kein anderer als der Kaiser von Österreich sein mit allen seinen konstitutionellen Rechten und Pflichten gegen Österreich. Eine einseitige Lösung des Verbandes ist staatsrechtlich ausgeschlossen (167). Nach Lamp (Jahrbuch des öffentlichen Rechts 1911) hat durch die garnicht in solcher Absicht erlassenen Gesetze zur Regelung des Verfassungszustandes von Bosnien auch die Verfassung der Monarchie eine Wandlung auf Kosten des strengen Dualismus und zugunsten der stärkeren Ausprägung einer Reichsgewalt erfahren (169): wie denn jede Verfassungsänderung in Österreich auf Ungarn einwirkt und umgekehrt. „Die tatsächliche Vorherrschaft Ungarns in der Monarchie hat zum Teil ihren Grund darin, daß es in Cisleithanien an klaren staatsrechtlichen Anschauungen, ja am Interesse für die theoretischen Fragen des Staats- und Verwaltungsrechts fehlt." „Auch die österreichische Wissenschaft ist nicht frei von Schuld . . . Erst in jüngster Zeit (abgesehen von Lustkandl) ist sie auch für dieses Teilgebiet zu frischerem Leben erwacht" (170). Tezner hat angedeutet (29, 435), daß „die ungünstige Gestaltung seiner akademischen Laufbahn ein unwiderlegliches Zeugnis liefert", wie wenig Erfolg in Österreich ein österreichischer Staatsrechtslehrer hat, der für die „Realität der österreichischen Gesamtstaatsidee" eintritt. Tonangebend ist vielmehr die zersetzende Methode Bernatziks gewesen und sie hat auf Generationen von Studenten in dieser Art eingewirkt.

Steinacker weist weiterhin auf des Grafen R. Coronini-Cronberg Broschüre „Österreich und Ungarn" (1910, Braumüller) hin, die auch gegen Apponyi gerichtet ist. Er zitiert (250) Lamps Nachweis, daß die Bosnier, die weder ungarische noch österreichische Staatsbürger sind, Reichsbürger sein müssen, weil sie in staatsbürgerlichen Verhältnissen



stehen, die durch die bosnische Landesangehörigkeit nicht erklärbar sind. Auch Coronini zeigt, daß es ein spezifisch österreichisch-ungarisches Gebiet gibt, nicht bloß ein österreichisches oder ein ungarisches Gebiet, und er gibt Anregungen zur Wappenfrage des Reichs und der Reichsteile. Die Ungarn sind freilich eine „Advokatennation" von überwiegend formaler Begabung ohne Rücksicht auf sachliche Richtigkeit (255). Schließlich wiederholt Steinacker (257) „— unbekümmert um Widerspruch und Mißdeutung bei den eigenen Volksgenossen — ... die Lehre, daß der Dualismus (besonders in seiner magyarischen Auslegung) die Lebensbedürfnisse der Monarchie in der Gegenwart nicht befriedigt, weil er ihrer Vergangenheit, ihrem historischen Lebensgesetz, widerspricht, und daß nur im Rahmen einer strafferen Reichseinheit alle Völker der Monarchie die Stellung erlangen können, welche ihnen nach ihrem kulturellen und staatlichen Wert zukommt."

In ähnlicher Absicht beginnt (30, 1) Markgraf Alexander Pallavicini einen „Appell an den Großgrundbesitz" mit den Worten: „Schüchtern wohl, aber schließlich doch, erheben sich nicht bloß bei uns, sondern sogar von Ungarn her Stimmen, die nach langem, höchst bedauerlichem Schweigen endlich der Gesamtmonarchie das Wort reden." Dieser Absicht dürfte wohl auch die von Moßhammer (30, 399) besprochene „Österreichische Bürgerkunde" von H. Rauchberg (1911) entgegenkommen.

Im 33. Band (403) schreibt E. Treumund über die Annäherung zwischen Deutsch-Österreichern und Magyaren, die „während der jüngsten Delegationssession im Hinblick auf die bedenkliche Rückwirkung der unerwarteten kriegerischen Erfolge der Balkanstaaten (1912) auf die künftige Haltung der Südslawen in der Monarchie angebahnt worden ist". Er verlangt von den Ungarn wirkliche Gleichstellung aller Volksstämme, wie sie in Österreich besteht.

Zur selben Frage nimmt im folgenden Jahr 1913 Rud. Brandsch (34, 87) Stellung. Als Mitglied des ungarischen Reichstages, als ein ungarischer Deutscher erblickt er in einer starken, einheitlichen österreichisch-ungarischen Monarchie ein „nationales Interesse seines Volkes". — Anton v. Mörl bemerkt (34, 415), es sei in den letzten Wochen (Anfang 1913) das Wort vom „österreichischen Imperialismus" aufgetaucht. Er begrüßt es als Gegengift gegen den grassierenden Skeptizismus; dessen Grund liege in der „maßlosen Überschätzung des Nationalitätenprinzips". In Österreich sind die geographischen Verkehrsverhältnisse günstig zur Bildung einer „österreichischen Nation"; denn kaum ein Staat Europas ist geographisch so abgerundet, wie gerade die Monarchie mit der Donau als leider noch nicht ausgenützten Verkehrsader. Eben die günstigen geographischen Verhältnisse sind so mächtig, eine Nation im höheren Sinne, also nicht eine sprachliche Einheit, sondern eine Interessengemeinschaft, ein „Zusammengehörigkeitsgefühl bis zur Selbstverständlichkeit" zu erzeugen (419).

Friedrich Tezners Werk „Die Volksvertretung" (1912), Fortsetzung des ersten Teiles des Werkes „Österreichisches Staatsrecht in Einzeldarstellungen": „Der Kaiser" (1909) wird besprochen (242) und der Satz



hervorgehoben: „Alles in allem stehen die beiden sogenannten Ausgleichsgesetze als Schleuderarbeit ohne Beispiel da.“ Das Parlament vernichtet sich selber durch seine nationalistische Psychose und Obstruktion. — Auch Franz Jesser (35, 410) spricht von den Ursachen der Parlamentsohnmacht und der großen Macht der Krone. „Dynastie und deutsches Volk gedeihen zusammen... Wir Deutsch-Österreicher haben eine alldeutsche Mission zu erfüllen, wenn wir diesen Staat erhalten“, da „die europäische Machtstellung des deutschen Volkes und damit seine internationale Bedeutung darauf beruht, daß dieser Staat besteht, weil in ihm durch uns ungeheure slawische Kräfte gebunden werden... Uns Deutsch-Österreichern allein ist der Gesamtstaat mehr als ein Ausschnitt aus der Landkarte oder ein erheirateter Hausmachtbesitz: uns ist er noch ein Imperium, das bestimmte geschichtliche Aufgaben zu erfüllen hat... Die Dynastie ist nicht die Staatsidee, sie prägt sich in ihr nur am reinsten und sichtbarsten aus“. Dagegen ist das Parlament der ungeeignetste Ort zur Lösung der Nationalitätenfrage; man muß das Parlament „anationalisieren“. — Zum 200. Jubiläum der Pragmatischen Sanktion erschien nun auch der zweite Teil von Gustav Turbas „Grundlagen der Pragmatischen Sanktion“; besprochen 35, 399.

E. v. Woinovich empfiehlt mit Recht vor allem „Weckung und Pflege historischen Sinns“, um das österreichische Bewußtsein zu befestigen (36, 22.) Ein Industrieller empfiehlt den „Imperialismus als Lebensnotwendigkeit unserer Monarchie“ (36, 79).

Auch Henry Wickham Steed betrachtete in seinem 1913 in London erschienenen Buch „The Hapsburg Monarchy“ das Reich als monarchische Einheit. Dieser bekannte Korrespondent der Times war auch einige Jahre vorher bei mir und schien sehr offen für einen Abfall Österreichs vom Bund mit dem Deutschen Reich zu agitieren, wurde aber dann um so mißmutiger über uns, als er sah, daß seine Stimmungsmacherei bei uns nicht verfing. Er anerkannte aber in dem Buch die „geheimen Lebenskräfte und das, wenn auch nur halbbewußte Gefühl der Zusammengehörigkeit der Völker“ der Monarchie. Besprochen in der „Österreichischen Rundschau“ (38, 360).

Prof. Fr. W. Foerster hielt im März 1914 bei seinem Abgang von Wien nach München eine Abschiedsvorlesung über „Das österreichische Problem vom ethischen und pädagogischen Gesichtspunkte“. Darüber berichtete er selbst in der „Österreichischen Rundschau“ (39, 255): „Das österreichische Problem hat eine providentielle Bedeutung für die politische und religiös-sittliche Kultur der ganzen Welt... So vollbringt ein Staatswesen, das die entgegengesetztesten Rassen zu staatlicher Gemeinschaft organisiert, eine Kulturaufgabe von allgemeinster Bedeutung. Das ist von denkenden Österreichern schon mehrfach hervorgehoben, aber noch nicht genügend in alle staatsbürgerlichen Konsequenzen entwickelt worden. Und im Ausland hat man merkwürdiger Weise von dieser providentiellen Bedeutung Österreichs noch keine Ahnung.“ Es ist sicher, „daß die politischen Kräfte, die sich im stillen in Österreich ausbilden, noch eine große Zukunft in der europäischen Geschichte haben“. „Erfreulich ist die kürzlich vollzogene Begründung der „Austria nova“, der Vereinigung



zur Förderung des nationalen Friedens unter den österreichischen Völkern." Das österreichische Staatsgebilde ist „ein Triumph des Geistes über die Natur". Aber nur das Christentum kann die Völker davor bewahren, daß sich Grillparzers Wort verwirklicht: „Von der Humanität durch die Nationalität zur Bestialität." „Das österreichische Problem ist der Boden, auf dem zwei große Probleme in vorbildlicher Weise gelöst werden können: größte Sicherung der nationalen Selbständigkeiten und zugleich zielbewußte Einordnung der Nationalitäten in ein höheres organisatorisches Prinzip." Bergsons Parole des „Aktivismus" muß der passiven Unterwerfung der Persönlichkeit unter die Diktatur der materiellen Umstände entgegengesetzt werden. Foerster fand es mit Recht töricht, daß man in Österreich die „Wacht am Rhein" singe, wo es doch hier viel wichtigere Interessen zu verteidigen gilt als den fern abliegenden Rhein. Er lobt des Tirolers J. Burger „Österreichischen Granit" (Paderborn 1914), und schließt: „Nur eine neue religiös-sittliche Konsekration der Beziehungen zwischen den Völkern kann die Kraft zu einer Lösung des österreichischen Problems verleihen und ein begeisterndes Ideal für die staatsbürgerliche Erziehung der österreichischen Jugend begründen."

J. Szterenyi sieht nun (40, 285) im Weltkrieg „die Monarchie, wie sie ist und sein soll", sich entfalten. Hugo v. Hofmannsthal betont (41, 97), „die Bejahung Österreichs" im gegenwärtigen Augenblick. Der österreichische Gedanke hat heute seine Heimstätte in den Taten der Armee. „Der Staat, dessen Unglück es war, seinen historischen Schwerpunkt verloren und einen neuen noch nicht definitiv gefunden zu haben, ist für die Dauer der weltgeschichtlichen Krise dieser Sorge enthoben; sein Schwerpunkt ist das Heer." „Die Analogie mit 1683 drängt sich auf und stärkt das Herz: der Anstoß jener einen großen Defensivtat schuf uns eine Kunstblüte, die ausgesprochen österreichisch ist . . ., eine innere Stärkung und Wiedergeburt ohnegleichen . . . Die Hoffnung, daß uns ähnliches zum zweitenmal beschieden ist, . . . gibt der allgemeinen Seelenstimmung den Auftrieb . . . Die Armee ist . . . das stärkste Phänomen politischen Lebens, . . . das Lebensgefühl, das bei uns aufstrebt, ist das eines jungen . . . Organismus . . . Geist und Sittlichkeit, von einem Punkte so mächtig ausgestrahlt, greifen um sich, und die Stimmung hinter dieser Armee hat etwas morgendlich Mutiges, etwas Koloniales, mit dem Hauch der Zukunft Trächtiges" wie nach 1683. — A. Müller-Guttenbrunn schließt seine „Wiener Zukunftsmusik" (41, 181) mit den Worten: „Unsere Waffenbrüderschaft (mit dem Deutschen Reich) muß auch im Frieden gelten . . . Wie Wien diese günstige Zeit nützen mag, das ist eine große Frage. Wenn Wiener Mode, Geschmack, Anmut, Temperament, Kunst in den nächsten Jahren nicht das Deutsche Reich erobern, dann müßten wir von allen guten Geistern verlassen sein . . . Wien muß das deutsche Paris werden." — Friedr. v. Wieser sieht im Krieg die Entwicklung Österreichs und sagt: „In den Wehen des Krieges erlebt die Monarchie ihre politische Wiedergeburt, eine zweite reichere Jugend" (41, 269).

Einen sehr wichtigen Beitrag zur Befestigung des österreichischen Staatsgedankens hat der Geograph Rob. Sieger geliefert durch wissenschaftliche Feststellung der einheitlichen geographischen Grundlage der



Monarchie. So schon in dem Aufsatz „Die geographischen Voraussetzungen des Weltkriegs" („Österreichische Rundschau" 42, 249). Er zeigte „in Verbindung mit dem Verlauf der Gebirgsrichtungen die Sonderstellung des Donaustaates Österreich-Ungarn, den wir kurz als die Südostabdachung Mitteleuropas bezeichnen dürfen . . . Das Deutsche Reich kehrt den Gebirgswall seiner Westseite, unsere Monarchie die Naturmauern und Gebirgshochburgen ihres Südens und Ostens vom befreundeten Nachbar ab; beide lehnen sich mit dem unbeschirmten Rücken aneinander. In dieser verkehrsgeographischen Aufschließung hat *Supan* schon vor Dezennien die geographische Begründung ihres Bündnisses gefunden, wie in der doppelten Abdachung Mitteleuropas die seiner politischen Zweiteilung." Das stammt „aus dem gemeinsamen Erbe des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation". Die vom Reich abgebröckelten Kleinstaaten liegen vor Deutschlands Westseite; andere Kleinstaaten vor Österreichs Südosten. „Während das Deutsche Reich seine Zukunft im Nordwesten auf dem Meere sucht, ist es die historische Mission Österreichs, die mitteleuropäische (deutsche) Kultur nach Südosten zu tragen und vor Angriffen zu schützen. Die natürlichen Verkehrslinien weisen unsere Monarchie . . . auf den alten Heerweg über Belgrad nach Saloniki und Konstantinopel. Die Erwerbung Bosniens beruhte darauf." Die veraltete Flußgrenze bedarf heute stärkerer Sicherung. Österreich bildet mit dem Deutschen Reich zusammen als Mitteleuropa das Herz der alten Welt und das Zentrum ihres Geisteslebens.

Rob. *Sieger* hat in einer eigenen Schrift „Die geographischen Grundlagen der österreichisch-ungarischen Monarchie und ihrer Außenpolitik" (Leipzig, Teubner 1915) behandelt und ferner in der „Österreichischen Rundschau" (42, 282) auch „die sogenannten Naturgrenzen Italiens" von diesem österreichischen Standpunkt aus kritisiert. Sieger zeigt in jenem Buch, wie sich die Geschichte Österreichs, seiner einzelnen Länder und seiner Gesamtheit fast ganz naturwissenschaftlich aus den geographischen Vorbedingungen ergibt. Die Zukunft weist über Serbien nach Salonik und auf den Landverkehr über Kleinasien nach Mesopotamien hin.

Karl *Lamprecht*, der berühmte Historiker, steuerte kurz vor seinem Tode zu den „Liebesgaben aus dem Deutschen Reiche" („Österreichische Rundschau" 1915) einen Aufsatz bei über „*Das neue heilige römische Reich deuscher Nation*". Er sagt (82): „Dieses römische Reich war eine der genialsten politischen Bauten, die die Geschichte Europas überhaupt gesehen hat." Und: „Ich darf es mit Stolz aussprechen: in meinem ganzen bewußten Leben habe ich auch nicht einen Augenblick einen Zweifel gehabt, daß Österreich Aufgaben wie diejenige, die ihm jetzt gegeben ist, in der vollsten Ausbildung seiner Kräfte und in unbedingter Einigkeit seiner Völker lösen wird. Ich bin früh durch Österreich gefahren und gewandert . . . und ich bin begeistert und erhoben gewesen von der vollen Kraft dieser Länder und ganz besonders des deutschen Elements in ihnen, freilich auch . . . von der Ehrwürdigkeit der Verwaltung und dem Sanftmut dieser *höheren staatlichen Formen* . . . Zum Kopfschütteln vieler habe ich auch schon früher, noch dazu gedruckt, behauptet, *Österreich sei ein besonders moderner*

Staat, wenigstens, wenn man wolle ... Für den modernen Staat ist eine Doppelteilung kaum zu umgehen. Die großen Beziehungen sind einheitlich, die gemütvollen kleinen, qualitativ kulturellen, sind lokalisiert zu gestalten. Hier ergibt es sich, warum der moderne Staat sich föderalistisch fortbildet." Lamprecht schlägt nun eine Art Personalität des nationalen Rechtes vor wie zur Zeit der Völkerwanderung, so daß nicht so sehr die Länder als vielmehr die Bevölkerungen nationale Einheiten bilden, noch radikaler als im Groß-Österreich von Popovici. „Was aber wird aus der neuen zentraleuropäischen Konföderation? ... Da imaginieren wir uns — mit oder ohne diesen Titel — ein neues heiliges römisches Reich deutscher Nation — und wünschen ihm die Lebensdauer und den unvergänglichen Ruhm und Glanz ... des alten."

Hellpach sprach in der Wochenschrift „Das Größere Deutschland" von „Deutschlands österreichischem Gesicht" (Vgl. „Österreichische Rundschau" 43, 236). Er rühmte Erzherzog Franz Ferdinand, daß er den Nationen Österreichs etwas bot, das über die Gewohnheit hinausgriff: nämlich Größe. Österreich mußte Macht werden, um Reich zu bleiben. Dieses Neu-Österreich wird wohl kein Deutsch-Österreich mehr sein, aber eben deshalb wird es „die Erfüllung eines tiefsten deutschen Bedürfnisses sein, das uns im eigenen Reich nicht mehr erfüllt zu werden vermag. Es ist für uns ... unser zweites deutsches, unser uraltes kosmopolitisches Gesicht".

Aus einer Schrift „Völkerfrühling in Österreich" von Franz Ottmann und Franz Kobler bringt die „Österreichische Rundschau" (44, 241) einige Absätze: „Es genügt nicht, daß in den Völkern das Bewußtsein lebt, Österreich sei für ihre Existenz unentbehrlich, es müsse als notwendiges Übel erhalten werden. Diese veraltete, egoistische, unschöpferische Theorie muß von einer neuen abgelöst werden. (Siehe das Buch ihres letzten Vorkämpfers Munin, „Österreich nach dem Kriege", und vergleiche, wie sehr sich dessen Grundbegriffe mit denen von Palackys „Idee des österreichischen Staates" begegnen.) Jeder Staat ist ein systematisches, bestimmten Zwecken dienendes Gebilde. Der österreichische Staat ist nicht dazu da, um einzelne Völker zu erhalten, sondern um diese bestimmte Gemeinschaft der Völker zu ermöglichen. Damit aber ist Österreich sozusagen zum Augapfel Europas prädestiniert, zu seinem Experimentiersaal, wo sich der künftige Staat Europa vorbereitet. All die scheinbar so nutz- und zwecklosen innerösterreichischen Kämpfe der letzten Jahre sind, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, nicht verlorene Arbeit. Österreichs welthistorische Bedeutung liegt, im Gegensatz zu den andern Großstaaten, nicht in seiner äußeren Machtentfaltung, sondern in seiner inneren Wirksamkeit. Auf seinem Boden soll die erste übernationale Gemeinschaft entstehen, bestimmt, Europa dereinst zum Vorbild zu dienen." (Siehe Brockhausen, „Unser Kriegsziel", ferner „Europäische Ideen, Kriegsdenkschrift des Österreichischen Reichsvereines. Tat-Flugschriften 7". Ferner die Werke und Aufsätze Renners.) „Wir wollen die noch vielverkannte Grundanschauung hervorheben und bekräftigen, daß ein Volk nicht im volklich einheitlichen, selbständigen Staat seine höchste Erscheinungsform zu erblicken habe,



sondern daß erst im Zusammenleben mit anderen Völkern jedes einzelne zur vollsten Entfaltung seiner Gaben gelangen könne. ‚Einheit des Mannigfaltigen' war bisher immer die ‚Königsidee' der Staaten ... Der Krieg hat die Völker buchstäblich einander nähergebracht". Alle Völker der Monarchie haben die gemeinsamen „österreichisch-ungarischen" Grenzen verteidigt. „Daß Österreich derzeit kein Blatt besitzt, das die nationalen Interessen zurücktreten ließe und sich ausschließlich in den Dienst der Sache Österreichs stellen würde, ist bedauerlich" (244). „So ist es nicht nur geschehen, daß dem Österreicher die Eigenart der ungarischen Reichshälfte nicht viel mehr vertraut ist als die irgend eines Balkanstaates, sondern auch innerhalb der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder wird die Bevölkerung förmlich systematisch (?) in Unkenntnis ihrer selbst erhalten ... Eine ständige Berichterstattung über die wichtigsten Vorgänge in Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst der einzelnen Völker wird man in Zukunft wohl von unseren Blättern verlangen müssen. Nur auf diese Weise kann auch das Ausland erfahren, welche Kräfte im Reiche am Werke sind und nach Entfaltung streben ... Die Ignorierung des Schaffens der kleineren Völker, der Mangel an Kritik und Anerkennung treibt sie zur Selbstüberhebung." Vorerst wäre eine allgemeine österreichische Kunstzeitschrift und eine ethnologische Zeitschrift zu wagen. Die Geschichte der einzelnen Völker ist mehr zu pflegen, deren Literaturgeschichte, auch an den Mittelschulen als nichtobligate Gegenstände und an den Hochschulen. Gesetz und Recht Ungarns dürfte nicht vernachlässigt werden. „Wichtiger als der Austausch unserer Professoren mit denen Amerikas wäre ein Austausch innerhalb der Monarchie." Die Übersetzungstätigkeit muß reger werden. Es müßte eine die Literaturen der österreichischen Völker umfassende Universalbibliothek gegründet werden. Österreichische Musikwochen in den Hauptstädten der Monarchie würden sicher auch auf das Ausland starke Anziehungskraft ausüben. Gastspiele der bedeutenden nationalen Bühnen könnten zu einer ständigen Einrichtung werden. Die Universitätsreisen sollten auf das Innere Österreichs gerichtet sein. „Österreich, obwohl organisch erwachsen von Anfang an, muß aus seinen Völkern ganz von neuem aufgebaut werden ... Durch einen neuen ‚Gesellschaftsvertrag', wozu das Vorbild jetzt im Heere gegeben ist, müssen die österreichischen Völker mit der Staatsidee und mit sich selbst versöhnt werden." — Einen Anfang und eine teilweise Ausführung des hier Angeregten bietet die Gründung einer „österreichischen Bibliothek" durch Hugo v. Hofmannsthal, die sich während des Krieges immer reicher entwickelt hat.

Die Schriften des Grafen Ludwig Crenneville „Groß-Österreich?" (1908, „Styria") und „Österreich-Ungarns Dualismus am Scheidewege" (Wien, Braumüller 1916) sind zumeist kritisch und reformatorisch im Sinne der Einheitsforderung. Ebenso kritisch sind die Schriften von C. von Jaeger („Zum Monarchismus der österreichischen Reichsverfassung", Wien, Perles 1915). Er besteht auf der verfassungsmäßigen Bezeichnung: „Österreichische Monarchie."

Die Schrift des Grafen Alfons Mensdorff-Pouilly „Österreich; Geschichtliche, politische und kulturelle Betrachtungen" (Wien 1910) geht von Karl R. v. Jaegers Anschauungen über die Monarchie aus,



bezieht sich auf den Text des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867 (Reichsgesetzblatt, S. 401), der von „allen Ländern der österreichischen Monarchie" spricht, worunter er die „im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder und" die „Länder der ungarischen Krone" versteht, so daß jener Ausdruck für uns gesetzlich feststeht. (Vgl. Jaeger in der „Freistatt", April 1910). Graf Mensdorff sieht im „ungelenken Instrument" des Parlamentarismus einen Hauptgrund der Verdunkelung der österreichischen Staatsidee, deren Seele die Dynastie ist.

Friedrich Naumanns Buch „Mitteleuropa" (Berlin 1915) weicht mit seiner groben Technik der Idee Österreichs eher aus, als daß es sie förderte. Damit sollen aber die anderweitigen Verdienste des Buches nicht geleugnet werden.

Ein erfreuliches Zeichen ist die neue ungarische Halbmonatsschrift „A Monarchia" („Die Monarchie"), geleitet vom früheren Minister G. v. Lukacs; sie setzte sich (seit dem Sommer 1916) zum Ziel, „das Verhältnis Ungarns zu Österreich möglichst innig zu gestalten". Am paritätischen Dualismus müsse festgehalten werden, „weil er die Aufrechthaltung der Großmachtstellung sichert und weil es nicht bloß ein ungarisches, nicht bloß ein österreichisches Interesse, sondern ein europäisches und Weltinteresse ist, daß längs der Donau eine Großmacht Wacht halte, welche die Ordnung auf dem Balkan und damit die Ruhe Europas garantiert". Allerdings betrachtet Lukacs die Monarchie als „zwei Monarchien", oder höchstens als eine „Zweieinigkeit".

„Die Tat" brachte im Mai 1915 ein Kriegsheft für das ich den schon vor dem Krieg geschriebenen Artikel „A. E. I. O. U." beisteuerte.

Im September 1913 ist des Tirolers Jos. Burgers „Österreichischer Granit" abgeschlossen (Paderborn 1914). Nach dem Jahre 1909 voll österreichischem Selbstbewußtseins, sei 1912 wieder Zweifelmut bemerkbar; da soll nun das Verständnis für Österreichertum wieder wachgerufen werden. Österreich steht zumeist im Weltanschauungskampf zwischen Christentum und Heidentum. Unter den Hammerschlägen des Nationalismus droht die letzte christliche Monarchie zusammenzubrechen (18). Wie immer in kritischen Augenblicken kann nur felsenfestes Gottvertrauen retten. Aber die Nationen suchen nur sich selbst. Damit setzen sie sich außerhalb der Harmonie der Weltenordnung. Die verschiedenen Völker sind denn doch zu etwas Höherem geboren, als sich gegenseitig am Fortschreiten zu behindern und zuletzt abzuschlachten (108). Das deutsche Volk muß die österreichischen Nationen zur Verständigung und zum Völkerfrieden zusammenführen, als Dolmetsch aller (109). Die österreichische Fahne ist das Zeichen der aus der Vielseitigkeit, Verschiedenartigkeit und Selbständigkeit der Völkerindividualitäten gewonnenen höheren Einheit. Sie will vom freudigen Wehen der Standarten der Völker Österreichs umrauscht sein. Wo gibt es auf der ganzen Welt ein Schauspiel, das an Farbenpracht, Stolz und Freudigkeit, an Größe und Gewalt diesem gleicht! (111). Österreich ist eine christliche Monarchie. Sie hat als katholische Großmacht den Gedanken des Gottesgnadentums in seiner ureigensten und edelsten Form bewahrt (118). Man hat sich in einen sozialen Rausch hineingeredet, daher übersieht man das Problematische der sozialen Tätigkeit des Staates. Der

Staat soll überall helfen, überall hineinregieren. Wir stehen vor dem Staatssozialismus, und darin liegt eine Gefahr; die Bürger werden vom Staat eingeschachtelt, lebendig begraben. (Auch während des Weltkrieges scheint sich der Staatssozialismus, die ökonomische „Überorganisation" nicht bewährt zu haben.) Gott bewahre Österreich davor, die allgemeine Krämerpolitik mitzumachen (146). Es muß vielmehr im Verein der Mächte ein Hort des Rechtes und der Freiheit sein. Österreich ist die zentralste Macht Europas. So lange dies Zentrum besteht, ist Europa vor alles umstürzenden Erschütterungen sicher. Wenn es aber zusammenbräche, würde sich hier ein Strudel bilden, der schließlich alle Nationen mit in seinen Abgrund risse. Nur ein festgefügtes, einheitliches österreichisches Völkerreich vermag den Frieden Europas und das Gleichgewicht zu verbürgen. Nicht eine Hütte, sondern ein majestätischer Dom muß an so wichtiger Stätte stehen, unter dem Zeichen des Kreuzes als höchstem Wahrzeichen. Kein anderer Staat kann sich solcher Aufgabe und so edlen Daseinszweckes rühmen (150).

Robert Müllers Buch „Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger?" (München) ist zwischen der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand und dem Ausbruch des Weltkrieges geschrieben. Es verlangt, einem Worte von Novalis gemäß, eine Beziehung des Staates zum Weltall. Österreich ist, gleich Preußen, ein germanisches Kolonisations- und Zuchtergebnis (11). Der Adel verkörpert vor allem die germanische Grundidee auch dieses Staates (15). Die Prinzen mit dem Kaiser sind dessen edelste Germanen (16). Eben weil Österreich das Produkt des germanischen Imperialismus ist, darf das beschränkte Alldeutschtum dem Schöpferischen des Deutschtums nicht den Weg verlegen. Die Aufgabe Österreichs ist es, den deutschen Gedanken ins Mittelmeer zu tragen und das Rheinreich dadurch zu entlasten. Der heutige Umfang Österreichs ist nur ein vitales Minimum (25). Germanisierung ist Idealisierung. Germanisieren heißt, das Ideal geben: die bestimmte Idee einer bestimmten Weltordnung. Der Germane ist Idee. Dagegen ist der Freisinnige der Sinnlose und Mongoloide. Der Staat ist das gegliederte Volk, wobei es gleichgültig bleibt, ob ein oder mehrere Völker in ihm vergliedert sind; die reichere Gliederung aus mehreren Völkern kann dem Staate sogar eine größere Organisationshöhe verleihen als die Einvolkgliederung (37). Zur Nation gehört auch der Paria; der Staat ist das Werk der Qualität (38). Österreich als das große Ostreich der europäisch-germanischen Kultur muß seinen Slawen und Magyaren den kleinstädtischen Ehrgeiz entreißen und den großen Kulturblick anerziehen (42). Die Nationalisten haben kein höheres Ideal als das gemütliche Beisammensein (44). Der russische Staatsgedanke weist auf Sibirien hin, das Nordamerika von übermorgen. Dagegen ist das eigentliche panslawistische Reich germanisch-westlicher Prägung das mit der Donau laufende Ostreich (53). Treibend ist der europäische Kultur- und Staatsgedanke, zu dem das national polychrome Österreich als Modell vorgedacht erscheint. Es kann einen mächtigen Kristallisationspunkt für ganz Europa, von dem es romanische, teutonische und slawische Elemente zum Ganzen gestaltet hat, abgeben. Vom Staat zum Staatenkulturbund! (54). Das ist österreichischer Kulturcharakter, das ist der häufig so geistlos geleugnete österreichische Staatsgedanke. „Lasset uns, über die

einzelne Sprache hinaus, in Kunst, Denken und Handeln den österreichischen Kulturcharakter prägen!" (62). Die Halbbildung der slawischen Intelligenz ist das Vitriol der slawischen Seele (77). Sie ist sich selbst in ihrer mongolisch-arischen Mischung problematisch geworden; nur Österreich kann dies große Rätsel der slawischen Seele lösen. Darum ist Verständnis für slawisches Wesen eine Voraussetzung für den besten und höchsten Deutsch-Österreicher. Die Tschechen besitzen von der slawischen Seele nicht einen Zug; sie sind slawisierte Germanen. — Der österreichischen zentralen Kulturidee entspricht der Katholizismus. Er, der in seinem Begriff die Gesamtheit der Verschiedenen umfaßt, ist der organische Reflex des österreichischen Völkervielen. „Der Katholizismus als Ergebnis freier Schöpfer- und Denkkraft, als Philosophie, nicht als Zeitungs- und Parteipolitik, hat unter hohen Geistern stets noch Zukunft. Für Österreich ist er staatlich im großen und seelisch im einzelnen eine soziale Bindung von unveräußerbarem Werte" (85). Für die Juden müßte ein Territorialghetto geschaffen werden, ein Gebiet im Süden Rußlands. Ein solcher jüdischer Staat, ein Nachbar Österreichs, könnte mit seiner jiddisch-deutschen Sprache einen Übergangsstaat zu asiatischem Wesen bilden (108). Der Prinz möge sich nicht an alte Minister als Berater wenden. „Die besten Gedanken gab dem Herrscher unter germanischen Männern der Skalde; im Liede, im Überschwang, in der Einbildungskraft" (113).

Lothar v. Wimmer hebt in seinem Buch „Die Ostmark" (1915; 2. Auflage, 1917, Wien) als Österreichs eigentliche Mission in der Weltgeschichte die „Ostmarkpolitik" hervor, die Ostmarkidee, die Mission im Orient, wie sie hauptsächlich Andrassy erfaßt habe.

Alfred Gürtler betrachtete in einer Schrift (Graz 1916) „Österreich-Ungarn als Schema für Mitteleuropa".

J. J. Ruedorffer sagte in seinen „Grundzügen der Weltpolitik" (1914): „Die Frage, was aus Österreich werden soll, scheint wie ein Alpdruck auf der Zukunft Europas zu liegen... Das dynastische Band allein hätte schwerlich ausgereicht... Es müssen andere Faktoren in zentripetaler Richtung wirken... Sonderinteressen wirtschaftlicher, ideeller, politischer Natur, ... auch die Interessen der Völker. Einzelne dieser Völkerschaften würden ohne die Monarchie nichts bedeuten (Polen, Ungarn, Tschechen). Insofern ist die Steigerung des nationalen Lebenswillens der einzelnen Völkerschaften nicht gegen den Bestand der Monarchie gerichtet. Ja, man kann sagen, die stärkste und verlässigste Stütze finde die Monarchie gerade in dem Lebenswillen der nationalen Völkerschaften... Auf diesem eigenartigen Verhältnis ruht die zähe Lebenskraft dieses Staates, und es kann leicht sein, daß heute noch ungeborene Diplomaten diese Zähigkeit noch in einer fernen Zukunft bewundern und bestaunen werden" (68). „In Österreich bewährt der Katholizismus eine die verschiedenen Nationalitäten einigende Kraft" (147). Dagegen „in dem deutschen Katholiken ist der Katholik auf das rein religiöse Gebiet zurückgedrängt worden...". Letztere Bemerkung charakterisiert die leidigen Folgen des Kulturkampfes.

Aus den „Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen" (Warnsdorf, Strache 1916) hebe ich nur Oswald Redlichs Heft über „Österreich-Ungarns Bestimmung" hervor. Er prognostiziert Österreichs Zukunft



aus dessen Vergangenheit und sieht dessen Hauptaufgabe im Südosten und Osten.

Paul Samassas Buch „Der Völkerstreit im Habsburgerstaat" (Leipzig 1910) hat zuerst die inneren Verhältnisse des Reiches dargelegt, aber nur vom Standpunkt der Tagespolitik.

Der Ungar Ed. Palyi (vom „Budapesti Naplo") trat in einer Schrift von 1916 ein für „Das mitteleuropäische Weltreichbündnis", das unsern Vierbund dauernd zu umfassen hätte, militärisch, wirtschaftlich, verkehrstechnisch. Mit Recht betont er die wesentliche Hilfe der Mohammedaner zur Befestigung des neuen Bündnisses. Das Deutsche müßte Bundessprache sein, der nationale Egoismus sei auszuschalten, ein neues Weltgeld als Kreditzeichen einzuführen. Dabei ist nur wieder die beschränkte negative Tendenz gegen die einheitliche Monarchie so stark hervorgehoben, daß selbst die neue Wappenregelung von 1915/16 und das Zitat aus der Pragmatischen Sanktion „indivisibiliter et inseparabiliter" beanstandet wird.

Der sozialdemokratische Abgeordnete K. Renner trat seit 1897, seit der Badenikrise, für den Bestand des internationalen Staatswesens ein (Synopticus, „Staat und Nation"). Gegen Ende der Ära Koerber 1904, „als alle Versuche, Österreich zu einem rüstig vorwärtsschreitenden Verfassungs- und Wirtschaftsstaat zu machen, an der nationalistischen Verhetzung scheiterten, suchte er „die wissenschaftliche Methode auf das Nationalitätenproblem anzuwenden" in seiner Schrift „Der Kampf der österreichischen Nationen um den Staat". In dem folgenden Buch „Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichisch-ungarischen Monarchie", „als die Gesamtverfassung der Monarchie, das Werk von 1867, unter dem Ansturm der ungarischen Unabhängigkeitspartei zu wanken anfing und die politische Erschütterung alles mit Auflösung bedrohte, als die Presse und Literatur Englands, Frankreichs und Rußlands mit dem nahe bevorstehenden Zerfall der Monarchie zu rechnen begann", wollte Renner „aufzeigen, daß erstens Bestand und Zukunft dieses internationalen Staatswesens auf natürlichen, wirtschaftlichen und ethnischen Tatsachen gegründet ist, und zweitens die schweren Erschütterungen an seiner Oberfläche hervorgerufen sind durch veraltete und verkehrte Verfassungseinrichtungen". Nachdem die Wahlreform von 1905 in Ungarn ohne Fortsetzung blieb, glaubten die gegnerischen Mächte, „das Los über unsere Kleider werfen" zu können. „In dieser furchtbaren Entscheidungsstunde hat der Mann im Schützengraben die Reichsidee, ... die Idee vom über- und internationalen Rechts- und Wirtschaftsstaat der kleinen und versprengten Völker mit seinem Blut bekräftigen ... müssen." Renner hat, wie er sagt, „auf den großen geschichtlichen Vorsprung hingewiesen, den die Monarchie in einer Zeit, wo sichtbarlich die Wirtschaft und die Kultur der Welt über den Nationalstaat hinauswächst, möglicherweise erringen kann, indem sie sich selbst zu einem internationalen Bund autonomer Nationen weiterbildet: ein solches Reich gewinne auf die kleinen Nationen des Ostens unwiderstehliche Anziehungskraft". „Ich habe die papierene Hülle von den Dingen gewickelt ... und festgestellt, wie die Dinge tatsächlich aussehen... So erstand vor meinen Augen ein ‚Völkerstaat', eine demokratische Schweiz im großen mit



monarchischer Spitze, wie sie **Kürnberger** vor 40 Jahren geträumt, das Österreich des Kremsierer Reichstags, die **Kaiseridee** von 1804..." „Trotz seiner veralteten, mit den lebendigen Triebkräften der Nationen in Widerspruch stehenden Verfassungen besteht das internationale Donaureich durch die Tüchtigkeit seiner Völker weiter." Der Krieg hat die Vorfrage, ob ein Nationalitätenstaat möglich ist und ob die österreichischen Nationalitäten gezwungen sind, **ein** Staatswesen zu bilden, in der unzweideutigsten Weise erledigt; „sie ist vor dem Richterstuhl der Geschichte entschiedene Sache und bedarf eines theoretischen Beweises nicht mehr. . . Was erwartet wird, das ist Österreichs Erneuerung". Nach dem Brünner Programm ist die nationale Autonomie Ziel der staatlichen Neugestaltung. Unter dem Titel „Österreichs Erneuerung" hat Renner 1916 die in der „Arbeiter-Zeitung" und im „Kampf" während des Krieges erschienenen Aufsätze mit dieser Tendenz gesammelt.

Ein anderer Sozialdemokrat, K. **Kautsky**, faßt in der Schrift „Die Vereinigten Staaten Mitteleuropas" (Stuttgart 1916) seine Artikel in der „Neuen Zeit" zusammen. Er geht von Naumann aus, den er eben so scharf kritisiert wie den Genossen Renner, dessen Idee er mit Fouriers Phalanstere vergleicht. Er beruft sich dagegen auf die Idee eines europäischen Freistaatenbundes, wie er bereits 1866 im „Vorboten", Organ der Internationalen Arbeiterassoziation, gefordert wurde. Im Gegensatz zum Genossen Pernerstorfer will er Rußland mit eingeschlossen wissen. Denn von Rußland wird die Revolution ausgehen, die ganz Europa umwälzen wird. — Er vertritt also den unbedingten Nationalstaat. „Die vereinigten Staaten von Mitteleuropa werden Nationalstaaten sein müssen. Soll die Demokratie zur Verwirklichung kommen, so muß die Volkssprache auch die Staatssprache sein. Das ist nur möglich im Nationalstaat. Er gehört zu den Zielen der demokratischen Bestrebungen" (S. 38). Damit wäre freilich der österreichischen Staatsidee das Urteil gesprochen.

Unter den Tat-Flugschriften ist die Kriegsdenkschrift des Österreichischen **Reichsvereines** „Europäische Ideen" (Jena 1915) hervorzuheben. „Diese Ideen bedeuten nicht den offiziellen Standpunkt der Monarchie. Aber sie enthalten Wurzel und Krone des Reichsgebildes . . . **Dieses österreichische Problem ist zu einem gesamtmitteleuropäischen** geworden . . . **Österreich bildet die Brücke zur Zusammenfassung der politischen, nationalen und wirtschaftlichen Kräfte Mitteleuropas** . . . Die verschiedenen, seit dem Kriege plötzlich vor allem in Deutschland veröffentlichten Vorschäge über einen mitteleuropäischen Staatenbund, oder über die Synbiose der zentraleuropäischen Völker, oder über ein neues Heiliges Römisches Reich deutscher Nation, sind ein bedeutendes Symptom." Vor 20 Jahren erschien das Buch „Österreichertum", das in 1. Auflage beschlagnahmt, in 2. vergriffen ist. Österreich, hieß es dort, solle seinen Völkern nationale Autonomie gewähren, dann könne es, mit genügender moralischer Werbekraft versehen, einen freien Balkanbund fördern mit Konstantinopel. Österreich ist ein Europa im kleinen, ein Gebilde von fortschrittlicher Idee, die nationalen Staatengebilde schon überragend. Der Reichsverein versandte im Frühjahr 1914 eine Denkschrift, die auch dem Erzh. Franz Ferdinand überreicht



wurde. Darin hieß es von der **österreichischen Reichsidee**: sie existiert, ist nur unterdrückt, sie gehört mehr der **Zukunft**, als der Vergangenheit an. Sie besteht „in der Verbürgung des Rechtes der Völker auf unverkümmerte Entwicklung und in der Organisierung ihrer von Natur aus vorhandenen Solidarität . . . Sie bedeutet eine staatsrechtliche Durchführung dessen, was sonst nur völkerrechtlich in unzuverlässiger Weise versucht ist, nämlich des Zusammenwirkens von Kulturnationen . . . So nimmt die österreichische Staatsidee für Mitteleuropa bereits vorweg, was für ganz Europa erst in späterer Zukunft erwartet werden kann." — „Es ist ein Irrtum, Englands Weltreich zu Europa zu rechnen und ihm europäische Interessen zuzumuten. Das Gleiche gilt von Rußland, das nach Osten gravitiert. Hierzu kommt Amerika und die gelbe Gefahr . . ."

Ein alldeutscher österreichischer Politiker, der sich „Munin" nennt, sagt in dem Büchlein „Österreich nach dem Kriege" (Jena 1915), das Programm der Alldeutschen sei bis zum Krieg die Zertrümmerung Österreichs gewesen, es habe sich aber als Irrtum erwiesen; denn der endgültige Erfolg der Aufteilung Österreichs wäre die vollständige Isolierung Deutschlands. Österreich sollte von den Gegnern aufgeteilt werden, nur um Deutschland zu vernichten. Aber Deutschland will und braucht ein starkes Österreich. Das Wort Bismarcks habe sich bewährt: „Wenn Kaiser Franz Josef zu Pferde steigt, folgen ihm seine Völker". Österreich entbehrte nach 1866 einer **materiellen Staatsidee**. Bei Beginn des Krieges 26. Juli 1914 wollte Österreich für sein Slawentum kämpfen, aber wenige Tage später erwies es sich, daß es für das Germanentum streiten mußte. „Munin" teilt das zukünftige Österreich in vier Gruppen ein, die, gleich Bayern usw. im Deutschen Reich, als Bundesstaaten Österreichs aufzufassen wären: 1. die ehemaligen deutschen Bundesländer mit Istrien und Triest. 2. Kroatien, Slawonien, Bosnien, Herzegowina, Dalmatien und Serbien. 3. Ungarn. 4. Ostgalizien und Bukowina, während Westgalizien mit Russisch- und Preußisch-Polen eine neue Provinz zu bilden habe.

Im April 1916 begann die Monatschrift „**Das Neue Österreich**". Ferdinand Zdenko Fürst Lobkowitz schrieb ihr das Geleitwort, sie solle mitarbeiten an der Wiedergeburt Österreichs, an der Verwirklichung seines unvergänglichen Staatsgedankens, einen schirmenden Hort der Gerechtigkeit und wahren Freiheit für alle seine Völker zu bilden. Der Herausgeber Dr. Rudolf Hornich bezeichnete treffend als Grundlage Österreichs den Lebensbund von Kirche, Volkstum und Staat, der alle Völker und Länder der Monarchie verbinde und verpflichte. Mit Recht bezeichnet Alois Prinz Liechtenstein die Konstitution nur als oktroierte Schablone westländischer Provenienz, Importware, Prothese. Das Parlament trägt Mitschuld am Weltkrieg durch seine unwürdige Haltung (Mai). Graf Adalbert J. Schönborn fügt als letzten notwendigen Bestandteil und eigentliche Grundlage des österreichischen Staatsgedankens (Juni) die Gottesfurcht zur Kaisertreue und Völkergerechtigkeit. Sehr schön apostrophiert Franz Graf Kuefstein (August) Österreichs geistige Wesenheit, seinen Genius, den Gottesfrieden im Gegensatz zu freimaurerischem Haß: „Geht nach Mariazell, wo die verschiedenen Sprachen die Muttergottes verherrlichen, dort findet

ihr den Genius Österreichs, der die Völker untereinander verbindet!" Das Oktoberheft zeigt das vom „Neuen Österreich" herausgegebene Sammelwerk „Austria Nova, Wege in Österreichs Zukunft" an. Fürst Ferdinand Zdenko Lobkowitz sieht im Vorwort zu dieser Sammlung Österreichs Weltmission darin, daß es für Europa sei und bleibe: „das eine, unteilbare Reich der Mitte, die Weltmacht des Friedens, der Hort des Völkerwohls, die Heimat der wahren, vom Geiste des Christentums durchdrungenen Kultur". Ich hebe hier nur den Gedanken von Heinrich Pesch (S. 66) hervor, der zwischen das individualistische und sozialistische Prinzip das solidarische stellt, als organische Verbindung von Einheit und Vielheit in Volkswirtschaft und Staat. Als Aprilheft 1917 erschien mein „Buch von unserm Kaiser Karl", ein Spiegel des Österreichertums.

Sehr interessant ist, was zwei Schweden, Kjellen und Steffen, über Österreich denken. R. Kjellen sagt in den „Großmächten der Gegenwart" (geschrieben Juni 1914, seither viele Auflagen): „Um Europas willen, als Schutzwehr seiner Kultur gegen gefährliche Feinde im Osten, wurde der österreichische Staat gegründet und diesen Charakter hat er durch alle Zeiten behalten. Selten ist eine Staatenbildung in der Geschichte mit einer so ausgeprägten politischen Mission hervorgetreten . . . Die Erhaltung dieser ältesten Großmacht erscheint als gemeinsames europäisches Interesse ersten Ranges. Ihre geschichtliche Signatur und ihr politisches Pathos hat sie als Europas Wachposten im Osten und sein Puffer gegen niedrigere Kulturen. Das Reich kommt dem Zustand materieller Selbstversorgung nahe, der Autarkie, weshalb ihm der Antrieb zur Kolonialpolitik fehlt. Seit 1740 wird es immer mehr vom Westen nach dem Osten gewiesen. Das Bündnis mit dem Deutschen Reich ist die stärkste Realität in der internationalen Situation Europas. Im Innern bildet sich aus dem Dualismus ein Quadralismus aus: Altösterreich, Polen, Ungarn, Südslawien (nach dem neuesten Vorschlag von Winterstetten). Kjellens nationalistische Anschauungen korrigierten sich im Verlauf des Weltkrieges, wie sein anderes Buch „Die politischen Probleme des Weltkrieges" (Ende 1915) zeigt. Er lernt da von W. Hellpach (in „Das größere Deutschland", 8. Mai 1915) „Deutschlands österreichisches Gesicht" kennen, sein „zweites, uraltes, kosmopolitisches Gesicht". „Durch den intimen Verkehr innerhalb des Hauses mit acht fremden Völkern findet es seine Befriedigung für das nach außen Gerichtete, Suchende, Sammelnde in seinem Wesen; zugleich findet der preußische Geist in dem westslawischen seine französisch-weibliche und der süddeutsche in dem magyarischen seine englisch-männliche Ergänzung. Darum fügt sich die Melodie des habsburgischen Kaiserliedes so natürlich in die Worte ‚Deutschland, Deutschland über alles' ein. Und diese Harmonie erweitert sich ins Unendliche, wenn das Morgenland als ‚dritter im Bunde' dazu kommt . . . Wir sehen, daß diese Gedanken über die Teilnahme am Weltstaatensystem hinausgehen und bis zu einer Hegemonie gelangen, die die Englands ablöst", heiße es ein „großes, geschlossenes Wirtschaftsgebiet als Grundlage politischer Freundschaft" (H. Beckers) oder „Föderalismus kulturverwandter und interessenverbundener Staatenkreise" (Schulze-Gävernitz) oder „unlöslicher weltpolitischer und wirtschaftlicher Schutz- und Trutzbund" (Winterstetten) oder „Förderungs und Führungshegemonie„ (Fr. Oppen-

heimer). Einem Kreis verbündeter Regierungen und freier Städte im Deutschen Reich schließt sich ein zweiter Kreis vereinigter Königreiche und Länder der österreichischen Monarchie an. „An diesem Punkt des Problems tritt Österreich mit seinem Freiheitssystem gegenüber Tschechen und Polen u. a. in den Vordergrund des zu erwartenden Staatenbundes . . . Schon früher habe ich von der habsburgischen Monarchie gesagt, daß ihr Problem nichts anderes und nichts geringeres ist als das des Weltstaates im kleinen: verschiedene und sich ihrer Verschiedenheit voll bewußte Menschenarten zu einer höheren politischen Einheit zu verbinden. In der Tat sehen wir hier eine österreichische Staatsidee, die der moskowitischen entgegengesetzt ist: die Idee der Gleichberechtigung verschiedener Nationen innerhalb einer höheren staatlichen Einheit, gegenüber der Idee der Unterdrückung verschiedener Nationen durch eine herrschende Nationalität . . . Diese Aufgabe steht auf einer weiteren Bühne dem mitteleuropäischen Staatenbund bevor, der die Gestalt und Voraussetzung für den Sieg des deutschen Gedankens in der Welt ist. Deutschland muß auch in seiner eigenen Seele Moskau ganz überwinden . . . Die reichsdeutsche Idee muß von der österreichischen befruchtet werden, wenn ihre Ansprüche von der Geschichte anerkannt werden sollen . . ." — Etwas kühler äußert sich der Schwede G. F. Steffen („Weltkrieg und Imperialismus") über Österreich (S. 17): „Ein rein heimisch-europäisches Imperium mit sehr eigentümlichem, teilweise sicherlich veraltetem Typus, aber wahrscheinlich reform- und entwicklungsfähig und als südliche Grenzwacht gegen Rußlands europäisch-asiatischen Imperialismus und dessen Streben nach Expansion auf der Balkanhalbinsel abwärts noch lange unentbehrlich." Aber er gibt zu, daß Österreich nach 1866 ebenso bedeutend ist wie vorher und daß militärische Niederlagen gar nicht so viel bedeuten, wie die Militaristen glauben (S. 124). Auch Steffen erkennt in Staatenvereinigungen wie Österreich, Deutsches Reich, Vereinigte Staaten von Amerika die Wegorganisierung von Kriegsmöglichkeiten (138). In „Krieg und Kultur" (S. 163) zitiert er das Wort eines Polen von 1914: „Österreich ist das Land, das angefangen hat, die Idee einer slawischen Föderation zu verwirklichen, und jetzt wollen die Großrussen diese Föderation zertrümmern, wie sie es einst mit der slawischen Union innerhalb des polnischen Staates gemacht haben."

In seinem „Kriegssegen" (1915) sagt Hermann Bahr über die Zeit nach 1866: „Es wurde damals ein Glaubenssatz in Österreich, daß der österreichische Deutsche fähiger und tüchtiger als irgendein anderes Volk der Erde sei, aber leider amtlich daran verhindert werde . . . Das ist der Inhalt unseres großen Ringens in den Neunziger Jahren gewesen. Wir meinten, um ein neues Österreich zu ringen, das erst von uns zu erschaffen wäre, und bemerkten gar nicht, daß es ja schon da war: eben in uns selbst! Österreich trat plötzlich wieder hervor durch das Tor der Kunst. Später wird man schon einmal erkennen, daß erst wir da sein mußten, bevor Aehrenthal kommen konnte. Wir mußten Österreich erst wieder Lust und Mut zu Österreich machen! Und so vermessen das klingen mag: ohne unsere Lust und unseren Mut zu Österreich, ohne unseren Glauben an Österreich, der damals manchmal etwas von einem

heiligen Wahnsinn hatte, wäre auch die Wiedergeburt des österreichischen Heeres nicht möglich geworden . . . Die neue Jugend holt sich in diesem Krieg das Recht zu dem, was wir uns anmaßen mußten: das Recht auf Österreich." — In der Schrift „Das österreichische Wunder" sieht Hermann Bahr im Weltkrieg das uralte österreichische Wunder erneut, das sich immer ereignet hat, so oft Österreich in Gefahr und Not war. Er erzählt, wie ihm Bismarck 1883 sagen ließ, die Jugend solle ihre ganze Kraft einsetzen, Österreich stark zu machen. Deutschland brauche ein mächtiges Österreich. Die österreichische Eigenheit, die sich im Leben mit den anderen Völkern entwickelt habe und nur durch das Leben mit diesen erhalten werden könne, dürfe dem Deutschtum nicht verloren gehen. Und Bahr fügt hinzu, das gelte von allen Nationen Österreichs. Die Slawen sind es ebenso wie die Deutschen ihrer Nation schuldig, Österreicher zu sein und zu bleiben. Darauf ruht das unerkannte Geheimnis Österreichs: „Alle seine Nationen brauchen es, damit das Wesen einer jeden erst ganz in Erfüllung gehe . . . Es ist das Geheimnis aller Organisation, daß sie, was sie dem einzelnen nimmt, ihm tausendfach zurückgibt . . . So wächst in der Organisation von Völkern, die Österreich ist, jedem dieser Völker etwas zu . . . In Not und Gefahr erkennt jede der Nationen, daß Österreich ihr Leben ist . . . Alle Nationen haben in diesem Krieg bewiesen, daß sie Österreich wollen, so kann jede nun fordern, daß auch Österreich sie will . . . Der Kaiser hat sie zum Krieg gerufen, der Kaiser muß ihnen den Frieden geben . . . In dem ewigen Streit, wer Österreich regieren soll, ist ja schließlich überhaupt nicht mehr regiert worden . . . Was hätte Deutschland von einem Österreich, das nur ein abgeschwächtes Duplikat Deutschlands wäre? Es braucht ein mächtiges, vom Vertrauen seiner Völker getragenes, Ungarn und Slawen bindendes Österreich, das deutschen Willens ist. Ob Österreich deutsch spricht, kann Deutschland gleichgültig sein, wenn es nur gewiß ist, daß Österreich deutsch handelt . . . Ein Österreich, das seine alte Kraft, die es auf den Schlachtfeldern wieder gefunden hat, gebraucht, um alle Nationen national zu sichern, und aus der bloßen Waffengemeinschaft in eine feste Wirtschaftsgemeinschaft, ja völlige Willensgemeinschaft mit dem Deutschen Reiche tritt, weltdeutsch geworden, und beide nun genötigt, allen diesen Nationen ein ungeheures Ziel zu setzen, das ihnen keine Zeit zu Mißtrauen oder Eifersucht läßt . . ., über den Nationalstaat zum Völkerbund genötigt, und es wären uralte Träume der Menschheit, die dieser Krieg für immer zu vernichten schien, eben durch diesen Krieg erfüllt. Was Dichter und Denker träumen, geht in Erfüllung, aber anders, als sie's träumten . . ." Ähnliche Gedanken hat Bahr schon in seinem Büchlein über Wien (1906) und in der Dalmatinischen Reise (1909) ausgesprochen: „Jetzt ist wieder eine neue Jugend da. Diese neue Jugend sucht nicht mehr, zweifelt nicht mehr, bangt nicht mehr. Sie wird es wagen. Österreich kann beginnen. Ich möchte noch dabei sein. Ich möchte noch Österreich erleben . . . Die Geschichte wird sicher wieder gescheiter sein als wir, mir ist gar nicht bange. Hier wird ein freies Volk sein, an Österreich gläubig, durch Österreich stark, für Österreich bereit." Es ist bei all dem wesentlich, daß der österreichische Staatsgedanke vollkommen allerdings nur intuitiv,



impressionistisch, ästhetisch, mit den phantasievollen Mitteln der symbolischen Kunst geschaut und dargestellt werden kann wie alles Geistige, Gedankliche, Unsichtbare, das aber wesenhafter ist als das Körperhafte.

Aus Hermann Bahrs letztem Buch „Schwarz-gelb“ hebe ich einige Grundsätze hervor: „Österreich ist in Europa der erste große Versuch oder Entwurf einer Organisation von Völkern in Freiheit, eines neuen Staates aus alten Staaten, deren Eigenart sich an ihm erst erfüllt“. — „Unsere österreichische Geschichte ist ein Anschauungsunterricht im deutschen Umgang mit anderen Völkern“. — „Der Krieg war ein Sieg des Vaterlands, ein Sieg des Staatsgedankens, des Geistes über die Wirtschaft“. — „Organisation von Nationen ist die Tatsache dieses Krieges“. — „Der freie Völkerbund ist die germanische Form“. — „Über den Nationen erhebt sich der katholische Dom der Menschheit“. — „Österreich ist mystisch, für den zerlegenden Verstand inkommensurabel, Österreich ist katholisch“. — „Unser Augenblick ist da. Wer stellt denn Europa wieder her, wer denn, als wir? Deutsche Kraft mit katholischem Geiste“. Dieser österreichische Geist weht fortschreitend durch das Wirken Bahrs und stellt den Staatsgedanken mit künstlerischer Intuition fest.

Ich schließe mit dem jüngsten Entdecker, mit Erwin Hanslik und dessen Buch „Österreich, Erde und Geist“, gewidmet „dem jungen Geiste eines werdenden Reiches“ (1917). Er lehrt: Österreicher zu werden, heißt: ein neuer Mensch sein. Wer Österreicher werden will, muß Weltbürger werden. Zu neuem Menschentum gilt es zu führen. „Die Weltgeschichte ist Arbeit am Paradies, und Österreich ist ein solcher Garten des Einverständnisses von Mensch und Natur. Wir wollen neue Österreicher sein und jenen, die mit uns gehen, mitteilen von den Freuden eines innerlicheren Einsseins mit Erde und Menschheit. Als Hauptstadt der österreichischen Welt kann nur Wien in Betracht kommen. In einem Weltreiche kann nur eine Weltsprache gesprochen werden, also nur das Deutsche, nicht das Magyarische. Auch Ungarn wird erst durch die deutsche Verkehrssprache den Weltanschluß finden. Ein Widerstand gegen solche Entwicklungen ist sinnlos. Aber Wien wird ebenso wie Budapest das wunderbare Gepräge einer Vielvölkerstadt erhalten. Es gibt nichts großes diesseits der schwarz-gelben Pfähle, das seine Wurzeln nicht im Weltgeiste Österreichs hätte. Auch die Feinde Rußland, Rumänien, Serbien arbeiten am Aufbau Österreichs, England schmiedet die österreichischen Völker mit harten Schlägen zusammen, und auch Deutschland wirkt mit. „Wo immer deutsches Unverständnis Unheil stiftet, da arbeitet Deutschland an der Aufrichtung Österreichs.“ Der Deutsche in Österreich muß ein Östling werden, ein Deutscher einer größeren Welt. National zu sein, ist leicht und selbstverständlich. Die neue Aufgabe aber ist, weltmäßig zu sein, österreichisch zu werden. Der universale Geist muß eindringen. Der neue Geist Österreichs ist Weltbildung. Österreich wird sich als deutsch-östlicher Weltstaat trotz allem durchsetzen.

Die Losung lautet: Dem natürlichen Vaterlande zu! Dem ewigen Österreich entgegen! (S. 17). Die weltgeschichtliche Wirksamkeit der österreichischen Erde besteht 1. in der Einigung des Westens mit dem Osten durch Alpen und Sudeten; 2. in der Einigung des so verbundenen Abendlandes mit dem Orient. Österreich ist der Weg nach Konstantinopel. Der



Staatsraum, der bei Bregenz beginnt, geht bis vor die Tore von Konstantinopel. Österreich-Ungarn, Serbien und Bulgarien sind nur drei Glieder jener größeren Staatseinheit zwischen Passau und Adrianopel. Österreich ist der Hauptraum der Kleinvölker des Ostens. Seine besondere Aufgabe ist, ein Staatensystem zu sein, in welchem neun (oder zwölf) wichtige Nationen gemeinsam an einer weltgeschichtlichen Aufgabe arbeiten. Nämlich die österreichischen Zentralvölker: Tschechen, Polen, Magyaren, Rumänen, Serbokroaten, Bulgaren, Albaner, und die Randvölker: Deutsche, Italiener, Ukrainer. So ist Europas einziger internationaler Staat von Natur aus angelegt, vorbestimmt. Die Geschichte hat nur zu vollziehen, was die Natur vorgeschaffen hat. Deutsche, Ukrainer, Italiener werden immer Doppelreichsvölker sein (S. 26). — Es gibt einen werdenden österreichischen Menschen. Wer die heiligen schwarz-gelben Pfähle überschreitet, der wisse, daß er aus den Ländern der Vergangenheit ringsum in ein Reich der Zukunft tritt, in einen künftigen großen Staat, in die Region eines Geistes, dem dereinst die ganze Welt gehören wird. Österreichisches Menschentum ist berufen, der Welt das Höchste zu bringen, nach dem sie strebt, den Frieden zwischen den Verschiedenen, die Freundschaft der einander Widerstrebenden. Es muß eine Donaugesinnung im Werden bleiben: ein Wandern mit den Flüssen, ein Sichhingeben mit den Bergen. Der Deutsche muß ebenso verjüngt werden, um für Österreich tauglich zu sein, wie der orientgeborne Jude. Erst 80 Millionen Deutsche und etwa 70 Millionen Östliche werden in ihrer Vereinigung jenen schöpferischen west-östlichen Neugeist geben, der imstand ist, die größten Aufgaben der Zukunft zu bewältigen. — Die Geschichte lehrt: Wer Wien hat, ist Herr von Österreich. Es ist Naturgesetz, daß der Einstaat an der Donau mit Wien als Mittelpunkt entsteht, mögen daneben die Einzelstaaten Böhmen, Polen, Ungarn, Serbien, Bulgarien, Rumänien selbständig aufblühen. Je höher die gesamte europäische Kultur steigt, desto fester muß der gesamte österreichische Staat werden. Jedesmal, wenn gesamteuropäische Entwicklungen einsetzen, erstarkt auch der österreichische Staatsgedanke. Ob man in Wien vom großen Österreich wissen will oder nicht, Europa schafft immer daran. Das Universum Europas und der Menschheit, das heute emporwächst, bringt das Universum Österreichs zur Verwirklichung. Selbst der mährische, tschechische Provinzialismus, der ungarische Kleinstaatwahn arbeitet dafür. Der Begriff der ungarischen Nation, der ganz mittelalterlich ist, muß einem modernen weichen. Ungarn ist das politisch am wenigsten reife Stück von Österreich. Wie sich 1870 die deutschen Stämme einten, müssen sich durch den Weltkrieg die österreichischen Völker einigen. Das ist ein geschichtliches Gesetz (S. 39). — Österreich besteht nicht aus seinen Bergen, Waren, Paragraphen; es ist eine Lebendigkeit, Kraft, Aufopferung, Heroismus, tragische Schuld, ein Vorwärtswollen, ein Teil des Kampfes zwischen Gut und Böse. Es ist ein Erlebnis. Statistisch, historisch, geographisch ist es nicht zu erweisen. Es ist eine Erscheinung des Gewissens. Ein Zauber umweht es. Der Deutsche ist hier mehr als Deutscher allein, der Slawe mehr als Slawe, der Magyare und Rumäne ist nicht bloß Magyare und Rumäne: sie alle sind auch Österreicher. Es gibt nichts Kindlicheres, als sich vorstellen



zu wollen, der Kaiser von Österreich diktiere diese Gemeinschaft des Staates. Das ist, als ob die Katholiken nur um des Papstes willen an Gott glaubten. Um das zu verstehen, dazu gehören Schwungkräfte des Gemütes und der Einbildungskraft. Es bedeutet ja so viel, nicht bloß ein deutsches Vaterland zu haben, sondern außerdem ein höheres: Österreich. Wir besitzen innerlich das größte Vaterland, das sich je ein Volk aufgebaut hat (S. 52). — Der Weg zu Österreich ist mannigfaltig. Selbst der Verrat wirkt fördernd. Er ist nur ein anderer Weg auf dem Gang der Menschheit. Begeisterte Freunde, wie erbitterte Feinde bauen an diesem notwendigen, vom Schicksal vorgezeichneten Österreich. Den Völkern muß es endlich aufgehen, daß ihr aller „Ich" ein einziges ist, das Ich Österreichs. — Eigentlich besteht Österreich nicht aus acht bis zwölf Völkern, sondern aus zwei Menschheiten, die sich dualistisch in Europas wohlbestelltem Völkergarten verbinden. Österreich ist ein Menschheitsgrenzstaat. Der Dualismus spaltet es in West- und Ostland. Es ist ein Zweimenschheitsreich. Der österreichische Staatsgedanke besteht in der Vereinigung von West- und Ostvölkergemeinschaft (S. 63). Österreich ist nicht nur dazu da, eine Rumpelkammer für kleine Nationen zu sein. Der Sinn Europas an dieser Stelle ist nicht Abschließung, sondern breitestes Auftun aller Pforten. Das Volk ist nicht das Höchste: zur Menschheit gehören, ist mehr; Österreich aber ist Menschheitsforderung und Menschheitswerk. Bis auf den Gartenzaun genau läßt sich bestimmen, wo hier die beiden Menschheiten zusammenstoßen. Das österreichische Problem läßt sich aber nicht aus Österreich heraus lösen; man muß bis an die Enden Amerikas im Westen, Asiens im Norden wandern, um Österreich zu verstehen und richtig zu gestalten. Österreich muß aus dem Außen erklärt werden, aus dem, was nach Österreich hineinragt, um es zusammenzusetzen und aufzubauen. Nur philosophische Köpfe können Österreich verstehen. Der Österreicher hat die ganze Welt im Haus, darum ist er ein verstehender Mensch, mehr als alle anderen. Die Menschheit ist sein wahres Vaterland (S. 67). — Wer mit so primitiven Begriffen von Staat und Gesellschaft, wie sie in Deutschland, Frankreich, England erwachsen sind, in Österreich durchdringen will, der vermag nur zu zerstören. Das Räderwerk des Geistes, das hier ineinandergreift, ist gar nicht zu vergleichen in seiner wunderbaren Verwicklung mit den Werken der übrigen europäischen Völker. Das Leben nimmt hier seinen Gang, meist in völligem Widerspruch zu jenem oberflächlichen Österreich, das die politische Geschichte ausmacht (S. 70). — Hanslik schließt sich der Kulturphilosophie W. Diltheys an. Darauf beruht das von ihm geleitete „Institut für Kulturforschung". Mir selber fällt da bei, wie sehr mein eigenes System der „Weltweisheit" (1893 ff.) dem österreichischen Geist unbewußt entsprungen ist. Aber setzen wir unsere Auszüge aus Hansliks Buch fort. — Die innere Staatstreue ist das höchste Menschentum in uns. Welche Wonne liegt in der Treue zu seinem eigenen höheren Selbst! (S. 80) Unsere Helden sind alle für den inneren Staatsgedanken gefallen. Selbst unsere Gegner sind für Österreich gestorben, ohne es zu wollen. Österreich, das Zwölfvölkerreich, wird erst dann zur Ruhe kommen, wenn ganz Europa, verstanden als Reich der weißen Rasse, reif und staatlich in dauernder Ordnung sein wird. Durch Österreich (Lundenburg—Pilsen) geht die Achse der europäischen



Menschheit. Angst und bange könnte den Österreichern werden, wenn sie die weltgeschichtliche Verantwortung voll erfassen, die sie haben. Riesenhaft breitet sich um sie die europäische Welt aus: ein Österreich in zehnfacher Vergrößerung. — Die Menschheit ist ein geschlossenes Gesellschaftsreich. Österreich aber ist kein erklügeltes Ding, kein Machwerk, es ist vielmehr das Ideal vieler wunderbar eigenartiger, kraft- und lebensvoller Völker (S. 84). — Die österreichische Erde ist die entscheidende Kraft in diesem Kampfe. Das Land, gevierteilt und in Stücke zerrissen, ist in Wirklichkeit eine wundervolle Einheit. Es ist das Westostland Europas, nicht auf Vermischung, nicht auf dem Verwischen der Unterschiede, sondern auf ihrer scharfen Erfassung und reinlichen Trennung beruhend. Denn die Menschensaat des Ostens (Slawen und Magyaren rc.) und des Westens (Deutsche rc.) vermengt sich nirgends. Den Osten bilden die 80 Millionen Großrussen, die 40 Millionen Ukrainer, die 20 Millionen Polen, dann die Zehnmillionenvölker: Weißrussen, Tschechen-Slowaken, Magyaren, Rumänen, Serbokroaten-Slowenen. Dies ist der eigentliche österreichische Völkertyp. 5 Millionen zählen die Bulgaren mit den Mazedoniern, 2½ Millionen die Albanesen usw. Dem Westen gehören die 80 Millionen Deutsche an, die drei 40 Millionenvölker der Franzosen, Engländer und Italiener, das 20 Millionenvolk der Spanier, 5 Millionen Portugiesen, ebensoviel Schweden, 2½ Millionen Norweger, 2 Millionen Dänen (S. 101). — An dem Aufbau des zentralen Staatssystems mitzubauen, ist auch die weltpolitische Bestimmung Konstantinopels (S. 124). Deutsche Treue, romanische Ehre, slawische Güte bilden zusammen die europäische Welt. — Österreich ist jung im Vergleich zum Westling (S. 132). Hier wird der sonst abstrakte Gedanke zur lebendigen Kraft: die Menschheit ist hier am stärksten Mensch geworden (S. 158). Ein innerer Übergang wird erlebt. Diese Grenzmenschen werden von zentraler Bedeutung, auf dem Untergrund des Glaubens an das allgemein-menschliche Gute. Der Gedanke der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechts, des allgemeinen Staates wird hier Tat. So beginnt der Österreicher auf vielen Gebieten des geistigen Lebens führend zu werden. Er tritt als neue Art, Mensch zu sein, auf. Er muß vor allem sich bewußt werden, wer er ist (S. 159). — Österreich muß erst geschaffen werden. Man hat mit Österreich nie Ernst gemacht. Die Künstler ersannen Gestalten von überall, nur nicht aus Österreich (S. 163. Das ist ungerecht von Hanslik; er mag nur einmal meine 100 Heimatnovellen lesen). Seit dem Kronprinzenwerk gibt es keine Darstellung Österreichs mehr. Zur militärischen Mobilisierung muß auch die geistige kommen. Es darf in Zukunft keinen G e s c h ä f t s m a n n, F o r s c h e r oder K ü n s t l e r geben, der etwas anderes anstreben würde als Österreich. Wer etwas anderes anstrebt, wird zum Verräter seines Vaterlandes. Jene drei Typen der österreichischen Gesellschaft müssen sich dazu vereinigen.

Damit schließe ich diese Skizze; sie bildet eigentlich nur den knappen Grundriß eines Buches, einer ausführlichen pragmatischen Darstellung. Aber vielleicht wirkt diese Aneinanderreihung ausgewählter Zeugnisse stärker als eine breite Auseinandersetzung. Sie regt mehr zum Selbstdenken an, sie ermüdet weniger, sie wendet sich unmittelbarer von der Sache an die Aufnahmefähigkeit des Lesers. Ich für meinen Teil liebe knappe Dar-

stellungen und verwandle mir zumeist die von mir gelesenen Bücher durch Anstreichen der Kernstellen zu Anthologien. So ungefähr ist auch diese Zusammenstellung entstanden. Vielleicht komme ich noch selbst einmal dazu, sie zu vervollständigen und abzurunden. Wenn nicht, so wird sie einem andern zum Wegweiser dienen. Man sieht aber schon ganz deutlich: ein Weg ist da, eine Richtung ist gegeben, der Weg ist benützt, die Wanderer mehren sich; sie nähern sich alle mehr oder weniger rüstig einem deutlich erkennbaren Ziele, das über allem Dunst der Erde leuchtend emporragt. Es ist ein teures, hohes Ziel, das höchste, das der Menschheit auf ihrer Suche nach dem Staatsideal gesteckt ist.

Der Zweck dieser Studie war, die Frage nach dem österreichischen Problem in allen seinen Entfaltungen so zu vergegenwärtigen, daß die Erörterung nicht abreißt, sondern zur völligeren Klärung führen kann. Es gibt keinen anderen Weg, als durch den Geist auf die Gesinnung und von dieser aus auf die Praxis zu wirken. So soll auch hier gewirkt werden.





# Krieg und Kriminalität.

Von Univ.-Prof. Dr. Alexander Pilcz, Wien.

In einem Vortrage „Kriegspsychiatrische Erfahrungen" — „Die Kultur", 1915, XVI. Jahrgang, S. 56 ff. — hatte ich u. a. ausgeführt, daß sich an dem harten Prüfstein der Kriegsschrecken die nervös-psychische Widerstandskraft der Bevölkerung unseres Vaterlandes über alles Erwarten stark erwiesen hat.

Die Eigenart seines Berufes bringt es mit sich, daß der Psychiater sehr häufig in gerichtlichen Fällen als Sachverständiger herangezogen wird und sohin zu dem Probleme der Kriminalität aus eigener Anschauung Stellung nehmen kann. Es mag nun nicht uninteressant erscheinen, die Erfahrungen der Kriegszeit auch hinsichtlich der Straffälligkeit zu betrachten.

In theoretisierender Weise hört man da zwei einander entgegengesetzte Ansichten aussprechen. Die Einen reden von dem läuternden Einfluß der großen Zeit, welche die anti-, bezw. asozialen Impulse eines egozentrischen Individualismus zurücktreten und aufgehen lasse in dem Altruismus der Kollektivpsyche. Die Anderen erwarten von dem Kriege durch Verrohung der Gefühle und Entfesselung der niedrigsten Instinkte ein bedeutendes Ansteigen der Verbrechen.

Nach meinen eigenen im Laufe der Kriegsjahre gewonnenen Beobachtungen, welche ich als Referent des k. u. k. Militär-Sanitätskomitees und ehemaliger Chefarzt der psychiatrisch-neurologischen Abteilung des k. u. k. Garnisonsspitales Nr. 1 zu sammeln Gelegenheit hatte, läßt sich zunächst ganz allgemein sagen, daß betreffs der Häufigkeit der Straftaten dasselbe gilt, was ich in dem oben erwähnten Vortrage von der Frequenz der Geisteskrankheiten sagte, d. h. bei zweifellos ganz beträchtlichem Anwachsen der absoluten Zahlen läßt sich eine nennenswerte relative, also perzentuelle Vergrößerung der Ziffern nicht erkennen. Man darf eben auch hier nicht aus den Augen verlieren, daß infolge der Kriegsverhältnisse ein ganz unvergleichlich größerer Anteil der Gesamtbevölkerung nunmehr der Militärgerichtsbarkeit untersteht, daß z. B., was besonders hervorgehoben werden muß, auch Zivilpersonen beiderlei Geschlechtes wegen bestimmt qualifizierter Delikte vor der Militärjudikatur sich zu verantworten haben.

Was die Art der einzelnen Straftaten anbelangt, so seien hier nur die am häufigsten vorkommenden erwähnt, und wir wollen zunächst solche von spezifisch militärischer Art herausgreifen.

Simulation zwecks Entziehung von der Wehrpflicht kam zu allen Zeiten, im Frieden wie im Kriege, vor. Ein „klassisches" Beispiel liefert

uns ja bekanntlich der göttliche Dulder und Schweinehirt Odysseus, der sich wahnsinnig stellte, um den trojanischen Feldzug nicht mitmachen zu müssen. Es kann uns nicht wundern, daß auch unter den jetzigen Verhältnissen die verschiedensten Gebrechen simuliert wurden, um dem Militärdienste zu entgehen. Hier will ich nur von der Vortäuschung geistiger Störungen oder Schwäche sprechen.

Zunächst kann ich mit Bestimmtheit neuerdings betonen, was ich schon in dem oben zitierten Aufsatze ausgesprochen habe, daß nämlich reine, glatte Simulation bei geistig völlig normalen Individuen und lediglich in der Absicht, sich der Wehrpflicht zu entziehen, doch nur relativ selten zur Beobachtung gelangte. Häufiger hat man es mit mehr minder hartnäckigen Täuschungsversuchen in gerichtlichen Fällen zu tun, wobei das Bestreben, die Rechtswohltat des Unzurechnungsfähigkeits-Paragraphen sich zu erschwindeln, das Motiv bildet; und noch häufiger begegnet man der Übertreibung, d. h. es besteht in Wirklichkeit ein geistiger Defekt oder eine Störung, welcher Zustand jedoch von dem Betreffenden — es handelt sich da um Schwachsinnige, Hysterische, psychopathisch Minderwertige u. dgl. — in meist leicht zu durchschauender Weise maßlos übertrieben wird. Die Maßlosigkeit des angeblichen Gebrechens gestattet ja sehr oft auf den ersten Blick hin die Diagnose: Simulation oder wenigstens: Übertreibung. Leute, die nachweislich daheim ein gut gehendes Geschäft betreiben, wollen nicht wissen, wieviel zweimal zwei ist, mit wem Krieg geführt werde, wie der Kaiser heiße u. dgl. Es soll hier nicht verschwiegen werden, daß unsere Aufgabe dadurch manchmal erschwert wurde, daß zuweilen auch die amtlichen, sogenannten „Heimatserhebungen" leider als unverläßlich sich erwiesen, indem auch der betreffende Ortsvorsteher, Lehrer, Gemeindearzt 2c. unrichtige Angaben machten. Wie durchtrieben manche Simulanten vorgehen, lehre folgendes Beispiel: Ein Mann war mit der Diagnose „Idiotie" von einer Militärheilanstalt zur Ausscheidung beantragt, uns aber zur Überprüfung dieses Gutachtens zugeschickt worden. Der „Idiot", welcher die haarsträubendsten Defekte vortäuschen wollte, aber zwei Landessprachen tadellos beherrschte, verleugnete uns gegenüber seine tatsächliche völkische Zugehörigkeit und gab sich für einen Deutschen aus, offenbar von der selbstverständlich nur subjektiven, durch nichts begründeten Vermutung ausgehend, dadurch weniger verdächtig zu erscheinen.

Daß die Grenzen zwischen bewußter Simulation und hysterischen Zuständen in praxi vielfach unscharfe sind, hatte ich schon in meinem obzitierten Vortrage erwähnt. Hier nur ein merkwürdiges Geschichtchen von plötzlicher Heilung eines Falles hysterischer Taubstummheit: Ein Mann war nach Granatexplosion taubstumm geworden; derselbe war als sehr religiös bekannt. Als ihn nun der Arzt eines Tages aus tiefem Schlafe aufweckte und ihm die Worte zurief: „Gelobt sei Jesus Christus!", antwortete der schlaftrunkene Taubstumme gemütlich: „In Ewigkeit, Amen."

In engem Zusammenhange mit der Simulation stehen die Versuche zur **Selbstbeschädigung**. Die, sit venia verbo, naiven, plumpen Versuche der früheren Zeit, wie Abhacken eines Fingers, Abschnürung eines Körperteiles durch einen Bindfaden u. dgl., verhalten sich zu den raffinierten Tricks der Gegenwart wie die Vorderlader und Uchatiuskanonen zu den



modernen Angriffswaffen, und die jüngsten Errungenschaften der Wissenschaft werden — leider auch gelegentlich von den Ärzten selbst — da in den Dienst der verbrecherischen Sache gestellt.

Recht bemerkenswerte Studien konnten wir bei den sogenannten Gewalttätigkeitsverbrechern machen. Nicht wenige der unverbesserlichen, zahllosemale vorbestraften „Plattenbrüder" und Messerhelden der schlimmsten Art, in Friedenszeiten wegen absoluter Undisziplinierbarkeit der Schrecken der Kompagnie, in Friedenszeiten auch als gänzlich unbrauchbar für den Militärdienst mit der Diagnose „Psychopathische Minderwertigkeit" aus dem Heeresverband ausgeschieden, ständig zwischen Kerker, Zwangsarbeitsanstalt und Irrenhaus hin- und herpendelnd, zeigten sich im Felde als tollkühne, ebenso verwegene wie verschlagene, daher z. B. besonders zu Schleichpatrouillen ausgezeichnet verwendbare Leute, deren mancher sich die Tapferkeitsmedaille errang. Aber die Rückversetzung ins Hinterland, wegen Verwundung oder Krankheit, bedeutete mit der Sicherheit eines Experimentes den Ruin für diese Menschen, d. h. sofortige Rückfälligkeit in schwere Kriminalität durch Gewalttätigkeitsvergehen, Rauschexzesse, Insubordination u. s. f.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß eines der charakteristischesten und nahezu niemals fehlenden körperlichen Attribute dieser Individuen, nämlich umfangreiche, zum Teile ganz künstlerisch ausgeführte Tätowierungen, auch der „Aktualität" Rechnung trägt, indem wir z. B. Unterseeboote, die Bildnisse der Monarchen des Vierverbandes usw. inmitten der obszönen Zeichnungen, der Totschlägerembleme 2c., zu sehen reichlich Gelegenheit hatten.

Ein besonders trauriges Kapitel bilden die verschiedenen Sexualdelikte. Alkoholwirkung und langdauernde, durch die Verhältnisse bedingte Totalabstinenz führten bei in bestimmter Richtung krankhaft Veranlagten zu widernatürlicher Betätigung des Geschlechtstriebes, und namentlich tragisch gestalteten sich die Fälle, wenn es sich um sonst ethisch hochstehende Individuen handelte, die unter normalen Umständen genügend Hemmungen aufgebracht hatten, um der abnormalen Richtung Herr zu bleiben. Dem Sachverständigen steht es selbstverständlich nicht zu, Milderungsgründe anzuführen; er ist nicht Richter, sondern hat lediglich die Frage zu entscheiden, ob eine Geisteskrankheit vorlag oder nicht, welche Frage eben in vielen solchen Fällen einfach verneint werden muß.

Unter den vielen Betrugsfakten, welche zur psychiatrischen Expertise gelangten, waren zahlreiche Fälle glatter, einfacher Schwindeleien, Spekulationen auf die Gutmütigkeit, den Wohltätigkeitssinn und die Leichtgläubigkeit der Zivilbevölkerung, namentlich der weiblichen, gegenüber den mit falschen Dekorationen und fingierten Verwundungen versehenen „Kriegshelden"; teils handelte es sich um im Grunde harmlose Renommistereien, welche nur durch die zufälligen besonderen Tatumstände den Stempel der Kriminalität erhielten. Einige dieser Fälle entbehrten nicht eines gewissen tragikomischen Beigeschmackes und erinnerten geradezu an die berühmte „Köpenickiade" der Friedenszeit. Einer meiner Fälle, der mit einem im Felde gefundenen eisernen Kreuze seinen Angehörigen daheim imponieren wollte und der seiner Familie ein ganz phantastisches Märchen aufgebunden hatte, wurde



ganz gegen seine Absicht der Held des Tages, wurde befördert, vom Bürgermeister seiner Heimatsstadt gefeiert, sein Bildnis schmückte einige illustrierte Blätter usw. Bei der Einlieferung auf meine Abteilung gab es ein unerwartetes Wiedersehen. Ich erkannte in dem Manne einen meiner ehemaligen, wegen Unbrauchbarkeit seinerzeit entlassenen Wärter. Er war auch sofort geständig und schilderte zerknirscht in recht anschaulicher Weise, wie er ja ursprünglich nur vor seiner Familie groß tun wollte, wie ihm dann selbst vor seiner eigenen, ganz unfreiwilligen Berühmtheit täglich mehr gegraut habe, wie er jedoch aus falscher Scham nicht mehr zurück konnte, bis eben die Bombe zum Platzen kam. Recht viele derartiger Fälle gehören in die Gruppe jener krankhafter Schwindler, der „Münchhausen“-naturen, über welche ich in der „Kultur“, 1907, S. 427 ff. berichtet habe. Eigentliche gewinnsüchtige Absicht wurde vermißt, es lag nur maßlose Eitelkeit vor, verbunden mit zweifellos pathologischer Lügenhaftigkeit.

Desertion und eigenmächtige Entfernung — die juridisch so scharfe Grenze läßt sich im konkreten Falle nicht immer ziehen — kommt vor aus Motiven der Feigheit, der Unlust zum Dienen u. dgl. bei moralisch minderwertigen Individuen, bar jeglicher höherer Empfindungen wie Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl und Ehrgeiz, aber auch bei sonst braven und tüchtigen Leuten infolge pathologischer Momente. Am häufigsten sahen wir diese Straftaten bei leicht Schwachsinnigen, deren geistige Defektuosität im primitiven Alltagsmilieu bisher nicht erkannt, nunmehr unter den so gänzlich veränderten Lebensverhältnissen erst offenbar wurde, um jene kurzschlüssigen, impulsiven Handlungen, wie sie für die Debilen so typisch sind: der erst beste Schritt, der eine augenblickliche Abhilfe aus einer den Schwachsinnigen bedrückenden Situation zu verheißen scheint, wird ausgeführt, ohne die Fähigkeit, auch nur die nächsten, geschweige denn die weiteren Konsequenzen zu überblicken, nach Art der berühmten „Abderiten“- oder „Schildbürger“-stückchen der Literatur, nach Art des ungeübten Schachspielers, welcher nur den unmittelbar nächsten, nicht die folgenden Züge zu berechnen vermag. Angst, Heimweh, ein körperlicher Schmerz oder dgl. genügen, um sozusagen automatisch derlei Schwachsinnige zum Davonlaufen zu veranlassen. Einer meiner Fälle, der durch tapferes Verhalten vor dem Feinde sich sogar schon hervorgetan hatte, erzählte ganz naiv, wie ihm der Krieg schon zu lange gedauert hatte, wie er Sehnsucht nach seiner Mutter empfand; Urlaub erhielt er nicht und so machte er sich einfach auf, um „nur für ein paar Tage“ nach Hause zu gehen; er versicherte immer wieder, daß er dann gewiß wieder zur Kompagnie zurückgekommen wäre. In anderen Fällen konnte zweifellos sogenannter pathologischer „Wandertrieb“ festgestellt werden. Es stellte sich z. B. durch verläßliche Erhebungen heraus, daß der Betreffende schon in seiner Kindheit von Zeit zu Zeit ohne erkennbares Motiv das elterliche Haus verlassen, einige Tage plan- und ziellos sich herumgetrieben hatte, bis er ganz spontan wieder nach Hause zurückgekehrt war; daß er im späteren Leben wiederholt ganz grundlos Knall und Fall einen Posten verlassen hatte, auf welchem er Monate hindurch mit eisernem Fleiß zur vollsten Zufriedenheit gearbeitet hatte. Wieder in anderen Fällen erfolgte das Delikt in einem epileptischen Dämmerzustande oder es lag beginnende progressive Paralyse vor.



Die eben erwähnte Gehirnkrankheit, welche in ihren Anfangsstadien auch bei der Friedenspraxis so häufig Anlaß zu kriminellen Komplikationen gibt, stellt natürlich ein hohes Kontingent auch zur militär-forensischen Kasuistik. Sexualdelikte, Insubordination, wörtliche und tätliche Gewaltakte, Verlassen des Postens, Eigentumsvergehen rc. sind die häufigeren Straftaten der beginnenden Paralytiker. Zuweilen kam es aber auch zu folgenschweren Handlungen, bezw. Unterlassungen, zur fehlerhaften Ausführung oder zum völligen Vergessen wichtiger Befehle.

All das eben von der progressiven Paralyse Gesagte gilt auch von den leider nur zu häufigen Fällen des chronischen Alkoholismus mit seinen schweren Schädigungen der intellektuellen und sittlichen Fähigkeiten. Auch braucht nicht erst betont zu werden, daß nicht nur die chronische Alkoholvergiftung, sondern auch die akute einmalige Berauschung eine schier unabsehbare Reihe mehr minder schwerer Straftaten heraufbeschworen hat.

Unter den des Verbrechens wider die Wehrmacht, des Hochverrates, der Spionage rc. angeklagten und mir zur psychiatrischen Untersuchung zugewiesenen Fällen kamen so gut wie niemals Geisteskranke vor. Ein Fall ist mir erinnerlich, eine Frauensperson betreffend, die unter verdächtigen Umständen verhaftet und bei welcher ein Notizbuch mit anscheinender Geheimschrift gefunden worden war. Die Beobachtung ergab aber, daß ein Fall chronischer, alter Verrücktheit vorlag und daß die rätselhaften Chiffren Ausfluß der Wahnideen waren. Ein Bauer, der eine Militär-Telephonleitung zerstört hatte, entpuppte sich beim Examen als Paralytiker, der seelenruhig erklärte, die verd.... Drähte hätten ihn geärgert, weil sie seinen Garten ruinierten.

Was die Vergehen der Veruntreuung, des Diebstahles rc. anbetrifft, so boten die mir bekannt gewordenen Fälle keine wesentlich neuen Punkte gegenüber den Erfahrungen der Friedenspraxis.

Genug an dieser flüchtigen Skizze, die vielleicht doch genügen dürfte, um einen oberflächlichen Überblick über die forensisch-psychiatrische Tätigkeit im Kriege zu gewähren. Auf viele Einzelheiten konnte ja hier selbstverständlich nicht näher eingegangen werden, teils aus äußeren Gründen, teils, weil sie, als nur für den Fachjuristen, bezw. -psychiater verständlich, des Anspruches auf Allgemeininteresse entbehren.

Nur auf zweierlei möchte ich zum Schlusse noch hinweisen.

Erstens will ich wieder der so oft bespöttelten und unliebsamen Widersprüche der Sachverständigengutachten Erwähnung tun. Ich hatte mich über diese Frage in meinem Aufsatze „Psychiatrie-Rechtsleben-Gesellschaftsschutz“ in der „Bergstadt“, 1914, Mai, Heft 8, ausführlich geäußert. Hier nur so viel: Wo es sich nicht um eklatante Kunstfehler, bezw. Mangel an psychiatrischer Erfahrung handelt — daß zur Beurteilung fraglicher geistiger Zustände eben ein geschulter Psychiater herangezogen werden soll und nicht etwa ein Zahnarzt, der zufällig als Militärarzt einberufen worden ist, erscheint ebenso selbstverständlich, wie in praxi nicht allerorts und jederzeit leicht durchführbar —, wo also nicht ungenügende Fachschulung des einen Sachverständigen vorliegt, kommen die Widersprüche nicht durch verschiedene Diagnosenstellung zustande, sondern erst bei der sogenannten Subsumption gewisser Grenzfälle unter den starren Wortlaut der Paragraphe



d. h., um einen von mir wiederholt gebrauchten Vergleich wieder heranzuziehen, bei der Nötigung, etwas entweder „schwarz“ oder „weiß“ zu bezeichnen, was in Wirklichkeit keines von beiden ist, sondern „grau“. Manche anscheinende Widersprüche ergeben sich auch aus der durchaus irrigen Auffassung, daß die Begriffe „unzurechnungsfähig“ und „dienstuntauglich“ einander decken. Auch hier wieder hat man es zumeist mit jenen Grenzfällen zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit zu tun, die unter dem Sammelnamen der „psychopathisch Minderwertigen“ geführt werden. Es kann z. B. ein bestimmter Grad eines bestimmten geistigen Defektes so gering sein, daß der Wortlaut des sogenannten Unzurechnungsfähigkeits-Paragraphen: „des Gebrauches der Vernunft ganz beraubt“, für den konkreten Fall als nicht zutreffend erachtet werden muß, während derselbe Grad desselben geistigen Gebrechens doch die Diensttauglichkeit dauernd ausschließt.

Der zweite Punkt, den ich kurz streifen will, ist erfreulicherer Art. Ich möchte der Arbeitsleistung der Militärauditore gedenken, welche seit Kriegsbeginn nicht nur durch die starke Häufung der Fälle an sich enorm angestrengt sind, sondern die außerdem mit der besonderen Schwierigkeit zu kämpfen hatten, daß nahezu gleichzeitig mit Kriegsbeginn die neue Militär-Strafprozeßordnung in Wirksamkeit trat, welche, den modernen Anforderungen der Strafrechtspflege Rechnung tragend, damit natürlich ungleich kompliziertere und erhöhtere Ansprüche an die richterlichen Persönlichkeiten stellte. Nimmt man dazu die Schwierigkeit des sprachlichen Verständnisses in unserer polyglotten Monarchie, so kann sich auch der Laie ein Bild schaffen von der Arbeitsleistung, welche die Militärgerichtsbehörden zu bewältigen hatten und haben.

Dasselbe eherne und selbstlose Pflichtbewußtsein, das unsere Kämpfer an der Front beseelt, verleiht auch den auf weniger ruhmvollen, aber wahrlich nicht minder aufreibenden Posten des Hinterlandes gestellten Armeeangehörigen, Juristen wie Ärzten, aktiven wie Reserveoffizieren, die Kraft, ihr ganzes Können und Wollen in den Dienst unserer gerechten Sache und unseres geliebten Vaterlandes zu stellen!





# Die Triebkräfte des Kanossakonfliktes.

Von Albert v. Ruville, Universitätsprofessor in Halle.

Das Ereignis von Kanossa stellt sich dem Beschauer wie der Höhepunkt eines längere Zeiträume durchziehenden Dramas dar. Viele Entwicklungsreihen laufen in ihm zusammen, um es hervorzubringen, und neue Entwicklungsfolgen gehen von ihm aus, um nahe und ferne Zeiten bis in unsre Gegenwart hinein zu beeinflussen. Noch heute ist die erstaunliche Szene auf der tuskischen Felsenburg den breitesten Volksschichten bekannt und nach dieser oder jener Richtung hin wirksam. Noch heute erweist sie sich als ein Faktor in politischen oder religiösen Wirren und Wandlungen. Nicht einmal der jetzige Weltkrieg steht außer Zusammenhang mit jener Auseinandersetzung zwischen kirchlicher und weltlicher Autorität, denn das in jener Zeit als römisch-deutsches Reich sich darstellende mitteleuropäische Staatensystem nahm damals Keime des Verfalls in sich auf, dem es dann langsam entgegenging, eines Verfalls, aus dem es sich heute endgültig und vollkommen zu erheben im Begriff steht. Mit diesem Drama, das vor anderen Dramen den Vorzug der Wahrheit und Tatsächlichkeit besitzt, bei dem ein allweiser Urheber alles Werden, Wachsen und Wollen in seinen Dienst zog, um jenen seinen weitreichenden Plänen entsprechenden Höhepunkt zu setzen, mit ihm wollen wir uns beschäftigen.

In dem engen Rahmen, der hier geboten ist, verbietet es sich, den Kanossakonflikt in seinem vollen Werden und Verlauf zu behandeln, denn eine gründliche Vorführung des ganzen feststellbaren Verursachungssystems und aller einschlägigen Vorgänge würde uns weit darüber hinausführen. Es soll also hier nur eine Besonderheit des Problems in Überlegung gezogen werden, und zwar eine solche, die bisher nicht recht erfaßt zu sein scheint. Unsre Wahl fällt auf die großen Triebkräfte, die in dem Konflikte wirksam gewesen sind, aus deren Zusammentreffen das Ereignis vornehmlich entsprungen ist. In diesem Punkte liegen sehr verschiedene und vielfach anfechtbare Auffassungen vor, so daß eine Klarstellung wohl am Platze ist.

Gewöhnlich wird die Sache zu leicht genommen, wird alles auf einen großen Gegensatz zurückgeführt, auf den Gegensatz zwischen geistlicher und weltlicher Macht, zwischen Papsttum und Kaisertum, wobei man dann eine dauernd vorhandene Gegenstellung behauptet und Ideen weit späterer Zeiten, wohl gar die konfessionellen der Gegenwart, vorwegnimmt. Über diesen Standpunkt ist man natürlich in den streng wissenschaftlichen Bearbeitungen hinausgekommen, indem man die betätigten Strebungen reicher zu gliedern und das Wechselnde ihres Wirkens besser zu kenn-

zeichnen wußte. Aber auch da scheint die volle Aufklärung noch nicht gegeben zu sein, namentlich insofern nicht, als die wahre Stellung der Kirche zu den einander bekämpfenden Mächten, die ihrem innersten Wesen entsprechende Friedenstendenz und sittliche Parteilosigkeit nicht genügend in Rechnung gestellt worden sind.

Es soll unsre Aufgabe sein, besonders an diesem Punkte einzusetzen, um von ihm aus das Getriebe zu entwirren und die wirkenden Kräfte zum Verständnis zu bringen. Das dürfte namentlich insofern einen Wert besitzen, als damit ein von den Quellen jener Zeit unabhängiger und doch auf ursprünglicher Grundlage ruhender Faktor in die Untersuchungen eingeführt wird, nämlich die zu allen Zeiten sich gleich bleibende echt kirchliche Denkweise, die zwar vielfach von Zeitgedanken und wandelbaren Meinungen überwuchert werden kann, die aber doch niemals ihre Kraft und ihren Einfluß verliert. Das ist ein Faktor, der wohl geeignet ist, auf die mittelalterlichen, vielfach unzureichenden, unklaren und widersprechenden Dokumente ein klärendes Licht zu werfen, also die Quellenkritik zu unterstützen, wenn es uns auch hier nicht vergönnt ist, ausführliche kritische Untersuchungen solcher Art vorzunehmen.

Ein einziger Urstrom ist es, von dem die beiden unter Gregor VII. und Heinrich IV. gegen einander gerichteten Strömungen ausgegangen sind. Eine Bestrebung liegt dem gegensätzlichen Verhalten beider Parteien zugrunde, um bei jeder sich mit besonderen Ideen und Wünschen zu verknüpfen, durch die eben der Widerspruch in die anfängliche Einheit hineingetragen wird. Um das zu verstehen, müssen wir weiter zurückgreifen, namentlich in die Zeit Heinrichs III., des Vaters und Vorgängers des Kanossabüßers, denn dort finden wir den später scharf gespaltenen Strom noch in seinem einheitlichen Oberlaufe vor.

Die gemeinte Hauptbestrebung ist die innere Erneuerung der vielfach verwahrlosten und verweltlichten, mit schweren sittlichen Gebrechen behafteten Kirche und damit gleichzeitig der ganzen, mit ihr aufs engste verflochtenen Staatseinrichtungen. Es galt die in Wohlleben verfallenen, von der strengen Observanz abgewichenen Klöster zu ursprünglicher Reinheit zurückzuführen, die von unkirchlich gesinnten, mehr politisch als religiös tätigen Bischöfen geleiteten und daher entsittlichten Diözesen wieder tüchtigen und frommen Hirten zu überweisen. Es kam darauf an, die Übel der Simonie und des Nikolaitismus auszutilgen, worunter zu verstehen ist einerseits die Vergabung der kirchlichen Ämter nach weltlichen Rücksichten oder gar für Geld, andrerseits die Unzucht des Klerus und die Mißachtung des Zölibats. Es sollte endlich die aus der Verflechtung mit dem italienischen Parteigetriebe entsprungene Korruption des päpstlichen Hofes und der Wahlordnung beseitigt werden. Alles in allem also zielte die Bewegung auf eine Wiedergeburt der ganzen christlichen Gemeinschaft. Dazu war es nötig, die berufensten Mächte heranzuziehen und zu vereinen, sie über die weltlichen Wirren hinauszuheben und so für ihre große Aufgabe zu befähigen. So sehen wir, daß sich seit dem Anfang des 10. Jahrhunderts eine dreigestaltige Basis für das Reformwerk herausbildet.

Im Benediktinerkloster Cluny setzt die Arbeit ein, die, geleitet von hervorragenden Äbten, sich naturgemäß zunächst auf die Läuterung des





Klosterwesens richtet und dort immer wachsende Erfolge erzielt, die aber mittelbar aller Orten die Erneuerung des christlichen Lebens anbahnt.

Diese mönchische Bewegung setzt sich alsbald in die engste Beziehung zur Zentralgewalt der Kirche, bietet sich ihr als kräftigste Hilfe an zur Befestigung der ihr gebührenden geistlichen Vormachtstellung, deren sie zur Wiederherstellung der kirchlichen Zucht und Ordnung mehr als jemals bedurfte. So gewann das Papsttum weithin zuverlässige Organe und sichere Stützen, durch die es seinen geistlichen Willen überall durchsetzen, seinen Einfluß in den höchsten und tiefsten Schichten aller Völker geltend machen konnte. Es kam nur darauf an, daß sich das Papsttum selbst reinigte und aus den weltlichen Verstrickungen seiner Umgebung löste, daß Männer die Tiara erhielten, die den hohen Aufgaben geneigt und gewachsen waren.

Da kam nun als dritte Macht das deutsche Königtum hinzu, das wie kein anderes geeignet erschien, die profanen Vorbedingungen für das Reformwerk zu schaffen und die bestehenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Auch die deutschen Könige wurden mehr und mehr für die wichtige Angelegenheit gewonnen und in die reformfreundliche Richtung hineingezogen, traten zum Teil mit den Kluniazensern in enge Verbindung, deren Tendenzen sich auf die Kleriker des Stiftes von Goslar, der bevorzugten kaiserlichen Residenz, übertrugen. Otto III., Heinrich II., Heinrich III. zeichneten sich durch ernste, religiöse Gesinnung bis zum Asketischen hin besonders aus und bemühten sich eifrig um Besserung der kirchlichen Zustände. Zu entscheidender Mitwirkung war aber dem Königtum eine überragende Stellung gegenüber dem Fürstentum nötig. So lag es im Interesse der Kirche, ihm eine solche erringen zu helfen, was einerseits durch den engen Anschluß der mit Landesherrlichkeit begabten Prälaten an die Krone, andrerseits durch den Ausbau der königlichen Macht in Italien und durch Zuwendung der Kaiserwürde geschehen konnte. Es ist leicht zu erkennen, daß sich die Entwicklung dementsprechend gestaltet hat, daß die Königsmacht in Deutschland und in Italien rasch emporstieg, bis sie unter Konrad II. und Heinrich III. den Zenith erreichte. Auch blieb die Kaiserkrone seit Otto I. unangefochten in deutschem Besitze.

Die drei Mächte gingen also in der Hauptsache lange Zeit Hand in Hand, wenn auch zwischen ihren Vertretern manche Streitigkeiten vorkamen. Es lag gar kein Anlaß vor, sich grundsätzlich zu befehden, wohl aber ein starker Trieb, fest zusammenzustehen und sich gegenseitig zu fördern. Daß dabei jeder Teil dahin zielte und nach Kräften darauf hinwirkte, an die Spitze der anderen Teile sittenreine Männer und Freunde des Reformwerkes zu bringen, war nicht zu verwundern und, soweit sich das Bestreben in rechtlichen Grenzen hielt, nicht zu bemängeln. Insbesondere wirkten die Kaiser mit den Kluniazensern zusammen auf eine angemessene Besetzung des römischen Stuhls und demgemäß auf eine Verbesserung der Wahlbräuche, auf eine Ausscheidung simonistischer Gewohnheiten hin, wobei allerdings mancher selbstherrliche Eingriff, manche Rechtskränkung unterlief. Die Kaiser gewöhnten sich, wenn sie die Macht dazu hatten, in Rom scharf durchzugreifen, unter Beistand gefügiger Synoden Einsetzungen und Absetzungen zu vollziehen. Die zugrunde liegende



Gesinnung war aber im Allgemeinen eine gute, der Institution des Papsttums günstige, und so behaupteten denn auch die kaiserlichen Päpste in den Fällen des Zwiespalts bis zum Ausgang Heinrichs III. durchgängig das Feld.

Unter dem letztgenannten Herrscher finden wir bei den drei Potenzen die Übereinstimmung in Zielen und Handlungen am schärfsten ausgeprägt. Er knüpfte die Beziehungen zu den Kluniazensern wieder enger. Er half der kirchlichen Zentralgewalt abermals aus der Abhängigkeit von römischen Dynasten und Parteien sowie aus dem Sumpfe eines gefährlichen Schismas heraus. Drei Träger der Tiara von bestrittenem Recht, die alle der rechten Würdigkeit ermangelten, wußte er im Jahre 1046 in geschickter und rechtlich kaum anfechtbarer Weise zu beseitigen, um einen reformeifrigen Papst deutscher Herkunft, Klemens II., auf den Stuhl Petri zu bringen. Willig fügten sich auch weiterhin die Wahlkörper den Wünschen des Kaisers, in dem sie mit Recht den Retter aus unhaltbaren Zuständen erkannten. Wie die Söhne vom Vater erbaten sie von dem frommen Monarchen die Thronkandidaten. So folgten sich nicht weniger als fünf deutsche Päpste nacheinander, von denen wohl Bruno von Toul als Leo IX. (1049—54) der bedeutendste war. Zu seiner Zeit standen die drei Hauptfaktoren der Kirchenreform in besonders naher Verbindung. Ein Freundschaftsband verknüpfte ihn mit dem Kaiser, Übereinstimmung der Gesinnung mit den Männern von Cluny. Ungeteilt und stark floß der Strom der Reformbewegung dahin.

Auch dadurch wurde prinzipiell nichts an der Sachlage geändert, daß die Päpste sich freier und unabhängiger zu fühlen begannen, daß sie die Hilfe des Kaisers bald minder nötig fanden und ihre geistliche Obergewalt immer stärker betonten. Vom Kaiser gerade wurden sie mit Machtmitteln reichlich versehen. Viktor II. (1055—57) wurde Verwalter des gewaltigen, der jungen Markgräfin Mathilde gehörigen tuskischen Besitzes und erhielt wertvolle Belehnungen in Mittelitalien. Ein starkes Papsttum lag ja im Plane des weltlichen Oberherrn, dessen Eingriffe eben auf ein solches gezielt hatten. Die alte parallele Bestrebung blieb weiterhin in Kraft und wurde nach dem 1056 erfolgten Tode Heinrichs III. unter der Regentschaft der Kaiserin Agnes erst allmählich unter dem Druck der Verhältnisse vernachlässigt. Papst Viktor II. setzte selbst in Aachen den sechsjährigen Heinrich IV. auf den Stuhl Karls des Großen.

Auf beiden Seiten fand sich nun aber das Reformstreben verschweißt mit der natürlichen Tendenz jedes Amtes, sich kräftig auszuwirken, alle sich darbietenden Aufgaben aus eigener Kraft zu erfüllen und zu dem Zwecke andere Ämter in Abhängigkeit von sich zu bringen. Der Keim eines Gegensatzes, der sich darin barg, wurde hintangehalten durch die echt christliche Gesinnung der Reformer, die auch und gerade bei höchsten, idealsten Zielen zur Milde und Mäßigung bewog, die bei guter Sache auf Gottes endliche Durchhilfe vertraute, wenn auch zur Aufrechterhaltung der Einigkeit augenblickliche Vorteile geopfert werden mußten. Leicht aber konnte es geschehen, daß diese Gesinnung, deren sich Männer wie Abt Hugo von Cluny, Heinrich III., Leo IX. befleißigten, nachließ, daß menschliche Eigensucht und ungestümer Eifer die Oberhand gewannen, um ohne genügende Rücksicht auf das Friedensinteresse ausschließlich auf rasche

Lösung der richtig oder falsch verstandenen Aufgaben auszugehen. Dann entwickelten sich Gegensätze, die in Streit und Hader aufeinander prallten. Das ist denn auch nicht ausgeblieben und so sind hier besondere Triebkräfte zu verzeichnen, die im Kanossakonflikt zur Geltung kamen.

Auf weltlicher Seite bestand der Gedanke der kaiserlichen Oberhoheit und Protektorstellung gegenüber dem Papsttum. Karl der Große faßte sein Verhältnis als Kaiser zum Papst ungefähr so auf, daß er sich als Lehnsträger des heiligen Petrus, aber als Lehnsherrn des jedesmaligen römischen Bischofs fühlte. Der geistlichen Universalgewalt sah er sich unterstellt, da sie als Vertreterin Gottes von ihm Rechenschaft über seine Verwaltung zu fordern hatte, ihm die sittlichen Normen dafür auferlegte. Kaiserlicher Besitz aber war es, den der Träger der Gewalt in Händen hielt und so gebührte dem Kaiser ein Einfluß auf dessen Auswahl und Einsetzung, ähnlich wie bei den mit Landeshoheit ausgestatteten Reichsbischöfen, sowie auch ein Urteil über seine Rechtmäßigkeit und sein politisches Handeln.

Diese Gedanken wurden von den deutschen Königen, die seit Otto I. ein anerkanntes Anrecht an die römische Krone besaßen, aufgenommen und getätigt, was, wie wir schon sahen, im Interesse des unter lokalen Bedrängnissen leidenden römischen Stuhles lag. Eine Kränkung der kirchlichen Hoheit ergab sich daraus an und für sich nicht, sondern vielmehr eine bessere Sicherung. Doch auch abgesehen von der in der Kaiserwürde ruhenden Machtvollkommenheit fiel den Königen ein maßgebender Einfluß auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles zu. Sie übernahmen das Amt des römischen Patrizius und traten damit in die Rechte der lokalen Machthaber ein, Rechte, zu denen die Designierung des zu wählenden Oberhirten, bezw. die Bestätigung des gewählten gehören sollte. Unter diesem Titel hat Heinrich III. mehrmals Päpste geradezu eingesetzt, seit Leo IX. allerdings unter dem Vorbehalt nachfolgender gesetzmäßiger Wahl.

Es läßt sich nicht behaupten, daß in der Zeit vor Kanossa eine grundsätzliche Überspannung des königlichen Machtstrebens stattgefunden habe. Heinrich III. hielt sich immer in den vom Bedürfnis der Kirche gezogenen Grenzen und erwies sich nachgiebig, wo immer es der Wandel der Verhältnisse erforderte oder gestattete. Er ließ die Unabhängigkeit und Macht der Kurie bis zu seinem Tode anwachsen. Maximen, wie sie im byzantinischen Reich vorwalteten, die darauf hinausliefen, die geistliche Gewalt in Organisation, Verwaltung, ja sogar in der Lehre vom Kaisertum abhängig zu machen, eine Art Zäsareopapismus zu begründen, sind nicht zu bemerken. Ein innerer Zusammenhang zwischen der schismatischen Loslösung der orientalischen Kirche von Rom, die in die Regierungszeit Leos IX. (1054) fällt, und dem Kanossastreit fehlt vollständig. Die Loslösung erfolgte ja auch eher im Gegensatz zu den Wünschen des byzantinischen Herrschers Konstantin IX. als auf dessen Veranlassung, war ein Werk des Patriarchen Caerularius, dem die Kurie vielleicht zu schroff entgegentrat. Ebenso wenig vermag man am deutschen Hof ein Streben zu erkennen, durch den Einfluß auf den römischen Stuhl anderen Staaten ein Joch aufzuerlegen, eine reale Hegemonie in Europa zu errichten. Die Päpste verfahren diesen Staaten gegenüber, ungehindert vom Kaiser, wie es die geistlichen Pflichten und die Interessen ihrer Weltstellung verlangen.



Trotz alledem ist aber nicht zu leugnen, daß der Gedanke einer Herrenstellung des deutschen Königs über dem Papste, eines königlichen Verfügungsrechtes über die Tiara lebte. Er taucht gelegentlich empor, wenn wichtige Interessen des Königtums und machtvolle anderweitige Einflüsse dazu anregen. So hat er auch im Kanossastreit eine Rolle gespielt. Wir müssen ihn den hier besprochenen Triebkräften beizählen. Er kommt aber erst bei Heinrich IV. offen zur Geltung, während er zur Zeit der Regentschaft vor dessen Regierungsantritt nicht mitsprach. Da hatten die Reichsverweser mit den inneren Wirren genug zu tun. Die Wahl des Gegenpapstes Cadalous anno 1061 war, wiewohl vom Hof begünstigt, kein königlicher Machtakt, sondern bedeutete eine Auflehnung kirchlicher Potenzen gegen die reformierende Richtung, ein Versuch, der nicht zum Ziele gelangte und so allerdings als eine Niederlage der königlichen Regierung erschien.

Diese Gegnerschaft gegen die Reform stellt natürlich auch einen wichtigen Faktor in dem ganzen politisch-kirchlichen Getriebe dar, das im Kanossastreit gipfelte. Sie vermochte sich, des kaiserlichen Druckes entledigt, wieder stärker geltend zu machen und war geeignet, die Konflikte zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, wo sie durch fehlerhafte Maßnahmen erstanden, zu verschärfen und zu verbittern. Die ganzen Interessen der simonistischen und nikolaitischen Geistlichkeit verknüpften sich ja damit. Es wäre aber falsch, die Reformfeindlichkeit zu irgend einer Zeit mit der königlichen Sache zu identifizieren. Die Machthaber in Deutschland, auch Heinrich IV., versagten sich niemals grundsätzlich den Reformbestrebungen, sondern lehnten sich nur gegen solche Maßnahmen auf, durch die sie ihre Machtgrundlagen bedroht sahen, um dann die Vertreter jener Gegentendenz zur Hilfe heranzuziehen. Auch der Kampf gegen Gregor VII. wurde in gewissem Sinne, wie wir sehen werden, zugunsten der kirchlichen Reinheit geführt. Die ursprüngliche Triebkraft blieb auf königlicher Seite in Wirkung.

Wie stand es nun aber auf der anderen Seite, am päpstlichen Hof? Traten auch da Kräfte in die Erscheinung, deren Ziel von dem der ursprünglichen Reformbewegung abweicht und die sonach ein Auseinanderlaufen der einheitlichen Bahn begünstigen? Das ist in der Tat der Fall, und zwar verkörpern sich diese Kräfte in der Person des Subdiakons beziehungsweise Kardinals Hildebrand, späteren Papstes Gregor VII., den Leo IX. bei der Thronbesteigung 1049 an seinen Hof zog und der nun bekanntlich bis zu seiner eigenen Erhebung in Rom einen ausschlaggebenden Einfluß übte. Er übertraf alle, die sich um die Gesundung der Kirche bemühten, an Eifer und Energie und scheint sonach ein ausgesprochener Vertreter der kluniazensischen Richtung zu sein. Aus Cluny soll er ja auch seinem Gönner nach Rom gefolgt sein. Er verabscheute die Hauptübel, die der Gemeinschaft Christi anhafteten, und war entschlossen, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten. Und doch haben wir in ihm auch den Träger eines neuen Prinzips zu sehen, mit dem er, bei allen sonstigen Erfolgen auf dem genannten Gebiet, störend in die segensreiche Bewegung eingriff und die Einheitlichkeit des Vorgehens schädigte. Welches war dies Prinzip?

Es ist wohl am einfachsten als das hierarchische zu bezeichnen und stellt sich als der Gedanke der päpstlichen Vormacht auch in weltlichen Angelegenheiten dar. Die berechtigte Entledigung des römischen Stuhles

von weltlicher Bevormundung suchte der neue Lenker der vatikanischen Politik über das nächste Ziel hinauszuführen bis zu einer Bevormundung der weltlichen Gewalt, insbesondere des deutschen Königtums, durch die kirchliche Oberleitung. Gewiß trat er nicht mit einem fertigen Plan in die Schranken. Man darf ihn nicht als einen blinden Fanatiker verstehen, der die realen Verhältnisse mißachtete und gleich im Sturme das Höchste zu erreichen suchte. Schritt für Schritt ging er vor, und als er den päpstlichen Thron bestieg, hatte er noch nicht völlig das Tau zerschnitten, mit dem das Schiff Petri der leitenden Profangewalt verbunden war. Aber er kannte doch in seinen Bestrebungen keine feste Grenze. Er scheute nicht davor zurück, das Verhältnis umzukehren, das Staatsschiff ins Schlepptau des Papsttums zu nehmen, wenn es die Umstände ermöglichten.

Daß dies ein bedenkliches Streben war, ist wohl nicht zu verkennen, denn die Kirche ist nicht bestimmt und trotz ihres staatlichen Charakters nicht einmal besonders befähigt zur Führung weltlicher Gemeinwesen in irgend einer Form, auch nicht rein katholischer Staaten wie der damals aller Orten in Europa bestehenden. Sie soll Menschen und Institutionen mit christlichem Geist erfüllen, alle Glieder zu sittlichem Verhalten anregen und stärken, um so den nachhaltigsten Einfluß zu üben, nicht aber selbstherrlich in die Regierungsverhältnisse eingreifen. Letzteres hat sich selten als nützlich erwiesen. Daß es bei der damaligen engen Verschlingung des Geistlichen und Weltlichen schwer war, die rechte Linie innezuhalten, daß gerade von weltlicher Seite oft der Anreiz zu Übergriffen der kirchlichen Gewalt ein starker war, ist zuzugeben, aber Hildebrand-Gregor neigte eben schon vor und bei dem Kanossastreit dazu, jede prinzipielle Selbstbeschränkung abzulehnen. Das rief naheliegender Weise den schärfsten Widerstand des Königtums hervor.

Nun trat aber bei dem mächtigen Reformer noch eine andre störende Tendenz hinzu, durch die eine gewisse Unruhe in sein Handeln hineingetragen und dessen Schärfe gesteigert wurde. Er, der rücksichtslose, von heiligem Eifer entflammte Bekämpfer der Simonie trat seltsamer Weise wiederholt mit der Simonie in bedenkliche Berührung. Er war einst Kaplan Gregors VI. (1045—1046), eines edelgesinnten und tüchtigen Papstes, der sich aber, wenn auch in bester Meinung, eines ernsten Vergehens schuldig gemacht hatte. Er hatte seinen Vorgänger, den sittlich tiefstehenden Benedikt IX., unter Aufwendung von Geldmitteln zur Abdankung gebracht und dann, als er selbst gewählt wurde, die Wahl angenommen, wohl in der Überzeugung, damit einem Unheil zu steuern. Gregor sühnte das damit, daß er durch die Synode von Sutri 1046 sich selbst, unter Anerkennung seiner Verfehlung, des päpstlichen Amtes enthob. Mit ihm entwich Hildebrand damals nach Deutschland, von ihm übernahm er später als Papst den Namen. Diese Tatsachen mögen schon auf Gregor VII. ein etwas ungünstiges Licht geworfen haben. Weit wichtiger aber ist es, daß bei seiner eigenen Wahl zum Papste Rechtskränkung und Simonie, wenn auch ohne sein Wissen und Wollen, eine Rolle spielten oder wenigstens in Frage kamen. Auf diesen Punkt haben wir besonders unsre Aufmerksamkeit zu lenken.

Hildebrand war es vornehmlich gewesen, der einerseits im Sinne der Kluniazenser und Heinrichs III. die ungeordneten, aus dem Streit



lokaler Gewalten und kirchlicher Parteien sich ergebenden Wahlen zu beseitigen, andrerseits den übergroßen Einfluß der kaiserlichen Macht zu beschränken, also die Thronfolge möglichst vollständig den berufenen kirchlichen Faktoren zu überweisen suchte. Daraus erwuchs zur Zeit, da eine Frau in Deutschland regierte, das Papstwahlgesetz Nikolaus II. vom Jahre 1059. In ihm wurde der höchsten Rangsklasse der Kardinäle, den Kardinalbischöfen, die eigentliche Wahl, dem übrigen Klerus und dem Volk ein Recht des Beitritts, bezw. der Zustimmung, dem König aber eine Art Bestätigung, nach deren Vollzug erst die Weihe stattfinden sollte, zugesprochen. Man wußte also nun genau, wie das Werk vor sich gehen mußte, damit jeder Zweifel an der Rechtsgültigkeit ausgeschlossen blieb.

Man hätte erwarten sollen, daß Hildebrand selbst, der Miturheber des Gesetzes, wenn er einmal persönlich in Frage kam, strengstens auf Einhaltung der Bestimmungen halten würde. Als aber der Fall nach dem Tode Alexanders II. anno 1073 eintrat, lag die Sache eigentümlich. Hildebrand, der als eine wahre Herrschernatur, als der kräftigste Verfechter der päpstlichen Prärogative und der kirchlichen Erneuerung galt, der sich wohl selbst als den berufensten Erben der höchsten Würde fühlte, hatte gerade wegen seines ungestümen, der rechten Milde ermangelnden Wesens wenig Aussicht von den bischöflichen Wählern erkoren zu werden. Von ihnen, denen eben wegen ihrer voraussichtlichen Besonnenheit und echt kirchlichen Denkweise die Entscheidung in die Hand gelegt war, stand nicht zu erwarten, daß sie für die Erhebung eines solch leidenschaftlichen Charakters zu haben sein würden, und das lag sicherlich im Interesse einer gesunden kirchlichen Entwicklung. Wenn er, der stürmische Reformer, auf den Thron kommen sollte, dann mußte es in einer der Reform zuwiderlaufenden Weise geschehen.

So ereignete es sich denn, daß der Knoten zerhauen wurde, daß Hildebrand schon einen Tag nach dem Tode Alexanders, am 12. April 1073, in unerwarteter Weise zur Tiara gelangte. Als er noch mit der Beisetzung des Verstorbenen beschäftigt war, wurde er von einer aufgeregten Volksmenge und dem anwesenden Klerus in tumultuarischer Weise zum Papst proklamiert. Gewiß wußte man die Handlung eilends in eine dem Rechte einigermaßen entsprechende Form zu bringen. Eine Anzahl Kardinalpresbyter scheint als Wähler aufgetreten zu sein, der übrige Klerus und das Volk stimmten durch Akklamation zu; Annahme der Wahl und Inthronisation fanden alsbald statt, von einem Protest ist nichts überliefert. Aber Zweifel an der Gültigkeit konnten leicht auftauchen. Einmal war dem Brauch, daß der verstorbene Papst vor der Wahl beigesetzt sein mußte, nicht voll entsprochen. Ferner scheinen Bischöfe überhaupt nicht beteiligt gewesen zu sein, da sie das Wahlprotokoll nicht mitunterschrieben haben. Auch Bestimmungen, die Hildebrand selbst kürzlich durchgesetzt hatte, dreitägige Gebete vor der Wahl 2c., waren nicht eingehalten. Besonders bedenklich aber war es, daß die Behauptung auftrat, der Hauptanstifter, Kardinal Hugo Candidus, eine höchst zweifelhafte Persönlichkeit von unwahrem Charakter, die noch weiter eine traurige, hetzerische Rolle spielte, habe in der Nacht vor der Wahlszene zugunsten Hildebrands Geld unter die Menge verteilt.



Wenn man nun auch im Hinblick auf die unzweifelhaft reine Gesinnung des Gewählten annehmen muß, daß dem Rechte im wesentlichen Genüge geleistet wurde und daß er persönlich über die Bestechung, wenn sie überhaupt stattgefunden hat, in Unkenntnis geblieben ist, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Wahl einen unregelmäßigen, gewaltsamen Verlauf nahm und daß der neue Papst sich allzurasch über alle Bedenken hinwegsetzte, sich die Gunst der Lage zunutze machte. Er faßte den Vorgang als ein Gottesurteil auf, durch das ihm wider Erwarten die Krone zufiel, zeigt aber durch sein Absehen von einer Wahl nach feststehenden Grundsätzen doch, daß es ihm an Vertrauen zu dem vermeinten göttlichen Willen mangelte, denn wenn dieser bestand, dann konnte auch bei regelmäßigem Verfahren der Sieg nicht ausbleiben. Die Gerechtigkeit seiner Sache stand ihm also nicht unbedingt fest. Sein Verhalten ähnelte dem seines einstigen Gönners Gregors VI., der mit anfechtbaren Mitteln der göttlichen Leitung zu Hilfe kommen wollte, statt in echt christlicher Weise sich streng an die sittliche Norm zu halten und die Folgen willig auf sich zu nehmen, mit der vollen Überzeugung, daß gerade dann das Richtigste, wenn auch nicht das von ihm als richtig Erachtete, herauskommen mußte.

Gregor VII. hat gewiß keinen ernsten Zweifel gehegt, ob sein Pontifikat ein rechtmäßiges sei, wohl aber scheint ihn der Gedanke nicht verlassen zu haben, daß es von seinen Feinden bei geeigneten Gelegenheiten auf Grund der stattgehabten Unregelmäßigkeiten angefochten werden könnte. Dazu kommt noch, daß in den späteren Anschuldigungen gegen ihn von einem Eide die Rede ist, den er dem Kaiser Heinrich III. geleistet habe, nicht ohne dessen oder seines Nachfolgers Willen die Krone anzunehmen. Man wird nicht zweifeln dürfen, daß Gregor diesen Eid durch sein Ansuchen um Bestätigung der Wahl, die dann auch erteilt wurde, und durch den Aufschub der Weihe bis nach Eintreffen der königlichen Zustimmung — sie erfolgte erst am 29. Juni 1073 — wortgetreu erfüllt hat. Der genaue Wortlaut des Eides liegt ja nicht vor. Aber er mußte sich bewußt sein, daß die Gegner daraus gegebenenfalls eine Waffe gegen ihn schmieden würden. So betonte er in seinen Kundgebungen immer sehr stark den Zwang zur Annahme des höchsten Amtes, dem er eigenem Wunsch zuwider nachgegeben habe. Auch darin braucht man ihn nicht der Unwahrheit zu zeihen, denn die Abneigung gegen die Last des Amtes schließt nicht aus, daß er sein Pontifikat als eine Notwendigkeit für die Kirche betrachtete und sich deshalb rasch fügte. Aus all diesen Umständen erwuchs dem Papst eine Triebkraft für sein ferneres Verhalten. Er befand sich im Zustand der Selbstverteidigung, der Verteidigung seiner Rechtmäßigkeit und sittlichen Lauterkeit, wodurch seine Handlungen eine besondere Schärfe und Unerbittlichkeit erhielten, ein Umstand, der viel zum Eintritt und zu dem unglücklichen Charakter der Kanossaszene beitrug.

Daß auf geistlicher Seite eigensüchtige, selbstherrliche Tendenzen von Metropoliten und anderen Prälaten, auf weltlicher ebensolche der fürstlichen Opposition mitwirkten, braucht nicht näher erörtert zu werden. Das waren Erscheinungen, die seit langem in der Reichsgeschichte eine Rolle spielten, die nach Heinrichs III. Tod unter der Herrschaft der Regenten und der

eines jungen, unerfahrenen, leidenschaftlichen Königs wieder stark hervorbrachen.

Wenn wir nun zusehen, wie die verschiedenen von uns festgestellten Triebkräfte praktisch in die Erscheinung getreten sind, um schließlich in der Kanossaszene zusammenzutreffen, so finden wir, daß bei Gregor in den beiden ersten Jahren seiner Amtsführung das Streben nach Sicherung seiner Stellung und Tilgung des Wahlmakels vorwiegt. Mißtrauen, ja eine drohende Haltung zeigte er gegen Heinrich, bevor er dessen Anerkennung erhalten hatte. Aus einem Briefe an Gottfried von Lothringen vom Mai 1073 leuchtet der Entschluß hervor, im Falle eines königlichen Einspruches mit den schärfsten Mitteln dagegen anzugehen. Wenn Heinrich ihm, sagte er, Haß statt Liebe bezeige, die göttliche Gerechtigkeit vernachlässige und sich über alle Billigkeit hinwegsetze, so werde die Androhung: „Verflucht der Mensch, der sein Schwert vom Blute fernhält", mit Gottes Hilfe nicht über ihn kommen. Erst als die Bestätigung der Wahl eingelaufen und der junge, in manche Verfehlungen gefallene König ihm einen fromm-demütigen Brief voller Selbstanklagen geschrieben hatte, beides Maßnahmen, die unter dem Drucke ungünstiger politischer Verhältnisse, doch auch in reumütiger Stimmung erfolgten, gestaltete sich das Verhältnis Beider besser, ohne freilich die Keime der Zwietracht wirklich auszuscheiden. Den greisen Abt Hugo von Cluny, den führenden Mann auf dem Gebiete der Kirchenreform, war Gregor bemüht an sich heranzuziehen. Nach einem Briefe des Papstes an ihn vom März 1074 zu urteilen, stand Hugo ihm nicht ganz freundlich gegenüber, was nach dem dem kluniazensischen Geiste unbedingt widersprechenden Wahlvorgange durchaus nicht zu verwundern war.

Mit positiven Schritten hielt sich Gregor damals noch zurück, wenn er auch seinen Reformwillen kräftig kundgab. Erst als er fest im Sattel zu sitzen glaubte und in Deutschland ein gewisses Gleichgewicht zwischen König und aufständischen Fürsten hergestellt schien, da enthüllte und verfolgte er seine weitreichenden Pläne. Die Reformbewegung verband sich ihm aufs engste mit der hierarchischen Tendenz, denn was auch zu geschehen hatte, er wollte der Führer, die Seele des Unternehmens sein und dabei dem Papsttum die Anerkennung als befugte Oberleitung der Christenheit, auch in allgemeinen weltlichen Dingen, zuwenden.

Zur Reform rechnete er in vollem Maße die Beseitigung des orientalischen Schismas, zu dessen Ausbruch wohl seine Schärfe einst beigetragen hatte. Dazu ersah er einen Weg in der Bekämpfung der dem griechischen Reiche überaus gefährlichen türkischen Seldschukken, woraus sich auch eine religiöse Wiederannäherung der griechischen Kirche an die lateinische ergeben konnte. Ein Zug nach Jerusalem sollte folgen. Demgemäß lud er 1074 die abendländischen Christen, im Dezember den deutschen König, zur Heerfahrt ein. Der Kreuzzugsidee verwandte Gedanken waren es also, die den Papst erfüllten und die er persönlich als Führer des bewaffneten Okzidents zu verwirklichen begehrte. Inzwischen konnte dann ungehindert die innere Erneuerung der abendländischen Kirche vor sich gehen.

Eine Durchführung dieses Planes hat bekanntlich nicht stattgefunden; um so entschiedener trat Gregor mit dem Jahre 1075 in die eigentliche



Reformarbeit ein, auch hier er als der alleinige Führer, mit wenig Rücksichtnahme auf die Mächte, die einst das Werk eingeleitet hatten, auf die Kluniazenser und das Königtum. Dabei ging ihm die christliche Milde und die weise Selbstbescheidung, durch die jene sich ausgezeichnet hatten, doch gar sehr ab. Allzu rasch war er mit seinen Erlassen, mit seinen Urteilen über Personen bei der Hand, so daß er von Irrtümern nicht frei blieb. Vor der entscheidenden Handlung hat er sich allerdings an Hugo von Cluny gewendet, seine Hilfe erbeten, daß er sich aber von ihm hätte beraten lassen, ist nicht ersichtlich und wenig wahrscheinlich. Er wollte nur für die eigenen, schwer durchzuführenden Maßnahmen die Autorität des einflußreichen Abtes in Anspruch nehmen.

Auf der Fastensynode von 1075 in Rom war es, wo die bekannten einschneidenden Beschlüsse gefaßt wurden, die besonders tief in die Interessensphäre des Königs eingriffen. Fünf Räte Heinrichs sollten dem Bann verfallen, wenn sie nicht bis zum 1. Juni Genugtuung leisteten. Zwei deutsche Erzbischöfe, fünf deutsche und drei lombardische Bischöfe, der König von Frankreich und zwei italienische Fürsten verfielen kirchlicher Maßregelung, zum Teil dem Banne. Vier scharfe Entscheidungen gegen Simonie und Nikolaitismus wurden gefaßt. Dazu trat, wohl als politisch Wichtigstes, ein Verbot der Investitur durch Laienhand, also eine Aufhebung der althergebrachten königlichen Verfügung über die Bischofssitze, wobei aber eine Verhandlung mit Heinrich über eine eventuelle Milderung vorbehalten blieb. Es fragte sich nun, wie sich die weltliche Gewalt zu den Beschlüssen stellen würde, durch die offenbar die Rechtsverhältnisse einseitig im hierarchische Sinne aufs wesentlichste verschoben wurden.

Die Erfahrungen, die Gregor mit seinem unnachsichtlichen Vorgehen bis gegen Ende 1075 machte, lassen sich dahin charakterisieren, daß sich seine Erfolge in engen Grenzen hielten und im ganzen die Widerstände sich bis auf weiteres als unüberwindlich erwiesen. Überall zeigte sich, daß die rechten Grundlagen für das Werk noch nicht gelegt, die Angriffskräfte nicht wie nötig organisiert waren. Ohne weitere Läuterung der Anschauungen, ohne Verständigung mit den Herrschenden ging es nicht. Mit Heinrich blieb zwar zunächst noch ein ziemlich freundliches Verhältnis, weil dieser mit dem Sachsenkrieg beschäftigt war und daran dachte, nach dessen günstigem Abschluß mittelst einer Romfahrt die Kaiserkrone zu erwerben. Von irgend einem Entgegenkommen des Königs ist aber nichts zu bemerken. Er dachte nicht daran, sich den Anordnungen der Synode zu fügen, sich seine Ratgeber und seine Rechte entreißen zu lassen. Und als er im Oktober die Sachsen zur Unterwerfung gezwungen hatte, da verfuhr er auch in den wichtigsten geistlichen Dingen ganz nach altem Brauch, ohne deshalb gerade kirchliche Mißstände zu begünstigen. Frei verfügte er über erledigte Sitze von Bischöfen und Erzbischöfen.

Wenn nun Gregor mit ernsten Mahnungen an den König herangetreten wäre, wenn er im Verein mit den Kluniazensern und den entsprechend Gesinnten der königlichen Familie kräftig auf ihn eingewirkt, namentlich aber über einen billigen Ausgleich der schwierigen Fragen, der der fünf Räte, der Bistümer, der Investitur verhandelt hätte, immer unter Betonung der traditionellen königlichen Reformpflicht, so wäre gewiß



mit der Zeit Bedeutendes von ihm zu erlangen gewesen, ein gewisses Vertrauen geschaffen worden, dann hätte die Reformtendenz rein gewirkt. Aber die gütlichen Versuche waren zu sehr mit Schroffheiten untermischt und die Eröffnungen, die dem Überwinder der Sachsen zu Weihnachten 1075 in Goslar durch Legaten und durch heimkehrende deutsche Gesandte zugingen, trugen einen ganz anderen Charakter. In ihnen waltete die hierarchische Triebkraft vor. Neben die berechtigte Mahnung zur Buße trat die Forderung des Gehorsams in nicht rein geistlichen Dingen, eines Gehorsams, der dem König gegen seine Herrscherpflichten zu verstoßen, also sittlich unzulässig zu sein schien. Er wollte sich nicht die wichtigsten Grundlagen seiner Macht entziehen lassen und so das Reich in Gefahren stürzen.

Und noch bedenklicher waren die mündlichen Zusätze zu dem überbrachten Schreiben. Da wurde dem jungen Herrscher mehr oder weniger offen gesagt, wegen seiner Laster verdiene er nicht nur exkommuniziert, sondern des Reiches entsetzt zu werden, Worte, die er, wohl irrtümlich, in weit schärferem Sinne verstand, in denen er die Absicht las, ihn des Thrones oder gar des Lebens zu berauben. Dieser Auffassung gab er wiederholt Ausdruck. Er sah sich also von einem schweren Übergriff der geistlichen Gewalt bedroht. Dazu kam, daß Gregor für sächsische Wünsche eintrat, die dem König gleichzeitig von Sachsen her zugingen — Befreiung gefangener Bischöfe —, was ihm den Verdacht weckte, daß Papst und feindliche Fürsten unter einer Decke spielten.

Damit war die Sache gründlich verfahren. Von der Leidenschaft des Jünglings, der gerade als Sieger eine Reichsversammlung abhielt, stand nicht zu erwarten, daß er die Besonnenheit bewahrte und Versöhnung anstrebte. Die imperialistische Idee machte sich nun bei ihm als Triebkraft geltend. Dazu traten die reformfeindlichen Bestrebungen, die in seiner Umgebung lebten, die Interessen der Simonisten und Nikolaiten, denen ein Bruch zwischen den höchsten Gewalten nur förderlich sein konnte. So verwirrte sich das ganze Getriebe. Jeder der beiden Machthaber wollte die Reformidee am andern durchsetzen. Gregor suchte den unbotmäßigen, sündigen König dem Reformwillen der Kurie zu unterwerfen oder ihn zu stürzen. Heinrich faßte die Absicht, den reformwidrig gewählten, sich ausfallend gebärdenden Papst nach altem Muster seines Amtes zu entheben, wie das seinem Vater einst bei anderen gelungen war. Beide fanden an den verschiedensten lauteren und unlauteren Elementen ihre Unterstützung. Eine unheilvolle Wendung riß die Freunde der kirchlichen Erneuerung in zwei Lager auseinander, die sich feindlich gegenüberstanden, und brachte sie mit Freunden der Korruption in Gemeinschaft, denn auch dem Papst fielen solche in Gestalt von Gegnern des starken Königtums zu.

Nun kam es zu der gegenseitigen Enthebung. Heinrich begann damit auf der Synode zu Worms, die er, um der römischen Fastensynode zuvorzukommen, schon am 26. Januar 1076 vom Erzbischof Siegfried von Mainz eröffnen ließ. Rasch wurden die schärfsten Beschlüsse gegen Gregor gefaßt, wurde seine Absetzung wegen der simonistischen Wahl und zahlreicher behaupteter Vergehen ausgesprochen. Und merkwürdig war es, daß hier gerade der Mann, der dem Papste einst die Krone verschafft hatte



und später von ihm wegen Begünstigung von Simonisten exkommuniziert wurde, Kardinal Hugo Candidus, als Hauptbelastungszeuge auftrat. In beleidigenden Schreiben, in denen Gregor nur noch als Hildebrand, als unrechtmäßiger Papst bezeichnet wurde, geschah die Mitteilung der Entscheidung an den Verurteilten. Die imperialistische Triebkraft, verbrämt mit Reformgedanken, brach mächtig hervor und führte zu einer Richtachtung des Rechtes, denn an der Inkompetenz der Versammlung, der Verfehltheit des Verfahrens, bei dem eine Anhörung des Beklagten gar nicht in Frage kam, war nicht zu zweifeln. Es war eben kein Rechts-, sondern ein Kampfakt.

Aber auf päpstlicher Seite verlief die Sache nicht viel anders. Als die Boten mit dem Wormser Schreiben vor der römischen Fastensynode erschienen und die Verlesung vollzogen, flammte die Entrüstung derart auf, daß Gregor selbst einer drohenden Bluttat wehren mußte. In der nächsten Sitzung erfolgte dann die Verurteilung Heinrichs, der wegen seiner offenbaren Auflehnung sowie wegen seiner behaupteten Laster und Verfehlungen feierlich des Reiches enthoben und exkommuniziert wurde. Dazu kam die Lossprechung der Untertanen von ihrem Eide. Auch hier läßt sich von einer Gültigkeit der Absetzung nach Reichsrecht und von einer Unparteilichkeit des Richters schwerlich reden. Der Papst hob sich nicht über die Streitigkeit empor, um in ruhiger Erwägung, unter Berücksichtigung aller Umstände, auch der mildernden, im Hinblick auf die Interessen der Kirche und der Reform die geeignetste Sühne festzustellen, sondern verblieb auf dem Parteistandpunkt und urteilte, so sehr er das auch von sich wies, dem eigenen Interesse gemäß, das er freilich mit dem der Kirche identifizierte.

Und woran lag das wohl? Nun, die Wormser Synode hatte die Wunde aufgerissen, die seinem Pontifikat anhaftete, hatte die Erinnerung an die Wahlvorgänge übertreibend wachgerufen. Darauf reagierte sein ganzes Wesen in heftigster Weise. Was er lange gefürchtet hatte, war eingetreten, und nun trat die Triebkraft der Selbstbehauptung, ob er sich dessen klar war oder nicht, neben der Reformtendenz gewaltig in Wirkung. Der gefährliche Gegner, der ihm nach der Krone griff und damit des Papstes Meinung nach die Christenheit ihres unentbehrlichen Führers berauben wollte, mußte fallen, wenn er sich nicht beugen ließ. Dazu wollte Gregor dem oppositionellen Fürstentum die Hand reichen. Aber dadurch, daß er das deutsche Königtum schwächte und der fürstlichen Willkür überlieferte, entzog er der Kirche die wertvollste Hilfe. Seiner bedurfte das Papsttum sehr dringend als der schirmenden Gewalt, der es zum guten Teil seinen Aufschwung verdankte. Gregor überschätzte seine persönliche Macht über Staaten und Völker. Was konnte ihm ein gebrochenes Königtum bieten? Wie sollte er allein die geistlich-weltlichen Verschlingungen regeln, die innere Erneuerung der mit politischen Pflichten und Interessen belasteten Diözesen durchführen?

Hier setzte denn auch der König in seinen Osterbriefen an den „falschen Mönch Hildebrand" und an den Bischof Altwin von Brixen ein, als er die Kunde der römischen Vorgänge erhalten hatte. Da betonte er stark die ursprüngliche Reformtendenz, die ein Zusammengehen der geistlichen und weltlichen Gewalt und gegenseitige Förderung, ein Zusammenwirken





der beiden gleichwertigen Schwerter, des päpstlichen und des kaiserlichen, verlangt hatte. Da warf er dem Gegner vor, er habe die alte Einigkeit von Kirche und Reich zerrissen, den Frieden zerstört. Um das zu seines Vaters Zeit obwaltende Verhältnis wiederherzustellen, verlangte er von Gregor die Aufgabe des angemaßten Thrones. Steige herab, steige herab, rief er ihm zu. Darin lagen altkluniazensische Gedanken, die er aber in dieser Form nicht durchzuführen vermochte. Schon zur Exkommunikaton des Papstes, die er zu Ostern in Utrecht verkünden ließ und zu Pfingsten in Worms zu vollziehen gedachte, fehlten ihm die nötigen geistlichen Helfer. Bischof Wilhelm von Utrecht, der sie am Ostersonntag angekündigt hatte, starb eines plötzlichen Todes, nachdem seine Kirche schon am Ostertag selbst durch Blitzstrahl vernichtet war.

Es wurde dem Papst nicht schwer, dem König eine übermächtige Gegnerschaft zu erwecken, indem er seine Autorität und seine Machtmittel in die fürstlich oppositionelle Wagschale warf, die ohnehin dem Gleichgewicht mit der königlichen nicht sehr fern stand. Reue über die radikalen Wormser Beschlüsse und Furcht vor den angedrohten Strafen sowie die Aussicht auf Verzeihung brachten manchen Bischof zum Abfall. Weltliche Anhänger des Königs schlossen sich den Gegnern an. Die kirchliche Gesinnung des Volkes richtete sich gegen den ruchlosen Beleidiger päpstlicher Würde, den Gebannten. So stellte sich bald die Lage heraus, die zu der Fürstenversammlung von Tribur führte, wo die Krone Heinrichs auf dem Spiele stand.

Es ist bekannt, wie sich gegen Ende Oktober 1076 die ganze Gegnerschaft Heinrichs samt den päpstlichen Legaten an dem genannten Ort zusammenfand, um über die Maßnahmen gegen ihn zu beschließen, und wie Heinrich jenseits des Rheins in Oppenheim sein Hoflager aufschlug, von wo er einen Einfluß auszuüben vermochte. Es gelang dem Letzteren, daß Äußerste, eine Königswahl, zu verhüten, da die Fürsten der Eintracht ermangelten. Aber eine tiefe Demütigung war nicht abzuwenden. Er mußte sich zu erneuter Obedienz gegen den Papst und ensprechender Buße, zu zeitweiliger Einstellung der Herrschertätigkeit verstehen. Und die Gefahr wurde auch damit nicht behoben, da der Besitz der Krone nach einem besonderen einseitigen Beschluß der Fürsten von der Lösung des Bannes bis zum Februar abhängig sein sollte. Gregor wollte selbst im nächsten Jahr in Deutschland die Entscheidung fällen. Der hierarchische Gedanke feierte Triumphe und blieb mit dem fürstlich-oligarchischen im Bunde zu möglichster Herabdrückung der Königsmacht, ob diese nun in Heinrich oder in einem neuen König ihren Vertreter fand.

Immerhin hielt Heinrich seinen prinzipiellen Standpunkt fest. Selbst in der ihm abgenötigten reumütigen Erklärung an den Papst, den er damit wieder anerkannte, wahrte er sein Recht, auch von ihm Rechenschaft zu verlangen. „Aber es ziemt auch“, schrieb er, „Deiner Heiligkeit dasjenige nicht zu verhehlen, was als verbreitetes Gerücht über Dich der Kirche Ärgernis bereitet, sondern daß, indem auch dieser Stein des Anstoßes aus dem öffentlichen Gewissen entfernt ist, die allgemeine Ruhe wie der Kirche, so des Reiches durch Deine Weisheit befestigt werde.“ Er verlangte also in verschleierter Form nichts Geringeres, als daß auch der Papst sich in geeigneter Weise rechtfertigte.



Nun fehlt aber noch der wichtigste Stein im Aufbau des Kanossavorgangs, ohne den das Ganze nicht zu verstehen ist. Heinrich konnte sehr wohl hoffen, nach Überwindung der gefährlichsten Krisis allmählich den nötigen Boden in Deutschland zurückzugewinnen, seine Herrschaft wieder aufzurichten, namentlich da mit der Wiederanerkennung Gregors und der Bereiterklärung zur Buße die Hauptursache des vielseitigen Abfalls beseitigt war. Das bedenkliche Erscheinen des Papstes in Deutschland war bei der ihm ungünstigen Haltung der lombardischen Großen kaum möglich, ließ sich ja auch später nicht durchführen. Eine Reise Heinrichs nach Rom war bei den ihr gleichfalls entgegenstehenden Hindernissen nicht zu verlangen, wurde auch vom Papst gar nicht gewünscht. So fiel die Schuld, wenn der Bann nicht rechtzeitig gelöst wurde, auf Gregor, der keinen gangbaren Weg dazu eröffnen wollte. Es stand demgemäß zu erwarten, daß der König wieder Herr der Lage, eine Gegenkönigswahl überhaupt verhütet wurde, die ja später nur wegen Heinrichs Abwesenheit in Italien zustande kam.

Aber Heinrich wählte ein Verfahren, zu dessen Erklärung die uns bisher vor Augen getretenen Umstände nicht ausreichen, für das eine besondere Triebkraft vorhanden gewesen sein muß. Nach einer Nachricht soll schon der Bote, der von Tribur mit der erzwungenen königlichen Erklärung an Gregor abging, mit der dringenden Bitte des Königs beauftragt gewesen sein, daß er zur Versöhnung mit dem Papst nach Rom kommen dürfe. Jedenfalls hat Heinrich dann in Speyer den Entschluß dazu gefaßt und trotz tausend Schwierigkeiten die winterliche Reise nach Italien durchgeführt, hat er unter Ablehnung der lombardischen Hilfe, die ihn an die Spitze einer bedeutenden Macht bringen konnte, die schwere Buße in Kanossa vollzogen. Wer stand da dahinter, wer hat ihn dazu bestimmt, wo das doch seinem stolzen Sinn aufs äußerste widerstreben mußte?

Seine weibliche Verwandtschaft besaß schwerlich solchen Einfluß auf ihn. Seine Mutter, Kaiserin Agnes, mochte eine solche Lösung wohl wünschen, befand sich aber zu sehr im Ideenkreis Gregors. Sie hatte der Absetzung ihres Sohnes im Lateran beigewohnt und nur Klagen über die harte Maßnahme angestimmt, ohne ein Unrecht darin zu erblicken, ohne sich innerlich dagegen aufzulehnen. Mit ihren rein religiösen Vorstellungen hätte sie ihn niemals zu der schweren Demutsübung gebracht. Irgend ein Politiker seiner Umgebung hätte ihn immer nur zu einer Scheinunterwerfung, nicht zu reuiger Buße zu bestimmen vermocht. In Betracht kommen konnte nur ein wahrhaft kirchlich gesinnter Mann, ein Verfechter der echt christlichen Interessen, der wirklich unparteiisch den ganzen Wirren gegenüberstand, ein Vertreter der alten kluniazensischen Ideen.

Da richten sich die Blicke mit Notwendigkeit auf den Abt Hugo von Cluny, den Paten Heinrichs IV., der in dem Gedankenkreis seines Klosters und damit Heinrichs III. aufgewachsen war, der in Freundschaftsbeziehungen zu diesem Kaiser gestanden hatte. Ihm mußte der Wunsch innewohnen, das alte günstige Verhältnis der höchsten Gewalten wieder herzustellen, das der Reform wie dem Papsttum zur Förderung gedient und damit der Kirche zum Heile gereicht hatte. In den Quellen ist freilich nicht gerade viel über eine Anteilnahme dieses Mannes berichtet, aber wie



sollten die zufällig überkommenen Berichte und Schriften viel darüber sagen, wo den Verfassern doch die Bedeutung der Sache nicht vor Augen stand? Und wenn Hugo auch gar nicht erwähnt wäre, so müßte man doch bei Betrachtung der ganzen Verhältnisse und Bestrebungen auf den Gedanken kommen, daß er nicht unbeteiligt geblieben sein könne. Der Kanossavorgang lag zu sehr in der kluniazensischen Richtung. Starke Spuren seines Einflusses sind aber nicht zu verkennen und mehrfach ist seines Mitwirkens tatsächlich Erwähnung getan.

Schon in jenen Osterbriefen Heinrichs (vgl. S. 156) waren kluniazensische Töne angeschlagen, war so bedeutsam von der nötigen Harmonie der Gewalten geredet, daß man, da der König bis dahin, namentlich in Worms, nur die Illegitimität und die sogenannten Schandtaten Gregors betont hatte, an eine, wenn auch andere Konsequenzen ziehende Beeinflussung von Cluny her glauben möchte. Die Wiederherstellung der Einigkeit zwischen König und Papst konnte auf zweierlei Arten geschehen, entweder indem ein milderer, den hierarchischen Tendenzen abholder Papst an Gregors Stelle eingesetzt wurde, wodurch die Exkommunikation ihre rechtliche Unterlage verlor, oder indem Heinrich dem jetzigen Papst nach kirchlicher Satzung durch aufrichtige Buße die Lösung vom Banne abnötigte, um bei der Gelegenheit eine ehrliche Versöhnung anzubahnen. Im letzteren Falle kam alles wieder auf den alten Stand, und bei gutem Willen von beiden Seiten konnte schließlich ein harmonisches Zusammenwirken der Gewalten zu höherem Zweck unter Wahrung der beiderseitigen Lebensinteressen herauskommen.

Der erste Weg erwies sich als ungangbar. Gregor hatte sich als zu stark erwiesen, kirchenrechtlich und politisch, als daß er hätte beseitigt werden können. Dafür war auch Hugo von Cluny sicher nicht zu haben gewesen. Der zweite aber stand noch offen und entsprach den Ideen des Abtes. So paßte es ganz in den Rahmen der Verhältnisse, daß nach den Tagen von Tribur Abt Hugo in Speyer, wo der König unter einer Art Aufsicht der Fürsten weilte, bei diesem erschien, um sich mit ihm zu besprechen. Offenbar handelte es sich um eine Gewissensangelegenheit. Das darf man aus dem Umstand schließen, daß er ohne besondere Erlaubnis mit dem Exkommunizierten verkehrte, wofür er in diesem Falle der päpstlichen Billigung sicher sein konnte. Es läßt sich also kaum bezweifeln, daß Hugo hier seinen Einfluß auf den König in dem bezeichneten Sinne geltend gemacht, daß er ihm die Notwendigkeit dargelegt hat, sich auf kürzestem Wege, durch Aufsuchen Gregors in Rom oder wo es sonst sei, in der vorgeschriebenen Weise die Wiederaufnahme in die kirchliche Gemeinschaft zu verschaffen.

Vornehmlich wird es eine seelsorgerische Einwirkung auf sein Patenkind gewesen sein. Der König mußte die schwere Wormser Verfehlung wirklich einsehen und bereuen, damit die Buße einen Wert hatte. Als zu büßende Sünde brauchte es aber durchaus nicht zu gelten, daß er an dem hergebrachten Bestätigungs- und damit Kontrollrecht bei Papstwahlen festgehalten hatte und noch festhielt. Auch die Rechtfertigungsforderung an Gregor war mit seinem Bußgang sehr wohl vereinbar, wenn er sich zu ihr als König verpflichtet fühlte. Neben der geistlichen Anregung wird der



Abt ihm aber auch Ausblicke in die Zukunft, auf eine segensreiche Tätigkeit für Kirche und Staat, eröffnet haben, wie er sie im Bunde mit der päpstlichen Gewalt in seiner erhabenen Stellung als König und dereinstiger Kaiser im Sinne seines Vaters zu üben vermochte. Solche Vorstellungen konnten den Gebannten über die zeitweilige politische Erniedrigung, die mit der kirchlichen Buße verbunden war, hinausheben und dazu stärken, beides in voller Schwere auf sich zu nehmen. So erklärt sich am besten die erstaunliche Geduld und Demut, die der selbstbewußte Herrscher in Kanossa zeigte. Die Leidenstage dort sollten ihm nicht nur seelische Reinigung bringen, sondern auch den Weg zu edelster irdischer Größe öffnen. Sie sollten ihn wahrhaft in die Nachfolge seines Vaters einsetzen.

Die Triebkraft des ursprünglichen Reformstrebens war es also, die den König über die Alpen führte. Die reine Kirchlichkeit, die echt christliche Demut und Liebe, verkörpert in dem klarblickenden Abt von Cluny, stand hinter ihm, um den rechten Weg zu weisen. Nachdem aber der eine Teil gewonnen war, galt es auch die Denk- und Handlungsweise des andern Teils in geeigneter Weise zu beeinflussen, was vielleicht bei der dortigen Siegesstimmung noch mehr Schwierigkeiten bot. So eilte Hugo nach Rom voraus, wo er den Papst noch gerade antraf, der im Begriffe stand, die Reise nach dem Norden anzutreten, um im Februar in Deutschland zu der beabsichtigten Tagung zu erscheinen. Gregor wollte also im direkten Gegensatz zu Heinrichs Wünschen zuerst mit den Fürsten zusammentreffen, um mit ihnen gemeinsam und auf ihre Macht gestützt das Endurteil zu fällen. Indem sich Hugo ihm anschloß, trat er wohl zum erstenmal seit des Papstes Thronbesteigung mit ihm in unmittelbaren persönlichen Verkehr.

Und nun folgten die weltbekannten Ereignisse. Heinrich entwich aus Speyer und zog um die Weihnachtszeit mit seiner Familie durch das Königreich Burgund, also die Rhonegegenden, dem Mont Cenis zu, den er unter größten Schwierigkeiten überstieg, um im Januar in der lombardischen Ebene zu erscheinen. Durch nichts, weder durch die Gefahren des Weges noch durch die ihm zuströmenden kaiserlich gesinnten Lombarden, ließ er sich von seinem Vorsatz abbringen. Da nun der Papst wegen Ausbleibens des deutschen Geleits und wegen der Nachrichten von Heinrichs Herannahen die Polinie nicht zu überschreiten wagte und sich in das Schloß Kanossa unter den Schutz der Markgräfin Mathilde zurückzog, so mußte der König ihn hier aufsuchen, um das erstrebte Ziel zu erreichen. Überraschend erschien er von Reggio her vor den Toren des päpstlichen Zufluchtsorts, wo er im Büßergewand Einlaß begehrte.

Die Sache lag hier im Grunde sehr einfach. Es kam ein gebannter König als schlichter Mensch und reuiger Sünder zu dem Priester, der ihm in seinem Falle als der allein zur Lossprechung befugte vorgestellt worden war, um wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Das war der rechte, von der Kirche, vom Papst selbst gewiesene Weg, der geheiligte Büßerweg. Der ihn wandelte, dem durfte von niemand ein Hindernis bereitet werden, der mußte des freudigsten Empfanges gewärtig sein. Und der Kommende nahte mit aufrichtiger Gesinnung. Schon die beschwerliche Reise war eine Bußübung strengster Art und zeugte nebst dem friedliebenden, alle Machtentfaltung verschmähenden Auftreten von



seinem wahrhaft heilverlangenden Sinne. Was war da einfacher als die begehrte Aufnahme zu vollziehen, das Bußsakrament in regelrechter Weise mit allen Kautelen für die Gültigkeit zu spenden und dann den Gereinigten mit Liebe zu begrüßen!

Und doch wurden dem König solche Erschwerungen und Verzögerungen bereitet, daß es wie ein Abweisungsversuch erschien. Allerdings waren damals schwere Prüfungen für Exkommunizierte im Brauch, schwerere als heutzutage, aber das dreitägige Wartenlassen in den Vorhöfen der Burg bei Kälte und geringer Nahrung überstieg doch, alle Übertreibungen der Überlieferung abgerechnet, das gewohnte Maß und die Tragkraft eines Durchschnittsmenschen. Ein minder entschlußfester Fürst wäre wohl im Zorn davongeritten und ganz der Feindschaft gegen die Kirche verfallen, was sicher ein Zeichen fehlerhaften geistlichen Verfahrens gewesen wäre. Es läßt sich die Meinung kaum abweisen, daß hier beim Papst die Sorge um das Seelenheil des Büßenden, die gewiß nicht gefehlt hat, übermocht wurde von dem Gedanken an die eigene Macht, an die eigene künftige Stellung gegenüber den deutschen Angelegenheiten. Auf dem Wege dahin, wo er dem Könige nehmen wollte was des Königs war, trat ihm derselbe König als reuiger Büßer entgegen mit dem Rufe: „Herr erbarme dich meiner", er, von dem er wußte, daß er, der Kirche zurückgegeben, nicht aufhören würde, seine königlichen Rechte gegen jedermann, auch gegen ihn, den Papst, zu verteidigen. Das war eine unerhörte Lage und Gregor kam in schwere Versuchung, den königlichen Büßer stehen zu lassen, seine Priesterpflicht hintanzusetzen.

Gregor scheute davor zurück, die Hoffnungen der fürstlichen Opposition zu täuschen, indem er mit Heinrich ohne ihre Mitwirkung seinen Frieden machte. Das ließ ihn so lange zögern und damit die Prüfung ungebührlich verschärfen. Er führte mit dem Harrenden erst Verhandlungen, ehe er sich zur Wiederaufnahme und Sakramentsspendung entschloß, Verhandlungen, durch die er sich namentlich Gewähr für gesicherte Reise nach Deutschland schaffen wollte. Gewiß hatte er dabei das Wohl der Kirche im Auge, für das er ein Zusammengehen mit den Fürsten für nötig hielt, aber er beeinträchtigte damit die Erfüllung seiner nächsten, unabweislichsten Pflicht. In der politischen Auffassung konnte er irren, sein bezügliches Streben konnte ein unzuträgliches sein und war es auch, die Pflicht zur Lösung des Gebannten lag aber klar am Tage, sobald er dessen Würdigkeit erkannt hatte.

Wer will freilich in die Gründe der Seele schauen und feststellen, wann dieses Erkennen der Würdigkeit in ihm auflebte? Die innersten Triebkräfte des Handelns sind schwer auseinanderzuhalten. Man kann also vielleicht nur sagen, daß der unterhalb der Schwelle des Bewußtseins wirkende hierarchische Trieb die Anerkennung von Heinrichs Würdigkeit und damit die Lossprechung verzögert hat. Jedenfalls machte Gregor sich in der heiligsten Amtsbetätigung nicht unabhängig genug von dieser der Sache fremden Tendenz. Sollte er aber in bewußter Weise die gewünschte Lösung der deutschen Angelegenheit als für die Kirche so wichtig betrachtet haben, daß er deshalb die Lossprechung des Königs glaubte verhüten oder erschweren zu müssen, so lag hier dieselbe Verirrung vor, der wir bei der

Wahl Gregors VI. (S. 150) und seiner eigenen (S. 152) begegnet sind, nämlich der Versuch, durch eine sittlich anfechtbare Maßnahme den wirklichen oder vermeintlichen Interessen der Kirche zu dienen, ein Verfahren, dem immer ein Mangel an Gottvertrauen zugrunde liegt, das also dem Geiste und der Lehre der Kirche widerspricht.

Wie sehr der Papst durch die ihm innewohnende hierarchische Tendenz in seiner priesterlichen Amtsverrichtung gestört wurde, ersieht man besonders aus dem Umstand, daß er sich erst durch die Bitten und Vorwürfe seiner Umgebung, in erster Linie des Abtes Hugo und der beiden Markgräfinnen von Tuscien und Turin, letztere des Königs Schwiegermutter, endlich bestimmen ließ, die Tore zu öffnen und den Aufnahmeakt zu vollziehen. Man darf annehmen, daß Hugo hier den entscheidenden Einfluß geübt und mit theologischen Gründen das Eis gebrochen hat. Auf seiner Seite standen ja die elementarsten kirchlichen Grundsätze. Damit war aber nur in der rein geistlichen Sache der Sieg gewonnen, in der Hugo genau so handelte, wie jeder redliche Priester hätte handeln müssen. Nun kam aber noch der politische Ausgleich der beiden Herrscher, Heinrichs und Gregors, in Frage. Der Aufnahmeakt nebst Friedenskuß und Segensspruch beim Abreiten schloß einen solchen noch keineswegs ein.

In dieser Hinsicht lag die Sache folgendermaßen: Das Ziel der ursprünglichen Reformtendenz, wie sie nach unsrer Annahme von Hugo vertreten wurde, mußte es sein, eine innerliche Versöhnung zwischen Beiden herbeizuführen, wodurch sie Vertrauen zu einander faßten und zu dem Entschluß gelangten, unter gütlicher Erledigung der wichtigsten Streitfragen in den großen Angelegenheiten der Kirche und des Reiches zusammenzustehen. Die beiden Teile, in die sich die deutsch-italienische Christenheit gespalten hatte, mußten in ihrer Krönung, Papst und König, wieder fest vereinigt werden, damit von dort aus allmählich unter Beugung der unlauteren und hadersüchtigen Elemente ein Zusammenwachsen des Ganzen, der beiden Parteien, sich vollziehen konnte. Jedes von beiden Häuptern mußte in den unversöhnlichen Gegnern des andern seine eigenen Gegner sehen, die es in die Schranken zu weisen galt. Das wurde in Kanossa vereitelt und somit geschah dem Plane des Abtes kein Genüge.

Daß vor der Lossprechung die Grundlagen zu einer politischen Verständigung gelegt wurden, ließ sich, wenn die erstere nicht von der letzteren geradezu abhängig gemacht wurde, vielleicht rechtfertigen. Als unerläßliche Bedingung nur hätte sie, die Verständigung, dem Lösungsakt eine simonistische Färbung gegeben. Aber die getroffenen, von Hugo und anderen auf Königs Seite beschworenen Abmachungen waren ungeeignet, das nötige Vertrauen zu schaffen. Die Hauptstreitfragen, Behandlung bestimmter strittiger Bistümer, Investitur usw., wurden nicht erledigt, konnten ja auch so schnell nicht erledigt werden, eine gemeinsame gütliche Erledigung nach festen Prinzipien wurde nicht in Aussicht genommen. Dagegen erhielt jeder Teil eine gewisse Handlungsfreiheit gegenüber dem andern zugestanden. Der König gewann seine königliche Würde und Stellung zurück, dem Papst sollte der Zug nach Deutschland zu Heinrichs Feinden freistehen, mit denen sich dieser in gerechter Weise zu vergleichen versprach. Dadurch wurde das gegenseitige Mißtrauen wach erhalten. Jeder

fühlte sich gedrängt, sich vor dem andern vorzusehen, und war daher abgeneigt, irgend etwas zu tun, was ihm seine bisherigen Freunde, auch die unlauteren und dem andern Teil feindlichen, abwendig machen konnte. Schwer auch mußte es dem König sein, die harte Behandlung und gesuchte Demütigung von Kanossa zu vergessen.

So blieb der Gegensatz der Parteien trotz nochmaliger Begegnung in Bianello in alter Schärfe, von den Häuptern nicht gedämpft, bestehen, und was von der einen Partei für das Haupt der andern Abträgliches geschah, das wurde ihrem Haupt als ein unfreundlicher Akt, wenn nicht als eine Vertragsverletzung angerechnet. Statt daß von der Krönung beider, von den vereinten höchsten Gewalten aus das Ganze zusammenwuchs, wurde durch die unheilbare Spaltung des Ganzen die Krönung wieder auseinandergerissen. Die gebliebene Feindseligkeit der Parteien übertrug sich auf die augenblicklich versöhnten Häupter, auf Papst und König. Damit siegten die hierarchische und die imperialistische Tendenz über die ursprüngliche Reformtendenz, wie sie von Cluny vertreten wurde, um aufs neue gegen einander zu wirken.

So mußte es kommen und so ist es tatsächlich gekommen. Der Keim der Zwietracht, der in dem Kanossaakt verborgen lag, ging in überraschend kurzer Zeit auf und rief neue Wirren hervor. Die lombardischen Gegner des Papstes hielten sich an den König und zogen ihn in ihre Kreise. Die oppositionellen deutschen Fürsten wählten sich Rudolf von Schwaben zum neuen König und fanden päpstliche Begünstigung, wenn auch Gregor nicht selbst nach Deutschland kommen konnte. Die Einigung zwischen Papst und König war wieder in weiteste Ferne gerückt. So kam der christliche Friedensgedanke in Kanossa zu Fall. Der Abt von Cluny hat sein erhabenes Ziel nicht erreicht.

Und der Vorgang von Kanossa wurde nicht bloß der Ausgangspunkt des weiteren erbitterten Streites zwischen Gregor VII. und Heinrich IV., sondern erwies sich als ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung. Bei aller Kirchlichkeit, die der damaligen Zeit eigen, konnte sich doch das deutsche Volk des Gedankens nicht entschlagen, daß hier nicht nur der Mensch Heinrich einer berechtigten Buße vonseiten des höchsten Priesters unterworfen, sondern daß dem deutschen König als solchem eine ungebührliche Demütigung zugefügt worden war, daß Deutschland eine Kränkung durch fremde Gewalt, durch einen fremden Fürsten erlitten hatte. In das Verhältnis zwischen Papsttum und deutschem Kaisertum war ein Keim der Entfremdung gelegt, der aus jeder späteren Verwicklung Kräfte zog und so emporwuchs. Er wirkte stark mit bei der späteren Glaubensspaltung, die in Deutschland einsetzte und Deutschlands Einheit zerstörte.

Da verdient es besonders hervorgehoben zu werden, daß das Verfahren Gregors gegen Heinrich in Kanossa nicht dem wahren Geiste der katholischen Kirche entsprach und von den würdigsten, einsichtigsten Vertretern der Kirche keineswegs gewünscht und für angemessen erachtet wurde. Im Wesen der Kirche, im Wesen des Papsttums lag es auch damals, dem Kaiser zu geben was des Kaisers war und im Frieden, im Zusammenwirken mit ihm die Christenheit zu leiten.

---



# Beda Weber und die Deutsch-österreichische Literaturgeschichte.

Von J. E. Wackernell.

Das Unrecht, welches man während der tirolischen Literaturwirren (1843—47) und dann in Steubs „Sängerkrieg" (1882) irrtümlicherweise auf Beda Weber gehäuft, lastet als schwerer Alp auf ihm, von dem er nur langsam und ruckweise erlöst werden kann. Semper aliquid haeret: muß man ihn nunmehr von den vielberufenen Angriffsartikeln in der „Augsburger Allgemeinen" und der „Post-Zeitung" freisprechen, so tritt doch noch immer die Neigung hervor, ihn in anderer Hinsicht zu drücken. Dem heimischen Literarhistoriker erwächst daraus die wenig beneidenswerte Berufspflicht, unverdrossen die Verteidigung des Toten zu führen, der sich selber nicht mehr wehren kann, was er in seinem Leben vorzüglich verstanden, soweit die damalige Zensur solches überhaupt gestattet hatte. Erscheint das Unrecht in einem weit verbreiteten Nachschlagewerk, wie es die Deutsch-österreichische Literaturgeschichte von Nagl-Zeidler ist, so muß es um so kräftiger bekämpft werden.

An verschiedenen Stellen des 2. Bandes fällt ein Streiflicht auf Beda Weber und läßt ihn einerseits als den markantesten Vertreter der tirolischen Schriftstellerei im Vormärz erkennen, andererseits erscheint er richtig als Hauptzeuge dafür, wie auch in die Tiroler Literatur die mystische Strömung jener Zeit Eingang gefunden hat. Daneben bleiben freilich verschiedene Seiten seiner kraftvollen Persönlichkeit und seiner weitausgreifenden Wirksamkeit sowie seine ganze literarische Tätigkeit der Frankfurter Zeit im Dunkeln. Allein um diese Lücken auszufüllen, erhält Beda ja noch seine eigene Stelle S. 957—59. Wie das hier geschehen, wollen wir nun nachprüfen. Zunächst wird von seiner Lehrtätigkeit gesprochen: Er „wirkte lange Zeit als Lehrer am Stiftsgymnasium in Meran". Also nur die Quantität der Leistung wird hervorgehoben; und das ist zu wenig in einem Fall, wo die Qualität nach den übereinstimmenden Zeugnissen geradezu ausgezeichnet war. Schon hier kann der Leser merken, wie der Hase läuft. In demselben Absatz wird auch das „Naturell" Bedas bestimmt und dem seines Freundes Streiter [1]) gegenübergestellt: „Weber weich und sprunghaft, unklar und leidenschaftlich, Streiter konsequent und schärfer, oft spöttisch und rücksichtslos." Das trifft nicht. Leidenschaftlich waren sie

[1]) Dr. Josef Streiter war Advokat und Herr des Ansitzes Paiersberg in Bozen.



beide und sahen es selber ein. Was der Verfasser oder die Verfasser unter „unklar“ und „schärfer“ meinen, ist zurückzuführen auf das Überwiegen der Phantasie bei Beda, des Verstandes bei Streiter. Eine falsche Vorstellung erweckt die Gegenüberstellung von „sprunghaft“ und „konsequent“. Die Tatsachen liegen so: Beda ging aus der Aufklärungsströmung hervor, welche ihm besonders die freigeistigen Innsbrucker Professoren jener Zeit übermittelten, machte seinen jugendlichen Sturm und Drang durch, dem er in seinen Briefen einen geflissentlichen starken Ausdruck lieh, geriet in die Zeitrichtung der Mystik, lebte sich dann mehr und mehr in eine konservative Weltanschauung hinein, in der er beharrt. Ein solcher Entwicklungsgang findet sich oft genug, bei den Romantikern ist er beinahe typisch: talentierte Jugend ist idealistisch und daher zu Radikalismus geneigt: sie möchte die Welt nach den eigenen Ideen umgestalten; Alter und Erfahrung dagegen bringen Achtung vor den geschichtlichen Mächten in Staat und Kirche. Streiter ging in der Jugend Hand in Hand mit seinem Herzensfreund Beda, begleitete diesen auch eine Strecke in die Mystik hinein, wurde dann sehr fromm, äußerte sich noch 1841 scharf gegen die Protestanten.[1]) Zwei Jahre später ist seine Frömmigkeit verflogen, rühmt er an sich „protestantische Keckheit“ und schließt sich dem äußersten Flügel der liberalen Richtung an. Das scheint mir nicht „konsequent“ zu sein.

Weit schlimmer steht es um den folgenden Absatz: „Schuler in Innsbruck[2]) bildete für die getrennten Freunde stets den Mittelpunkt, durch dessen Hände liefen die Fäden, als es sich darum handelte, Beda als Professor der Philosophie nach der Landeshauptstadt zu bringen (1842). Dieser hatte damals bloß theologische und topographische Schriften, eine unkritische Biographie des Jakob v. Boimont („Tiroler Bote“ 1839), etliche geschichtliche Aufsätze und einzelne Gedichte verfaßt, die die Eignung für eine solche Stelle nicht erwiesen. Es wurde denn auch nichts daraus“.

Wer das unbefangen liest, muß auf die Meinung geraten, daß es sich hier um eine kameradschaftliche Mache handelte, welche glücklicherweise an der Unzulänglichkeit der Bedaschen Leistungen scheiterte. In Wirklichkeit verhält es sich aber ganz anders. Schon 1833 wünschte man Beda als Professor der Literatur an die Innsbrucker Universität. Nicht nur Schuler, welcher selber der Universität noch nicht angehörte, sondern Flir, alsbald Professor der Ästhetik, Dr. Lorenz Gabriel, Professor für Philosophie, u. a. ließen sich Bedas Berufung angelegen sein, der letztgenannte wollte ihn noch 1851 an die Universität Graz bringen. Allein der Abt Bedas erklärte, ihn am Meraner Gymnasium nicht entbehren zu können, und ließ ihn nicht ziehen, trotzdem von verschiedener Seite darum gebeten wurde. Mißmutig darüber schrieb Schuler im März 1833 an Streiter nach Bozen: „Soll sich denn in Gottes Namen keine menschliche Regung in des Prälaten Seele erwecken lassen? Es stehen ihm ja sonst Rekruten (erg.: für das Gymnasium in Meran) genug zu Gebote; muß er denn den

---

[1]) Näheres in meiner Abhandlung: „Ludwig Steub, Adolf Pichler und der Tiroler Sängerkrieg“ (Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols XIII, 244).

[2]) Dr. Johannes Schuler war Leiter des „Tiroler Boten“, dann auch ständischer Archivar und seit 1849 Professor an der Universität Innsbruck.

edlen Titanen fortwährend an die Schulbank anketten?“ Der Abt wußte nur zu gut, was seine Anstalt durch diese Lehrkraft verloren hätte, und widerstand jeder „menschlichen Regung“; der „edle Titane“ aber würdigte die Lage seines Obern und leistete gehorsam den Verzicht, so sehr ihn auch der neue größere Wirkungskreis anlocken mochte. Ähnlich entwickelten sich die Dinge, als man Beda 1834 für das Benediktiner-Lyzeum in Augsburg, 1837 für die Benediktinerabtei St. Ulrich, 1843 und 1845 als Studiendirektor nach Sigmaringen begehrte und hiefür den Bischof von Baden und den Staatsminister Metternich in Bewegung setzte.[1]) Immer wieder trat das Veto des Abtes dazwischen. So geschah es denn auch, als ihm 1842 neuerdings der Zutritt zur heimatlichen Universität als Professor der Philosophie eröffnet ward. — Also: in all diesen Fällen war nicht Unzulänglichkeit[2]) der Grund, warum „nichts daraus wurde“, sondern dem klösterlichen Gehorsam brachte Beda das ihm bei der großen Spannweite seines Geistes gewiß schwere Opfer der Entsagung.

Diese Entsagung und dieser Gehorsam Bedas widerlegen auch ein anderes Gerede der österreichischen Literaturgeschichte auf demselben Blatte: „Er fühlte sich aber in der Kutte beengt und daher unglücklich.“ Man weiß, was mit dieser liebenswürdigen Redensart eigentlich gesagt werden soll. Allein Beda hätte 1843 ruhig sein Kloster verlassen können, weil ihm Metternich vom Papst die Erlaubnis dazu erwirkte, und auch 1845 erhielt Beda von Rom die Erlaubnis, als Dechant und Schuldirektor nach Sigmaringen zu gehen. Der Abt hätte ihn also an dem Austritt gar nicht hindern können, wenn ihn Beda ernstlich gewollt hätte. Dieser aber schrieb: „Von Rom ist ein Breve in Bezug meiner angelangt . . . Ich habe die Sache dem Prälaten überlassen“.[3])

Streiter überwarf sich 1842 mit seinem Freunde Beda, wie er sich später auch mit Schuler, Gilm, Lentner, Pichler und anderen Freunden überworfen hat. Die „Deutsch-österreichische Literaturgeschichte“ urteilt richtig, daß die Streitsache zwischen dem Meraner Professor und dem Bozener Advokaten für weitere Kreise der Bedeutung entbehre; man würde ihr überhaupt nicht viel nachgefragt haben, wenn nicht Steub durch seinen ungeschickten „Sängerkrieg“ dazu genötigt hätte. Zu dieser richtigen Ansicht will aber die Auffassung der „Deusch-österreichischen Literaturgeschichte“ II, 962: „Aus dem privaten Hader zwischen Beda und Berengarius Ivo (= Streiter) entstand ein folgenschwerer literarischer Kampf“, nicht stimmen; denn wenn Folgenschweres daraus entstand, gewinnt auch Streit und Streitsache Bedeutung. Der Fehler steckt in dem zweiten Satz: die beiden Freunde haben sich öfters gezankt und sich immer wieder ausgesöhnt. Das wäre wohl auch

---

[1]) Näheres in: Beda Weber und die tirolische Literatur 1800—1846 (Innsbruck, Wagner 1903), S. 94 ff.

[2]) Bei Einschätzung der literarischen Leistungen Bedas war für Universitätsprofessoren jener Zeit natürlich nicht der heutige Maßstab für qualifizierte Fachprofessoren geltend; dieser kam erst nach 1848 mit der Neuordnung des Unterrichtswesens in Österreich zur Anwendung. Man muß Beda vergleichen mit den Professoren, die vor ihm, dann an seiner Stelle die betreffenden Lehrstühle einnahmen, um zu ermessen, wie er sie überragte.

[3]) Vgl. Beda Weber, S. 90, 98, 100 und 411 ff.

diesmal geschehen, und wenn Steubs Erzählung im „Sängerkrieg" S. 356 ff. nicht auf Gedächtnistäuschung beruht, wie so viel anderes in diesem Buche, war die Aussöhnung bereits auf bestem Weg. Der Kampf nahm seinen Ausgangspunkt von Streiters Artikel „Poetische Regungen in Tirol", gegen den sich nicht Beda, sondern andere erhoben. Der Kampf würde nach diesem Artikel auch ausgebrochen sein, wenn die Freundschaft zwischen beiden fortbestanden hätte, weil andere Tiroler Dichter sich durch Streiters Kritik verkleinert fühlten und weil die alten Politiker des Landes und deren Anhang alsbald die Gelegenheit ergriffen, gegen die neue Partei loszuschlagen und die „Jungtiroler" niederzuhalten. Beda wurde nur deshalb damit verquickt, weil Streiter sich einbildete und anderen unaufhörlich einredete, Beda sei der Verfasser der feindlichen Artikel in der Augsburger Allgemeinen und Postzeitung, der er aber nicht war: er hat sich jahrelang vom Kampf ferngehalten und sich darauf beschränkt, öffentlich zu erklären, daß er unbeteiligt sei.

Die „Deutsch-österreichische Literaturgeschichte" wird a. a. O. auch Bedas mächtiger Persönlichkeit in keiner Weise gerecht. Als Frankfurter Stadtpfarrer z. B. erscheint dieser mit vielen angesehenen Männern in Beziehungen: das schreibt sie nicht seiner persönlichen Bedeutung, die uns überreich bezeugt ist, zu, sondern nur seinem Amte: seine „Stellung öffnete ihm die Häuser der reichen katholischen Frankfurter". Daran schließt sich folgende Stelle: Er „wurde auch mit einer einstigen Freundin Goethes, Antonie Brentano, der Witwe des Senators Franz Brentano, bekannt und widmete für ihr Stammbuch das Gedicht:

> ‚Nie verleugn' ich meine Fahne,
> Ja, ich bin Ultramontane!'

Sein Verhalten war jetzt ein anderes; der einst in seinen Äußerungen freie Priester gab sich als Ultramontanen".

Der aufmerksame Leser stutzt und fragt sich: Sollte Beda sich selber mit einem Schimpfwort belegt haben? Ein solches ist doch „ultramontan", welches damals in Schwung gebracht wurde zur Bezeichnung einer Gesinnung, die stets bereit wäre, Roms willen das deutsche Volkstum und Vaterland zu verraten, und die „Deutsch-österreichische Literaturgeschichte" bekräftigt noch in dem Nachsatz die Richtigkeit dieser Verse als Selbstbekenntnis. In Wirklichkeit verhält es sich wieder ganz anders! Wenn man zu diesen beiden losgerissenen Einleitungsversen des Spruchgedichtes die folgenden verschwiegenen hinzufügt, welche sie erst ins richtige Licht setzen und erklären, so verwandelt sich das scheinbare Eingeständnis einerseits in eine indirekte kräftige Abfertigung jener Zungendrescher, die da glauben, mit diesem Schimpfwort ihre politischen Gegner moralisch totschlagen zu können, anderseits in ein Bekenntnis der Treugesinnung zu Volk, Kirche und Vaterland. Ich setze das ganze Gedicht her:

> Nie verleugn ich meine Fahne,
> Ja, ich bin Ultramontane,
> Mit den Worten mit der Tat
> Treu der Kirche wie dem Staat!
> Und aus dieser Ultratreu'
> Sproßt die Liebe täglich neu,
>
> Alle Menschen zu begrüßen
> Und sie an mein Herz zu schließen,
> Daß wir alle, Brüdern gleich,
> Liebend ruh'n im Deutschen Reich.
> Und wer's lauer denkt und meint,
> Der ist Deutschlands ärgster Feind.



An der Donau wie am Rhein
Laßt uns alle Ultra sein,
Ultra in der Lieb' und Treue
Für das Vaterland, das freie!

Das Unstatthafte dieser Verstümmelung darf etwa nicht damit entschuldigt werden, daß sie auch in der Allgemeinen deutschen Biographie steht. Seitdem haben wir Bedas Leben und Werke viel besser kennen gelernt und viel genauer überprüft. Der Artikel der Allgemeinen deutschen Biographie schreibt wörtlich Kehreins Biographisches literarisches Lexikon und dieses Kurz' Literaturgeschichte ab. Denselben Weg legte auch der Vorwurf zurück: Beda habe seine anonym erschienenen „Vormärzlichen Lieder" verleugnet oder, wie es in der „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte" verstärkend heißt: er „leugnete die Vaterschaft der ohne seinen Namen erschienenen ‚Vormärzlichen Lieder' einfach ab". — Nehmen wir zunächst an, die Tatsache sei sichergestellt, obgleich sie der nackensteifen, oppositionslustigen Persönlichkeit Bedas nicht gleichsieht, der mit seiner Meinung oft ohne jede Not gegen seine Umgebung in schärfster Form vorstieß, so hätte sie schon Adolf Pichler später erklärt und entschuldigt: „Weber hatte guten Grund, die Autorschaft zu verleugnen. Da wären Berge über ihn gefallen, hätte man erfahren, er habe sie gedichtet." Und ein anderesmal meint er: Man ist doch nicht jedem ein Bekenntnis schuldig, der einem eine Kanone ins Gesicht schießt. Er entschuldigt Beda also durch die damaligen gefährlichen Zensurverhältnisse und durch die ärgerliche Unverfrorenheit, womit solche Fragen oft an einen Dichter gestellt werden. Allein auch diese Entschuldigung ist nicht notwendig. Das ganze Gerede tritt ohne Gewähr auf. Sucht man ihm auf den Grund zu kommen, so zeigt sich ein einziger greifbarer Anhaltspunkt: Kehrein gibt nämlich an, Beda habe ihm geschrieben, „einzelne Gedichte seien von ihm". Das lautet schon wesentlich anders; schon darauf hin darf man nicht mehr sagen: Beda habe die „vormärzlichen Lieder einfach abgeleugnet", er hat vielmehr einen Teil als Eigenprodukte anerkannt. Auffallend bleibt noch das Wort „einzelne"; man würde die meisten erwarten. Doch muß man sich gegenwärtig halten, daß Kehrein diese Aussage 1871 abgibt und Beda schon 1858 gestorben ist; ferner daß er in seinem Lexikon gerade bei den Tiroler Dichtern allerlei unrichtige Angaben bringt: Pichler z. B. sei in Kufstein geboren, Oberkofler in „Jmesien" (das es gar nicht gibt), bei K. v. Lutterotti und Staffler weiß er den Geburtsort gar nicht u. dgl. So mag man leicht ermessen, welch geringen Quellenwert seine Angabe besitzt. Endlich nehmen wir noch diese kleine Sammlung von 54 Gedichten selbst zu Handen. Da finden wir Lieder, bei denen ausdrücklich bemerkt steht oder denen an Inhalt oder Form anzukennen ist, daß sie nicht vollständig Bedas Eigentum sind:[1]) so „Kirchweihe (nach Leopardi)" „An Maria (Kommunistenlied)", „Hirt und Hirtin (nach alten Weihnachtsliedern)", „Das Heubad (nach Freiligraths Blumenrache)", „Die Reliquie zu Absam" (nach einer Dorfanekdote)", „Philippine (nach einer Handschrift der Karthause Schnals)" u. a. Gerade wenn Beda in seiner Aussage recht gewissenhaft war, konnte er nicht alle Gedichte so schlechtweg als sein alleiniges Eigentum erklären. So liegen die Tatsachen und jeder mag nun leicht ermessen, mit

[1]) Beda Weber, S. 310 ff.

welchem Recht man Beda als Lügner an den literarischhistorischen Pranger stellt. — Herder z. B. hat wiederholt die Urheberschaft einer seiner Schriften öffentlich in Abrede gestellt. Welcher Literarhistoriker, der nur zwei Seiten über ihn zu schreiben hätte, würde ihn deswegen bloßstellen? Von einer öffentlichen Ableugnung kann bei Beda ohnehin keine Rede sein und auch die private trifft nicht zu.

Noch anderes tadelt die „Deutsch-österreichische Literaturgeschichte" a. a. O. mehr oder weniger offen an ihm. So soll er „gegen Schopenhauer gepredigt" haben. Davon ist mir nichts bekannt, wohl aber hat er dagegen geschrieben, wie hundert andere Gegner der Schopenhauerschen Philosophie. Das wird wohl erlaubt sein! Auch das Predigen hätte ihm niemand versagen können, wenn es in der richtigen Form geschehen wäre. — In seinem Buch „Charakterbilder" habe Beda dann die „Hinrichtung Blums gebilligt", und ein Gedankenstrich vor Hinrichtung ruft dem Leser gleichsam zu: denk', was das bedeutet! Bedenken wir also. Zunächst könnte die Meinung erweckt werden, Beda habe auf Prozeß und Hinrichtung Robert Blums einen Einfluß genommen. Das ist nicht der Fall; Beda schrieb seinen Artikel erst nach der standrechtlichen Erschießung Blums, als die revolutionäre Partei in Frankfurt und an anderen Orten diese Tatsache durch Trauerfeierlichkeiten agitatorisch auszubeuten suchte. Mit groteskem Humor beleuchtet er Blums Leben und Treiben, dessen Unvorsichtigkeit, als Gesandter der Linken in der Paulskirche zu den Revolutionären nach Wien zu gehen und sich dort an den Barrikadenkämpfen gegen die österreichischen Truppen zu beteiligen, und schildert die Stimmung in den Frankfurter Kreisen; ich hebe eine der schärfsten Stellen aus: „Als sich eines Abends die Nachricht von der plötzlichen Abreise des Robert Blum und seiner Reisegefährten (aus Frankfurt) in den Kreisen der Abgeordneten verbreitete, war jedermann erstaunt über diesen unerwarteten Mut und viele konnten kaum an die Wahrheit dieser Tatsache glauben. Aber der Wunsch schien allgemein bei den meisten Abgeordneten, bei den angesessenen Bürgern und der Garnison, daß Robert Blum einmal in die eigene Grube fallen und seine Strafe finden möge. Wir hörten denselben sogar von zartem Frauenmunde emsig verlauten, denn jedermann war der unaufhörlichen Wühlerei müde. Ja, als man erzählte, Vogt (Abgeordneter der Linken) habe dem Herrn Blum bei der Abreise auf dem Bahnhof die Hand gedrückt und scherzend gesagt: ‚Gib Acht, daß sie dich nicht aufhängen, verdient hättest du es längst,' erhob sich allenthalben Heiterkeit, die aussah wie Hoffnung, welche keinen Zweifel zuließ über die allgemeine Volksstimmung. Nur die Österreicher von der rechten Seite sahen wir bei solchen Erzählungen und Wünschen ernsthaft, ja manche merklich besorgt, weil sie fühlten, daß unter den gegenwärtigen Umständen und bei der Mißstimmung des österreichischen Volkes gegen diese ewigen Friedensstörungen leicht eine solche Tat erfolgen könne."

Außerdem sprach Beda im Frankfurter Reichsrat, als hier die Blum-Angelegenheit zur Verhandlung stand, und führte aus: Niemals werde man Wien der revolutionären Partei überlassen, die sich auch mit Welschen und Ungarn verbindet und die „Freiheit" nur für sich versteht, jede andere Meinung aber verfolgt und das „Volksglück" in Zügellosigkeit



und schmachvollem Unwesen sucht. Mag auch die Hinrichtung Blums politisch verfehlt sein, sie war nach österreichischen Gesetzen jedenfalls erlaubt; denn nicht auf das Zivilrecht dürfe man sich berufen, sondern auf das Kriegsrecht, aus dem das Standrecht geflossen. Was geschehen, war vorauszusehen; die Linke hätte es in erster Linie hindern können, wenn sie zur Ordnung gemahnt hätte. Die Unverletzlichkeit eines Abgeordneten dürfe nicht zum Privileg für Volksaufrührer und Straßenaufwiegler werden.[1]) Daraus erhellt, daß Beda selbst die Hinrichtung nicht gutheißt, sondern eher für politisch unklug hält; weil sie nun aber schon geschehen, verteidigt er das Recht dazu und macht das aufwieglerische Treiben der Linken dafür mitverantwortlich. Die Angabe der „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte" ist also wieder nicht einmal sachlich richtig. Allein selbst wenn Beda die Hinrichtung geradewegs gebilligt hätte, dürfte man ihm deswegen einen Stein nachwerfen? Wer im Aufruhr auf österreichische Soldaten schießt, muß wissen, was das heißt und welche Folgen daraus erwachsen. Den patriotisch gesinnten Abgeordneten muß es jederzeit gestattet sein, für die gesetzmäßige Autorität einzutreten. Ich habe einen Angriff wegen Bedas Haltung in dieser Angelegenheit schon einmal im Euphorion XV, S. 299 zurückgewiesen, und zwar S. M. Prem gegenüber, und der ist jedenfalls auch der eigentliche Verfasser dieser „Charakteristik" Bedas in der „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte".

Über die „Charakterbilder" weiß er sonst nichts zu sagen, als daß Beda darin „seiner Bekanntschaft mit dem Symboliker Möhler (1836) gedenkt" und „Joh. Fr. H. Schlosser einen begeisterten Nachruf weiht"[2]), über die „Kartons aus dem deutschen Kirchenleben" hören wir gar nur, daß sie für Bedas „spätere Gesinnung bezeichnend" seien, als wenn sich das nicht von selbst verstünde. Daß diese Werke auch eine nennenswerte kunsttechnische Seite besitzen, bleibt außer Betracht. Das Wenige, was er über Bedas Gedichte und literargeschichtliche Stellung sagt, ist hauptsächlich Adolf Pichler nachgeschrieben.[3])

Der ganze Artikel über Beda Weber ist ein häßlicher Klecks in der „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte", er stößt um so mehr ab, als in anderen Kapiteln derselben allenthalben das Bestreben erfreut, den verschieden-

[1]) Beda Weber, S. 344.

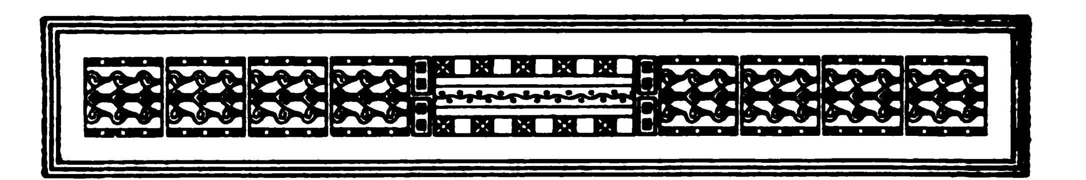
[2]) A. Flir berichtet am 25. Juni 1853 aus Wien über die Charakterbilder Bedas: „Das Buch wird hier stark gelesen und viel gelobt". (Minister) „Bach ließ sich Beda vorstellen und machte ihm einen Vorwurf daraus, daß er ihn nicht besucht habe. Beda entgegnete, er habe vernommen, es sei schwer, bei Sr. Exzellenz eine Audienz außer zu Geschäftszwecken zu erlangen. ‚Für Herren wie Sie bin ich immer zu sprechen', war seine Antwort."

[3]) Die Gruppierung der tirolischen Literatur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist leicht zu überblicken. I. Periode: Die Zeit der Befreiungskriege und ihrer nächsten Nachwirkungen 1796—1825. Im Vordergrund stehen neben der Kriegslyrik die Dichter Weißenbach, Benitius Mayr und Andreas Erhard. — II. Periode 1825—1843: Die Dichter des Vormärz. Ihr Sammlungsorgan bilden die „Alpenblumen", welche im Sommer 1827 zu erscheinen anfangen. Die Führer sind Beda Weber, Josef Streiter und Johannes Schuler, jener die kraftvollste, dieser die feinste Persönlichkeit. Johann Senn schreitet nebenher und gewinnt gegen Schluß dieser Periode besondere Bedeutung durch seinen Einfluß auf die hervorragendsten

artigsten Individuen und Geistesrichtungen gerecht zu werden. Auch die Stellung zu den Revolutionären ist sonst eine andere; bei H. Jelinek z. B. heißt es II, 892: „Er war einer der verschrobensten, überspanntesten Revolutionäre, die Wien gezeitigt hat, die verkörperte Konfusion und wilde Negation. Zeitgenossen sagten ihm im Mai voraus, daß er am Galgen oder sonst irgendwie unnatürlich enden werde. Er ging bald zu anderen, radikaleren Zeitungen über, wütete dort sinnlos, wurde nach der Besetzung Wiens festgenommen und am 23. November standrechtlich erschossen." Das liest sich fast, als wenn es Beda Weber geschrieben hätte! Umso empfindlicher wirkt der Tadel gegen Beda wegen derselben Ansicht. Es ist Pflicht aller Beteiligten, das an ihm in der „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte" begangene Unrecht gut zu machen.



Dichter der III. Periode (1843—1870), welche in den „Frühliedern" (ausgegeben im Juni 1845) vereinigt in der Öffentlichkeit erscheinen; keiner der früheren Dichter ist dabei beteiligt. Diese neue Dichtergeneration nennt sich gern (nach dem Beispiel des jungen Deutschland) „Jungtirol", zeigt mehrfach unter der Nachwirkung der Zillertaler Auswanderung und der Jesuitenberufung politische Tendenzen, die sich in der Revolutionszeit von 1848 verschärfen. Die bedeutendsten Dichter sind Pichler und Gilm. Dieser namentlich pflegt eine Zeitlang die Tendenzpoesie, läßt aber wenig drucken, kommt ins abgelegene Rofreit (Roveredo), dann nach Wien, wo er der Dichtung fast ganz entsagt, so daß Pichler im Vordergrund bleibt.



# Die Bilderschrift im alten Mexiko.

Von P. Dam. Kreichgauer S. V. D., St. Gabriel.

Die Entwicklung der Schrift hat in der Alten Welt ein viel rascheres Tempo eingeschlagen als in der Neuen, aber ihre Anfänge liegen wahrscheinlich nicht weit auseinander. Die Studien über den Kalender der Völker von Mexiko und Zentralamerika drängen nämlich zu dem Schlusse, daß dort schon im dritten Jahrtausend v. Chr. geordnete schriftliche Aufzeichnungen vorhanden gewesen sein müssen, die wenigstens zur Überlieferung astronomischer Erscheinungen geeignet waren. Warum dann während dreier Jahrtausende der Fortschritt ein so unendlich langsamer war, läßt sich nur vermuten. Sowohl Ägypten als Mesopotamien und China, die Brutstätten vollkommener Schriftarten, waren, wenn auch mit Unterbrechungen, doch öfter lange Zeit hindurch von großen und wohlhabenden Völkern bewohnt. Was ein ganzes Menschenalter geleistet hatte, konnte ohne große Störung auf die jüngere Generation übergehen. Anders lagen die Verhältnisse in Amerika. Die von Norden kommende Bevölkerung verdichtete sich allerdings schon frühzeitig dort, wo sich der Kontinent verengt, aber ihr Los blieb bis zur Entdeckung Amerikas ein sehr bewegtes. Nicht nur die Verschiebung der Stämme bedingte fortwährende Unruhe, auch die wechselnden Machtverhältnisse der zahlreichen, sich ganz fremd gegenüberstehenden Elemente trug viel zur Hemmung des Fortschrittes bei. Wenigstens drei aufeinanderfolgende Schichten völlig verschiedener Volksstämme lassen sich noch auf der schmalen Brücke nachweisen, und nirgends mehr auf der Erde wohnten Volksgruppen von verschiedener Sprache so dicht bei einander als hier. W. Lehmann zählt 18 Sprachfamilien, und unter diesen umfaßt die Familie der Mayasprachen allein, allerdings die umfangreichste, 32 Glieder. Trotzdem gelang es einem der Stämme, wahrscheinlich einem der zuerst vorgedrungenen Gliede aus der engeren mexikanischen Familie, durch viele kleine und unabhängige Kolonien das ganze Gebiet zur Annahme eines höchst eigenartigen Kalenders zu bewegen, dann auch den so verschieden veranlagten Stämmen künstlerisches und technisches Streben verwandter Art einzuimpfen und die Bevölkerung lange Zeit hindurch von ihren Kulturzentren aus zu leiten.

Nach der allgemeinen Tradition war es ein in geschichtlicher Zeit nicht mehr erkennbarer, wenigstens nicht mehr geschlossen auftretender

Stamm, der sogenannte toltekische, von dem aller Fortschritt seinen Ausgang genommen hatte. Es ist E. Seler[1]) in Berlin, dem die Mexikanistik ihre größten Fortschritte verdankt, bis zu einem gewissen Grade gelungen, die Tolteken-Tradition durch archäologische Studien so zu läutern, daß ein immer bestimmter hervortretender Kern Anspruch auf geschichtlichen Charakter erheben kann. Die Tolteken dürften schon in entfernten vorchristlichen Jahrhunderten zuerst das östliche Küstengebiet und etwas später das günstig gelegene Hochland von Mexiko erreicht haben. Aus ihren Reihen ging der erste bekannt gewordene Heros Quetzalcoatl hervor, der den Kalender auf astronomischer Basis schuf und mit ihm die Anfänge der Schrift. Diese zwei Kulturelemente lassen sich mit ziemlicher Sicherheit an astronomischen Resultaten weit nach rückwärts verfolgen. Nur auf astronomischem Gebiete ist eben die Konstatierung des Fortschrittes innerhalb *enger räumlicher Grenzen* von der so unsicheren Tradition einigermaßen unabhängig. Ein weit ferneres Ziel in der Vergangenheit erreicht allerdings, selbst unabhängig von der Tradition, die vergleichende Ethnologie aber nur durch Ausdehnung der Forschung auf *ganze Kontinente*. Eine astronomische und kalendarische Schrift braucht keine hohe Vollkommenheit zu besitzen, das sehen wir besonders deutlich an jener der mexikanischen Indianer, und kann doch die Erreichung bedeutender Resultate ermöglichen. Die notwendigsten unter den darzustellenden Ereignissen und Begriffen besitzen auf diesem Gebiete keinen großen Umfang. Dazu ist man in astronomischen Kreisen von jeher konservativ gewesen, in Amerika so gut wie bei uns. Wo es auf die Verwertung von Resultaten ankommt, die nur innerhalb ausgedehnter Zeiträume gewonnen werden können, hat dieser Umstand erhöhte Bedeutung. Wir besitzen z. B. heute noch, nicht nur bei den Sternkundigen, sondern sogar in unsern Volkskalendern den Rest einer uralten Schrift, eine echte Bilderschrift, in der gar manches seit den Tagen der alten Chaldäer sich kaum verändert hat. Weder Ägypter, Phönizier, Griechen, Römer, Araber, noch Slawen oder Germanen fanden es unter ihrer Würde, sich dieser Hieroglyphen eines ganz fremden Volkes zu bedienen. Wer unsere heutige Landbevölkerung kennt, hat wohl auch erfahren, daß unter ihr ein Kalender ohne diese alten Zeichen keine Beachtung finden würde.

Die ältesten Bestandteile der mexikanischen Schrift sind wenig zahlreich. Sie bestehen aus 20 Bildern (hier durch römische Zahlen angedeutet), die von einer Anzahl von kleinen Kreisen, zwischen eins und dreizehn, begleitet sind; letztere dienen ausschließlich als Ziffern. Wenn man nur je zwei Elemente, eine Ziffer und ein Bild, planmäßig zusammenstellt, so gelangt man zu $13 \times 20 = 260$ Kombinationen; diese bezeichnen die 260 heiligen Tage des „*Tonalamatls*“ und bilden die Grundlage der

[1]) Seinen „Gesammelten Abhandlungen“, Berlin, Band I bis V, ist das Material dieser Zeilen großenteils entnommen.



ganzen Zeitrechnung. Sie beginnen mit 1 I, 2 II, 3 III usw. bis 13 XIII, dann 1 XIV, 2 XV usw. bis 13 XX. In Abbildung 1 sehen wir vier solcher Bezeichnungen. Unsere arabische Ziffer gibt die Anzahl der kleinen Kreise an, die römische Ziffer das dabeistehende Hieroglyphen-Bild. Von letzteren gibt es, wie gesagt, im Kalender nur zwanzig verschiedene, unter denen die Hälfte Tiere darstellen. Einige von ihnen enthält die Abbildung 2. Sonderbarerweise sind auch in unserem Kalender die Mehrzahl der zwölf Ekliptik-Zeichen dem Tierreiche entnommen; nur eines der Tiere ist aber den mexikanischen fast gleich: hier der Löwe, dort der Jaguar.

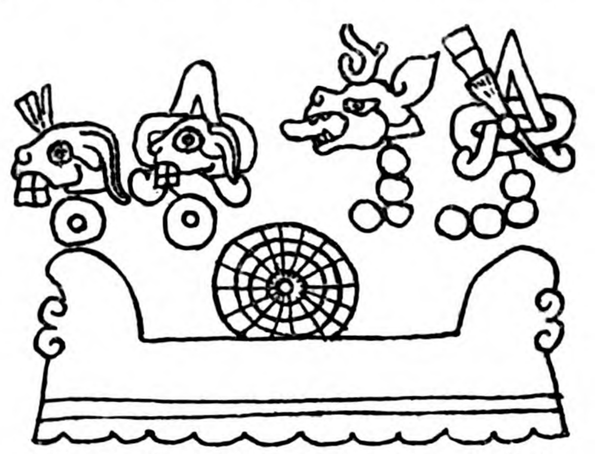


Abb. 1. - Jahr 1 Kaninchen, Tag 1 Kaninchen und Jahr 4 Rohr (Pfeil), Tag 4 Hirsch. Das Spinnennetz verlangt, die Differenz der Daten zu bilden.



Abb. 2. Tageszeichen XX, XIX, XVIII, XVII, XVI, XV.

Eine ähnliche Kalenderschrift, allerdings weit unvollkommener und aus anderen, und zwar zwölf Zeichen bestehend, besaßen die Chinesen. Alle zwölf sind Namen von Tieren, sechs von ihnen sind den mexikanischen gleich. Wenn es einerseits schwer ist, die völlige Unabhängigkeit der beiden Kalender glaubhaft zu machen, so ist es anderseits ebenso schwer, die Wanderung dieser seltsamen Erfindung zu verstehen. Alle Amerikanisten sind nämlich, gestützt auf gute Gründe, bis jetzt der Überzeugung, daß die Völker Mexikos sowohl ethnologisch als sprachlich mit den Chinesen keinen höheren Grad der Verwandtschaft zeigen als etwa die Papuas mit den Griechen. Vorläufig wird man sich deshalb mit der Erklärung begnügen müssen, die Wurzel des Zeichensystems sei älter als beide Völker, Indianer und Chinesen. Wenn man auf die Ähnlichkeit des Kalenders und einiger weiterer Elemente beider Kulturen Rücksicht nehmen wollte, so müßte man wohl die Annahme prüfen, daß in entfernter Vorzeit eine Herrenschicht aus dem östlichen Asien eingedrungen sei, die nur kurze Zeit mit ihrer Heimat in Verbindung blieb.

Die Jahre bedurften in Mexiko keiner eigenen Zeichen, da ihr Name von ihrem ersten Tage hergenommen ist. Gleichwohl hat man oft dort, wo das Jahr und das Tagesdatum nebeneinander stehen (Abbildung 1), dem ersteren das Bild eines Sonnenstrahles mit einem Ring beigefügt, um eine sonst doch mögliche Verwechslung von Jahresnamen und Tagesdatum auszuschließen.

Neben diesen ältesten Bestandteilen besaß die Kalenderschrift noch eine kleine Anzahl von anderen Zeichen, z. B. für die 18 „Monate" (zu je 20 Tagen), für die Sonne, den Mond, den Morgen- und Abendstern, für Merkur, Mars und Jupiter, an einzelnen Orten auch für die Summe von 52 Jahren (Abbildung 3 a), für „Finsternis", für einige auffallende oder wichtige Sternbilder, für Tag, Fest usw. Dazu kamen noch einzelne größere Bilder zur Kennzeichnung mancher astronomischer Resultate; deren Bedeutung war aber nur den priesterlichen Fachmännern bekannt, während die vorher genannten Elemente in den Tempelschulen gelehrt wurden.

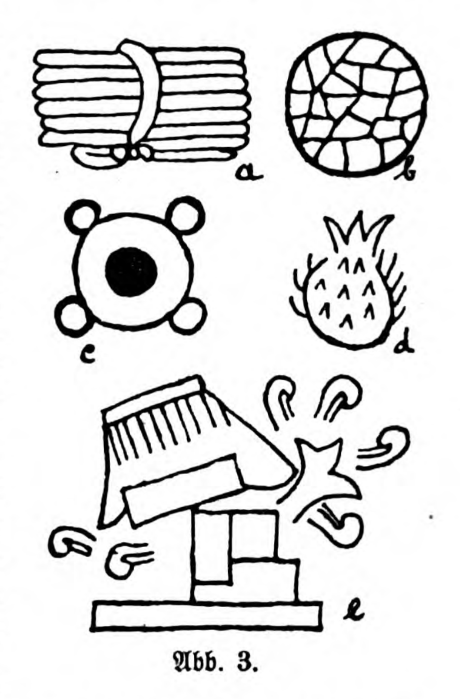


Abb. 3.

Sehen wir uns nun nach diesen Kalenderzeichen in den spärlich vorhandenen mexikanischen Büchern etwas um. Da machen wir die eigenartige Entdeckung, daß die bisher beschriebene Schriftart meistens die Rolle eines Aschenbrödels spielt. Wir sehen zum Beispiel große, recht bunte Bilder aus der Mythologie die ersten Plätze einnehmen (siehe die Tafel), während die Schrift nur die Lücken ausfüllt. In der Großen Wiener Handschrift aus Mexiko, der die Tafel entnommen ist, geben uns die meisten der so angeordneten Schriftzeichen die Kalendernamen der dabei stehenden Gottheiten an, und nur ein bescheidener Bruchteil bezieht sich auf ein astronomisches Resultat. In anderen Büchern sind die Zeichen unter oder neben den Figuren reihenweise angeordnet, gewöhnlich zu fünf, und sehen wie eine erklärende Beischrift aus. In Wirklichkeit haben sie mit den Bildern fast gar keinen Zusammenhang, vielmehr sollen sie dem Eingeweihten in möglichst unauffälliger Weise ein astronomisches Resultat mitteilen. Letztere sind in manchen Fällen von staunenswerter Genauigkeit.

Ein gutes Beispiel mexikanischer Bilderschrift über astronomische Resultate zeigt uns die beigeheftete Tafel. Die auffälligste Figur steht am oberen Rande links, es ist der Heros Quetzalcoatl, wie er den Himmel stützt. Unten links ist er zum zweitenmal zu sehen. Diese und andere Figuren gehören zur Mondmythologie, wir werden deshalb ein Mondresultat erwarten dürfen. — Zeichen der kalendarischen Bilderschrift finden wir über das ganze Blatt verteilt. Manche von ihnen geben den Namen des Gottes an, bei dem sie stehen; bei Quetzalcoatl z. B. ist das zweite der zwanzig Tageszeichen von neun kleinen Kreisen begleitet (9 II). Andere sind an dem schon erwähnten Ring und Strahl als Datum zu erkennen. Das erste Datum treffen wir rechts oben an. In seinem Jahresnamen sind sechs kleine Kreise enthalten, im Tagesdatum fünf. Zwischen den Figuren stehen noch sieben weitere vollständige Daten, das letzte ist jenes

in der linken unteren Ecke. Das auf dem Blatte dargestellte Intervall beträgt genau 955 synodische Mondumläufe.

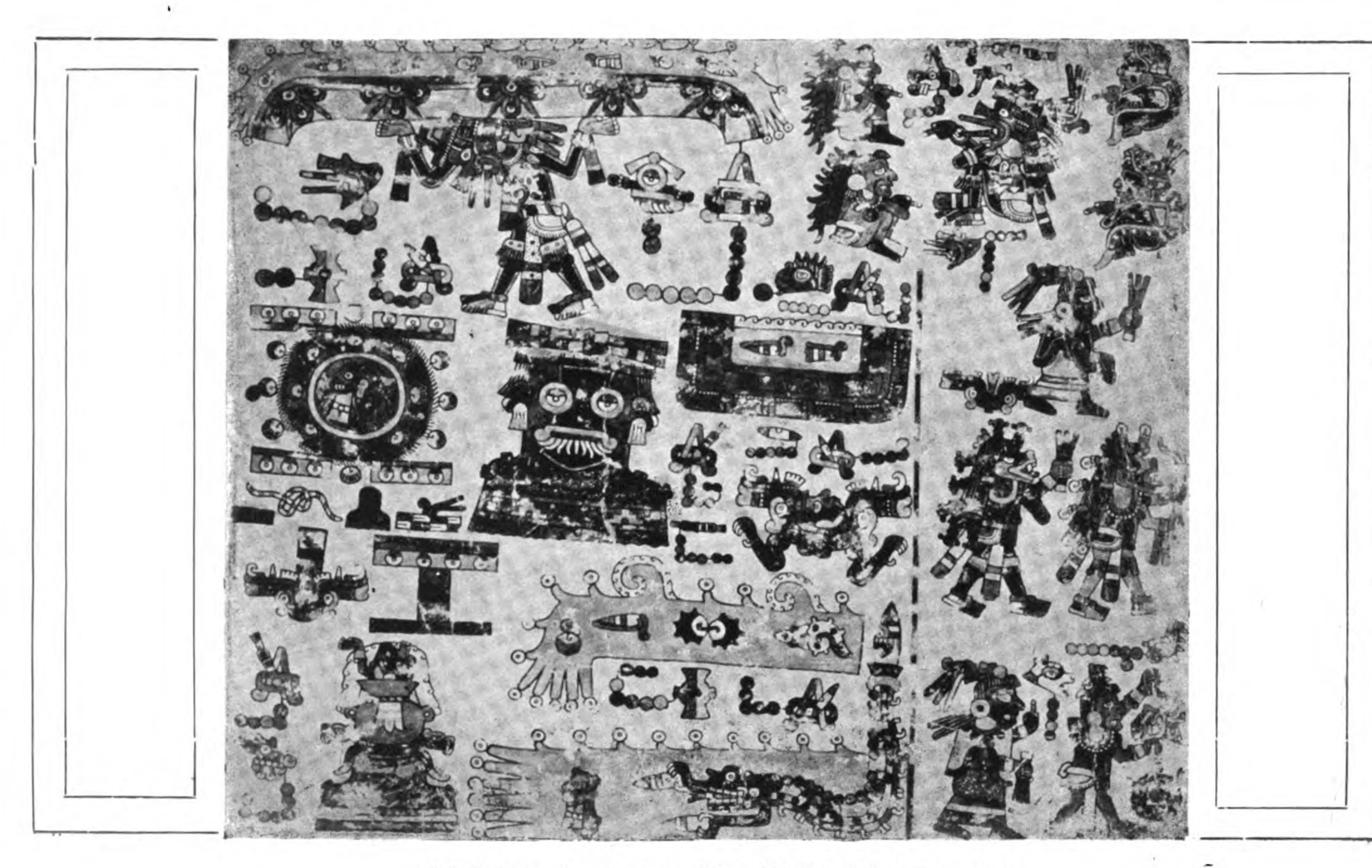
Dieses Resultat ist allerdings nicht leicht aus den Aufzeichnungen abzulesen. Die mexikanischen Priester wendeten nämlich verschiedene raffiniert ausgedachte Methoden an, um die Lesung fast aller astronomischen Schriften dem nicht Eingeweihten unverständlich zu machen. Man muß gestehen, daß ihnen diese Absicht in hohem Grade gelungen ist. Näheres hierüber zu sagen, würde das Ziel dieser Ausführungen weit zu überschreiten nötigen. Der Leser wird aber eine der Schwierigkeiten doch kennen lernen, wenn er versucht, nur die Reihenfolge der acht auf dieser Seite deutlich geschriebenen Kalenderdaten festzustellen. Durch mühsames Studium ist es mir vor kurzem gelungen, diese und andere Schwierigkeiten in mehreren mexikanischen Handschriften zu überwinden und alle darin enthaltenen astronomischen Aufzeichnungen zu verstehen.

Die Kalenderschrift war innerhalb des mexikanischen Reiches zwar nicht die gleiche, die Abweichungen sind aber mit seltenen Ausnahmen nicht sehr groß. Völlig andere Formen finden sich bei den Mayavölkern und ihren Nachbarn in Yukatan, sie sind hier nicht berücksichtigt.

In Mexiko wurde der Kalender und seine Schrift als Hauptgegenstand des Unterrichtes in den Tempelschulen behandelt; so kam es, daß die ersten Missionäre ohne große Schwierigkeit in den Besitz derselben gelangten, allerdings nur so weit, als sie den Schülern vorgetragen wurden. Aber schon die praktische Gestaltung der Zeitrechnung blieb in wesentlichen Punkten allen spanischen Kolonisten, Beamten und Missionären ein Geheimnis, trotz ihres Verkehres mit ehemaligen Tempelschülern. Letztere hatten offenbar den Überblick in den sauer erworbenen Schulkenntnissen nach ihrer Entlassung bald verloren. Auf die Erklärung des wichtigsten Teiles der sehr verwickelten, aber äußerst sinnreich ausgestalteten Basis aller Kalenderwissenschaft, des Tonalamatls (d. i. Buch der Tage) mußte, nach unseren heutigen Erfahrungen, in den Schulen große Arbeit verschwendet worden sein. Obwohl es sich bei diesem Kern des mexikanischen Kalenders nur um 260 Tage handelt, sind doch die inneren Beziehungen seiner Teile und der Zusammenhang mit dem Priester-Jahr (von 365 Tagen) erst durch die vereinten Bemühungen noch heute lebender Mexikanisten wieder ganz klar gestellt worden; Ed. Seler in Berlin legte den Schlußstein. Was darüber hinaus mit der Niederschrift der zahlreichen astronomischen Beobachtungen zusammenhing, war ohne Zweifel nur wenigen Eingeweihten bekannt, und diese haben das Geheimnis absolut zu wahren gewußt; darüber sollen zum Schluß noch einige Worte gesagt werden.

Außer der einfachen, aber ihrem Zwecke gut angepaßten Kalenderschrift treffen wir in den mexikanischen Büchern noch eine andere Gattung von Aufzeichnungen mit einem weiteren Spielraum. Sie beziehen sich auf Geschichte und Geographie, in geringerem Umfange auch auf die Bedürfnisse des täglichen Lebens. Nur drei unter den Schriften dieser Klasse scheinen auf ein Priesterkollegium zurückzugehen und nur in zweien erreicht die Sicherheit der Zeichnung denselben Grad wie in den besten astronomischen Büchern.





Aufzeichnung eines astronomischen Resultates über den Mond.
Aus der Großen Wiener Handschrift.

Die meisten uns noch erhaltenen Schriften aus dieser Gruppe sind erst nach der Eroberung des Landes kopiert oder aus der Erinnerung an alte Originale gezeichnet. Wir wissen außerdem aus Bemerkungen der ersten Missionäre, daß Schriften geschichtlichen Inhaltes eine Art erblichen Privilegiums gewisser Familien bildeten, von deren Mitgliedern sie geschrieben und ausgelegt wurden. Die Auslegung bildete aber hier, im Gegensatz zur Kalenderschrift, die Hauptaufgabe des Lesers. Was man darinnen sieht, ist fast nur bildliche, höchstens symbolische Darstellung von wichtigen Ereignissen. Nicht viel mehr als Namen von Ländern, Städten und Personen begleiten die vielfach ungenauen Jahreszahlen. Damit ist aber auch der Bereich solcher Schriften erschöpft. Ein Verbum z. B. vermochten die Mexikaner mit ihren ältesten Zeichen nicht auszudrücken; und wem ein geschriebener Name nicht schon dem Klange nach bekannt war, der konnte ihn meist nicht mit Sicherheit lesen. Dadurch ist es zu erklären, daß die Kandidaten der Chronik-Schreiber eine so lang dauernde Lehrzeit durchmachen mußten. Hören wir, was über sie der große mexikanische Missionsbischof Las Casas gesagt hat, der sich schon zehn Jahre nach der Entdeckung in die Neue Welt begab: „Es fehlte niemals an Aufzeichnern der Ereignisse; denn abgesehen davon, daß dieses Amt, das im Staate sehr angesehen war, vom Vater auf den Sohn überging, war es immer Brauch, daß der damit Beauftragte zwei oder drei Brüder oder Verwandte der gleichen Familie in allem unterrichtete, was diese Ereignisse betraf; er übte sie sein ganzes Leben lang ein und an ihn wandten sie sich, wenn ein Zweifel über irgend einen Punkt der Geschichte sich erhob. Aber nicht nur diese neuen Chronisten fragten ihn um Rat, auch die Könige und Fürsten, ja sogar die Priester selbst taten es.“

Wir wollen nun die Beispiele mit den einfachen Zeichen beginnen und erst dann die zusammengesetzten und abgekürzten anschließen. In Abbildung 3 bedeutet b xiuitl, Türkis. Mit der Hieroglyphe wird auch gleich ihre Geschichte bekannt. Die Türkise wurden nämlich vorzugsweise zu Mosaiken verwendet und eine solche stellt das Bild dar. Die dritte Figur c bedeutet tezcatl, Spiegel. Die vier kleinen Kreise am Rande bedeuten Augen. Der Sinn war nach Seler ursprünglich „Augen an den vier Ecken“, d. h. „nach allen vier Richtungen Strahlen werfend“. Figur e gibt uns das Zeichen für „Eroberung“, einen brennenden und einstürzenden Tempel. Abbildung 4 macht uns zugleich mit einer Schwierigkeit der Lesung bekannt. Die drei Kreise bedeuten, wie in Abbildung 3 b, das Wort xiuitl; dieses heißt aber nicht nur „Türkis“, sondern auch „Jahr“



Abb. 4. 41 Jahre.

Abb. 5.

Abb. 6. a Kopalopfer. b Zauberer (Herzenfresser).

und die letztere Bedeutung soll hier zur Geltung kommen. Auf den zwei großen Jahreskreisen steht je eine Fahne, die die Zahl 20 bedeutet. Die ganze Gruppe heißt demnach „41 Jahre". Einer anderen Schwierigkeit begegnen wir in Abbildung 3 d. Das Bild stellt einen Kaktuszweig dar (nochtli) bedeutet aber auch den Namen eines Mannes Nochuetl.

Die Hieroglyphe in Abbildung 5 a ist in zweifacher Beziehung interessant. Wir sehen hier hinter einem Kopfe mit der königlichen Stirnbinde einen Adlerkopf und die Fußspur eines Menschen. Letztere bedeutet immer irgend eine Bewegung, in Verbindung mit dem Vogel also das Fliegen. Der Adler fliegt nach abwärts und ist die Hieroglyphe des letzten Königs von Mexiko namens Quauhtemoc. Dieser Name bedeutet aber „herabfliegender Adler". Ähnlich gebaut ist der Name in Figur c Necaualcoyotl, der fastende Coyote. Die gedrehte Binsenschnur über dem Kopfe des Coyoten bedeutet „fasten".

Es möge hier die Bemerkung Platz finden, daß das Mexikanische eine recht wohlklingende Sprache ist, abgesehen vielleicht von den Kehllauten; diese kommen aber z. B. im Portugiesischen noch öfter und schärfer vor. Manche nehmen bezüglich des Wohlklanges Anstoß an der Häufigkeit der Endbuchstaben tl (Xolotl, Popocatepetl usw.), jedoch mit Unrecht, denn hinter diesen beiden Buchstaben wurde ein schwaches e gesprochen.

Ein anderes Prinzip befolgt die Hieroglyphe hinter dem Kopfe in Figur d. Sie bedeutet Xacaloua, reiben, und die damit bezeichnete Person heißt Xacaqualtzin. Das angehängte tzin ist zwar nur eine Reverentialendung, die sich leicht ergänzen läßt, aber auch ohne diese Silbe unterscheiden sich die Worte noch ziemlich viel und man muß deshalb den Namen schon gehört haben, um ihn aus der Hieroglyphe zu erkennen. Ähnlich verhält es sich mit den beiden folgenden Zeichen, Abbildung 5 b und Abbildung 7 a. Das erstere ist ein durchbohrter Schmuckstein (chalchiuitl), bedeutet aber auch den Städtenamen Chalco; das letztere ist der Name einer Person Tilmatlaneuh (Deckenverleiher). Daß die Hand in Verbindung mit der Decke das Verleihen ausdrücken soll, könnten wir nicht wissen, wenn der die Schrift kommentierende alte Missionär es nicht angegeben hätte. Abbildung 7 b bedeutet „Wein".

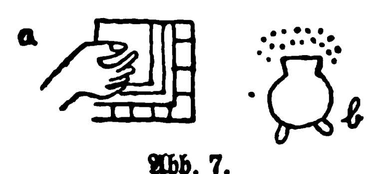


Abb. 7.

Unter den zusammengesetzten Hieroglyphen nimmt die Gruppe der Ortsbezeichnungen den größten Raum ein. Gewöhnlich bestehen sie aus zwei oder drei Teilen, von denen einer die Form eines Berges besitzt. Der Berg kann in der Schrift verschiedene Worte ausdrücken, zunächst die häufige Endung tepec, von tepetl, Berg, wie in Tehuantepec. Dann kann er eines der Lokative can, co, tla, tlan (im Lande, am Orte) bedeuten, wie in Mexiko, Mazatlan usw., und selbst die Präposition pan (in). Die Schreibung solcher Namen war also in besonderem Maße unsicher, wie die Hieroglyphen in Abbildung 8 und 9 zeigen.

Eine der interessantesten Hieroglyphen ist die des Krieges, sowohl in ihrer Form, als auch in ihrer Entwicklung. Zu ihrer Bildung hat man die zwei vorzüglichsten Kriegsschauplätze aus der Mondmythologie

benützt. Fast über die ganze Erde verbreitet ist ja die Vorstellung von zwei Klapptoren am Rande der Erde im Osten und im Westen, durch die Sonne und Mond auf dem Wege vom Himmel zur Unterwelt unter mancherlei Gefahren wandern müssen. In Mexiko war dieser Teil der Mythologie stärker ausgeprägt als in irgend einem Lande der Erde. In der Wertschätzung der Klapptore bei verschiedenen Völkern müssen wir zwei Richtungen unterscheiden. Die Völker mit vorwiegender Sonnenmythologie legen das Hauptgewicht auf den Osten, wo die Sonne siegreich aus dem Schoße der Erde hervorsteigt; der Westen dagegen ist für die Sonne wenig ehrenvoll. Umgekehrt verhält es sich mit dem Mond. Dieser vielgestaltige nächtliche Himmelskörper lenkt unsere Aufmerksamkeit kaum auf seinen täglichen Lauf, die Zeit des Vollmondes vielleicht ausgenommen. Vielmehr ist es seine monatliche Reise, die überall zu starker Beachtung gelangte. Erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel und Neumond sind die vier Erscheinungsformen von volkstümlichem Interesse. Darunter ist es nun der zunehmende Mond, der Sieger über die Mächte der Unterwelt, welcher überall in der Mythologie an erster Stelle geschätzt wird. Diese Phase des Mondes, mit deren erstem Erscheinen der Monat begann, wird aber im Westen sichtbar, und damit ist der Vorrang des Westens gegeben. Der Osten wird als der Ort der Niederlage des Mondes (im Neumond) häufig durch Todessymbole bezeichnet.

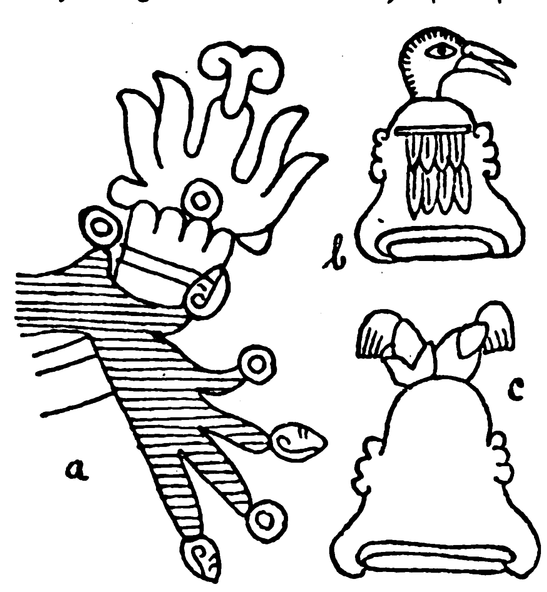



Abb. 8. b Aztaquemecan, Ort des weißen Reiherfedergewandes.
c Xilotepec, Ort des jungen Maiskolbens.

Diese Vorstellungen über den Mond sind nun in der Kriegshieroglyphe zu zwei Symbolen zusammengedrängt worden, von denen das eine unter der Form eines Wasserstromes den Westhimmel, das andere unter der Form leuchtender Luft und des Feuerschmetterlings den Osthimmel darstellen. Gewöhnlich ist noch ein Pfeil, eine Kriegerfahne oder ein Schädel beigefügt. Abbildung 8a gibt eine der einfacheren Formen der Kriegshieroglyphe wieder, sie enthält nur die verschlungenen Streifen des (nach rechts unten gewendeten) Abendhimmels und des Morgenhimmels; sehr wahrscheinlich sind hier die augenförmigen Kreise Symbole der Klapptore.

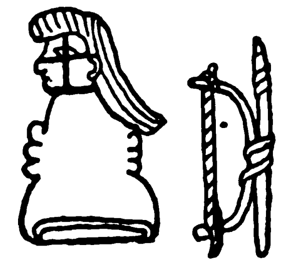


Abb. 9. Otompan, Ort der Otomi.

Die zahlreichen Muster mexikanischer Bilderschrift zeigen uns zur Genüge, wie weit der Weg noch gewesen wäre zu einer Schrift, wie sie z. B. die Ägypter des dritten Jahrtausends v. Chr.

besaßen. Wir können aber doch in dem uns erhaltenen archäologischen Material manche Ansätze zur Weiterbildung erkennen, vorläufig allerdings fast nur nach der formellen Seite der Schrift. Die Unbequemlichkeit der Ausführung, besonders aber das Streben nach künstlerischen Wirkungen führten an einzelnen Orten zu einer bemerkenswerten Umgestaltung, sobald man angefangen hatte, die Schrift an monumentalen Bauten, an feinen Tonwaren, Schnitzereien usw. zu verwenden. Die Bilder wurden zu Skizzen, und diese waren eingeschlossen in Rahmen von gleicher Größe für alle Glieder einer Gruppe. Gleichzeitig vereinfachte man die Schreibung der Ziffern dadurch, daß man statt fünf kleinen Kreisen einen kurzen Stab einführte. Abbildung 10 zeigt uns ein Beispiel des neuen Typus. Bei den in Yukatan wohnenden Mayavölkern hatte diese Umwandlung einen so hohen Grad erreicht, daß die Verwandtschaft mancher ihrer Zeichen mit den gewöhnlichen Formen in Mexiko erst durch das sorgfältige Studium E. Selers aufgedeckt werden konnte. Dort hat übrigens die Umformung der Schrift auf den Bauten später wieder den entgegengesetzten Weg beschritten, indem man z. B. die so einfachen Ziffern durch komplizierte Formen von Köpfen, ja von ganzen menschlichen Figuren ersetzte. Letztere Erscheinung ist allerdings nicht aus einem Bedürfnis der Schreiber hervorgegangen, sondern dürfte auf das Bestreben zurückzuführen sein, der großen Masse die Lesung unmöglich zu machen.

Auch unabhängig von der Monumentalschrift zeigt in seltenen Fällen die Schrift einzelner Bücher das Streben nach einfacheren Formen. Man stellte z. B. das zehnte und vierzehnte Tageszeichen (Hund und Jaguar) nicht immer durch die übliche Zeichnung der Köpfe dar, sondern zeichnete nur noch je ein Ohr; für den Hirschkopf wählte man den Fuß des Hirsches, den Kopf des Todesgottes ersetzte man durch einen Totenknochen (Abbildung 11 b) und ähnliches mehr. Der Sinn solcher veränderter Zeichen war aber nicht allzuschwer festzustellen.

Abb. 10. Tag 9 XX.

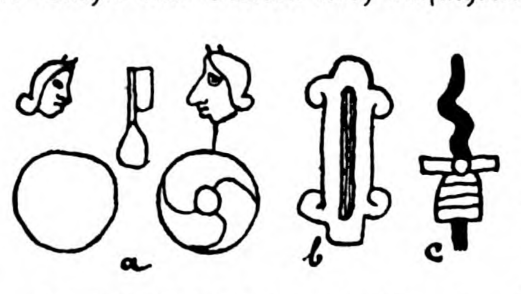


Abb. 11. b Todesgott, c Gewittergott.

Nach der Eroberung des Landes durch die Spanier verschwand die Bilderschrift nur langsam. Sie war zu tief in alle Schichten des Volkes eingedrungen, als daß man sie ohne große Störungen hätte sofort ersetzen können. Die Notwendigkeit, mit den Indianern schriftlich zu verkehren, hatte sogar die Regierung veranlaßt, an der Universität in Mexiko einen Lehrstuhl für die Bilderschrift zu errichten. Unter den vielen Aufzeichnungen aus dem Beginn der neuen Ära fand E. Seler ein Blatt mit dem Apostolischen Glaubensbekenntnis und den zehn Geboten, allerdings in einer Form, die mehr eine symbolische Darstellung als eine wahre Schrift genannt werden muß.

Von der Verwendbarkeit der Schrift für die Bedürfnisse des täglichen Lebens gibt uns Abbildung 11a einen Beweis. Sie enthält den Auftrag, zwanzig Frauen zur Dienstleistung am Samstag und Sonntag zu stellen. Der rechte Kreis, der aussieht wie ein Rad mit gekrümmten Speichen, ist die alte, etwas vereinfachte Hieroglyphe für „Fest", hier für „Sonntag"; der leere Kreis bedeutet den vorhergehenden Wochentag. Die Frauen sind an ihrer Haartracht kenntlich, die Fahne bedeutet zwanzig.

Diese unbeholfene Schreibart leistete den ersten zum Christentum bekehrten Indianern bei Erlernung der lateinischen Gebete ähnliche Dienste wie für ihre eigene Sprache; dabei wurden natürlich große Anforderungen an ein gutes Gedächtnis gestellt. Der bekannte Missionär Torquemada gibt uns davon folgende Probe: „Andere gaben das Lateinische durch solche Worte ihrer eigenen Sprache wieder, die in der Aussprache ähnlich waren... Ein Beispiel wird klarer sein. Das Wort, welches „Pater" am nächsten kommt, ist „pantli", eine Art kleiner Fahne, die auch die Zahl 20 ausdrückt. Sie setzen also dieses kleine Fähnchen für Pater. Statt „noster", das „nochtli" am meisten gleicht, zeichnen sie einen indischen Feigenbaum oder Tuna, dessen Namen „nochtli" an das lateinische Wort „noster" erinnert. So fahren sie fort bis zum Ende des Gebetes."

Eine kurze Übersicht über den Inhalt der wichtigsten unter den alten mexikanischen Handschriften wird den Leser einerseits wegen der sehr primitiven Stufe mexikanischer Geschichtschreibung enttäuschen, anderseits ihm aber auch einen Begriff geben von der ernsten und durch ihre Resultate gewiß allgemein überraschenden Forschungsarbeit auf astronomischem Gebiete. Zu noch wichtigeren Ergebnissen werden sie in der Zukunft auf dem interessanten Felde der vergleichenden Mythologie führen. Es scheint, daß die dauernde Trennung der zum erstenmal nach Amerika vordringenden Völker von ihren zurückbleibenden Brüdern früher stattfand als selbst bei den Stämmen von Südaustralien.

Nach dem Inhalt der mexikanischen Bilderschrift glaubten die Mexikaner aus einem glücklichen, friedlichen Lande im Westen ausgezogen zu sein, das sie Aztlan (das Weiße) nannten. Nach dem Auszuge trafen sie verwandte Stämme am Berge Colhuacan (mit der gekrümmten Spitze), sie zogen dann nach Tamoanchan (Ort der Geburt), nach Chicomoztoc (Ort der sieben Höhlen) und nach Tollan, dem Stammsitze der Tolteken. Höchst merkwürdig ist es, daß die Namen aller dieser Orte eine Beziehung zu den Symplegaden haben, zu den Toren am Ost- und Westhorizont, durch die Sonne und Mond unter allerlei Gefahren schreiten müssen. Daraus muß man schließen, daß die Sage eine Ähnlichkeit zwischen dem Schicksal des Mondes und dem der Stammeltern ausdrücken soll. Der Vergleich des Mondes mit dem Urvater oder dem Stammesheros lag allerdings den Amerikanern ebenso nahe wie den Bewohnern der Alten Welt. So wie der Mond beim beginnenden ersten Viertel aus den Symplegaden des Westens geboren wird, so glaubte man, es sei auch das eigene Volk einst aus dem Tore des Westens hervorgegangen. Anderseits geht der Mond beim letzten Viertel nach tapferem Kampfe am Klapptore des Ostens zugrunde. Das war ohne Zweifel der Anlaß, warum der Volksglaube den Aufenthalt der gefallenen Krieger nach dem Osten versetzte. So findet man in mehreren



Schriften den eingebündelten Körper der toten Krieger über einem Erdrachen gezeichnet; anderseits sehen wir aber auch, wie die tapferen Vorfahren daraufhin sich tanzend am Osthimmel ergötzen.

Gehen wir zu den zeitlich näherliegenden Geschicken der Stämme über, so könnte man von einem schreibenden Volke vertrauenerweckende Aufschlüsse über ihre hervorragendsten Leistungen erwarten, wir werden aber enttäuscht. Geschichtliche Aufzeichnungen besitzen wir nämlich nur von demjenigen Stamme in einiger Ausführlichkeit, der zuletzt in den Kreis der eigenartigen Kultur eingetreten ist, nämlich von den Azteken, dem wichtigsten Zweige der jüngeren Nahua. Was die Tolteken, ihre älteren Brüder, die Begründer der Kultur, darüber aufgeschrieben hatten, ist alles verloren. Die aztekischen „Geschichtschreiber" berichten von Eroberungen, Erdbeben, Finsternissen, von ihren Herrschern bis zu ihrem ersten König Acamapich, der in Mexiko um 1370 zu regieren begann; doch selbst da schwankt der Boden, denn nach einer anderen Quelle wurde er im Jahre 1384 erwählt. Was vorhergeht, gehört schon völlig der Sage an, so besonders wenn der Auszug aus der Urheimat auf das Jahr 1065 verlegt wird und die Gründung der Hauptstadt auf das Jahr 1325.

Bei dieser niedrigen Schätzung der Vergangenheit ihres eigenen Volkes ist auffällig, daß die Mexikaner in den entgegengesetzten Fehler verfielen, wenn sie von den Tolteken berichteten. Vor den Kenntnissen dieser „Weisen" hatten sie eine unbegrenzte Achtung, und es ist möglich, daß sie ihre Geschicke deshalb in das graue Altertum verlegten. Alles Wertvolle ihrer Kultur, die Kunst der Feder- und der Goldarbeiter, die Schrift und den Kalender leiteten sie von diesem alten Künstlervolke her.

Das Zentrum der Tolteken, Tollan, das auch bei den Mayavölkern berühmte, sollte schon um 320 v. Chr. zum erstenmal zerstört worden sein. Unmöglich ist diese Angabe gerade nicht, aber vorsichtige Schätzungen weisen auf eine Zeit hin, die vor dem Jahre 400 n. Chr. liegt; wie weit, bleibt allerdings fraglich. Das geschichtliche Tollan, das von dem ersteren ganz zu trennen ist, soll im Jahre 1064 verbrannt worden sein, seine Ruinen sind leider nur oberflächlich erforscht. Viel wertvoller als auf historischem Gebiete sind die Schriften der Völker des mexikanischen Reiches auf dem Gebiete der Astronomie und der kosmischen Mythologie. Während die ersteren vielleicht alle auf einzelne strebsame Familien zurückzuführen sind, stammen die letzteren aus den Priester-Kollegien der Zentren mexikanischer Bildung, und die besten derselben aus den Tempeln des Kultur-Heros Quetzalcoatl, worin das wissenschaftliche Streben am meisten blühte. Darum besaßen auch die damit verbundenen Schulen das höchste Ansehen. Schon eine rasche Durchsicht der vier wertvollsten mexikanischen Handschriften: Borgia, Wien, Zouche-Nuttall und Vatican B, zeigt uns deutlich ihre Wiege, denn die Beziehungen zu Quetzalcoatl drängen sich dem Beschauer auf. Dagegen gelangt man erst nach sorgfältigem Studium der zahlreichen unscheinbaren Einzelheiten zur Kenntnis von dem ernsten Streben der Verfasser, die Resultate ihrer Forschung und die Erhaltung uralter Traditionen zu sichern. Keine von ihnen enthält auch nur eine einzige historische Angabe.



Die astronomischen Kenntnisse der außerhalb der Fachkreise viel zu wenig gewürdigten Indianer von Mexiko und Zentralamerika waren keineswegs gering. Schon ein einziger Hinweis wird genügen, um dieselbe ins rechte Licht zu stellen. Die dortigen Astronomen besaßen nämlich eine Methode, durch die sie die Sonnenfinsternisse auf viele Jahre voraus berechnen konnten. Wenn auch das Rechenverfahren zum Teil auf eine unvollkommene Tafel gestützt war und nicht für alle Fälle ausreichte, so müssen wir doch sowohl den von großem Geschick Zeugnis gebenden Vorarbeiten eines solchen Unternehmens hohe Anerkennung zollen als auch die Zusammenfassung der in vielen Jahrhunderten gesammelten Beobachtungen zu einem brauchbaren Hilfsmittel der praktischen Astronomie bewundern. Die ausführliche Darstellung des Rechenverfahrens ist uns allerdings bis jetzt nur aus dem Mayagebiet bekannt, dessen Verhältnisse oben nicht berücksichtigt sind, aber es waren ja, nach neuen Forschungen E. Selers, Kolonien aus dem Norden, die an vielen Orten in Yukatan die Führung auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft übernommen hatten, wahrscheinlich die Schüler der alten Tolteken.

Unter den übrigen astronomischen Leistungen, die sich in ihren Büchern finden, mögen noch die Resultate über den Umlauf der Planeten Merkur, Venus, Mars und Jupiter erwähnt werden, unter denen diejenigen über Venus ein Meisterstück der Methode wie der Beobachtung darstellen. Der Wert ihrer mittleren Umlaufzeit war den Mexikanern genauer bekannt als unseren Astronomen zur Zeit des Copernicus. Die wahre Länge des Sonnenjahres hatten sie mit ihren einfachen, noch wenig bekannten Hilfsmitteln besser bestimmt als Hipparch, der größte Astronom des Altertums (vgl. Anthropos, X/XI, 1 ff.)

Die mit großer Sorgfalt hergestellten ausführlichen Originalhandschriften aus der Zeit vor der Entdeckung Mexikos bezeugen aber auch, wie eifersüchtig die Priesterkollegien ihre astronomischen Geheimnisse hüteten. Sie schrieben z. B. absichtlich falsche Resultate auf, die durch Addition und Subtraktion gewisser Rechnungsglieder, und zwar gewöhnlich mehrerer, erst zum wahren Resultat führten. Dabei gab es verschiedene Zeichen für Subtraktion, die abwechselnd zur Verwendung kamen. In anderen Fällen benützten sie solche Daten, die nach den gemeinen Regeln zwei gleichberechtigte Lesungen zuließen. Entweder die Stellung eines solchen innerhalb der Gesamtmitteilung oder in manchen Fällen seine Abhängigkeit von einem nahezu gleichen zweiten Datum gaben dann den Ausschlag. Die Anzahl kleiner schwarzer Kreise zwischen den Figuren mußte subtrahiert werden, aber nur wenn sie zwanzig betrug, farbige dagegen galten als positiv. Es gab Zeichen, die zur Vorsicht mahnten, solche, die auf einen neuen Abschnitt, oder auf ein ausgelassenes Anfangsglied hinwiesen, und noch manches andere. Diese Klasse von Schriftzeichen und ihre Bedeutung war von allen am schwierigsten zu erkennen. Ihre Entzifferung ist nur dadurch möglich geworden, daß die alten Astronomen einzelne ihrer Resultate in mehreren etwas von einander abweichenden Formen aufzeichneten, durch deren Vergleichung sich der Sinn jener Zeichen ergab.

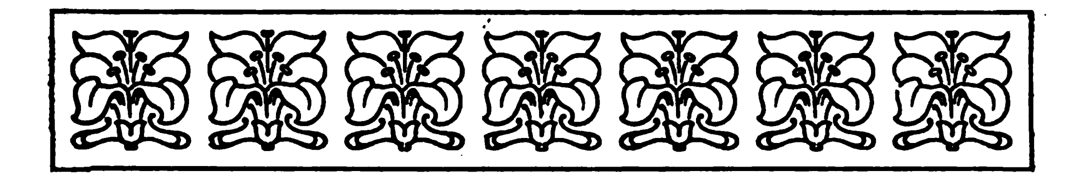
Die vergleichende Mythologie ist mehr als ein anderer Wissenszweig fähig, die Geistesverfassung des Menschen bis in die entlegenste Vergangenheit zu enthüllen. In den Büchern der Indianer haben wir ein leider noch wenig durchforschtes, aber ganz sicheres, von den kompetentesten Kreisen zusammengestelltes reiches Material vor uns, das viel weniger als z. B. die Mythologie des klassischen Altertums durch rationalistischen Einfluß verunstaltet ist. Außerdem ist die Entwicklung der mexikanischen Mythen über die Naturvorgänge durch Jahrtausende ihre eigenen Wege gegangen und die Stoffe haben nur in geringem Maße und verhältnismäßig spät einen polynesischen Einschlag erfahren.

Die mexikanischen Mythen zeigen uns nun ein Bild, das in manchen Stücken mit dem aus allen anderen Kontinenten verwandt ist. Der Mond wird verglichen mit einer Schnecke im Haus, mit der Schildkröte, mit einem an den Beinen oder am Kopf verstümmelten Menschen, er wird als Stammvater der Menschen angesehen, als Herr des Regens und der Fruchtbarkeit, aber auch des Totenreiches, besonders der toten Helden. Letztere Rolle ist später der Sonne zugefallen, aber sie blieb ausgestattet mit ganz echten Zügen aus der Mondmythologie. Die Erdgöttin ist wie fast überall zugleich Mondgöttin. Zur Zeit der Eroberung war kein eigentlicher Mondkult mehr vorhanden, wenn man die der Urbevölkerung zugerechneten Tarasker ausnimmt. Sonderbarerweise waren aber eine Menge von Symbolen des Ostens, wie zerbrochene Werkzeuge und Gefäße, zerstückelte Tiere und Menschen usw., aus der Mondmythologie übrig geblieben und wurden mit der Sonnenmythologie verschmolzen.

Der Leser wird aus allem, was hier über die Schrift, die Zeitrechnung und die Astronomie der alten Mexikaner gesagt wurde, die Überzeugung gewonnen haben, daß die Kultur dieses hervorragendsten unter den Völkern Amerikas nicht nur eine ganz originelle war, sondern daß sie auch in ihrer Höhe einen Vergleich mit denen des ältesten Orientes nicht zu scheuen braucht.

Die Studien über Mexiko und Zentralamerika — Tolteco sollte man zusammenfassend dieses Gebiet mit Recht nennen — haben seit drei Dezennien gezeigt, daß sie einen großen Reiz auf alle ausüben, die mit einiger Ausdauer darin vorzudringen versuchen. Sie besitzen nach E. Seler „den Vorzug, daß sie einer neuen Welt angehören, daß sie außerhalb der Wege liegen, die die seit Jahrtausenden in bestimmten Richtungen sich bewegende europäische Entwicklung vorgezeichnet hat, daß sie dem Boden angehören, auf dem sie entsprossen sind .... Die Sprachen müssen studiert, die Texte ediert werden, die Hieroglyphen, die in langen Reihen die Tempelwände bedecken, müssen sprechen gemacht werden, die gesamten Altertümer dieser Nationen, die in so großer Zahl unsere Museen füllen, in ihren verschiedenen Beziehungen erst klar gelegt werden. Für diese Arbeit, die groß und umfangreich ist, aber Nutzen und Freude verspricht, und der es noch sehr an Arbeitskräften gebricht, möchte ich Helfer werben."





# Die Überwindung des kapitalistischen Geistes.

Von Schloßvikar Nikolaus Hackl, Hohenaschau (Oberbayern).

Die westeuropäisch-amerikanische Welt hat seit mehreren Jahrhunderten an der Ausbildung der kapitalistischen Wirtschaftsform gearbeitet. Der Höhepunkt des Kapitalismus scheint in Nordamerika seit einigen Jahrzehnten erreicht. Die „Durchkapitalisierung des Erdballs" war das Ziel aller modernen Wirtschaftsstaaten geworden. Die finanzielle Interessen-Verflechtung der Wirtschaftsstaaten über die ganze Erde hin schien auch ein Mittel, den Weltfrieden zu erhalten und zu sichern. Der Kapitalismus versprach Vermehrung des Nationalvermögens, ein stetes Anwachsen des Volksreichtums und im Gefolge damit Reichtum des Einzelnen, Lohnerhöhungen, Hebung und Befriedigung des menschlichen Bedürfnisses: der Kapitalismus setzte sich gleich der Steigerung der Menschheitskultur. Als glänzender Wohltäter der Menschheit trat er auf, indem er äußere Kultureinrichtungen schuf, das Verkehrswesen hob, volksgesundheitliche Einrichtungen begünstigte, usw. usw.

Der Krieg hat den Kapitalismus aber auch als den glänzendsten Verbrecher enthüllt. Mit dem Eintritt Amerikas in den Weltkrieg sucht der Kapitalismus — deutlich erkennbar für jedes Auge — die ganze Welt in die Zwingherrschaft des kapitalistischen Geistes zu nötigen. Auch Großadmiral Tirpitz sagt zur 6. deutschen Kriegsanleihe: „Wir stehen im unerbittlichen Entscheidungskampf um die Selbstbehauptung gegenüber dem angelsächsisch geleiteten Kapitalismus der Welt." Zwar kann der Kapitalismus sich in diesem Kriege noch mästen, kann die Kriegsindustrie noch fabelhafte Gewinne erzielen, können Munitionsfabriken Millionen-Einnahmen verzeichnen. Aber der Kapitalismus in seiner Entartung und dicken Sattheit ist gerade auch durch den Krieg erkannt worden als der verruchteste Blutsauger am Einzelnen, wie an ganzen Völkern, als der skrupellose Anstifter des Weltbrandes. Hat doch der typisch kapitalistische Staatsmann Englands, Sir Grey, erklärt: „England wird bei der Beteiligung am Kriege nicht mehr Schaden leiden als bei der Nichtbeteiligung", oder wie ein amerikanischer Schriftsteller auf einem englischen Bankett erklärte: „Krieg ist ein Geschäft, ja, ein glänzendes Geschäft" oder wie Wilson sagte: „Das große Unternehmen, dem wir uns anschlossen".

Gegen die kapitalistische Wirtschaftsform waren seit Jahrzehnten Theoretiker aufgetreten, die den Kapitalismus in schärfster Weise bekämpften und ihn sogar zu ersetzen versprachen durch den Sozialismus. Das allgemeine Bewußtsein hat in seiner Mehrheit diese Ersatzversuche

noch abgelehnt, ja war selbst in der kapitalistischen Denkweise befangen; der Charakter des vergangenen Jahrhunderts war gerade die kapitalistische Massenpsychose: Gold ist Gott.

Die Schattenseiten des Kapitalismus werden aber allmählich so deutlich und scharf ausgeprägt, ganz besonders während dieses Krieges, daß sie ins allgemeine Bewußtsein treten. Anlaß sind die unglaublichen Kriegsgewinne auf der einen Seite, die furchtbaren Kriegsopfer auf der andern Seite, die Not der Lebensmittelfrage, der Lebensmittelwucher, die Steigerung aller Lebensbedürfnisse. Die Stimmungen und Äußerungen des einfachen Mannes aus dem Schützengraben lauten demgemäß fast allgemein feindselig gegen den Kapitalismus. Noch etwas Instinktmäßiges steckt in dieser Massenstimmung, die Begriffe werden noch nicht auseinandergehalten. Es ist aber Zeit, zu dem Problem des Kapitalismus Stellung zu nehmen, sollen die Auswüchse, Nachteile und Schattenseiten des kapitalistischen Wirtschaftssystemes nicht zu den gewaltigsten inneren Erschütterungen und Revolutionen der europäischen Staaten führen. Die Erscheinungen in Rußland sind eine bedeutsame Warnung.

Bei allen Untersuchungen zu unserem Thema müssen wir scharf auseinanderhalten: I. Kapitalismus als kapitalistische Wirtschaftsform oder kapitalistisches Wirtschaftssystem, II. Kapitalismus als kapitalistische Idee oder kapitalistischer Geist.

## I.

Entstehung, Entwicklung und Dauer des Kapitalismus gleich der kapitalistischen Wirtschaftsepoche. Das beste hierüber hat bisher zweifellos Werner Sombart geschrieben, dessen zweiter Auflage des 1. Bandes seines „Modernen Kapitalismus" ich hier folge.

Nach der Beruhigung der jahrhundertelang flüssigen germanischen Volksstämme sehen wir allgemein in Westeuropa eine Hofwirtschaft: Man erzeugt alles, Nahrung, Brot, Fleisch in der eigenen Wirtschaft. Man arbeitet soviel und bebaut soviel, als man zum Leben braucht und als man zum Austausch für den Salzhändler und einige andere Handelsbedürfnisse notwendig hat. Das Wirtschaftsprinzip ist die Bedarfsdeckung. Wenn man mehr besitzt durch Lehen und Zehenten, dann gibt man den Mehrertrag aus durch reichlichere persönliche Lebensführung, durch große Almosen und Indienststellen von Kunsthandwerkern zur Ehre Gottes oder des Königs.

Auch als Städte entstehen und damit eine gewisse Verkehrswirtschaft im Austausch der handwerklichen Erzeugnisse der Stadt mit den landwirtschaftlichen Erzeugnissen der Umgebung, ist die ganze Stadtwirtschaftspolitik im Mittelalter aufgebaut auf dem Bedarfdeckungsprinzip für alle stadtinwohnenden Bürger: Herren und Handwerker. Soweit dies nicht selbst noch Bauern sind und ihre Nahrung selbst erzeugen, befaßt sich die Wirtschaftspolitik der Städte mit einheitlicher Regelung für alle, der Regelung der Zufuhrpolitik: der Stapelrechte, der Straßen- und Meilenrechte, der Marktverhältnisse durch Verbot des Aufkaufes und Vorkaufes, durch eine strenge Marktpolizei.

Wie die Lebensmittelversorgung der Stadt, so ist auch die gesamte handwerkliche Produktion der Bürger einheitlich geregelt: die Organisierung des Handwerkes ist eine streng gebundene, die Rohstoffpreise werden festgesetzt, selbst die Menge des Einkaufes, Vorkauf wird verboten, die Gesellenzahl wird festgelegt. Bedarfdeckungsprinzip und Reglement sind die Hindernisse einer freien Entwicklung, selbst bis in die Zeit des Merkantilismus.[1]) Alles ist beherrscht von dem Gedanken des notwendigen Bedarfes des Einzelnen.[2])

Neben den unüberwindlichen Verhältnissen jenes Zeitalters, als: ungenügende Verkehrsmittel, ungenügende Münztechnik der Metalle, Kleinheit der Bevölkerung und der damaligen Heere, war auch die herrschende kirchliche Moral mit ihren Begriffen: standesgemäßer Gewinn, standesgemäßes Auskommen, strenge Zinsvorschriften, jeder kapitalistischen Entwicklung hinderlich. Ziel aller wirtschaftlichen Tätigkeit war immer wieder der notwendige Lebensbedarf, das standesgemäße Einkommen, die hinreichende Auskömmlichkeit eines jeden Einzelnen bei verhältnismäßig geringem Komfort und Luxus in der Lebenshaltung.

Mannigfache Umstände haben den Übergang von dem spätmittelalterlichen handwerklichen Wirtschaftssystem zum kapitalistischen Wirtschaftssystem, zur Geldwirtschaft vorbereitet und ermöglicht: die Entdeckung Amerikas und der dortigen ungeheuren Gold- und Silberfunde, — ohne Gold wird das Kapital matt.[3]) Weitere Kräfte, die im 16. Jahrhundert einen neuen Geist erzeugten, eine neue Religion, eine neue Wissenschaft, eine neue Technik, einen neuen Staat, machen sich auch in der Ausbildung eines neuen Wirtschaftslebens geltend.

Der moderne Staat bildet sich ein modernes Heerwesen mit größeren Truppenzahlen, stehenden Verbänden, gleichmäßiger Ausrüstung. Zur Besorgung der schwierigen Verpflegung und Ausrüstung begünstigen die Fürsten, resp. der Staat einzelne Lieferanten, geben ihnen Privilegien. Wegen des andauernden Geldbedarfes zur Unterhaltung und Bezahlung der stehenden Heere in den oftmaligen Kriegen kommt der Staat zu einer eigenartigen Geldversorgungspolitik: zu einem geregelten Steuer- und Zollwesen, zu Einfuhr- und Ausfuhrprämien. Die Jagd nach Gold hat auch die modernen Kolonialreiche begründet. Die Geldbeschaffungspolitik des modernen Staates machte den Staat selbst zum Unternehmer und zum Kompagnon des Kapitalismus. Ein guter Kenner der Entstehung des Kapitalismus[4]) sagt: „Der Kapitalismus war anfänglich eine schwache Pflanze. Er wäre wohl in den strengen Forderungen der mittelalterlichen Wirtschaftsethik erstickt, aber neben dem eingeborenen Strebevermögen des Kapitalismus wurde der mitaufwachsende moderne Staat der Begünstiger des Kapitalismus. In erster Linie militärische Bedürfnisse, dazu große finanzielle Bedürfnisse zur eigenen staatlichen Entwicklung wiesen

[1]) Sombart, Der moderne Kapitalismus, 1. Band, Seite 386.

[2]) A. a. O. Seite 183 und 188.

[3]) A. a. O. Seite 513 bis 517.

[4]) Jak. Strieder im „Hochland" 1916: „Neue Wirtschafts- und Gesellschaftsprinzipien."



den Staat an die Träger des jungen Kapitalismus. Der Staat förderte die kapitalistische Geistesrichtung, den freiwirtschaftlichen Individualismus weil der Kapitalismus ein notwendiges Mittel für den Staat geworden war." .... Der Staat stößt und treibt viele Einzelpersonen in große wirtschaftliche Unternehmungen hinein, in Berg- und Hüttenwesen, in Glasindustrie, Textilindustrie, Handelskompagnien, Musteranstalten usw.

Es bilden sich Unternehmer heraus, die die durch die Aufhebung von Klöstern unterhaltslos gewordenen vielen Tausende von Armen, die verarmten Handwerker und ihre Nachkommen in Dienst stellen, die bei den geringen Löhnen der damaligen Zeit sich große Vermögen bilden. So bildet sich allmählich heraus das kapitalistische Wirtschaftssystem: gewisse kapitalskräftige Wirtschaftssubjekte, die Inhaber der Produktionsmittel stellen gewisse Wirtschaftsobjekte, nämlich die besitzlosen Nurarbeiter, in ihren Dienst. Beide haben ein gemeinsames Interesse an dem durch verkehrswirtschaftliche Verbesserungen sich immer mehr erweiternden Markt und Absatz.

Das Wirtschaftsprinzip dieser kapitalistischen Wirtschaftsreform ist der ökonomische Rationalismus, der den möglichst billigen Einkauf aller Rohmaterialien, die möglichste Ausnützung aller techniscYou hen Hilfsmittel, die Verbilligung der Arbeitskräfte oder wenigstens ihre vollez Ausnützung und rücksichtslose Wegwerfung, wenn sie sich nicht mehr lohnen, bezweckt. Das höchste Prinzip des kapitalistischen Systems ist das Gelderwerbsprinzip: immer mehr Geld ansammeln, immer-mehr-haben-wollen, Gold ist Gott.

Die kapitalistische Arbeitsmethode, auf Grund der Verkehrswirtschaf, mit Indienststellung von Nurarbeitern durch Besitzer der Betriebsmittet in wirtschaftlich und technisch rationalster Weise zu wirtschaften, ist an sich nicht zu verwerfen. Sie hat zweifellos zur Verbilligung der Lebensbedürfnisse, zur Hebung der äußeren Kultur, teilweise auch zur besseren Bezahlung der Arbeiter, zur Schonung der menschlichen Arbeitskräfte geführt. Das kapitalistische Wirtschaftssystem hat die Güterproduktion in hohem Maße gesteigert.[1])

Die Schattenseiten des Kapitalismus sind erwachsen aus dem kapitalistischen Geiste, der sich bald in der kapitalistischen Wirtschaftsform breit machen konnte: das Wirtschaftsprinzip des Kapitalismus blieb nicht mehr die Bedarfsdeckung für Unternehmer und Arbeiter, sondern an Stelle des Bedarfdeckungsprinzipes trat das Erwerbsprinzip, an die Stelle des Arbeitsgewinnes, der immerhin für den dirigierenden und ein größeres Unternehmen leitenden Geist auch ein größerer hätte sein dürfen, trat der Geldgewinn, und zwar der möglichst hohe Geldgewinn. Der Gewinn floß dann nicht entsprechend in die Taschen des arbeitenden Volkes, sondern der Ertrag der Arbeit fiel überwiegend dem Unternehmer zu. So besorgte der Kapitalismus die Güterverteilung nicht in gerechter Weise. Er versagt in der Güterverteilung und schafft eine spaltentiefe Ungleichheit innerhalb der Menschheit. Überdies wurde für den Unternehmer (Kapitalist) der Mensch, der Träger von Moral, Familie und Staat,

[1]) P. H. Pesch: Lehrbuch der Nationalökonomie, 2. Band.





bald ein rein wirtschaftliches Mittel wie ein anderes Mittel auch, z. B. eine Maschine, ein Werkzeug, das man wegwarf, wenn es abgenützt und verbraucht war. Der kapitalistische Geist entwertete also sittliche und ethische Faktoren zu rein materiellen.[1]) Ein niederdrückendes und entehrendes Bewußtsein stand vor den Augen aller Nurarbeiter: materielle Not im Alter und bei Krankheit, ein dunkles Meer der Schrecken, das am Ende lichtloser, steiniger Lebenswege stand. Dabei erschöpfte die Arbeit des Tages Körper und Seele in wenigen Jahrzenten. Ein dunkelgährender Haß nur hatte darum Raum in Hirn und Herzen einer Vielmillionen-Masse. Die Menschheit, Brüder untereinander, erlebte darum Streiks, die fast jedes Jahr irgendwo ein Land der Erde erschütterten, weil die Entlohnung zu gering, die Erholung zu kurz bemessen war.[2])

Das Herz des kapitalistischen Geistes, der kapitalistischen Idee ist eine brutale Gewinnsucht und eine rücksichtslose Wertsteigerungstendenz des Kapitals. Es ist darum hier der Platz, über die Geldtheorie des Kapitalismus einiges einzuschalten.

Der primitive Mensch schätzt alle Güter der Natur nur nach ihrer Bedeutung für sein individuelles Leben rein empirisch, als Gebrauchs- oder Verbrauchswert-, eventuell bei einem Natural-Tauschhandel als Wert eines Gutes gegen ein anderes. Gold und Münzen hatten früher bloßen Schmuckwert. Dieses andere Gut wurde aber allmälich ausschließlich das Edelmetall, das infolge seiner Tauglichkeit und Handlichkeit in gemünzter Form bald allgemeines Tauschmittel wurde, als künstlicher, auf Vereinbarung beruhender Wertmesser, der allmählich den natürlichen Wertmaßstab des Naturgutes verdrängte. Dadurch, daß der Wert der Münzgeldes durch die Gesetzgebung vom Staate diktiert und festgesetzt wurde, wurde *das Geld zum selbständigen Wertobjekt und zum allgemein anerkannten Mittel für die Güterbeschaffung*. Sein Erwerb und vor allem seine Ansammlung wird wirtschaftlicher Selbstzweck. Der Geldreichtum erscheint als neue Art des Reichtums neben jenem an Grund und Boden oder Häusern oder sonstigen Naturgütern. Das „Kapital“ wird ein selbständiges neues wirtschaftliches Gut, dessen sich, wie jedes anderen, der Spekulationsgeist bemächtigt. In seinen Formen als Produktions- und Kredit-Kapital übernimmt es von jetzt ab tonangebend die Führung, und der Zins, der Kaufpreis für leihweise Kapitalsüberlassung, ermöglicht, zumal als Zinseszins, eine ans organische Wachstum erinnernde Anlehnung an die Natur. Mit dieser Tatsache sieht der Spekulationsgeist nur mehr *das wachsende Kapital* und stellt die Einrichtungen des Handels, der Industrie, des Verkehrswesens und der Börse in den Dienst der kapitalistischen Idee. Die kapitalistische Idee aber beurteilt das Gut nicht mehr nach seinem realen Naturwert, sondern nur mehr nach seinem Kapitalwert, seinem Anschlag in „Geld“.

Doch auch hiebei ist der Spekulationsgeist nicht stehen geblieben: die kapitalistische Idee wird von der *Wertsteigerungstendenz*, dem Begriff der absoluten Steigerungsfähigkeit des in jedem Gut liegenden

[1]) H. Pesch, a. a. O. Band, 2, Seite 191.

[2]) Otto Pietsch: Das Gewissen der Welt.

Kapitalwertes, abgelöst. Es tritt an die Stelle des Kapitalwertes der **imaginäre Wert**, mit dessen Auftreten man den Boden der Natur und des realen Wertes vollkommen verlassen hat. Die Konvention, welcher im Münzgeld immer noch reale Werte zugrunde lagen, schuf Papiergeld, Wertpapiere, Eisengeld; das Wertpapierkapital trat an Stelle des Geldkapitals; die ganze Valuta liegt in dem öffentlichen Glauben an die Einlösung durch den Schuldner und ist zum imaginären Begriff geworden. Damit war die Bahn für die Entwicklung in das Ungemessene freigegeben. Wir erleben es täglich, daß ein Wohnhaus als Gut mit seinem objektiven, in sich unveränderlichen, natürlichen Gebrauchswert seinen ganzen Wert als Gut verloren hat, wenn es dauernd keine Zinsen mehr trägt, während unter der gleichen Herrschaft der kapitalistischen Idee ein leerer Bauplatz je nach Lage einen ungeheuren Geldwert repräsentiert, ohne den geringsten Gebrauchswert zu haben.

Wertsteigerungstendenz und Gewinnabsichten haben zum Zusammenschluß von Produzenten und Händlern geführt, zu Ringen und Trusts, um einerseits die Produktion zu beschränken, die Preise zu erhöhen, andererseits den Markt zu beherrschen, künstliche Preisbildung zu ermöglichen, gesunde und berechtigte Konkurrenz auszuschließen und tot zu konkurrieren, die höchstmöglichen Stabilpreise zu erzielen.

Alle diese Manöver des kapitalistischen Geistes haben wir im höchsten Grade erlebt in Nordamerika, aufgebaut auf der englisch-amerikanisch-kalvinischen Nützlichkeitsmoral. Dort haben wir die Bildung größter Vermögen als Bauvermögen, Eisenbahnvermögen, Hausvermögen, Ölvermögen usw., hier haben wir die höchste Blüte von Preisunterbietung und -Überbietung, ungerechter Monopolisierung, Kartellierung und Vertrustung. Hier die tausenderlei auf List und Täuschung beruhenden Kunstgriffe des Börsianers, des Schiebers und Wucherers, des Grundstückspekulanten, die lügenhafte und gewissenlose Reklame. Die kapitalistischen Auswüchse unserer deutschen Großstädte stehen diesen Erscheinungen kaum nach, ja fallen vielleicht wegen ihres jugendlichen Charakters noch mehr auf. Liegt doch im jüngeren, aber umso aggressiveren deutschen Kapitalismus etwas selbst den angelsächsischen und französischen Kapitalismus Bedrohendes.

So stellt sich der Kapitalismus in seiner Reinzucht nach allen Erfahrungen als ein Rechts- und Menschenunterdrücker dar; oder besser der **Geist** des Kapitalismus, denn es kann der Inhaber eines kleinen Kapitals rücksichtslosen, ausbeuterischen kapitalistischen Geist besitzen, während der Großkapitalist und Inhaber von Millionen weit entfernt sein kann von einer Verwendung seines Besitzes in kapitalistischem Sinne.

Wir können also den kapitalistischen Geist definieren: er ist grenzenloses „Mehrhabenwollen", ist maßlose Gewinnsucht mit Hintansetzung der moralischen Prinzipien, ist der Wille des „möglichst teuren Verkaufens" der Arbeit und der Produkte der Arbeitskraft. Der Geist des Kapitalismus ist das freiwirtschaftliche Prinzip, ist das Prinzip der „vollen Freiheit des Einzelindividuums in der Verfolgung seiner wirtschaftlichen Interessen". Der Geist des Kapitalismus ist das wirtschaftliche System des Individualismus im Unterschied zu den Systemen des Sozialismus (der Vergesellschaftung der Produktionsmittel) und des Solidarismus (des Prinzips



der Gerechtigkeit). Der Geist des Kapitalismus ist der leitende Grundsatz des wirtschaftlichen Liberalismus. Der Geist des Kapitalismus ist ein eigenes System minderwertiger Wirtschaftsmoral, seine Träger sind ein eigenartiger Menschentyp, eine eigene Menschengattung.

Der Geist des Kapitalismus hat seine Anhänger und Träger wie in gewissen skrupellosen Unternehmerkreisen ebenso in den Schichten gewisser Großstaatdiplomaten, Zeitungskönige, Theaterdirektoren, Buchverleger und Universitätslehrer. Die Vertreter und Anhänger des kapitalistischen Geistes wollen nicht etwas durchsetzen, ein Buch verbreiten, ein Stück aufführen, eine politische oder technische Aktion unternehmen, weil sie nach höheren Gesichtspunkten und Grundsätzen dem Einzelnen und der Gesamtheit dient und förderlich ist, sondern weil ein Individuum oder ein Kreis von Einzelwesen Erfolg ernten will, finanziellen oder persönlichen Vorteil. [1])

Ins Höchste gesteigert worden ist die Entwicklung des Kapitalismus im Weltkrieg: während tausend und abertausend mittlere und kleine Existenzen heute völlig in der Luft hängen und nach dem Kriege vollständig neu beginnen müssen, feiert das Großkapital bei niegesehenen Kriegsgewinnen einen Tango um das goldene Kalb, macht Kanonen- und Bombengeschäfte.

Der kapitalistische Geist hat diesen furchtbaren Krieg auf dem Gewissen; in unersättlicher Besitz- und Erwerbsgier haben die europäischen Staaten sich aufeinandergeworfen. Um wirtschaftlicher und kapitalistischer Zukunftspläne willen ist der Krieg — neben politischen und nationalen Gründen — entfacht worden. „Wenn Deutschland heute zerstört ist, so gibt es morgen keinen Engländer, der nicht um soviel reicher geworden wäre." So ein englischer Ausspruch vor dem Krieg. Auch Deutschland wollte sein wirtschaftliches Interessengebiet ausdehnen, seine Kolonien vermehren.

Daß der Krieg zum kapitalistischen Werkzeug geworden ist, damit hat der kapitalistische Geist alle Einzelindividuen Europas, indirekt fast der Welt, jeden Privatmann, Jung und Alt, Frauen und Kinder wie Greise in seine Fron genommen.

Diese Vergewaltigung und Indienststellung erträgt das heutige Geschlecht nur schwer, knirschend, mit der Faust im Sacke, entschlossen, nach dem Kriege der Herrschaft des Kapitalismus ein Ende zu machen. Schon dämmert allseits die Überzeugung, durch politische oder ökonomische Gewinne können die Opfer dieses Krieges überhaupt nicht entschädigt werden, die Schuldenlasten und die Zerstörungen des Krieges können finanziell niemals wieder gutgemacht oder ersetzt werden. Worin, fragt sich darum die Menschheit häufiger und häufiger, worin liegt der Sinn, der wahre Sinn dieses furchtbaren Massenmordes und dieser Wertzerstörungen? Scheler erwidert darauf: Der Krieg kann einen wahren Sinn nur haben in seinem Läuterungssinn der europäischen Menschheit, in seinem Umkehrruf für den europäischen

[1]) Vergleiche M. Scheler, Die Zukunft des Kapitalismus in seinen „Aufsätzen und Abhandlungen", Leipzig, 1915.

*Menschen.* Bei der ungeheuren Schuldenlast, die auf Europa drücken wird, bei der allgemeinen Verteuerung aller Lebensbedürfnisse, ganz besonders auch der notwendigsten Lebensmittel, wird die erwachte europäische Menschheit es ablehnen, weiter das Joch des Kapitalismus zu tragen. *„Befreiung vom Joche des Kapitalismus!“ wird die Parole der kommenden Generationen sein.*

## II.

Die Auswüchse des Kapitalismus sind seit Jahrzehnten erkannt worden. Bei grundsätzlicher Anerkennung des Kapitalismus als Wirtschaftsform hatte man doch verschiedentlich versucht, durch Einschränkungen und Vorschriften seine Schäden zu mindern. Alle moderne Genossenschaftsbewegung zum Schutze des Mittelstandes und Handwerkes, alle moderne Sozialpolitik zum Schutze des Arbeiters, alle gemeinschaftlichen Anfänge des Staates oder der Gemeinden bis zu Kriegsbeginn, all das konnte den Kapitalismus einengen, billigte ihn aber ausdrücklich als Wirtschaftssystem.

Die wichtige und entscheidende Frage aber lautet: *Kann der Kapitalismus ersetzt oder überwunden werden?* Zu einer klaren Beantwortung dieser Frage müssen wir uns wieder an die Unterscheidung von kapitalistischer Wirtschaftsform und kapitalistischem Geiste halten.

A. Ersatzversuche der kapitalistischen Wirtschaftsform.

Nationalökonomische und politische Theoretiker haben versucht, durch neue Wirtschaftssysteme die kapitalistische Wirtschaftsform zu ersetzen. Als ernstliche Ersatzversuche des individualistischen Wirtschaftsliberalismus, der Freiheit der Individuen in der Verfolgung ihrer wirtschaftlichen Interessen, kommen nur der *Klassensozialismus* oder der *Staatssozialismus* in Betracht.

Das Ideal des Klassensozialismus ist hinlänglich bekannt: er will die privatwirtschaftliche Eigentumsform ersetzen durch die Vergesellschaftung des Eigentumsrechtes an allen Produktionsmitteln (Fabriken, Anlagen, Grund und Boden, Werkzeugen 2c.). Die Gesellschaft soll Eigentümerin aller Produktionsmittel, aller neue Werte schaffenden Werte, damit Verteilerin wie aller Arbeit so auch alles Gewinnes sein. Die Volks- oder Weltwirtschaft wäre schließlich nur „eine einzige, allumfassende Wirtschaftsgenossenschaft — eine große Versorgungsanstalt ökonomisch völlig unselbstständiger und unfreier Menschen“.[1] Mit P. Pesch behaupten wir nicht die absolute Unmöglichkeit einer sozialistischen Ordnung; das aber steht fest: lange würde die kommunistische Gesellschaft kaum bestehen; einmal würde sie der Zentralverwaltung dieses unübersehbaren Leviathan übermenschliche Aufgaben stellen, andrerseits alle individuelle Freiheit der Befehlsgewalt der Gesellschaft opfern; ferner würde sie bei der Verteilung der Güter in keiner Weise die qualitativen Verschiedenheiten der Arbeiten und der Arbeitenden berücksichtigen können. Das Freiheitsgefühl der Menschen und die wirtschaftstechnischen Schwierigkeiten lassen den Klassensozialismus nicht zur Durchführung kommen. Der Krieg hat überdies die

---

[1]) H. Pesch, a. a. O. Seite 198.



marxistisch-sozialistischen Klasseninternationalitätshoffnungen zusammenbrechen lassen, so daß ernstlich nur mehr von einem Lassallischem Nationalsozialismus gesprochen werden könnte. (Die Scheidung innerhalb der deutschen Sozialdemokratie ist das äußerlich sichtbare Resultat dieser Tatsache.)

Dieser nationale Klassensozialismus, wie ihn unsere gemäßigte Sozialdemokratie vertritt, nähert sich aber in der Form sehr weit dem Staatssozialismus.

Und hier müssen wir gestehen: durch die bisherige Entwicklung der deutschen Sozialreform, in höherem Maße aber noch durch die Einflüsse des Krieges, nämlich durch die gemeinwirtschaftliche Organisation der Versorgung und Verteilung der Lebensmittel und Rohstoffe und durch den Machtzuwachs des Staates infolge seiner militärischen Leistungen ist die Tendenz unserer Volkswirtschaft zum Staatssozialismus entschieden gewachsen.[1])

Der Staatssozialismus war unserem Geschlecht mit einem Schlage populär geworden, als der militaristische Staat große Erfolge aufwies und auf Grund der Siegesnotwendigkeiten zutiefst in das Wirtschaftsleben, in die Eigentums-, Produktions- und Ernährungsverhältnisse eingriff. Wir haben Beschlagnahme, Höchstpreisfestsetzung, Gewinnvorschriften, Monopolisierung in einem Umfange erlebt, die niemand früher für möglich hielt, die schon an Staatssozialismus grenzt. Es finden sich denn auch eine große Anzahl von Nationalökonomen, welche die aus der Kriegsnot geborenen staatssozialistischen (gemeinwirtschaftlichen) Einrichtungen im Verein mit der antiindividualistischen Kulturströmung in Pädagogik und Philosophie vor dem Kriege als „Beginn einer neuen Epoche unserer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung" bezeichnen möchten, die die Wirtschaftsgeschichte im Gegensatz zum Kapitalismus als Sozialismus bezeichnen müßte.[2]) Die Idee von 1914 sei gerade die „Organisationsidee" im Gegensatz zur Idee von 1789, der individuellen Freiheitsidee[3]). Wir möchten hier auch die Anschauungen des Historikers Lamprecht erwähnen, der schon im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts als seine Überzeugung aussprach, daß alle kulturgeschichtlichen Anzeichen der Entwicklung des Unternehmertums die Überleitung aus einer Zeit freier Unternehmung in eine Periode gebundener Unternehmung andeuten.[4])

Unter dem Drucke nationaler und militärischer Notwendigkeiten angebahnt, wird diese Tendenz zum Staatssozialismus aus staatsfinanziellen Gründen, aus Gründen der Sicherstellung einer billigen Ernährung der Gesamtbevölkerung und aus Gründen einer für alle Zeiten gesicherten Kriegswirtschaft bleiben. Die prinzipielle Neugestaltung des Wirtschafts-

[1]) Leop. von Wiese, Staatssozialismus. Berlin 1916.

[2]) J. Plenge, Krieg und Volkswirtschaft. — Das Zeitalter der Volksgenossenschaft. Berlin, 1916. — Ferner E. Jaffé, Volkswirtschaft und Krieg. Tübingen, 1915. — Militarisierung unseres Wirtschaftslebens u. a. Abhandlungen.

[3]) R. Kjellen, Die Ideen von 1914. Leipzig, 1916.

[4]) K. Lamprecht, Deutsche Geschichte der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart. I. Bd., S. 65 ff., Berlin, 1912.





lebens ist zwar dem Umfange nach noch nicht abzusehen, besteht aber in einer gewissen Ausschaltung der privatkapitalistischen Ordnung. Die Anhänger und Verfechter des Staatssozialismus rechnen zwar nicht mit einer völligen Ausschaltung privater Initiative und Energie aus der Volkswirtschaft; Verstaatlichung, volksgenossenschaftliche Organisierung soll nur aus Staatsnotwendigkeit heraus erfolgen, nur des Interesses der Gesamtheit zuliebe. Wo dies nicht gerechtfertigt ist, soll die freie Regsamkeit auch weiter Platz haben.

Dem alten ökonomischen Liberalismus sind natürlich Verteidiger entstanden. Die meiste Beachtung verdient von diesen Stimmen wohl Leopold v. Wiese. Nicht daß Wiese jede gemeinwirtschaftliche Organisation ablehnt, aber im Grunde will er doch den Staatssozialismus auf fast allen Gebieten unseres Wirtschaftslebens prinzipiell soviel als möglich hintangehalten wissen, zugunsten des freien Bewegungsspielraumes für kaufmännisch-geniale, d. h. im besten Sinne spekulativ veranlagte Menschen, im Sinne des „höchsten Produktivitätsprinzips“.

Das *Hauptargument gegen den Staatssozialismus* lautet: Bedeutet denn Staatssozialismus schon unbedingt und selbstverständlich, Verteilung des Arbeitsertrages an das arbeitende Volk, gerechte Güterverteilung, Wohlfahrt der Arbeiter, soziale Hebung der Kleinen, Schutz vor Ausbeutung? Würde nicht vielleicht der *Staatssozialismus bloß Staatskapitalismus sein?* Dieser Meinung sind Wiese und Scheler. „Damit, daß das Wirtschaftsleben militarisiert wird,“ sagt ersterer, „daß zahlreiche öffentliche Monopole geschaffen werden und die Produktion einheitlich und bürokratisch geleitet wird, wäre zwar der wirtschaftliche Liberalismus umgebracht, braucht aber den Arbeitern nicht gedient zu sein“. Staatssozialismus ist mit wenig Arbeiterfürsorge denkbar bei ungeheuerer Macht der Beamtenkategorie. Der staatssozialistische Staat könnte ein drückender Herrenstaat von Beamten sein. Auch im staatssozialistischen Staate könnte gelten: Es wird kein Mann mehr tun können, was er will, sondern jeder nur, was ihm geheißen wird. (Spencer.) Zweifellos richtig ist, daß die persönliche und wirtschaftliche Freiheit schon jetzt unter den gemeinwirtschaftlichen Kriegsmaßnahmen ungeahnt eingeschränkt worden ist. Die Gemeinwirtschaft könnte sich zu einer furchtbaren Zwangsjacke auswachsen. Das Unabhängigkeitsbedürfnis der Menschen bäumt sich jetzt schon mehr und mehr gegen die bestehende Bevormundung auf. „Sehnsucht nach Fortsetzung der jetzigen Kommunalwirtschaft nach dem Kriege wird kaum bestehen; wir werden froh sein, wenn der freie Handel wieder tätig sein kann.“ [1]) Gewinnstreben und Wettbewerbungsgelüste stemmen sich ebenfalls gegen den Staatssozialismus. Industrielle Führer, wie Krupp v. Bohlen-Halbach (in München bei der Einweihung des Deutschen Museums) treten immer häufiger gegen den Staatssozialismus auf. Der absolute Staatssozialismus ist ein Bruder des Klassensozialismus. Nur der Träger ist ein anderer: hier die Gesellschaft, dort der Staat. Er scheitert an denselben Schwierigkeiten wie der Klassensozialismus, an der Freiheit der Persönlichkeit und an den verwaltungstechnischen Schwierig-

[1]) Staatsminister v. Brettreich im bayerischen Reichsrat, 28. März 1917.



leiten. Man kann also sagen, daß der absolute Staatssozialismus, der alle Produktionsmittel (Kapital und Boden) in das Eigentum der öffentlichen (bestehenden, historisch gewordenen) Gemeinschaft des Staates überleiten will, abzulehnen ist.

Ein glattes Ersatzmittel für die kapitalistische Wirtschaftsform gibt es also nicht; wir können technisch nur an einem Umbau des Kapitalismus denken.

Hiefür kommt der relative, abgeschwächte Staatssozialismus in Betracht. Das Wesen des Kapitalismus besteht in freier Konkurrenz, höchstmöglichem Gewinn, steter Preissteigerung. Hier greife der Staat je nach den Zeitbedürfnissen ein, bekämpfe die Konkurrenz auf dem Warenmarkte, regle die freie Preisbildung und den Unternehmergewinn durch gesetzliche und administrative Maßregeln. Dieser relative Staatssozialismus strebt die Überleitung eines großen Teiles aller Produktionsmittel in das Eigentum der bestehenden öffentlichen Gewalt und Gemeinwesen an und sucht die vorhandene Privatproduktion und den Privathandel mehr oder weniger einer zentralisierten und regulierten Leitung zu unterwerfen. Oder der Staat hat an allen möglichen Produktionszweigen (auch der Fertigwarenerzeugung) als Unternehmer teil, sodaß also in fast allen Branchen neben privaten öffentliche Unternehmungen bestehen, die Preisbildung und Lebenshaltung nach allgemeinen Gesichtspunkten berücksichtigen. Preisdruck im Konsumenteninteresse, Verminderung des Privatunternehmergewinnes, Regulierung der Privatproduktion und des Privathandels, Höchstpreise, Festlegung der räumlichen Absatzgebiete, Bestimmung der oberen Grenze der Erzeugungsmengen, genaue Regelung aller Arbeitsbedingungen, Vorschriften über Warenqualität: das wären Aufgaben für den relativen Staatssozialismus. Solche einschneidende, staatssozialistisch angehauchte Einrichtungen treffen den Kapitalismus an sich, machen aber das privatwirtschaftliche System doch nicht zu einem sozialistischen.[1])

Freilich, soviel Aufgaben, soviel Schwierigkeiten! Ungeheuer viel wird in der Entwicklung dieser Tendenz abhängen von dem Ausgang des Krieges. Wenn Wiese auch meint, daß die Unentbehrlichkeit des Staatssozialismus in unserer Zeit nationaler Belagerung nicht seine Rechtfertigung für normale, friedliche Zeiten bilde, so muß er doch zugeben, daß der jetzige Kriegssozialismus ohneweiters in den Frieden hinüberdauern wird, wenn auf den Krieg nur ein „halber Frieden" folgen wird, der mehr eine Art Waffenstillstand ist und neue Kriegsvorbereitungen einleitet, wenn nach Abschluß dieses Krieges sogleich für den nächsten gerüstet werden muß, wenn unser Wirtschaftsleben auf den friedlichen Widerstand einer gleich starken Koalition von Feinden wie jetzt eingerichtet werden müßte. Es sei aber zu erwarten, meint Wiese weiter, daß ganz andre Aufgaben zu lösen sein werden, als uns durch Aufspeicherung von Vorräten gegen die übrige Welt zu verbarrikadieren. Hätte Wiese nur Recht!

Die Höhe der finanziellen Belastung nach dem Kriege wird uns aber nicht weniger als die Sicherstellung der notwendigsten Lebensmittel

[1]) v. Wiese, a. a. O., Seite 43 und 67.

und Lebensbedürfnisse zwingen, daß wir **Monopole** für Tabak, Zigarren, Branntwein, Petroleum, Zündhölzer, Leder usw. einrichten. Sehr wahrscheinlich werden wir halböffentliche oder gemischtwirtschaftliche Organisationen für den Getreide-, Zucker-, Wolle-, Benzin-, Gummi- und Jute-Handel usw. erhalten. Ebenso dürfte die Stickstoffdünger-, Kohlen-, Elektrizitäts- und Gas-Erzeugung monopolisiert oder halbstaatlich geregelt werden.[1]) Wirtschaftliche Kommissionen werden mehr als bisher zu Preisprüfungsstellen ausgebaut werden, um eine möglichst enge Fühlung zwischen Unternehmern und Behörden zu sichern, privatwirtschaftliche und gemeinnützige Gesichtspunkte zu verknüpfen.

Prinzipiell ist zu den wirtschaftlichen Entwicklungstendenzen unserer Zeit zu sagen: der Staat, der seinerzeit den Kapitalismus begünstigt hat, kehrt heute seinem alten Freunde teilweise den Rücken. Die meisten kriegswirtschaftlichen Anordnungen werden ja nach dem Kriege wieder verschwinden; aber die Verstaatlichung gewisser Wirtschaftszweige, die schon im 19. Jahrhundert aus finanziellen Gründen ihren Anfang genommen hat (im Eisenbahnverkehrswesen usw.), wird zweifellos nach dem Kriege weitergehen. Der Staat wird und kann kein Bedenken tragen, sich des neuen staatssozialistischen Wirtschaftsprinzips genau so für seine Zwecke zu bedienen, wie er einst, die mittelalterliche Wirtschaftsethik verlassend, sich des individualistischen Wirtschaftsprinzips für seine Zwecke bediente.[2])

In heftigen wirtschaftspolitischen Kämpfen, die letzten Endes Weltanschauungskämpfe sind, werden die beiden entgegengesetzten Richtungen (des kapitalistischen Individualismus und des sozialistischen Gebundenheitsprinzips) nach dem Kriege ihre Ideen zu verwirklichen trachten.

Als günstiger Resonanzboden für alles Vorgeschlagene und als Grundlage für bessere Zustände ist ein **neuer Wirtschaftsgeist** im Gegensatz zum kapitalistischen Geiste notwendig. „Die Änderung der Gesinnung ist die Hauptsache", sagt auch E. Jaffé, „nicht Gewinn, sondern Leistung, Arbeit für die Gesamtheit."

B. Neben dem Wirtschaftssystem müssen wir wieder der **Wirtschaftsethik** unser Augenmerk zuwenden.

Die westeuropäischen Völker sind zumeist sosehr im Banne des Kapitalismus gestanden, daß sie selten die richtige Distanz zu seiner kühlsten Bewertung gefunden haben. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß die besten **russischen** Denker sich innerlich am tiefsten mit dem Wesen des Kapitalismus auseinandergesetzt haben. Ein Tolstoi, Dostojewski, Solovjeff haben sich seit Jahrzehnten mit einer sozialen Neufundamentierung beschäftigt. Rußland selbst hat den Kapitalismus noch kaum im eigenen Lande kennen gelernt. Seine führenden Geister haben aber in Westeuropa die Schwächen, Auswüchse und Schattenseiten des Kapitalismus, besser des kapitalistischen Geistes, studieren können. Die

[1]) Professor Dr. W. Zimmermann in seiner „Sozialen Praxis," Berlin.

[2]) Dr. Jak. Strieder, der Verfasser der tüchtigen „Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen" (München 1914) im „Hochland", 1916, Juliheft.



Theorien der russischen Denker lauten übereinstimmend: Das Zwischenreich des Kapitalismus darf für Rußland nicht mehr in Betracht kommen. Rußland muß sein Wirtschaftsleben auf einem vom Westen abweichenden Fundamente aufbauen. Und Rußlands geschichtliche Rückständigkeit bildet in diesem Punkte ein Überholen Europas. Ich möchte hier nur kurz die Theorie des größten aller russischen Philosophen Wl. Solovjeff streifen.[1]) Die Gesamtmenschheit braucht eine Organisation der Ehrfurcht vor den Mächten der höheren Welt, vor Gott — in der Weltkirche; sie braucht eine Organisation des Mitleids zur Aufrechterhaltung von Recht, Hilfe und Schutz der Menschen untereinander — im Staate. Die menschliche Gesellschaft müsse aber auch auf dem speziellen Wirtschaftsgebiete, in den Beziehungen zur gesamten niederen Natur moralisch organisiert sein. Das Organisationsprinzip müsse die Enthaltsamkeit von maßlosen sinnlichen Begierden sein. Das ganze volkswirtschaftliche Gebiet sei bisher nur ein Schauplatz für Eigennutz, Habgier und Schamlosigkeit gewesen. Es fehlte bisher die Gesamtorganisation der Scham gegenüber der niederen Natur und dem Güterbesitz. Das moralische Prinzip, das unser physisches Leben bestimmen und unsere äußere Umwelt umgestalten soll, habe im Wirtschaftsleben noch gar keine Realität. Die Organisation des christlichen Wirtschaftslebens sei heute noch im Zustande des Nichtseins, wie es einst noch die christliche Kirche und der christliche Staat waren. Die Geschichte der christlichen Welt weise deutlich drei Epochen auf: die erste Epoche sei die der Gottesfurcht mit einem vorwiegenden Streben zum „Göttlichen", mit Gleichgültigkeit zum menschlichen Prinzip und mit Furcht und Feindseligkeit zum Naturprinzip. Die zweite Epoche umfasse die staatliche Organisierung des praktischen Mitleids und der Menschenliebe, der menschlichen Moral seit den humanistischen Ideen des 15. Jahrhunderts bis zum 19. Jahrhundert einschließlich. In diesem letzten Jahrhundert beginne die christliche Welt in die dritte Epoche überzugehen, als im lebendigen Bewußtsein der Menschen zwei vorbereitende Wahrheiten auftauchen: 1. daß die reale Verwirklichung der Menschenliebe das Gebiet des materiellen Lebens ergreifen müsse, 2. daß die Norm des materiellen Lebens die Enthaltsamkeit sei, eine Wahrheit, die heute im Gefühlsleben der Allgemeinheit mehr glimmt und zeitweise aufflackert als leuchtet. Russischer Glaube war es bisher, daß diese dritte Epoche in Rußland (mit Überspringung einer Kapitalisierung des russischen Wirtschaftslebens) am reinsten und ohne die Schwierigkeiten Westeuropas gelöst werden wird. (Solovjeff weissagt auch für das 20. Jahrhundert noch den größten aller Kriege, dessen letzte Ursache der Panmongolismus, der Machtdurst Japans, sei. Erst das 21. Jahrhundert werde die Vereinigten Staaten von Europa bringen.)

Selbst chinesische Schriftsteller werfen sich bereits zu Kritikern Europas auf und sehen die Krankheit Europas neben Militarismus und Kirchenherrschaft im Kapitalismus.[2])

[1]) Wl. Solovjeff, Die Rechtfertigung des Guten, Kapitel: Die moralische Organisation der Gesamtmenschheit (in Staat, Kirche und Wirtschaft), Seite 448 ff. Jena, Diederichs.

[2]) Vergleiche Kü Hung Ming, Der Geist des chinesischen Volkes. Jena, 1916.



Auf deutscher Seite war man allgemein bisher noch sehr in der Überwertung des Kapitalismus befangen. Auf protestantischer Seite setzten sich in neuester Zeit Tröltsch und Förster mit dem Wesen des Kapitalismus auseinander. Auf katholischer Seite hat man bisher fast durchweg sich „angepaßt“, prinzipielle Stellungnahme aber vermieden. In der Verteidigung des Privateigentums gegenüber dem Sozialismus hat man in der praktischen Vereins- und Agitationsarbeit im Kapitalismus vielfach nur ein paar Auswüchse einer normalen und sinnvollen Geschichtsentwicklung erblickt, u. zw. begrenzt auf das rein praktisch-ökonomische Gebiet der Güter-Produktion und -Verteilung, die durch ein wenig Sozialpolitik zu heilen seien.

Eine Stufe höher steht das in den Jahren 1905—1913 erschienene Lehrbuch der Nationalökonomie von dem Jesuiten Heinrich Pesch.

P. Pesch vertritt ein *soziales Arbeitssystem, einen wirtschaftsethischen Solidarismus* gegenüber dem individualistischen Kapitalsgeist. Der Solidarismus Pesch' ist mehr ein ethisches Wirtschaftsprinzip als eine technische Ersatzform des Kapitalismus, wenngleich Pesch auch wirtschaftstechnische Vorschläge macht.[1]) Ist der Solidarismus des P. Pesch in der katholischen Literatur beachtet worden? Ich habe herzlich wenig davon gemerkt. Es ist ja leider eine Eigenschaft der deutschen Katholiken, daß sie ihre eigenen Leute meist erst beachten, wenn die vom andern Lager darauf hinweisen. In „Austria nova“ (Wien, 1917) hat Pesch sein System vertreten. Er sagt dort: Keine gemeinwirtschaftliche Organisation im sozialistischen Sinne löst die privat-wirtschaftliche ab, wohl aber eine solidaristisch-gemeinwirtschaftliche Organisation, die beherrscht ist vom staatsnationalen Gemeinschaftsgedanken. Nicht der privatwirtschaftliche Ertrag, sondern das Gemeinschaftsinteresse der Volksversorgung muß den volkswirtschaftlichen Prozeß in letzter Linie beherrschen. Die Zukunft gehöre dem sozialen Arbeitssystem, das in der menschlichen Arbeit die prinzipale aktive Ursache materieller Volkswohlfahrt erblickt, in der äußeren Natur die prinzipale passive Ursache unter Leitung des Menschen, im Kapital bloß die instrumentale Ursache oder Bedingung für den Prozeß der Gütererzeugung.

Mir scheinen die Forderungen Pesch' etwas allgemein gehalten; die Formulierung dürfte positiver, sein Werk als Ganzes mehr seinen Grundlinien gemäß aufgebaut sein, dann würde sein Gedanke des „Solidarismus“ gezündet haben. In der Art seines Vorgehens verliert sich sein System in wenigen Kapiteln der drei Bände. Neben den allgemeinen Forderungen des Gemeinschaftsgedankens, des Menschen (und nicht des Kapitals) als Mittelpunkt der Gesellschaft, der Einrichtung des Volksstaates an Stelle des Klassenstaates, der Verwirklichung der Gerechtigkeit und öffentlichen Wohlfahrt, neben der Möglichkeit zum Aufsteigen in allen Berufen und Klassen, neben einer abgeänderten Eigentumsordnung stellt Pesch noch folgende besondere Forderungen: Vergesellschaftung der Produzenten anstelle der Vergesellschaftung der Produktionsmittel, um die Anarchie in der Produktion zu überwinden und in amtlichen Syndikaten eine möglichst stete mittlere Preispolitik zu treiben. Dazu durch gesellschaftliche Organisation

[1]) P. H. Pesch, Lehrbuch der Nationalökonomie. 3 Bände. Freiburg, 1905—1913.

des Geldverkehrs nicht Gewinnzwecke, sondern die Ausbreitung mittlerer und kleiner selbständiger Existenzen zu ermöglichen.[1]) Das Arbeitsverhältnis soll nicht mehr zwischen Kapital und Arbeit geschlossen werden, sondern zwischen Unternehmer und Arbeiter, von Mensch zu Mensch, juristisch ein Lohnverhältnis, ethisch gewissermaßen ein Gesellschaftsverhältnis der Arbeitsgemeinschaft zwischen Kapitalmacht und menschlicher Arbeitskraft. Volle Rechtsgleichheit nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in bürgerlicher und gesellschaftlicher Beziehung: das soziale System gewährt dem Stande volle Gleichberechtigung.

Vorbeugende Mittel des Solidarismus seien: Einschreiten der öffentlichen Gewalt gegen Verbände und Einrichtungen, die den Mittelstand mit der „Keule der Wohlfeilheit" niederwerfen wollen; Menschen, Stände und Volk dürften nicht der Ware geopfert werden; die Großindustrie selbst sollte den Bruch mit dem individualistischen Prinzip vollziehen durch ihren Übergang zur körperschaftlichen Regelung des wirtschaftlichen Lebens in Produktion und Preisbildung.

Pesch selbst meint: Gewiß sei noch alles im Werden; große Aufgaben für Theorie und Praxis, für Rechtswissenschaft, Nationalökonomie wie für staatliche Gesetzgebung blieben zu bewältigen. Aber der Rubikon sei überschritten und über die Richtung der zukünftigen Entwicklung könne kein Zweifel bestehen.

Wenn wir genau zusehen, hat Pesch noch nicht das Problem des Kapitalismus zu tiefst erfaßt; er paktiert noch mit ihm, er leidet nicht unter dem Problem: Kapitalismus und Christentum. Selbst Pesch erkennt nicht durchgreifend, daß der Kapitalismus als Wirtschaftsgeist und Lebenssystem dem Christentum, der Kirche, der katholischen Weltanschauung und ihren Wurzeln als etwas Fremdes, Anderes und im Kern ganz Unversöhnliches gegenübersteht. Die deutschen Katholiken insgesamt und ihre geistigen Führer haben bisher das kapitalistische Lebenssystem innerlich, gedanklich, religiös, philosophisch und historisch zu wenig als Ganzheit erkannt, die sich auf Glaube, Weltanschauung, Philosophie, Kunst und Wissenschaft erstreckt. In allen Kulturen kann man eine eindringlichere Predigt über die Abkehr vom kapitalistischen Geiste hören als bei den deutschen Katholiken, eine lautere Predigt über ein Neuwerden in einer irgendwie gefaßten göttlichen Macht. Unter den Katholiken Deutschlands bemüht man sich vielfach noch, die Überweltlichkeit des Lebenszieles zwar im Prinzip festzuhalten, möchte aber doch die Aufgaben, die das hochkapitalistische Wirtschaftsleben dem Menschen setzt, eigentlich als mit dem katholischen Ethos verträglich nachweisen.

Ich kann aber mit Freude und Genugtuung auf eine hervorragende Geisteskraft verweisen, die uns Katholiken seit wenigen Jahren erwachsen ist, die in zielbewußter Schärfe aus den tiefsten christlichen Quellpunkten

[1]) Ruhland, System der politischen Ökonomie. 1908, 3. Band, Seite 345: „Der Privatkredit ist die Seele des Kapitalismus, der Hauptherd wucherischer Beziehungen. Nur dem körperschaftlichen Kredit dürfte staatlicher Rechtsschutz zur Seite stehen."



heraus antikapitalistisch denkt und argumentiert: der Philosoph und Soziologe Max Scheler. Alle seine Werke: „Genius des Kriegs“ (1915), „Aufsätze und Abhandlungen“ (1915), „Krieg und Aufbau“ (1916), „Der Formalismus in der Ethik“ (1914), sind durchtränkt von prinzipiell antikapitalistischer Weltauffassung. Scheler sagt: Der Europa zerstörende Riese ist der Geist des Kapitalismus und Mammonismus. Wenn Kapitalismus wirklich Kern und Wesen Europas ausmache, dann solle Europa auch die Führung in der Geschichte der Menschheit, die es seit der Antike innehatte, verlieren und es sollen sich bewahrheiten die Ideale der größten und tiefsten Geister Rußlands. Europa und auch Deutschland seien in Gefahr gewesen, an Kapitalismus und Mammonismus zugrunde zu gehen. Die gewaltigen Enttäuschungen hinsichtlich aller ökonomischen und politischen erhofften Vorteile werde die Gesinnungen der europäischen Völker wieder revolutionieren, zum Abfall bringen vom bisherigen herrschenden Geiste. Das sei die ganze Größe der welthistorischen Situation: daß dieser unerhörte Krieg entweder der Beginn der Neugeburt Europas oder der Beginn seines Absterbens ist. Ein Drittes gebe es nicht.

In Not und Tod des Weltkrieges muß der neue Geist geboren, das Ab- und Aussterben des rechnerischen Menschentypus samt seinen Erbanlagen vollzogen werden, denn die Menschheit leidet an den Folgen des Menschen und Nationen erdrückenden kapitalistischen Geistes in unerhörtem Maße. In seinen „Aufsätzen und Abhandlungen“ schildert Scheler das Wesen, den Menschentypus des Kapitalismus mit all seinen Erscheinungsformen, in „Krieg und Aufbau“ umreißt er mit Begeisterung die ewigen Aufgaben der Katholiken als prädestinierter Vorkämpfer gegen den antichristlichen Kapitalgeist. In dem Maße, als sich neue Anschauungen für Leben und Wirtschaft herausbilden, werde die kapitalistische „Inferiorität“ der Katholiken zu einer menschlichen Superiorität, warte die Menschheit auf die christlichen Gemeinschaftsideen. Freilich müßten sich die Katholiken auf die neuen Aufgaben der Zeit einstellen: Kampf gegen den falschen Geist der Zeit mit den Mitteln der Zeit, Überwindung des Geistes der Zeit in der Zeit und mit Hilfe ihrer Technik — bei gleichzeitiger In-Aug-Haltung des rechten Zieles entgegen der Zeit.

Überblicken wir rückschauend noch einmal den zurückgelegten Weg: Das Werden des Kapitalismus war verursacht und begünstigt durch verschiedene Zeitumstände; in den Händen Einzelner häufte sich Kapital, das in immer größerem Maße kapitallose Nurarbeiter in seinen Dienst zwang, seine Wachstumstendenz mit Hintansetzung von Menschenrechten, persönlichen und ethischen Werten mehr und mehr steigerte, als erstes und einziges Wirtschaftsprinzip nur mehr den Gelderwerb anerkannte. Dieses Prinzip der technischen höchsten Produktivität erzeugte aber auch einen neuen ethischen Wirtschaftsgeist: es setzte Gold und Kapital an die Stelle von Menschen, Gerechtigkeit und Liebe. Der kapitalistische Geist schuf einen neuen, eigenartigen, moralisch minderwertigen Menschentyp, den um jeden Preis erfolgreichen Unternehmer, der unbedenklich über wirtschaftliche Leichen schreitet, Menschen, Familien und ganze Völker in



seine Fron zwingt. Dieser Typ verstand es, alle öffentlichen und rechtlichen Anschauungen zu durchseuchen, sich als den größten Wohltäter der Menschheit hinzustellen, ist aber jetzt endgültig als der größte Verbrecher der Menschheit entlarvt, gegen den sich die Nationen aufzulehnen beginnen.

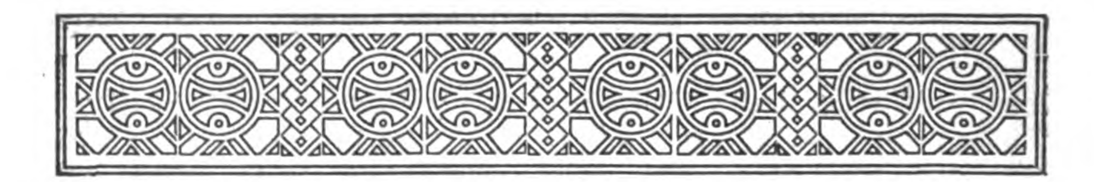
Schon frühzeitig wollte man den Kapitalismus ersetzen durch die technische Wirtschaftsform des Klassensozialismus, d. h. durch die Überführung alles Eigentums an die Gesellschaft, in neuester Zeit durch die technische Wirtschaftsform des Staatssozialismus, d. h. durch die Eigentumsübertragung und Wirtschaftsdirektion an die Staaten. Nach den Erfahrungen des Krieges dürften beide Formen des Sozialismus an dem individuellen Freiheitsdrang und an der Unmöglichkeit einer guten zentralistischen Leitung der unübersehbaren Wirtschaftsorganisationen gescheitert sein.

Wohl aber werden wir energischer als vordem den Umbau des Kapitalismus in der Form eines relativen Staatssozialismus und im Geiste eines christlichen Solidarismus in Angriff nehmen durch sehr ausgebaute halbstaatliche oder ganzstaatliche Syndikalisierung resp. Monopolisierung zahlreicher Produktionszweige, durch gemeinwirtschaftliche Organisierung zahlreicher Privat- und Handelsunternehmen, durch gemeinwirtschaftlich orientierte Preis- und Gewinnpolitik. Das Herz des Kapitalismus ist ja seine Gewinnsucht. Trifft man diese, so wird sein Lebensnerv getroffen.

Dazu ist neben dem Umbau des kapitalistischen Wirtschaftssystemes auch notwendig die Schaffung eines neuen Wirtschaftsgeistes, einer neuen Wirtschaftsethik. Sozialethiker und Wirtschaftsphilosophen entwarfen uns das Programm dieser „Umbildung des europäischen Willens", zeigten uns die Grundlinien des neuen Menschen, leiteten uns aber auch hin zu dem Zentralproblem: Christentum und Kapitalismus. Die Entfaltung und Blüte des antichristlichen kapitalistischen Geistes hat Europa an den Rand des Abgrundes geführt. Der Kapitalismus ist der Beginn des Absterbens Europas. Nur eine christliche Wiedergeburt Europas kann es befähigen zur großen geistigen Auseinandersetzung mit den asiatischen Wesenskräften, mit den metaphysischen und religiösen Grundkräften der Asiaten, der 500 Millionen Gelben!

Erst stehen wir auf der Mittagshöhe des Welttages. Noch lange ist zum Weltabend. Europas, des Christentums, des Katholizismus harren noch schwere, übermenschliche Aufgaben. Erkennen und bekennen wir uns tatfreudig zu den neuen Aufgaben der neuen Zeit!





# Marokko vor und nach dem Weltkrieg.

## Blätter aus meinen Reisebüchern.

Von Graf Vay von Vaya und zu Luskod, I. A. S. M. — A. P. etc.

Das gegenwärtige große Völkerringen geht, im Grunde genommen, um die Herrschaft über den Atlantischen Ozean. Diesen mächtigen Faktor des Weltverkehres wollen die miteinander wetteifernden Großmächte für sich erwerben. Einst waren das mächtige Portugal und später Spanien, auf dessen Gebiet die Sonne niemals unterging, die Herren der schäumenden Wogen. Später rissen die Niederlande und endlich England die Seeherrschaft an sich. Diese Herrschaft über die Ozeane will nun Albion für sich bewahren, sich den ausschließlichen Genuß der unermeßlichen Vorteile derselben sichern. Mit erlaubten und unerlaubten Mitteln, im Frieden oder durch Krieg strebte es nach Erreichung dieses seines Hauptzieles.

Der weltbewegende internationale Zwist hat hier seinen Ursprung genommen. Einmal im Besitze der großen Seewege, wollte das auf seine erträgnisreichen Kolonien eifersüchtige Inselvolk es niemals dulden, daß auch andere Nationen jenseits des Ozeans zur Geltung kommen. So sahen wir mit und ohne Ursache die einander folgenden internationalen Komplikationen auftauchen, von denen keine einzige höhere Wellen zu schlagen vermochte als die denkwürdige marokkanische Frage, welche die ganze Welt lange in Aufregung hielt.

Ob das Reich der Mauren so vieler Erregung wert war, ließe sich schwer entscheiden, wenn nicht die geographische Lage des Landes so überaus vorteilhaft und seine Meeresküste nicht so überaus wichtig wäre. Marokko hat zwischen dem Mittelländischen Meere und dem Atlantischen Ozean auf den ersten Blick eine tatsächlich ausnahmsweise wichtige Lage. Die große Handelsmacht der vergangenen Zeiten, Phönizien, war sich dessen auch klar bewußt und hat das entsprechend ausgenützt. Dem bahnbrechenden Sturm der Phönizier folgte dann Rom bei der Verwirklichung seiner welterobernden Pläne. Die Vergangenheit Marokkos war zweifellos interessant, aber auch seine Zukunft verspricht sich nicht minder bewegt zu gestalten.

Der Weltkrieg ist in seinen Endergebnissen derzeit noch gänzlich unberechenbar, doch ist soviel schon klar, daß unser Erdglobus große Veränderungen aufweisen wird und daß die sozialen Verhältnisse starke Verschiebungen erleiden werden. Was uns früher in weiter Ferne gelegen schien, wird uns fortan näher sein, neue Gebiete werden unter Kultur genommen werden und jugendliche Völker werden zur Geltung gelangen.

Solche Umgestaltungen, wichtige Rollen harren in erster Reihe Marokkos. Kulturelle, wirtschaftliche, politische und administrative Aufgaben, sie alle verlangen neue Erwägungen, sie alle müssen erledigt werden. Der katholischen Kirche in erster Reihe eröffnet sich in diesen Gebieten ein weiter Wirkungskreis. Wie wir in den Mitteilungen der Petrus Claver-Gesellschaft lesen können, beginnen die Völker Afrikas jetzt zu erwachen und sie verdienen es, daß wir uns mit ihnen beschäftigen. Trotz der verhältnismäßig kurzen Wirksamkeit der aufopferungsvollen Missionsgesellschaft hat diese dennoch außerordentlich segensreich gewirkt und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen.

Ein richtiges Bild, einen richtigen Begriff von Land und Volk in Marokko können wir uns erst dann machen, wenn wir Land und Leute gesehen und kennen gelernt haben. Der Unbekannte wird in der Regel auch verkannt. Nur die Erfahrung kann ein nüchternes Urteil geben. Was wir näher kennen gelernt, was wir selbst durchlebt haben, das hat den wahren Wert auf den verschiedenen Bahnen des Lebens, nicht nur zu unserem Wohle, sondern auch zum Wohle unserer Mitmenschen.

## I. Das Land.

Mauretanien, wie Marokko einst genannt wurde, ist vielleicht die schönste unter den entzückenden Gegenden von Nordafrika. Keine andere Landschaft bietet reichere Abwechslung dar. Denn während an einzelnen Punkten die Berge sich zu mehreren tausend Metern Höhe erheben, ist in anderen Teilen die Wüste flach wie das ruhige Meer. Hier bedecken undurchdringliche Wälder die Hügel, dort wächst kein Grashalm.

Die großen Gegensätze in Marokko sind seine charakteristischen Eigentümlichkeiten. Der überraschende Wechsel, den sein Boden aufweist, unterscheidet ihn so auffallend von den benachbarten Ländern. Daher kommt es auch, daß die Berichte von dort abweichend von einander lauten. Jede Beschreibung scheint uns Entgegengesetztes zu schildern. Jeder Reisende will andere Dinge gesehen haben. Für den einen bietet das Land eine öde Sandwüste, in der alle Vegetation, alles Leben erstorben ist. Dem andern macht es den Eindruck des vollkommenen Edens, wo die Natur in ewigem Blühen dauert. Für diesen hat Marokko die glänzendste Zukunft, jener behauptet gleichzeitig, daß es nichts zu erhoffen habe.

So übertrieben und einander widersprechend diese Urteile nun auch sein mögen, so liegt doch in beiden Wahrheit. Fruchtbar und unkultivierbar, lachend und düster, reich und arm ist diese Erde von Region zu Region ohne Übergänge. Das erklärt sich aus den unterschiedlichen Höhenlagen, besonders aber auch aus einer ungleichen Verteilung der Bewässerung. Während der eine Teil Flüsse und Teiche im Überfluß besitzt, ist der andere beinahe ganz von Quellen entblößt.

Ebenso überraschend wie die geographischen, sind auch die ethnographischen Gegensätze. Keine andere Nation könnte so verschiedenerlei Stammeskinder aufweisen wie Marokko, das alle hauptsächlichsten Rassen von Afrika zu beherbergen scheint. Berber, Araber, Neger, Semiten — sämtliche sind in großer Anzahl zu finden. Die Kabylen, die Tuaregs, Beduinen jeder Art leben durcheinander im Lande.



Die einen sind groß wie die Riesen, die anderen klein wie die Zwerge. Es gibt darunter Leute von ganz außergewöhnlicher Kraft, aber auch von schwächlicher Körperbeschaffenheit. Krieger unter den Bergbewohnern und oft Unfähige unter den Städtern.

Ebenso widersprechend wie ihre äußere Erscheinung sind auch ihre Charaktereigenschaften.

Diese Eigentümlichkeit überraschte übrigens schon die Römer. Mauretanien mit seinen Gegensätzen gab diesen hervorragenden Kolonisten nicht wenig zu denken. Wir können noch in den alten Schriftstellern lesen, wie schwierig es war, bis in das Innere vorzudringen, und wie unnahbar sich die Bewohner verhielten. Und bis heute haben sich die Zustände im wesentlichen nicht geändert. Die wilden Gegenden und das unbezähmbare Volk widerstehen jeder Kultur.

Ausgedehnte Strecken, die mit der Region von Tuat und der marokkanischen Sahara mehr als achtmalhunderttausend Kilometer bemessen, sind zum großen Teil unerforscht geblieben. Der Atlas, diese lange, felsige Gebirgskette, erhebt sich nirgends zu höheren Gipfeln. Aber trotzdem hat die Gegend oft einen streng alpinen Charakter, der sehr an die Dolomiten erinnert; in scharfen, kühnen Linien zeichnet sich der schroffe, felsige Kamm der Berge gegen den durchsichtigen Äther ab.

Der ganze Gebirgszug mit seinen zahlreichen Ausläufern teilt gleichsam das Land in zwei Hälften, von denen die nördliche reichlich bewässert und fruchtbar ist, die südliche sich in der Wüste verliert. Die wertvollsten Gegenden sind die Hochebenen, die sich über ungefähr zweimalhunderttausend Kilometer erstrecken. Hier könnten alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse Europas ausgezeichnet kultiviert werden, auch bei einem nur mittelmäßig betriebenen Ackerbau. Korn, Gerste, Mais und seit einiger Zeit auch Kartoffeln und Tabak geben reichliche Ernten. Wenn der Wein mit Sachkenntnis angepflanzt würde, so könnte gewiß nirgends eine bessere Qualität erzielt werden als hier.

Das beste Beispiel für ökonomische Unternehmungen gibt das Haus Mannesmann. Auf einem in der Nähe von Casablanca gekauften Gebiet von zwanzigtausend Hektar wurden von ihnen Musterfarmen angelegt und nach neuestem System betrieben. Soweit sich heute beurteilen läßt, werden diese Güter in wenigen Jahren ebenso ertragreich sein wie die wundervollen Besitzungen der Firma Potin in Tunesien.

Aber nicht nur aus der Oberfläche, auch aus dem Innern der Erde können Unternehmer großen Gewinn ziehen.

Der Reichtum an Mineralien ist in Marokko sehr beträchtlich. Bekanntlich haben vor den Römern schon die Phönizier mit glücklichem Erfolg die Minen ausgebeutet. Schon die rote Farbe der Flüsse und Bachrinnen läßt auf reichhaltige Metallager schließen. An Kupfer wird ein gleicher Überfluß vermutet wie auf der iberischen Halbinsel, und nach den Äußerungen mehrerer Mineralogen soll auch Gold vorhanden sein.

Was bis jetzt in dieser Hinsicht geschehen ist, verdient kaum Beachtung. Immerhin haben die Bergwerksunternehmungen der Spanier am Rif den Erwartungen entsprochen. Die Sachverständigen äußern alle die gleiche günstige Meinung, in erster Linie Professor Fischer, dessen reichliche per-



sönliche Erfahrung von größtem Wert ist. Übrigens läßt schon die Bildung des Gesteins des Atlas klar erkennen, daß sein Inneres von Metallen durchzogen sein muß. Ein großer Teil der Sierra von Andalusien ist von der gleichen Beschaffenheit und die Minen von Riotinto haben reiche Lager von Mineralien.

Bei Beginn einer Ausbeutung werden allerdings große Schwierigkeiten zu überwinden sein. Denn es gibt weder Eisenbahnen noch Binnenschiffahrt. Die Karawanen vermitteln bis heute den Verkehr mit dem Innenland und auf dem Rücken der Kamele werden alle Erzeugnisse aus den Provinzen nach den Häfen zur Einschiffung gebracht. Wie in Tunesien und hauptsächlich in Tripolitanien durchwandern von Zeit zu Zeit monate-, oft jahrelang endlose Warenzüge die Sahara. Sie berühren den Kongo, Senegal, Timbuktu und treiben allerlei Tauschhandel mit den Eingeborenen.

Die Industrie von Marokko ist eine sehr begrenzte. In erster Linie dürfte das Leder erwähnt werden. Nach dem berühmten Saffianleder herrscht immer noch große Nachfrage, nicht nur im Orient, auch in Europa. Ein anderer sehr begehrter Artikel, das Fez, womit sich jeder Muselman das Haupt bedeckt, beschäftigt ebenfalls seine Verfertiger reichlich.

Auch dicke Teppiche werden hergestellt, doch von zu lebhaften Farben und viel minderwertiger als jene von Kleinasien. Dasselbe muß von den Seidengeweben des Landes gesagt werden.

Der Nutzen, den die Tiere bringen, ist weit größer. Ochsen und Schafe werden in reicher Anzahl nach Europa eingeschifft. Mehrere Händler sind im Begriff, ihre Ausbeutung in großem Maßstabe zu organisieren. Geflügel und namentlich auch Eier werden zu tausenden und abertausenden täglich verschickt. Die Verladung dieses empfindlichen Artikels bildet durch ihre merkwürdige Handhabung eines der eigentümlichsten Schauspiele. Bei der Verpackung in unförmlichen Kisten vermögen die Kamele und Maultiere kaum mit ihrer Bürde durch die engen Straßen zu kommen, und die Art, wie die schweren Lasten in die hin und her geschleuderten Boote geworfen werden, ist eine unbeschreibliche.

Diese Originalität und Lokalfarbe entschädigt für viele Unannehmlichkeiten. Jede Medaille hat ihre Kehrseite und wenn die Schatten in diesem schönen Land auch dunkel sind, so leuchten doch andererseits die Lichtseiten um so heller. Vor allem ist das Klima ausgezeichnet. Man mag wohl verdrießlich werden, wenn die Regengüsse im Winter nicht enden wollen und der Boden einem Sumpfe gleicht, aber das sind Ausnahmezeiten. Andererseits fällt, die Höhenlage ausgenommen, kaum Schnee und das Thermometer zeigt eine Mitteltemperatur des Jahres von zehn bis dreißig Grad Celsius. — Im Gegensatz zu der oft außerordentlichen Hitze des Hinterlandes sind die Küsten und die Hochebenen höchst angenehm gemäßigt und durch kühle Winde erfrischt.

Daher wird ein Aufenthalt in diesen Regionen sehr geschätzt, auch von den verwöhntesten Fremden. Die Diplomaten gehen gerne dorthin. Obwohl ziemlich nahe bei Europa, genießen sie alle Vorzüge der orientalischen Posten. Bei einer nicht kostspieligen Lebenshaltung erfreuen sie sich einer sehr angesehenen Stellung. Die von Gärten umgebenen Gesandtschaften enthalten große herrschaftliche Wohnungen und eine in Kavas-



Kostümen herausgeputzte, mit glänzenden Tressen überladene Dienerschaft steht gegen geringe Kosten zur Verfügung. Pferde und Maulesel, alles, was zu einem großzügigen Haushalt gehört, sind leicht zu bekommen und unter dem Schutz der über dem Eingang angebrachten Flaggen der fremden Mächte kann sich jeder bescheidene Vizekonsul als Gesandter dünken.

Die Prunkliebe spielt eine große Rolle in diesen Ländern. Glänzende Prachtentfaltung ist unerläßlich, selbst bei unbedeutenden Vorgängen. Lebhafte Farben, buntscheckige Verzierungen, große betäubende Räucherpfannen dürfen nie dabei fehlen. Man fragt sich, ob es nicht von der Vorsehung so eingerichtet und notwendig ist, daß in dem wilden Weltteile, wo die Daseinsbedingungen so hart sind und die Sklaverei noch zahlreiche Opfer fordert, wo die Menschheit noch mehr als die Tiere unter Entbehrungen leidet, durch Glanz und Schaugepränge das Volk geblendet und berauscht werden muß, um es unempfindlich gegen sein Elend zu machen.

## II. Die Kultur der Araber.

Die Kalifen standen auf einer hohen Stufe der Kultur. Trotz aller ihrer Schwächen war die Bildung der Araber eine höchst bemerkenswerte. Als nach dem Fall von Byzanz die ganze Welt einer Zerstörungswut verfallen zu sein schien, begann für Damaskus und Bagdad eine Ära des Aufblühens. Alles, was der Orient und Okzident an Hervorragendem kannte, versammelte sich um den mächtigen Stamm der Omajjaden. Dichter wie ein Djemil, Kutheija, Al Achtal haben ihre Lieder dem 7. und 8. Jahrhundert gegeben und unter dem Zepter der Abbâsiden, welche jenen in der Regierung folgten, machte die allgemeine Zivilisation noch weitere Fortschritte.

Die berühmten arabischen Eroberer, welche zu jener Zeit in drei Weltteilen herrschten, bemühten sich, neben ihrer materiellen Macht auch die Früchte zu genießen, welche der Geist der klassischen Völker in so reicher Fülle hervorbrachte. Dadurch blieben die von arabischen Schriftstellern übertragenen Werke aus der römischen und namentlichen griechischen Literatur der Nachwelt erhalten. Ihre Philosophie ruht ganz auf der Grundlage des Geistes von Hellas und die idealen Lehren von Plato oder die wundervolle Logik des Aristoteles sind unverändert in den arabischen Hochschulen vorgetragen worden. Die Namen der großen Philosophen wie Al-Kindi, Ibn Badtscha, Averoes sind ebenso bekannt geworden wie jene der griechischen und römischen Meister.

Naturwissenschaften und Mathematik schienen jedoch die beliebtesten Zweige der Wissenschaften zu sein. Im 19. Jahrhundert stehen ihre Leistungen auf dem Höhepunkt und die ganze Welt blickt bewundernd auf Männer wie Honeim-ibn-Ishak oder Abu-Bekr-al-Razi, deren Werke in mehrere Sprachen übersetzt sind. Auch die Algebra, schon dem Namen nach arabischen Ursprungs, bildet eine ihrer bevorzugten Studien. Unsere Zahlen sind ihrem System entnommen. Zugleich waren in der Geometrie und Trigonometrie die Araber am weitesten vorgeschritten. Das Handbuch von Chowarizmi wurde schon im Anfange des 9. Jahrhunderts geschrieben, als in Europa noch die traurigste Unwissenheit herrschte.



Diese hohe Bildung war deutlich nachweisbar auf die Gelehrsamkeit anderer Kulturvölker gegründet. Vieles wurde den Persern und Ägyptern entnommen und hauptsächlich den Griechen und Römern. Aber woher auch immer die Anregung dazu gekommen sein mag, die Pflege und Entwicklung ihres geistigen Lebens bleibt ihr eigenes Verdienst. — Als die ganze übrige Welt sich durch fortgesetzte Kämpfe aufrieb und nur auf kriegerische Ausbeute bedacht war, bot der Hof der Kalifen jedem Manne der Wissenschaft oder Literatur einen sicheren Zufluchtsort.

Große Herrscherstämme wie diejenigen der Abbâsiden haben alle bedeutenden Persönlichkeiten von jeder Nationalität an sich gezogen. Damaskus bildete unbestritten nicht nur den Mittelpunkt der damaligen überwiegenden Weltmacht, sondern auch der Gelehrsamkeit. Männer wie Harun-al-Raschid, Ma'mun, Al-Nu-Tassin waren ebenso gute Regenten wie großmütige Beschützer. Um einen Beweis davon zu geben, mag es genügen, zu erwähnen, daß laut den Annalen der Geschichte die Bibliothek ihres Palastes mehr als hunderttausend Bände enthielt.

Mit der Eroberung von Ägypten, Sicilien und Spanien sind noch so und so viele neue Elemente hinzugekommen. Außer Damaskus und Bagdad wurden auch Toledo und Cordova zu Stätten hoher Zivilisation. Schon die in diesen Orten übrig gebliebenen Ruinen zeugen trotz ihres zerfallenen, vernachlässigten Zustandes noch heute von dem erstaunlichen Grade der damaligen muselmanischen Kultur. Denn durch die gegenwärtigen Forschungen wurde hauptsächlich in allerletzter Zeit erkannt, wie fein ihr ästhetisches Gefühl und ihr Kunstsinn unter allen Völkern des Mittelalters ausgebildet waren.

Um nur einige der wundervollen Bauwerke zu nennen: der Alkazar von Sevilla, die Alhambra von Granada, die Meskita von Cordova sind heute noch als wahre Meisterwerke der Architektur zu betrachten. Nie wurde ein besseres Verständnis für das Malerische in der Form bewiesen und nirgends mit vollkommenerer Meisterschaft die Natur — wie durch Blumengärten, schattige Laubengänge, Brunnenhöfe — mit zu benützen verstanden.

Nach dem Rückgang des stolzen, prächtigen Bagdad konnte Damaskus, die neue Hauptstadt, nicht die gleiche Bedeutung erreichen. Schließlich wurden die Kalifen aus Kleinasien verjagt. In Cordova errichteten sie danach ein neues Kalifat und dort blühte die muselmanische Kultur noch Jahrtausende weiter. Alles, was dieses Volk materiell oder geistig geschaffen hat, ist dorthin übertragen worden; seine wissenschaftlichen Kenntnisse, seine Kunst und Literatur wurden an der Hochschule weiter gepflegt, durch die Verkündigung seiner Lehren seine moralischen Gesetze eingeführt.

Wir haben selbst in der Gegenwart noch Gelegenheit, zu sehen, wie tief die arabische Kultur auf dem Boden der iberischen Halbinsel eingewurzelt ist. Besonders im Süden von Spanien trägt die soziale Beschaffenheit noch den sichtbaren Stempel hievon und das tägliche Leben ist in vielen Dingen durch Jahrhunderte unter dem Einfluß des Islams geblieben. Sogar das Haus, diese Festung des wahren Patriarchismus, hat sich seine ehemaligen Eigentümlichkeiten bewahrt. Der Patio, Blumenhof, hat sich als Mittelpunkt für das Alltagsleben erhalten, die Fenster

sind ebenso stark vergittert wie zu den Zeiten der Abbâsiden und Almoraviden und die andalusischen Frauen führen noch ein fast verschlossenes Leben.

Die moralischen Gesetze müssen äußerst strenge gewesen sein, da im Volk heute noch viele von diesen Vorschriften erhalten sind, die unverändert die gleichen Verpflichtungen durch alle Zeiten forderten. Als der Islam sich nach nahezu achthundert Jahren der Macht nach Afrika zurückziehen mußte, traf man dort die gleichen Einrichtungen, die einst den Ruhm von Damaskus, Bagdad und Cordova begründeten.

Das ist ungefähr die Vorgeschichte, dieser Art ist die Entwicklung des Landes und seines Volks, dessen Bildung und Weltanschauung. Obgleich es aus seiner vergangenen Größe herabgesunken ist, verblieben ihm immerhin manche Zeichen der einstigen Kultur. Durch alle jetzige Barbarei leuchtet hie und da noch ein Funken in mattem Glanze und jeden Augenblick überraschen uns Erinnerungen an die ruhmreiche Vergangenheit.

Die Forschung nach diesen Spuren macht hauptsächlich einen Aufenthalt in Marokko so interessant, ob nun unsere Studien auf historischem, künstlerischem oder rein psychologischem Gebiete sich bewegen. Um die gegenwärtige Zerrüttung zu verstehen, ist es unvermeidlich, uns Rechenschaft über die Vergangenheit zu geben. Schon wenn wir die verschiedenen Elemente, aus denen das Volk zusammengesetzt ist, gebührend beachten, werden wir seine Auffassungsweise und seine Handlungen verstehen.

Wie die Geschichtsschreiber des römischen Kaiserreichs melden, schuf Julius Caesar hier eine Kolonie, die später, getrennt von den übrigen afrikanischen Besitzungen, unter dem Namen Tingitana eine römische Provinz und durch einen Prokurator verwaltet wurde, der in Tingis, dem heutigen Tanger, seinen Wohnsitz hatte.

Aber schon lange vor den Römern waren diese Gegenden weder wild noch unbekannt. Die Phönizier besaßen der ganzen Küste entlang befestigte Häfen und beuteten mit unermüdlichem Unternehmungsgeist die Hinterländer aus. Hier, am Eingang des Mittelmeeres, hatten sie besonders zahlreiche Niederlassungen. Außer dem üppigen Karthago wurden verschiedene andere Städte gegründet. Die Lage nahe der Meeresenge war eine so wichtige, daß jede neue Macht sich notwendig zu allererst ihrer versichern mußte. Somit haben die Herkulessäulen, welche sich am Eingang derselben erheben und von denen eine auf marokkanischem Boden steht, wechselvolle Zeiten beobachten können.

Eine der merkwürdigsten Tatsachen bleibt die ungeheuer schnelle Ausdehnung der Weltmacht der Araber. Kaum war das Kalifat durch Abu-Bekr anno 632 errichtet worden, so sehen wir sie auch schon einige Jahrzehnte später als Herren von Kleinasien, Persien, Ägypten, von gewissen Teilen Europas und von ganz Nordafrika, bis weit in den Sudan. In diese weiten Strecken drangen sie nicht nur ein, sie verwalteten und beschützten sie auch.

Ihr Mutterland war während dessen der Schauplatz fortgesetzter innerer Kämpfe. Intrigen und Parteistreitigkeiten nahmen kein Ende. Eine Dynastie stürzte in rascher Reihenfolge die andere und die Herrscher



schienen sich nur mit ihren persönlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Revolutionen, Verrat, Vergiftungen und Morde jeder Art waren in Damaskus, wie darauf in Bagdad, an der Tagesordnung und das gleiche System wurde später in Spanien fortgesetzt.

Merkwürdigerweise aber erreichte die Kultur des Volkes gerade während dieser skrupellosen Kämpfe und des beständigen Blutvergießens ihren Höhenpunkt. Die Kalifen, welche nach den geschichtlichen Aufzeichnungen so grausam und blutdürstig gewesen sind, zeigten sich zugleich als die eifrigsten Schüler und großmütigsten Beschützer der Kunst und Wissenschaft.

Aber so schwer verständlich das auch sein mag, wiederholt sich nicht anderweitig, wie z. B. in der Renaissancezeit, dieselbe Erscheinung? Die Regierung der Medici, Visconti, Farnese, Malatesta zeigt zahlreiche ähnliche Züge wie jene der Omajjaden, Aliden, Bujiden, Abenceragen.

Nur der hohe Grad von Bildung und Kunstsinn macht uns jene Epochen trotz ihrer tiefen Schatten so anziehend, die strahlend lichten Seiten lassen die düsteren verzeihen. Darin mag auch die Erklärung dafür gefunden werden, daß nicht nur die Araber, sondern hervorragende Männer aus allen Ländern herbeikamen und daß der menschliche Geist zu einer sonst rohen und unruhigen Zeit reiche Früchte in der Wissenschaft, Kunst und Literatur hervorbrachte.

## III. Die Ästhetik der Mauren.

Das letzte Land der Kalifen läßt uns, selbst in seinem vollen Niedergang, noch zahlreiche Spuren der verschwundenen Größe bemerken. Schon die berühmte Moschee von El-Kutsabih in Marrakesch, die im 12. Jahrhundert erbaut wurde und sich mit ihren sieben Stockwerken stolz über alle anderen Bauten erhebt, würde eines Besuches dieser wenig gekannten Hauptstadt wert sein. Der von weiten Gärten umgebene Palast des Sultans ist eine andere interessante Erinnerung an die Kalifenzeit.

Die gegenwärtige Dynastie, Nachkommen von Mulei-Sherif und danach dem berühmten Ali, behauptet direkt vom Propheten abzustammen. Wie weit dies authentisch ist, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls wird seit dem Sturz des orientalischen Kalifates das abendländische als Erbe des Propheten betrachtet und die ganze arabische Welt sieht in dem Sultan von Marokko den Stellvertreter der geistigen Würde des Propheten.

Der Glanz des Hofes von Marrakesah ist einer solch erlauchten Persönlichkeit wert. Ich erwähne gerne, daß die dazugehörigen Gebäude nichts Außergewöhnliches bieten. Sie sind ziemlich reich mit Ornamenten geschmückt, besonders die Portale zeigen Reliefverzierungen mit verschlungenen Arabeskenmustern aus Gips. Die Inneneinrichtung wird jenen, die nicht an die orientalische Einfachheit gewöhnt sind, kahl erscheinen. Die getünchten Säle sind kaum anders ausgestattet als hie und da mit wundervollen Teppichen und mit reich in Seide gestickten Kissen. Ganz merkwürdig ist, wie die Eigenart dieser weißen, streng einfachen Räume an die leeren Zimmer der Japaner erinnern.

Jedenfalls liegt beiden der gleiche Gedanke zugrunde. Der Wunsch, nicht durch überflüssige Möbel behindert, nur auf die notwendigsten Gegen-





stände beschränkt zu wohnen, offenbart uns eine Geistesverwandtschaft zwischen Beiden. In der Bevorzugung der weißen Farbe als einzigem Grundton äußert sich auch die gleiche Gefühlsfeinheit. Es ist eigentümlich, daß diese beiden morgenländischen Kulturvölker trotz der weiten Entfernung von einander und der so verschiedenen Wege, die sie durchlaufen haben, doch genau die gleichen Schlußfolgerungen ziehen.

Entschieden kann nichts zarter wirken als ein weißer Hintergrund; von keinem anderen heben sich Kunstgegenstände gleich vorteilhaft ab. Als wahre Künstler wußten die Araber, daß sie für ihre Meisterwerke sorgfältig jede unruhige Umgebung vermeiden mußten. Eine Vase von ihrer wundervollen Töpferarbeit, mit dem metallischen Glanz, eine Schale aus durchsichtigem Glas von zartester Tönung, eingelegte Waffen, war alles, was sie in ihren Palästen aufzustellen erlaubten, — ganz wie in Nippon, wo jedes einfachste Haus seine Gerätekammern und Wandschränke hat, um alles Überflüssige hineinzustellen. So müßten wir denn, wollen wir das größte künstlerische Verständnis für Wohnungseinrichtung finden, nach Japan oder ins Land der Muselmanen gehen.

Das Katsura-Schloß von Kioto und die Alhambra von Granada werden für alle Zeiten die Vorbilder bleiben, die ich für vollkommen schöne Wohnsitze wählen würde. Beide sind, inmitten ihrer Gärten von der äußeren Umgebung abgeschieden, eine kleine Welt für sich, wo alles, Natur und Kunst, in vollkommenem Einklang harmoniert; wo architektonische Schönheit, perspektivische Wirkungen, malerische Durchblicke ein unbeschreibliches Gesamtbild geben.

Trotz der unheilvollen europäischen Manufakturen hat sich die Kunst in Marokko teilweise noch immer ihre Reinheit bewahrt und wir finden noch Einrichtungen von wundervoller Einfachheit. Ich werde nie den Eindruck einzelner Patios vergessen, welche in ihrer Vollkommenheit der Linie würdige Nachfolger des klassischen Atriums bilden. Die von einem azurblauen Himmel überwölbten Innenhöfe, welche schlanke, hufeisenförmige Bogen tragende Säulen umgeben, sind von unvergleichlichem Reiz. Mit weißem Marmor gepflastert, mit reizenden, durch Fischbecken geschmückten Brunnen in der Mitte, deren springende Wasser leise plätschern, geben sie ein entzückendes Bild beständigen Lebens. Duftende Blumen und singende Vögel vollenden den Eindruck anziehender Schönheit.

Die Spanier taten recht, ihren Eroberern manche Einrichtungen abzulauschen und unter anderem gerade diese weißen Säulenhöfe im ganzen Lande zu verbreiten. Auch nachdem die letzten Araber längst die Halbinsel verlassen hatten, wurde noch durch Jahrhunderte in orientalischem Stil und Geschmack weiter geschaffen, wozu ihre Abkömmlinge, die Madejaren, aus denen ausgezeichnete Baumeister und Handwerker hervorgingen, besonders beitrugen. Aber auch der Sinn für die Schönheiten der Natur ist nicht minder als das feine ästhetische Gefühl bei den Arabern entwickelt. Daher gewährt jedem Blumenliebhaber ein Besuch der Gärten in Marokko besonderes Vergnügen. Marrakesch ist reich an üppigen Obst- und Gemüseanlagen, in denen alles in außergewöhnlichem Überfluß zu wachsen, zu blühen und Früchte zu tragen scheint. Einer der wundervollsten Gärten ist derjenige des Sultans, wo purpurne Rosen, schneeig blühender Jasmin,



fein duftendes Heliotrop, riesige Päonien, goldene Tulpen und zarte Maiblumen die Luft mit betäubendem Wohlgeruch erfüllen.

Jedoch die schönsten Gärten, nicht nur von Marokko, sondern zweifellos von ganz Afrika sind jene, die ich bei Tetuan gesehen habe; am Fuß der beinahe immer mit Schnee bedeckten Gipfel des Atlas dehnen sie sich in einem grünenden Tale aus, reichlich von den aus Schluchten hervorbrechenden Wassern benetzt. Nichts kann verglichen werden mit der Üppigkeit ihrer Orangen-, Zitronen-, Oliven- und Palmenhaine, deren in Form und Größe so verschiedenartige Früchte in allen Abstufungen von Bronze, Kupfer, Rot und Gold in der glühenden Sonne leuchten. Schlanke Cypressen bilden natürliche Hecken von einer düsteren Schönheit, während die Wege von Lauben überschattet und von Blumengehängen eingesäumt werden, deren tausenderlei Blüten sich gleich einem wunderlich bunten Teppich in blendender Farbenpracht ausbreiten.

Menschen, die solche Paradiese pflegen und ihre Schönheit und ihren Wert verstehen, können nicht roh sein. Wir werden uns auch von dem verfeinerten Wesen der Araber überzeugen können, wenn wir sie besser kennen lernen, und besonders, wenn wir Gelegenheit finden, ihnen außerhalb des einfachen Volkes und der Klasse, welcher der Dienst für die Fremden zugeteilt ist, näher zu treten. Der bescheidenste Beduine ebenso wie ihr stolzer Scheik äußern die gleiche ausgesuchteste Höflichkeit. Ihr Umgang mit Menschen ist, wenigstens so lange sie in freundschaftlichen Beziehungen zu ihnen stehen, von vollendetster Liebenswürdigkeit.

Ein Empfang bei dem Sultan, noch zu den Zeiten von Mulei Hassan, konnte einen Begriff von dem ehemaligen Glanz am Hofe der Kalifen geben. Der lange Zug von Abgesandten der verschiedenen tributpflichtigen Völker, der endlose Vorbeimarsch der Truppen, der zahlreichen Beamten, Gefolgschaften, Sklaven, alle in ihren farbenreichen, seidenen und samtenen Gewändern und mit dem nationalen, weißen, juwelengeschmückten Turban bedeckt, gab ein wunderbares Schauspiel, würdig der Prachtentfaltung der Sanditen und Meriniden.

Aber die glänzendste Szene der Festlichkeit bildete das eigenartige Reiterspiel, genannt Fantasia, wobei alles entfaltet wurde, was Reitkunst an Kühnheit und Grazie darbieten kann. Die Edelleute, in ihrer höchsten Gala und bis an die Zähne bewaffnet, machten auf ihren prachtvollen, reich aufgezäumten Vollblutpferden einen wahrhaft imposanten Eindruck. Und wenn sie begannen, ihre Kunststücke vorzuführen, ihre Tiere lustige Sprünge machen, gewandt hin und her stampfen und anmutig tanzen zu lassen, war der Anblick geradezu ein hinreißender, bis schließlich Reiter und Pferde in höchster Erregung und tollstem Lauf, eingehüllt von dicken Staubwolken durcheinanderwirbelten.

Alles das hat sich seit einigen Jahren sehr geändert. Mit der Thronbesteigung von Abdul Asiz machte sich der fremde Einfluß mehr und mehr bemerkbar. Ohne andern Ersatz hiefür zu bieten als praktische Vorzüge moderner Beschaffenheit, hat man damit begonnen, die malerischen, kunstreichen Gebräuche der Nation auszuscheiden. Die reisenden Kaufleute trafen einen günstigen Boden für den Absatz ihrer Pariser Ausschußware, und seitdem wird alles, was in Frankreich keine Liebhaber findet, nach

14*

Marokko gebracht. Leider beruht das Verfahren, womit ein „Eröffnen neuer Absatzgebiete“ bezeichnet wird, kaum auf künstlerischen oder moralischen Grundsätzen. Die eingeführten Gegenstände sind weniger für das Wohl der Käufer als für den Vorteil der Verkäufer berechnet. Daheim werden die schönen Lehren des Antialkoholismus verbreitet, aber Schnaps und Absinth wird den fremden Völkern fässerweise geschickt. Die leidenschaftlichsten Anhänger des Weltfriedens bemühen sich nichtsdestoweniger, mörderische Waffen zur Zerstörung ihrer Mitmenschen abzusetzen.

## IV. Tingis.

Schon die geographische Lage von Marokko läßt den Gedanken an eine Verteilung naheliegend erscheinen. Mit einer langen Küstenlinie am Eingang des Mittelmeeres dehnt es sich zudem aufs günstigste nach dem Atlantischen Ozean zu aus. Infolge seiner gleichzeitig geringen, nur etwa fünfzig Kilometer betragenden Entfernung von der europäischen Küste war vorauszusehen, daß es von dort aus früher oder später aus seinem Jahrhunderte langen Schlummer erweckt würde.

Auch die mächtigsten Länder können sich nicht gegen Weltbewegungen abschließen. Der Zeitgeist dringt durch die gewaltigsten Schutzwälle. Die rückgängigsten Nationen müssen sich endlich fortentwickeln, die abgeschlossensten Völker einmal ihre Grenzen öffnen. Wie sich Afganistan und Tibet erschlossen, so scheint jetzt auch die letzte Stunde für das alte System in Tripolitanien und Marokko geschlagen zu haben.

Die Teilung dieses letzteren Reiches war wenigstens im Prinzip eine beschlossene Tatsache. Wenn es bis jetzt unabhängig dasteht, so liegt dies weniger in seinem eigenen Verdienst als in der Uneinigkeit der Gegner. Alle Mächte suchen sich des besten Teiles zu versichern, und jene, welche keine Aussicht dazu haben, trachten wenigstens den Vorteil der andern zu hindern. Nie scheinen diplomatische Schwierigkeiten größer gewesen zu sein. Auch beim flüchtigsten Einblick in die Verhandlungen von Algeciras ist man erstaunt, wie sich die Fäden, anstatt sich zu lösen, verwirrten, bis die marokkanische Frage zu einem wahren gordischen Knoten geworden ist, — aber ohne einen Alexander am Horizont.

Welches aber auch die endliche Lösung der politischen Lage sein mag, die wirtschaftliche Entwicklung wird ihren Weg unaufhaltsam weiter schreiten. Schon jetzt sehen wir Unternehmer von allen Seiten herzukommen, um die verschiedensten Handelszweige zu begründen. Reichliche Summen werden von allen großen Geldinstituten zur Verfügung gestellt. Niemand zweifelt, daß sich die in unbeweglichen Gütern angelegten Kapitalien verdoppeln, wenn die Zeit dafür abgewartet werden kann.

Wird der Boden auf vernünftige Weise bewirtschaftet, so kann er reichen Überfluß hervorbringen. Infolge der billigen Arbeitskräfte ist die Ausbeutung eine äußerst vorteilhafte. Was Bauflächen anbelangt, so werden dieselben heute schon, der Küste entlang und in der Nähe von Städten gelegen, doppelt so hoch verkauft, als sie vor etwa zehn Jahren erstanden wurden. Überall finden wir neue Gebäude, durch fremde Unternehmer errichtet, vor.



Hafenplätze wie Larasch (El Arischa), Rabat, Casablanca (Dar el Beda), Musagan, Mogador (Sucura), Agadir entwickeln sich gewissermaßen durch die Gewalt der Umstände. Infolge ihrer günstigen natürlichen Lage an der großen Verkehrsstraße des atlantischen Ozeans, wobei sie zugleich weite, fruchtbare Landstrecken beherrschen, nimmt der Besuch dort mehr und mehr zu. Wenn auch heute nur Dampfer zweiter Größe anlegen, so werden gewiß in kurzer Zeit alle die großen Linien dahin geführt werden.

Leider bleibt der Handel infolge Geldmangels bei den Eingeb orenen beschränkt, obgleich die Einfuhr jährlich eine beträchtliche Zunahme aufweist. Wollwaren, Eisen, Zucker, Tee, Spirituosen, Seide, Papier und alle Arten von Kurzwaren werden alljährlich in großen Mengen abgesetzt und finden nicht nur in Marokko Käufer, sondern durch Vermittlung der Karawanen weit hinein bis in die Regionen des Tschad-Sees und in den ganzen westlichen Sudan. Neben den früher schon erwähnten Ausfuhrartikeln müssen noch Hülsenfrüchte von ausgezeichneter Qualität angeführt werden, dann Datteln, Wachs, Teppiche, Ledergegenstände, einige Stoffe und andere Erzeugnisse von weniger Bedeutung.

Die beiden wichtigsten Mittelmeerhäfen sind Tanger und Tetuan. Ersteres gilt als ein hervorragender Handelsplatz, letzteres als schönste Stadt, nicht nur des Landes, sondern von ganz Nordafrika. Das eine wurde durch Neuerungen gänzlich umgewandelt, das andere bewahrte sich unverändert sein vornehmes Aussehen von früher her. Tanger, von Cadix und Gibraltar aus in wenigen Stunden erreichbar, ist längst ein beliebter Ausflugsort geworden und als Winteraufenthalt mehr und mehr besucht. Zahlreiche Hotels nehmen von Jahr zu Jahr eine größere Anzahl Fremde auf. Tetuan dagegen, wo die Dampfer noch gar nicht regelmäßig anhalten und das mehrere Kilometer von der Landungsstelle entfernt liegt, zeigt noch ganz seinen eigenartigen, rein orientalischen Charakter.

Vor etwa zwanzig Jahren bot Tanger, wie ich mich erinnere, noch einen vollkommen mittelalterlichen Anblick dar. Schon die Ankunft versetzte in die weit zurückliegenden Zeiten der Mächtigen Almohades und Meridines, denn man war in Ermanglung einer Reede und eigentlichen Ausschiffungsstelle genötigt, das Ufer auf dem Rücken irgend eines arabischen Riesen zu erreichen, der, sich die Unbeholfenheit seiner Last zu nutze machend, möglichst viele Backschisch erpreßte.

Es gibt wohl wenig Städte, die ihre Entstehung auf ein so ehrwürdiges Alter zurückführen können wie Tanger. Schon Augustus räumt ihr das Vorrecht als solche ein, und Tingis, wie es damals genannt wurde, scheint von großer Bedeutung gewesen zu sein. Später, unter Claudius, wurde das ganze Gebiet eine römische Kolonie und ist als Mauritania Tingitana häufig erwähnt.

Im dritten Jahrhundert bildete diese Küste einen Teil von Südspanien, von der Provinzia Ulteriora.

Zahlreiche Ruinen von Gebäuden dem Meere entlang, kühn gewölbte Bogen, die den stromartigen Fluß Galeres überspannten, auch das alte, mitten unter Trümmern stolz aufragende Marttime Tor zeugen von ihrer einstigen Bedeutung. Es ist staunenswert, wie die Römer in diesen ent-



legenen Zonen und unter so schwierigen Verhältnissen in ihrer gewohnten Weise weiter gelebt, gebaut und gehandelt haben. Ihre Lebensregeln haben sich nie und unter keiner Bedingung geändert, nie haben sie sich anderen Verhältnissen angepaßt oder gebeugt, im Gegenteil alles nach ihrer eigenen Gewohnheit eingerichtet und umgewandelt.

Von den übrigen Eroberern, den Byzantinern und den Vandalen, blieben keine Erinnerungen zurück, nur die Portugiesen, die Herren von 1471 bis 1662, hinterließen vielerlei Spuren. Während dieses langen Zeitraums veränderte die Stadt sehr ihr Aussehen und neue Befestigungen wurden errichtet. Die Bevölkerung vermischte sich mit zahlreichen jüdischen und muselmanischen Einwanderern, die von der iberischen Halbinsel herüberkamen. Heute noch sind die Hälfte der vierunddreißig bis fünfunddreißigtausend Einwohner Juden, die hauptsächlich den Handel in den Händen haben. Viele unter ihnen bewohnen die schönsten Häuser. Sie leben und kleiden sich vollständig in arabischer Art, so daß man sie im ersten Augenblick für Mohammedaner nehmen könnte. Trotzdem beobachten sie streng ihre Glaubensvorschriften und sind stolz auf ihre Abkunft aus dem Judäischen Reiche.

Etwa siebentausend der Bewohner sind Spanier aller Klassen und mit verschiedenartigsten Beschäftigungen. Kaufleute, Handwerker, Arbeiter, alle suchen sich hier ihr Brot zu verdienen. Spanisch wird unter allen fremden Sprachen am meisten gesprochen, jedermann versteht es, wenn er es auch nicht selbst redet, und es ist begreiflich, wenn die Spanier, die sich schon in Melilla und Ceuta festgesetzt haben, diese Gegenden als ihr Eigentum ansehen.

Tanger ist als Sitz des diplomatischen Korps bis zu einem gewissen Grad zweite Hauptstadt. Alle Mächte haben ihre Stellvertreter dort. Unter verschiedenen Titeln: Minister, Residenten, Generalkonsuln, genießen sie Ausnahmestellungen. Alle bewohnen, meist außerhalb der Stadt, reizende, mit Gärten umgebene Villen.

Der große Markt der Stadt, der berühmte Socco de Barra, bietet eines der merkwürdigsten Schauspiele dar. Alles, was wir unter Orientalismus verstehen, zeigt sich dort in seiner ganzen Originalität. Karawanen, von langen Reisen zurückgekehrt, lagern in ungeordneter Freiheit auf dem Platze. Ganze Familien, aus entfernten Gegenden gekommen, nächtigen unter ihren zerrissenen Zelten. Die einen stolzieren in prächtigen Gewändern, andere beugen sich im Staube, einige Pfennige erbettelnd. Hier wird aus vollem Halse gesungen, dort in höchster Erregung gezankt. Aus den Kaffees dringen ohrenzerreißende Töne von sonderbaren Instrumenten; schließlich verlieren sich auch die lautesten Schreie in dem betäubenden Gesamtlärm.

Der Socco ist der allgemeine Sammelplatz. Es gibt wohl keinen Bewohner Tangers, der ihn nicht täglich wenigstens einmal überschritte. Und wenn man einmal dort ist, so hält man sich auch kürzer oder länger auf, denn da ist immer etwas zu hören und noch mehr zu sehen. Erzähler berichten von den merkwürdigsten arabischen Fabeln, indem sie die ergreifenden Ereignisse mit ausdrucksvollen Gesten begleiten. Sänger, welche die Heldentaten ihrer Scherifs in endlosen Melodien rühmen, sind



nicht weniger beliebt. Wenn nun das Ohr hiebei reichlichen Genuß findet, so wird das Auge ebenso befriedigt. Gaukler lassen ihre glänzenden Goldkugeln tanzen, Zauberer fliegende Vögel verschwinden, Schlangenbeschwörer, während sie die Zuschauer unter dem Bann ihres rätselhaften Blickes halten, ihre unheimlichen Reptilien nach einer schrillen Flöte tanzen. Den größten Zulauf jedoch haben die Assauai, welche unter einer Art Autosuggestion wie hypnotisiert sind und Stücke von Eisen und Glas, überhaupt was ihnen unter die Hände kommt, in einem Zustand des Wahnsinns verschlingen. Diese verschiedenerlei Schaustellungen, die sich nebeneinander von früh bis abends abspielen, ohne sich je gegenseitig zu stören, bilden die größte Eigenart von Tanger.

Neben den Arabern führen die Berber unverändert ihre träge, sorglose Lebensweise fort und halten sich nach wie vor für die Herren der Welt. Alles ist bei den Mohammedanern im gleichen Zustand geblieben wie zu den Zeiten des Hedschra.

Daneben verkehren die Fremden mit der fieberhaften Tätigkeit unserer Zeit und die neuesten Erfindungen folgen ihnen auf dem Fuße nach. Jedermann lebt nach seiner eigenen Überzeugung. Jeder hat seine eigene Beschäftigung und sein eigenes Streben, seine besonderen Gedanken und wechselnden Vorstellungen.

## V. Geschichte.

Ein Volk, welches so lange eine führende Stellung einnahm und Jahrhunderte lang sich die Weltmacht bewahrte, bleibt mit seinen Einrichtungen gleichsam in sich abgeschlossen. Je mehr es sich von der übrigen Welt trennt, unbekümmert um die Handlungen anderer, blind gegen alles, was ringsumher vorgeht, je mehr mumifiziert es. Durch vollständige Absonderung nehmen Unwissenheit und zugleich Selbstüberschätzung zu.

Begreiflicherweise mußten diese so lange Zeit in sich selbst zurückgezogenen Völker daher ganz falsche Begriffe und Ansichten bekommen. Sie glauben, in ihrem Stolz auf ihre frühere Größe, derselben noch teilhaftig zu sein. Der einfachste Beduine hält sich für ein Meisterwerk der Schöpfung und betrachtet die übrige Menschheit geringschätzig. Alle Fremden sind ihm nur elende Geschöpfe oder ungetreue Hunde. Auch in ihrem Nationalitätsgefühl äußern sie gleiche kindische Verblendung. Das Maurische Reich ist für sie unverändert die unbesiegbare Weltmacht. Bei ihrer beschränkten geographischen Kenntnis meinen sie den wichtigsten Teil des Erdballes zu besitzen. Jenseits ihrer Grenzen gibt es, wenigstens nach der Ansicht dieser Leute, nur Wüste und wenig begehrenswerte Schneefelder. Ihr geliebtes Maghreb ist der Mittelpunkt des Universums und sein Sultan nichts weniger als der Nachfolger des Propheten und der ruhmvolle Stellvertreter Allahs auf Erden.

Merkwürdig jedoch und mit solchem erhabenen Gedanken unvereinbar ist, daß das Volk selbst sich, trotz der hohen Vorstellung von der Person seines Herrschers, ihm nie unterworfen hat. Ungeachtet aller Anstrengung und aller Opfer hat der Sultan niemals seine Untertanen zur Unterordnung unter seinen Willen gebracht. Mehr als die Hälfte von



ihnen, die fünf Millionen Berber, bewahrten sich seit undenklichen Zeiten ihre Unabhängigkeit. Auch die wilden Wüstensöhne streifen heute wie in der Vergangenheit frei umher und führen unverändert ihr aufregendes, abenteuerliches Nomadenleben fort. Von diesen Wildlingen wie den Kabylen in den Bergen des Rifs, Sagru oder anderen Teilen des Atlas vermag die Regierung kaum einige Summen oder Lebensmittel als Steuer zu erheben.

Somit gelten die Einkünfte des Landes als äußerst unsichere, nie ist vorauszusagen, ob der eine oder andere Distrikt nicht seine Pflichtabgabe verweigern wird und man muß zufrieden sein, wenn die kühnen Leute sich nicht öffentlich auflehnen und den Krieg gegen ihr eigenes Land erklären. Diese eigentümlichen Verhältnisse herrschen im ganzen Land und der gesamten Bevölkerung, die nicht ganz zehn Millionen beträgt; davon sind, wie gesagt, mehr als die Hälfte Berber und nur drei Millionen Araber, alles andere Neger und Juden, so daß der Kaiser kaum die Hälfte als Untertanen zählen kann, von denen nicht der vierte Teil wirklich treu bleiben würde.

Hierin liegt im Grunde die Hauptursache, warum die Lage sich so verschlimmert hat. Ohne leichte Verbindungsmittel bleiben einzelne Teile des Landes vollkommen abgeschieden und die verschiedenen tributpflichtigen Völker, wie die stark mit Negerblut vermischten Charatin aus der Gegend des Wadi Saura oder die wilden Tuaregs von El Erg, bilden ebenso viele Nationen für sich. Die reinen Araber, die besten des Landes, die sich um den Hof scharen, in den größeren Städten leben und hervorragende Stellungen einnehmen, sind eigentlich die einzigen, auf die der große Emir zählen kann.

Emir el Mumenin oder Herr der Gläubigen war der Name, mit dem der Fürst von seinem Volk angeredet wurde. Als unumschränkter Herrscher leitet er seine göttlichen Rechte direkt von Muhammed ab. Wie wir schon früher gesehen haben, eroberten die Omajjaden das Land. Sie besetzten Mauritania schon im Jahre 700 und kaum ein halbes Jahrhundert später sagten sich die Almoraiden von dem asiatischen Kalifat los. Im 18. Jahrhundert rissen die Almohaden die Macht für kurze Dauer an sich, nach ihnen wurden die Meriniden die Herren. Im 14. und 15. Jahrhundert gehörten die Sultane der Familie der Sanditen an, deren Regierung, abgesehen von beständigen innern Kämpfen und Intrigen am Hofe, ohne wichtige Ereignisse blieb.

Während der Herrschaft der Scherifs von Talifet, die mit Beginn des 17. Jahrhunderts zur Macht gelangten, wurde Marokko zu seiner einstigen Größe erhoben, sowohl durch ihre seltenen Eigenschaften als Staatsmänner wie durch ihr skrupelloses Vorgehen. Nicht nur die seit langer Zeit in Tanger ansäßigen Portugiesen wurden durch sie verjagt, auch die Grenzen des Landes erweitert und ein großer Teil von Algerien einverleibt. Aber diese Machtausdehnung war nicht von langer Dauer. Nach dem Tode Achmeds entnervten innere Aufstände das Land, bis Mulei von der jüngeren Linie der Scherifs an die Regierung kam, als Begründer des kaiserlichen Hauses, das den Thron heute noch inne hat. Ein bemerkenswertes Glied dieses Stammes, Mulei Islarn, war ein tyrannischer,



aber starker Herrscher, der die aufrührerischen Elemente seines Landes bis zu einem gewissen Grad sich zu unterjochen verstand. Mulei Suliman, der zur Zeit der Napoleonischen Kriege lebte und aus der Entfernung Zeuge der berühmten Seeschlacht von Trafalgar sein konnte, zeigte sich als ehrgeiziger Herrscher. Die Mitte des 19. Jahrhunderts ist durch die Aufstände bewegt, die der bekannte Abdel Kader hervorrief. Er tat sein möglichstes, um die Mauren aufzuwiegeln und Marokkos Beistand gegen Frankreich zu bekommen, was in der Folge endlose Reibereien und Kriegszüge verursachte.

Unter dem Sultan Sidi Muhammed begannen die Streitigkeiten mit Spanien. Während seiner Regierung fanden die zahllosen Kämpfe bei Ceuta statt. Der Marschall O'Donnel, der eine so wichtige Rolle in der spanischen Revolution spielte, schlug die Marokkaner auf der ganzen Linie, so daß sie genötigt waren, unter den demütigendsten Bedingungen Frieden zu schließen.

Mulei Hassan, seit 1873 der Nachfolger von Sidi Muhammed, war Kaiser, als ich das erstemal nach Marokko, dem Lande der Kalifen kam und alles noch dort so unberührt und eigenartig war, daß es weniger der Wirklichkeit als einem phantastischen Gebilde aus einer Märchenwelt glich. Das Szepter Mulei Hassans war biegsam gleich einem Rohre. Er hatte während seiner zwanzigjährigen Regierung nur Unglück und Demütigungen zu verzeichnen und überdies dem Marschall Martinez Campos, dem Oberbefehlshaber der spanischen Armee, eine sehr große Summe bis zu seinem plötzlichen und wahrscheinlich nicht natürlichen Tode zu bezahlen. Sein jüngerer Sohn Abdul Azis, der unter stark französischem Einfluß aufwuchs, lebte kaum glücklicher. Jedermann kennt die traurige Rolle die er genötigt war, bis zu seiner Absetzung zu Gunsten des Sultans Mulei Hafid zu spielen.

Es ist schwer zu sagen, bis zu welchem Grad ein Mann als Herrscher bezeichnet werden kann, der nicht einmal Herr seiner eigenen Handlungen ist. Jedenfalls geht jetzt die Verwaltung in ihrem alten Geleise weiter. Das Land zerfällt in zwei große Regierungsbezirke. Jene des Nordens entspricht dem römischen Mauretania-Tingitana, die des Südens dem alten Gaetula. Letzteres ist in verschiedene Distrikte geteilt, an deren Spitze die Kaids sich der mühevollen Aufgabe unterziehen, den Tribut für die Pforte einzutreiben.

Mit der Rechtspflege ist es schwach bestellt. Nichts belehrt uns hierüber besser, als einer Gerichtsverhandlung beizuwohnen, in der jedermann zugleich spricht, schreit und schimpft; wo die heftigsten Verhandlungen sich abzuspielen scheinen und dennoch schließlich, wie nach einem Gewitter im Sommer, der Kadi unter der Sicherheit seiner gleichmütigen Heiterkeit mit beneidenswerter Ruhe vorsitzt. Zur Beachtung der gesetzlichen Vorschriften durchstreifen Abteilungen der El Machaznigah oder Polizeisoldaten das Land. Die Armee besteht aus fünfzigtausend Mann, wovon ein Drittel Kavallerie ist. Zudem müssen die Hazkah oder der Landsturm gezählt werden, die im Kriegsfall auf dreimalhunderttausend Mann gebracht werden können. Ob die marokkanische Armee auf dem Schlachtfelde einer europäischen Macht gegenüber erfolgreich sein könnte,



ist schwer zu beurteilen. Obgleich sehr tapfer, könnten die Soldaten ohne moderne Ausbildung und ohne befähigte Offiziere schwerlich lang widerstehen. Dennoch wäre die vorzüglichste Armee einem Guerillakrieg in den Bergen des Innenlandes gegenüber machtlos. Das wissen die Afrikaner genau und haben darum zu allen Zeiten getrachtet, den Feind in das Landesinnere zu locken und ihn durch ihre Wachsamkeit wie durch die Gewalt der Umstände zu erschöpfen. Auf diese Art hat Menelik die italienische Armee geschlagen und seinem Reich die Unabhängigkeit bewahrt.

*

Die einst so bedeutende Seemacht von Afrika, die der Schrecken des Mittelmeeres war, besteht nicht mehr. Will jedoch Marokko eine Rolle spielen, so kann dies bei seiner bevorzugten Lage mit der ausgedehnten Küste am Atlantischen Ozean und beinahe noch mehr an der Enge des Mittelmeeres allein auf der Grundlage einer gut ausgestatteten Flotte erreicht werden. Nur eine solche wird die langen Uferstrecken verteidigen und ein wirtschaftliches wie politisches Leben sichern können.

Tanger, Tetuan, Larasch, Rabat, Casablanca, Safi, Magadan, Mogador, Agadir, alle diese Städte, so bescheiden sie jetzt auch noch sind, werden sicherlich in der Zukunft eine Rolle spielen. Infolge ihrer genügend vor Winden geschützten Lage am Meeresufer können sie ausgezeichnete Häfen abgeben, und somit fehlt nichts, um die wundervolle Küste zu einer der blühendsten der ganzen Welt zu gestalten.

Die Natur hat sie wahrlich im Überfluß bedacht. Alle Bedingungen für ein Gedeihen sind gegeben. Das Klima ist mild und gesund, so daß leicht hier eine Art afrikanische Riviera geschaffen werden könnte. Es gibt Ärzte, die sogar finden, daß dieser Himmelsstrich weniger einem plötzlichen Temperaturwechsel ausgesetzt und die Luft hier kräftigender ist als an der italienischen Riviera.

Vom kaufmännischen Standpunkt aus betrachtet, bedürfen die Vorzüge kaum einer Erläuterung. Sobald eine Eisenbahnlinie die Küste entlang führt, wird ein Aufblühen gesichert sein. Wenn das Hinterland Verbindungswege besitzt, wird seine Produktion, deren Fortschaffung bisher so schwierig war, gehoben werden und die dem Ackerbau so günstige Hochebene, die eine weite Strecke mit Ausläufern nach dem Innern einnimmt, äußerst nutzbringend ausgebeutet werden können.

Man hört auch schon von allen Seiten von der großen Eisenbahnlinie sprechen, die von Tanger aus, dem Strand des Atlantischen Ozeans entlang, gebaut werden und alle Häfen des Landes berühren soll. Eine derartige Anlage könnte nur vorteilhaft für die Unternehmer und zugleich günstig für das Land sein. Einige Stimmen lassen sich sogar zu Gunsten einer Fortsetzung des Eisenweges bis nach Cap Verde oder auch noch weiter vernehmen, wodurch eine neue große internationale Straße geschaffen würde, die den Handel zum Teil den atlantischen Ländern sichert.

Zweifellos ist die Ausführung dieses Planes im Norden des Golfes von Guinea von größter Bedeutung für die Entwicklung der wirtschaftlichen Tätigkeit auf dem schwarzen Kontinent. Umsomehr, als auch die größeren schiffbaren Flüsse dort ebenso viele Verbindungswege für den Handel bilden können. Ein weiterer, nicht zu unterschätzender



Vorteil dieses Küstenstriches ist seine Lage gegenüber Mittelamerika. Die Schiffe fahren von dort in einigen Tagen nach Dakar und Bathurst und bei der fortgesetzten Erhöhung der Schnelligkeit der Dampfer wird diese Zeit noch verringert werden.

Bei Betrachtung der Eisenbahnkarte ist leicht zu erkennen, daß eine von Tanger aus führende Küstenlinie ihre Fortsetzung über Algeciras, Madrid, Paris, in die großen Weltverkehrszentren haben muß, von wo aus der Weg ohne jede Schwierigkeit direkt durch Asien nach Peking, Wladiwostok oder Tokio fortgesetzt werden kann.

Leider scheinen die Verhältnisse in Marokko sich vorerst noch nicht zu bessern und die marokkanische Frage nach wie vor verwirrt zu bleiben. Je mehr man sich bemüht, die Schwierigkeiten zu lösen, desto verwickelter werden sie. Begreiflicherweise sucht jedes Land möglichst viel Vorteile dabei zu erringen. Täglich tauchen andere Möglichkeiten auf und jeden Augenblick will sich eine neue Macht das Übergewicht sichern.

Seit dem Kongreß von Algeciras, von dem so viel erwartet wurde, haben sich die widerstrebenden Interessen noch verschärft und die Besprechungen, die danach stattfanden, waren offenbar von keinem glücklichen Erfolg. Fortwährende Mißverständnisse, wachsende Schwierigkeiten haben den Gedanken an einen Bundesstaat erstehen lassen, dessen beredtester Vertreter der Marquis von Camarosa ist. Durch Vorträge wie durch Flugschriften sucht er darzulegen, wie vorteilhaft für die ganze Welt eine Internationalität und vollständige Neutralität von Marokko sein würde, und bietet zum Schluß einen ins einzelne gehenden Plan über die Organisation der Verwaltung: 1. die Kabylen, die nur schwach und oft widerwillig der Oberhoheit des Sultans sich unterwerfen, sollen Gemeinden und Kantone mit Selbstverwaltung bilden; 2. die Regierung des Sultans sei durch eine Zentralregierung zu ersetzen unter Beistand eines aus den Abgesandten der Mächte bestehenden Rates; 3. diese Art Bundesrepublik sei auf eine solche Weise einzurichten, daß sowohl die Untertanen der Mächte als die Marokkaner selbst sich dabei möglichst wohl fühlen und in gutem Einvernehmen gedeihen können.

Wie dem auch sei, es steht unzweifelhaft fest, daß die bisher in diesen Gegenden unbekannten Lokomotiven mit der Zeit, und wahrscheinlich schneller, als man vorher vermuten kann, sich unwiderstehlich Bahn brechen werden. Dadurch würde die Lage hier ebenso einschneidend sich ändern wie überall anderwärts. Die natürlichen Hindernisse wie die durch menschliche Intrigen errichteten physischen oder moralischen Schwierigkeiten müssen notwendigerweise vor dem unaufhaltsamen allgemeinen Fortschritt der Zeiten weichen. Es bleibt nur zu hoffen, daß die Begebenheiten, anstatt Aufruhr und Zerstörung zu bringen, einen friedlichen Verlauf nehmen. Wünschenswert wäre, daß die Schwierigkeiten, welche von allen Seiten auftauchen und den Horizont mehr als je verdunkeln, so bald als möglich zur Befriedigung aller Beteiligten und zum allgemeinen Wohl behoben werden könnten.

Algeciras 1911.



# Haß, Lüge, Verleumdung.

Von Paul Maria Baumgarten.

The Spectator vom 24. März 1917 (Nr. 4630) bringt auf Seite 363 eine Erörterung des anglikanischen Bischofs Charles F. Dorn über die Lage der Kirche in England nach dem Kriege zum Abdruck. Auf Grund der Feststellung, daß der deutsche Militarismus einen christenfeindlichen Geist enthalte, lehrt der Bischof den Satz: „In the last resort we are fighting for the Triumph of the Christian ethic, for brotherhood and peace."

Ich nehme ohne weiteres an, daß der Verfasser völlig von der Richtigkeit seiner Behauptung überzeugt ist. Er sagt das, weil die Zeitungen und Bücher, die er gelesen hat, ihm die Unterlage dafür geliefert haben, weil die Reden auf der Kanzel, in den öffentlichen Versammlungen, im Ober- und Unterhause, in seinem Klub und in der von ihm besuchten Geselligkeit alle auf diesen Ton gestimmt waren, weil er keinerlei Verkehr mit Büchern oder Menschen gehabt haben kann, die ihn eines Besseren hätten belehren können.

Wenn der alte, ehrwürdige Lord Bryce als Vorsitzender des englischen Greuelausschusses so haarsträubende, scheinbar auf unmittelbarer Zeugenschaft beruhende Einzelheiten in endlosen Massen hat ans Tageslicht ziehen können, dann muß für den Durchschnittsengländer — ob er man in the street oder Bischof ist, gilt gleich, — die Sache endgültig erledigt sein. Eine Berufung gibt es da nicht, zumal auch der verstorbene Lord Cromer ganz derselben Ansicht gewesen ist.

Der Bischof von Bayonne, Lescar und Oloron schrieb am 9. Januar 1917 einen Brief an den Erzbischof von Taragona. In demselben finde ich folgende Stelle: „D'un mot sévère vous qualifiez la conduite de ceux qui, en Espagne, soutiennent la cause de l'Allemagne: ‚Les catholiques ne peuvent appuyer ni aider, en aucune façon, la cause de l'Allemagne luthérienne. Ce serait simplement absurde.' Je vous demande la permission d'ajouter: Ce serait dangereux aussi. La Prusse est née avec les Hohenzollern; son origine repose sur la spoliation et l'apostasie. À son premier jour, Rome la frappa d'excommunication. Son histoire tient en deux mots: rapines et haine de l'Église catholique. Les Papes le savent; la Pologne, le Danemark, l'Autriche, la France le savent aussi."

Zwei Kirchenfürsten geben hier Urteile über Deutschland, über Preußen ab, die weder mit geschichtlichen noch mit verfassungsgeschichtlichen Kennt-



nissen irgendwelcher Art sonderlich beschwert sind. Zudem hat die letzte spoliation de l'Église catholique meines Wissens nicht in Preußen, sondern in Frankreich, und die vorletzte in Italien stattgefunden. Ich gehe wohl nicht zu weit, wenn ich derartige Worte als Ausfluß eines durch allgemeine Verhetzung auf die Spitze getriebenen, völlig blinden Nationalismus bezeichne. Da der Brief des Bischofs von Bayonne in zahlreichen Zeitungen Frankreichs abgedruckt worden ist, so ist sein Verfasser für all das Unheil verantwortlich zu machen, das aus diesen bischöflichen Worten sich mit Notwendigkeit ergibt.

B. L. C. veröffentlicht in der Zeitschrift La Croix vom 7. April 1917 (Nr. 10.456) einen Leitartikel En Pays libéré. Darin liest man eine merkwürdige Bemerkung über die deutschen katholischen Feldseelsorger: „D'ailleurs, les aumôniers allemands ne se cachaient pas pour dire que cette guerre était une guerre de religion..." Wenn hier nicht ein kaum erklärbares Mißverständnis vorliegen sollte, so haben wir es mit einer so frechen Lüge zu tun, wie man deren in diesem Kriege wenige gefunden hat. Wenn das katholische Blatt von Paris mit seinem weitreichenden Einfluß sich zum Verbreiter solcher Dinge ganz skrupellos hergibt, dann darf es nicht Wunder nehmen, wenn der Haß so ins Kraut schießt, wie es tatsächlich der Fall ist. Und wie kann man vorstehende Äußerungen mit der folgenden vereinigen, die in der gleichen Zeitung in der Nummer vom 9. Januar 1917 (Nr. 10.380) abgedruckt war? Es heißt dort: „Cette guerre effroyable n'a pas un caractère religieux, c'est entendu. Les dix alliés se trouvent, malgré leurs divergences religieuses unis pour defendre contre l'emprise allemande la cause de la justice et du droit." Möchten nicht der spanische Erzbischof und der französische Bischof, die ich oben habe zum Worte kommen lassen, diese Worte beherzigen und sich klar machen, daß England, der Bundesgenosse Frankreichs, für sich geltend machen kann, daß das neue England des sechzehnten Jahrhunderts repose sur la spoliation et l'apostasie? Daß à son premier jour, Rome la frappa d'excommunication? Daß son histoire tient en deux mots: rapines et haine de l'Église catholique in der allerblutigsten Form durch fast drei Jahrhunderte hindurch? Die von dem einen Hauptschriftleiter von La Croix zugestandene Feststellung, daß es sich nicht um einen Religionskrieg handelt, ist nur daraus zu erklären, daß der Zusammenhang eine gegenteilige Behauptung als lächerlich hätte erscheinen lassen. Aber immerhin sieht der Verfasser in dem Kriege ein „duel entre l'Allemagne et la France qui peut bien être considéré et qui est, en tout cas, pour nous, le duel essentiel, c'est l'Allemagne protestante de fond qui se mesure à la France qui est restée catholique de fond." Wie sich diese Dinge logisch vereinigen lassen, ist das Geheimnis des Verfassers, wahr bleibt aber, daß durch solche unwahre Behauptungen die französische Volksseele, soweit sie noch wirklich katholisch orientiert ist, in unsagbarer Weise vergiftet wird.

Es mag allenfalls noch hingehen, wenn der Erzbischof von Reims, Kardinal Luçon, in seinem Briefe an den Akademiker Ernest Lavisse von der haine jalouse de nos ennemis spricht und die Deutschen Bar-



baren nennt. Das sind verhältnismäßig unschuldige Blüten bischöflicher Prosa. Auch die bombes incendiaires, die die Deutschen auf die Kathedrale von Reims geworfen hätten, kann man dem Erzbischofe dieser Stadt nicht besonders ankreiden. Anders aber ist es mit dem Titularerzbischof von Laodicea mit dem urdeutschen Namen Sebastian Herscher, wenn er schreibt: „. . . au nom de leur vieux bon Dieu, qui répond à leur idéal de félonie, d'hypocrisie, de rapine, de violence et de cruauté." La Croix macht sich zum Mitschuldigen dieser bischöflichen Verhetzung, indem das Blatt diese giftgeschwollenen Äußerungen am 16. Januar 1917 zum Abdruck brachte.

Überboten wird Monsignor Herscher noch durch Monsignor Landrieux, Bischof von Dijon. Le Matin und mit ihm viele andere Blätter brachten am 12. Januar 1917 Nachricht von einer Ansprache, die der Bischof an die Priester seines Sprengels gehalten hatte. Darin kommt folgende Stelle vor, deren Genauigkeit nach jeder Richtung verbürgt ist: „Voici qu'aux voix du ciel d'autres voix se mêlent qui montent de la terre et qui parlent de paix. Seulement ce n'est pas une colombe qui tend le rameau d'olivier: il pend au bec mal essuyé d'une bête de proie, l'aigle noir de Prusse. C'est le vautour gorgé de sang qui propose la paix pour consolider ses conquêtes, parce que l'horizon s'assombrit autour de lui et qu'il n'est pas sûr du lendemain."

Angesichts dieser unsagbar widerlichen Ausdrucksweise, der man nicht einmal in Le Bonnet Rouge oder in L'Humanité begegnet, fragt man sich bis ins innerste Herz betroffen: Darf ein Bischof bei feierlicher Gelegenheit so zu seinen Priestern sprechen? Verdient dieser Haß — etwas Anderes kann doch nicht der Beweggrund für diese niedrigen Anwürfe gewesen sein — nicht schärfsten Tadel? Welches Unheil derartige bischöfliche Worte anzurichten im Stande sind, kann man nur mit Schaudern ausdenken.

•

Edouard Drumont, der eine geschiedene Frau geheiratet hatte, ist kirchlich begraben worden, obschon nichts davon bekannt geworden ist, daß er diese schwere Verfehlung und das öffentliche Ärgernis in öffentlicher Weise wieder gut gemacht hätte. Von einem plötzlichen Tode überrascht, hatte Drumont, der streitbarste aller Nationalisten, keine Zeit gefunden, sich mit der Kirche wieder auszusöhnen. Unmittelbar nach seinem Tode schrieb Le Bonnet Rouge, das wüste Blatt der äußersten radiko-anarchistischen Linken, daß Drumont trotz des öffentlichen Ärgernisses gewiß kirchlich begraben werden würde. Und so ist es denn auch gekommen. Es ist nicht meine Sache, dem Pfarrer von Saint-Ferdinand des Ternes bei Paris das Gewissen zu erforschen, wie er das hat wagen können. Ich stelle nur die Tatsache fest und hege die Vermutung, daß man einen solchen Mann wegen seines Deutschenhasses wohl nicht ohne die kirchlichen Ehren hat in die Grube senken wollen. Der 6. Februar dürfte dann wohl, wenn ich mit meiner Annahme Recht haben sollte, als ein Datum zu verbuchen sein, an dem aus politisch-nationalistischen Gründen die kirchlichen Gesetze öffentlich übertreten wurden!



Kurz vor seinem Tode sprach Drumont mit Raphael Viau, der darüber in Le Gaulois vom 7. Februar 1917 berichtet. Der rauflustige Drumont ließ, als der Tod schon bei ihm angeklopft hatte, noch die folgende haßerfüllte Bemerkung fallen, die begierig von seinen Freunden und Anbetern aufgegriffen wurde: „Ah, ce Guillaume! il a empoisonné positivement mes vieux jours; il abrégera certainement ma vie! . . . . Tenez, voilà le châtiment que je voudrais pour ce manchot turpide: l'enfermer dans une cage et l'installer dans une de ces tours du pont de Moret, juste en face de celle qui renferme la cage de ce misérable La Balüe; quelle attraction pour ce joli pays! J'irai le voir tous les dimanches!"

Daß Gustave Hervé in seinem Blatte La Victoire des öfteren kindisch, des öfteren unzurechnungsfähig, des öfteren gemein sich ausdrücken kann, muß als bekannt vorausgesetzt werden. Sein impulsiver Haß gegen Deutschland ist unzählige Male zum Ausdruck gekommen. Da er in den letzten zwei Jahren als wohlbezahlter Offiziosus des Ministerpräsidenten Briand es mit seinem Blatte zu ansehnlicher Verbreitung gebracht hatte, so sind seine tiefbeklagenswerten, immer in lebhaftem, oft überraschendem Stile geschriebenen Ausbrüche nationaler Verblendung in die weitesten Kreise gedrungen. Freilich, von Hervé kann man nach seiner ganzen Bildung und Erziehung nichts Besseres verlangen. La Croix, das katholische Blatt, druckt nicht gar so selten mit einem schmunzelnden Behagen die leidenschaftlichen Ausbrüche Hervés ab, wobei aber nur ganz selten irgend eine Einschränkung gemacht wird. Einen besonders auffallenden Fall dieser Art haben wir in La Croix vom 15. Januar 1917.

Am Tage vorher hatte ich in La Victoire einen Aufsatz Hervés gelesen, der die Überschrift trug: La réponse du Kaiser Bonnot. Man erinnert sich wohl noch, daß Bonnot einer der schlimmsten Apachen von Paris war. Und mit diesem Namen wird der deutsche Kaiser bedacht. Der Aufsatz beginnt wie folgt: „Le Bonnot impérial n'a pas perdu de temps pour répondre à la note des alliés. La réponse est d'un beau cynisme. Le Bonnot couronné a retenu le conseil d'Avinain, au moment où le bandit montait à la guillotine: ‚N'avouez jamais!' Il n'avoue pas." Ausdrücke wie perfidie, le grand assassin de Berlin, prémedité le crime, ces gens-la mentent cyniquement, monstrueux attentat und andere kennzeichnen den Geist, aus dem heraus der Aufsatz geschrieben ist. Und am Schlusse heißt es: „Quelle meilleure preuve que les mots justice, droit, honneur n'ont aucun sens pour eux." Mit der einleitenden Bemerkung, daß ça et là quelques réserves à faire seien, wird dieser Aufsatz Hervés auf die Leser von La Croix losgelassen. Da nicht gesagt ist, welche Einschränkungen die Redaktion für notwendig hält, so ist diese Bemerkung gänzlich wertlos. Le Bonnot impérial bleibt also auch auf dem katholischen Blatte La Croix hängen.

*

Pierre l'Ermite ist Pfarrer von Montmartre in Paris. Seit langen Jahren ist er als geistvoller Schriftsteller, scharfsinniger Kritiker der sozialen Umwelt und warmherziger Anwalt der Armen und Verlassenen bekannt. Seine Skizzen aus dem Pariser Leben füllen schon manchen Band und



werden eifrig gelesen. Von ihm hätte ich nie erwartet, daß er von der Höhe seiner guten Erziehung und seines durchgebildeten Geschmackes in die Niederungen der Ausdrucksweise und der Gedankenwelt hinabgestiegen wäre, die ihn in seiner Pfarrei auf dem Montmartre eng umgeben. Aber auch er ist dem allgemeinen Ansturme des Hasses unterlegen und er schimpft! Ich greife aus seinen Beiträgen jenen vom 2. Januar 1917 heraus, in dem er seine Neujahrswünsche niederlegt. Da finden sich Sätze wie die folgenden über das Friedensangebot vom 12. Dezember: „Croyez-vous que ce soit par humanité qu'elle demande la paix tout de suite, cette abominable Allemagne, matrone roublarde, mère sur-noise de tous les scepticismes, parvenue ruisselante de sot orgeuil... über alles! Fausse dévote, au goupillon barbelé: Gott mit uns... Représentez-vous ces cent millions de Boches, s' asseyant, le ventre plissé, quatre fois par jour, leur carte de graisse à la main, devant une table de plus en plus dégarnie. Combien cette mastication dans le vide pourra-t-elle durer?"

Diese offenbare Billigung und Verherrlichung des englischen Hungerkrieges gegen Deutschland muß bei einem Manne in dieser Stellung ungemein abstoßend wirken und die rohe Ausdrucksweise verbunden mit den Schimpfereien bedeutet für diesen früher so vornehmen Schriftsteller einen tiefen, tiefen Fall. Da der Pfarrer von Montmartre eine so riesige Gemeinde von Verehrern in ganz Frankreich hat, so wirken seine Worte mit einer Unmittelbarkeit und einer so erschreckenden Gewalt, daß man sich nur schwer vorstellen kann, wie zersetzend und untergrabend sie sind und sein müssen.

Ein hochangesehener Gelehrter, dessen archäologische und kunstgeschichtliche Forschungen recht bedeutsame Ergebnisse gezeitigt haben, F. de Mely, der noch vor kurzem von der Akademie durch einen ansehnlichen Preis ausgezeichnet wurde, erzählt in Le Figaro vom 4. Januar 1917 einen ganz blöden Klatsch über das Borromäusrundschreiben Pius' X. Er rühmt sich seiner Potsdamer Beziehungen zu den höchsten Hofkreisen und dabei kann man es mit den Händen greifen, daß aus einer Maus ein Elefant gemacht worden ist. Ein preußischer Gardeoffizier mit einem berühmten französischen Namen habe ihn, als er von der Vaterlandsliebe sprach, mit seinen blauen Stahlaugen angeblickt und ihm geantwortet: „Moi, je n'ai pas de patrie; je n'ai qu'un roi." Daran schließt de Mely dann die wahnsinnige Bemerkung an: „Les cardinaux, les évêques, les prêtres, les catholiques allemands n'ont pas plus de patrie céleste que de patrie terrestre; ils n'ont qu'un chef de guerre auquel ils obéissent servilement." Ich füge noch hinzu, daß F. de Mely Gewicht darauf legt, als praktischer Katholik anerkannt zu werden. Eine solche Verleumdung aus solcher Feder an solcher Stelle gehört mit zum Stärksten, was man sich unter Katholiken leisten kann.

Ein anderes Mitglied der französischen Akademie, Frédéric Masson, ist bekannt als pontife du culte napoléonien, der aber auch in Musikfragen oft sein Wort hören läßt. Dieser in ganz Frankreich geschätzte Forscher hat in seinem hohen Alter am 30. Januar 1917 in Le Gaulois, einem angeblich katholischen Blatte unter Leitung von Arthur Meyer,



eine Predigt des Hasses veröffentlicht, die im Munde eines Mannes, der am Grabesrande steht, doppelt abstoßend wirken muß. Man höre: „Il y a quarante-six ans que nous nous exerçons de haïr les Allemands, à surprendre leurs procédés de paix, leurs tentatives de domination commerciale, leurs ambitions toujours éveillées, leurs intrusions dans nos villes et dans nos maisons . . . . il y a quarante-six ans que nous rappelons comme ils ont provoqué, par des faux, une guerre où ils nous attiraient comme dans un guet-apens . . . Les prêcheurs de haine, comme Déroulèdes et ses amis, ont été les sauveurs de ce pays; combien devons-nous être reconnaissants aux patriotes qui s'efforcent à propager chez les enfants la haine de l'Allemagne; les misérables journaux qu'entretient l'argent allemand imaginent des injures inédites pour les en accabler."

Man kann sich nichts Verbrecherisches denken, als die Kindesseele mit Haß zu erfüllen, das Kind vorsätzlich zum Haß zu erziehen und die Arbeit in gesteigertem Maße fortzusetzen, die überreichlich durch die Schulbücher der französischen Schulen früher schon erfolgreich in die Wege geleitet worden war. Die Verantwortung für ein solches Vorgehen ist eine ganz schreckliche und kann leichten Herzens nur von einem ganz verblendeten Greis getragen werden.

Unter den Größen Frankreichs steht aber Frédéric Masson nicht allein. Der frühere Ministerpräsident Louis Barthou ist auch öffentlicher Künder des Hasses, „des heiligen Hasses" geworden. An bevorzugtester Stelle von Paris, an der Sorbonne, hat dieser Politiker am 25. März 1917 in einer der matinées nationales unter dem Beifall der Hörer und der gesamten Presse folgende Äußerungen machen können:

„L'oubli serait une abdication et une imprudence. La haine, la haine sainte contre l'Allemagne criminelle, sera protectrice et clairvoyante." Le Matin, der am 26. März darüber berichtet, fügt seiner Mitteilung die bezeichnenden Worte hinzu: „La péroraison du discours de M. Louis Barthou a été accueillie par des applaudissements et des bravos frénétiques. À trois reprises, la salle entière, qui était bondée, s'est levée pour acclamer l'orateur, marquant ainsi son approbation absolue et enthousiaste des paroles de fierté et de dignité nationale qu'elle venait d'entendre."

Wenn eine solche Stimmung in Frankreich andauern sollte, dann sieht man eigentlich keinen Ausweg, wie man mit diesem Volke zu einem dauernden Frieden gelangen könnte. Es ist geradezu schrecklich und unfaßbar, was sich zur Zeit in Frankreich abspielt. Die Machthaber, um sich am Ruder zu halten, setzen die ganze geistige Verfassung des französischen Volkes in wahnsinniger Weise aufs Spiel.

Was Louis Barthou begonnen, setzte der Abgeordnete Chéron am 1. April in der Kammer fort, als er unter dem Beifall der ganzen Versammlung ausrief: „Der Haß gegen Deutschland ist die heiligste der Pflichten." Und unter dieser Überschrift hetzte L'Echo de Paris am 2. April in einer nicht mehr zu überbietenden Weise gegen Deutschland. Was sich an unglaublichem Hasse bei den Nationalisten von Paris angesammelt hatte, wurde hier mit elementarer Gewalt hinausgestoßen. Im





Senat ergab sich das gleiche abstoßende Schauspiel, das aber noch durch die Tatsache wesentlich verschlimmert wurde, daß die erste Kammer beschloß, die Haß- und Hetzreden durch öffentlichen Anschlag allen französischen Bürgern zugänglich zu machen.

Es widerstrebt mir, an dieser Stelle die Zusammenhänge aufzudecken, die zwischen diesem Gebaren, der Freimaurerei, dem Kapitalismus und der Presse bestehen. Ich will hier nur Bericht erstatten über die Vorgänge und überlasse es anderen, in die Abgründe hinabzuleuchten, aus denen diese sittlichen Attentate wie pestschwangere Sumpfblasen aufquillen. Auch die politische Bewertung eines so beschaffenen Frankreichs für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als dauernden Fieberherdes für die Ruhe Europas muß ich mir versagen. Ebenso lehne ich es ab, die mit Händen zu greifenden Erklärungen für die Verwundeten- und Gefangenenbehandlung durch die Franzosen mit dem Blitzlichte dieser geistigen Raserei zu beleuchten. Aber es sei mir gestattet, nochmals dem Pfarrer von Montmartre, Pierre l'Ermite, das Wort zu erteilen, der aus seiner priesterlichen Auffassung heraus die folgende Bemerkung der breitesten Öffentlichkeit vorzulegen keinen Anstand nahm:

„L'autre jour, à la campagne, une équipe de prisonniers allemands passait près de chez moi, se rendant à une ferme. Je voulais être juste, impartial. Je fis table rase en mon âme. Un instant, j'oubliai le chiffon de papier, la Belgique et les déportations. Je voulus regarder avec des yeux nouveaux. — Mais l'impression persista, mauvaise. Et, en voyant passer sur la route le troupeau massif aux bottes sourdes, les têtes carrées, les yeux fuyants en une attitude orgueilleuse et esclave tout à la fois, je me disais: Tout de même! Si j'étais neutre, et surtout si j'étais latin, si j'étais le loyal Guillaume Tell ou le chevaleresque Espagnol, ce n'est pas dans la main de ces louches gaillards que je voudrais mettre la mienne."

*

Die belgischen Flüchtlingsblätter, die in den Niederlanden, Le Havre, Paris und England erscheinen, unterscheiden sich in nichts von der Hetzpresse Frankreichs. Es wäre mir ein Leichtes, dafür ungemein zahlreiche Beispiele anzuführen. Es mag genügen, auf eines derselben hinzuweisen.

Le XX^e Siècle (Paris) vom 9. April 1917 läßt sich aus London unter dem Titel: N'oublions pas einen Wutausbruch senden, dem ich einige Wendungen entnehme: „ . . . Si exemplaire qu'il soit, ce châtiment, après avoir frappé les yeux ou l'esprit de la foule, s'atténuera lentement dans le passé, disparaîtra dans le lointain des mémoires. Les enfants qui ne l'auront pas vu, n'y penseront pas. Or it faut que ce souvenir, ils l'aient toujours présent à la pensée, ils l'aient assimilé avec leurs premiers rudiments d'instruction. On leur parlera de la peine infligée aux criminels, c'est entendu. Mais il faut qu'on leur parle des crimes, qu'on les leur montre. Ils n'auront pas disparu. Ils demeureront, immondes et irrécusables témoignages, figés dans leur éternité maudite. Il faut qu'aux enfants on montre les ruines causées par les Boches. Non pas (Zensurlücke),



celles que justifie tristement la guerre, celles que nos canons feront demain dans l'avancée victorieuse, — mais les ruines inutiles amoncelées par les mains criminelles, Dinant, Louvain, Visé, Reims. Il faut plus tard qu'on leur montre les victimes: vieillards arrachés à leur lit et fusillés à bout portant, enfants aux têtes fracassées à coup de crosse ou contre un mur, pour économiser les cartouches . . . . Voilá ce que doivent voir nos enfants. Il faut que par millions, des photographies soient répandues et distribuées — par dizaines de millions, car il en faut pour l'étranger, il en faut pour les neutres, auprès desquels les Boches, même vaincus, même écrasés, tenteront certainement leur campagne de calomnie. Il faut qu'on organise des pélerinages aux lieux dévastés, il faut qu'on étale la barbarie boche sous des yeux qui ne pourront plus l' oublier . . . . Deux autres guerres nous attendent: guerre économique, guerre intellectuelle, guerre du travail, guerre du souvenir. Préparons-les soigneusement, pieusement, pour les vivants de demain, pour les morts d'aujourd'hùi. Nous leur devons de faire du nom de l'Allmagne un symbole d' exécration et de barbarie. N'oublions pas, n'oublions jamais."

In der gleichen Weise hat sich die belgische Flüchtlingspresse auch über die sieben Mitglieder des „Rates von Flandern", die beim Reichskanzler in Berlin gewesen sind, geäußert. Das Mindeste, was man diesen mutigen Männern androhte, war der Tod der Verräter, sobald die Regierung von Le Havre wieder siegreich in Brüssel eingezogen sei. Auch die Professoren der Flämischen Universität in Gent bekamen den ganzen Zorn dieser Presse zu fühlen, wobei sie bezeichnender Weise von den *passiven* Flamen unterstützt wurde.

Wegen des Rates von Flandern hat das belgische Ministerium in Le Havre unter dem 4. April 1917 einen langen Bericht an den König gerichtet. In demselben heißt es wörtlich: „Pour les traîtres, qui n'ont pas craint de mettre leur main dans celle de l'oppresseur de leur patrie, ni de projeter une ombre aussi douloureuse sur la fière attitude de leurs concitoyens, l'heure de l'expiation sonnera, lorsque, lorsque sonnera pour les autres l'heure de la délivrance. La patrie liberée leur demandera compte alors de leur conduite, et la protection allemande, dont ils se prévalent aujourd'hui, ne les préservera pas du sort qui les attend. C'est pourquoi, dès que la Belgique sera délivrée, ils seront revoqués de toutes les fonctions que le gouvernement leur aurait conferées. Ils auront de plus à répondre de leurs actes devant les juridictions nationales. Le projet d'arrêté-loi, que nous avons l'honneur de soumettre au Roi, atteindra leur félonie . . ."

Unter dem 8. April trat dann der arrêté-loi mit den Unterschriften aller Minister in Kraft, worin für die Mitglieder des Rates von Flandern und andere Belgier Strafen von 15 bis 20 Jahren Zuchthaus vorgesehen wurden. Daß es natürlich nicht zur Ausführung dieser Maßregeln kommen wird und kann, dafür wird schon rechtzeitig vorgesorgt werden. Es ist aber ungemein bezeichnend, daß das Ministerium den König zu diesem unsinnigen Schritte verleitet hat.





Während die tollsten Lügen, Verleumdungen und Entstellungen, die das holländische Blatt De Telegraaf im Auftrage des und gegen sehr erhebliche Entlohnung durch den englischen Gesandten im Haag fast täglich gegen Deutschland verbreitet, bereitwilligst und in noch gehässigerer Aufmachung von dieser belgischen Presse aufgenommen werden, liefert sie aus Eigenem noch so viel Verleumdungsmaterial, daß man staunen muß, wie sie das Alles zusammenbringt.

Die ungemein geschmacklose Art, mit der eines dieser Blätter wochenlang ein Büchlein des Kardinals Mercier als bewährtestes geistiges Kampfmittel gegen die sales Boches angepriesen hat, dürfte wohl die Mißbilligung dieses Kirchenfürsten gefunden haben. Denn es ist ganz ausgeschlossen, daß ein Kardinal der Heiligen Römischen Kirche jemals zu derartigen im höchsten Grade aufreizenden Anpreisungsmethoden seine Zustimmnng gegeben habe.

*

Daß in diesem unwürdigen Lügenkriege die Freimaurerei nicht fehlen konnte, dürfte sich wohl von selbst verstehen. Zwei Kundgebungen seien herausgegriffen, um den Geist zu kennzeichnen, der in der belgischen und in der französischen Maurerei gegen Deutschland gehegt wird.

Bei Beginn des letztvergangenen Februar wurde den Zeitungen ein längeres Aktenstück der nach Paris geflüchteten belgischen Freimaurer zur Verfügung gestellt, dem ich die folgende Prosa entnehme:

„La Belgique devait souffrir, pour expier son crime d'avoir été honnête, brave et loyale. Et ses bourreaux apportèrent dans l'assouvissement de leur rage, une férocité, une bestialité qui classent à jamais ce peuple infâme au rang des populations les plus sauvages.

„Non contents d'avoir pillé, saccagé, ravagé et ruiné les pays envahis, les barbares teutons se livrèrent sur les populations civiles désarmées et inoffensives, à tous leurs instincts de bêtes enragées. C'est par milliers que des prêtres, des vieillards, des femmes et des enfants furent mis à mort, et cela dans des conditions de raffinement tellement féroces, que l'esprit se refuserait à y croire, si nous n'avions nous-mêmes vécu ces jours d'effroyable carnage.

„Et cependant, là ne devait pas s'arrêter la brute épouvantable que constitue cette nation infernale. Méprisant jusqu'aux lois les plus saintes de l'humanité — dont elle ne peut d'ailleurs concevoir les devoirs sacrés, — l'horrible Germanie devait mettre le comble à ses crimes sans nom . . . .

„Et les chefs qui conduisent ces bandes de brigands sont à ce point aveuglés d'infamie et d'horreur, que leurs crimes, ils les commettent au nom de la divinité, qu'ils blasphèment odieusement, tout en ayant l'inconcevable et l'hypocrite prétention de l'adorer. Dieu est avec nous, clament-ils, et ils tuent les prêtres, égorgent des enfants, torturent des vieillards, violent des femmes!"

Die Häufung der Vorwürfe ist für den unbefangenen Leser wohl schon ein Zeichen, wie es mit der Stichhaltigkeit derselben bestellt sein



muß. Eine solche Kundgebung an die Freimaurer der ganzen Welt richtet sich durch ihren Ton ganz von selbst.

Der Grand-Orient de France faßte sich wesentlich kürzer, als er anfangs Januar dieses Jahres die Öffentlichkeit mit seinen Beschlüssen belästigte. Das Gewicht der Kundgebung liegt in dem folgenden Satze:

„Nous nous refusons à reconnaître pour des hommes les misérables sujets de l'empereur aux mains sanglantes; entre eux et nous, citoyens libres, conscients de nos devoirs et de nos droits, fiers de notre intangible idéal, il n'y a rien de commun."

Wenn die Deutschen nach diesem Urteilsspruche keine Menschen mehr sind, dann werden sie vom Großorient von Frankreich in Zukunft wohl unter die Tiere gerechnet werden. Sie werden das, wie so vieles andere, auch noch zu ertragen wissen.

*

Ich lasse noch eine Reihe von kürzeren Mitteilungen folgen, um das gebotene Bild des Hasses, der Lüge, der Verleumdung abzurunden.

The Daily Mail, ein Blatt, das zahlreiche Engländer in angesehener Stellung mir gegenüber vor dem Kriege als ein Schandblatt schlimmster Sorte bezeichnet haben, bringt in seiner Nummer vom 3. März 1917 die folgende Auslassung: „Dein eigner Mund verurteilt Dich und nicht ich (Buch Job XV, 3). Mehr und mehr offenbart sich die deutsche Scheußlichkeit dem Volk der Vereinigten Staaten und den Niederländern, die bisher noch verhältnismäßig gut von dem Volk der Menschenfresser an ihrer Ostfront dachten. Zu dieser Aufklärung helfen die neu entdeckten deutschen Dokumente, deren Echtheit auch der Oberlügner, der Reichskanzler, nicht ableugnen kann. Es mag lächerlich für die, die Deutschlands Organisation und Machtquellen unterschätzen, klingen. Aber die fürchterliche Tatsache bleibt bestehen, daß, wenn die Verbandsmächte geschlagen würden, Deutschland imstande wäre, mit der Welt zu tun, was ihm paßte. Nichts würde die Grausamkeit ihrer Führer aufhalten. Das neue Volk der Assyrer mit ihrem Sanherib würde die Völker zu Sklaven machen und die Welt nach seinem Belieben aufteilen."

Von einer kleinen Schrift, betitelt Leurs Crimes, hat eine Nanziger Buchdruckerei im Februar das millionste Exemplar gedruckt. Darin werden der belgische und der englische „Greuelausschuß" noch überboten. Von dieser Schrift sind ungezählte Exemplare an Schulkinder verteilt worden, und in dieser Tatsache erblicke ich das Verbrechen des Verlages. Aber man kann aus den oben mitgeteilten Nachrichten schon entnehmen, wie gerade die Kindesseele grundsätzlich mit dem schlimmsten Haß durchtränkt werden soll. Dadurch wird der Haß in schier unglaublicher Weise verewigt.

Wenn man die Zahl der gelehrten oder sonstwie bedeutenden Männer Frankreichs ins Auge faßt, die während des Krieges ihre früheren Urteile über Deutschland und die Deutschen ins genaue Gegenteil verkehrt haben, dann kommt man an dem Gedanken nicht vorbei, daß in Frankreich eine geistige Erkrankung ausgebrochen ist, die Zwangsvorstellungen im Gefolge hat. Für den einsichtigen Menschen ist es nicht zu verstehen, daß z. B. die vor dem Kriege voll anerkannte Gelehrsamkeit Deutschlands während des

Krieges plötzlich dem Gegenteile mit rückwirkender Kraft hat weichen müssen. Die bewunderte und angestaunte Meisterschaft in der Technik ist urplötzlich ein mechanisches Einerlei ohne besonderen Wert geworden! Mit einer Unverfrorenheit, die ihresgleichen sucht, gehen diese gelehrten und angesehenen Männer über ihre eigenen früheren Urteile und Ansichten hinweg, als ob sie dieselben nie gesagt oder geschrieben hätten.

Der Akademiker Maurice Barrès, der Journalist Léon Daudet und die ganze nationalistische Gesellschaft der camelots du roi stehen der neugegründeten Liga „Souvenez-vous" nahe. Sie verfolgt den Zweck de perpétuer le souvenir des crimes allemands. Es ist also dasselbe, was in Le XXe Siècle angestrebt wird, worüber ich oben berichtet habe. Wir stehen demnach vor einer sich immer weiter ausbreitenden Organisation des Hasses, vor einer Schule des Hasses mit eigener Methode, eigenen Lehrern und eigenen Lehrmitteln. Und da die Nationalisten mit der Zeitung L'Action Française dahinterstehen, so können wir sicher sein, daß der Ausbau des Unternehmens auf das nachdrücklichste gefördert werden wird. Wer aus eigener Anschauung mit den Dingen bekannt geworden ist, die schon Jahre vor dem Kriege von dieser Gesellschaft gegen Deutschland angezettelt worden sind, kann gar nicht daran zweifeln, daß unter dem Deckmantel des Royalismus und der Religion der Haß mit allen, wenn auch noch so verwerflichen Mitteln in Frankreich gepflegt werden wird.

Bei den Katholiken Spaniens und einem großen Teile der südamerikanischen Katholiken haben alle bisherigen Versuche des Ausschusses der katholischen Propaganda Frankreichs nicht verfangen. Nur vereinzelte Persönlichkeiten, von denen ich eine angeführt habe, sind aus der geschlossenen Reihe hinübergetreten. Vergeblich haben die Sendboten von Monseigneur Baudrillart in diesen Ländern verkündigt, daß Frankreich trotz aller kirchenfeindlichen Maßnahmen noch ein katholisches Land sei, weil „die Seele Frankreichs immer katholisch geblieben" sei. Über die Wahrheit dieses Satzes mag das Amendement Sixte-Quenin Aufschluß geben, daß noch in allerjüngster Zeit in sinnlosem Haß gegen die französische Geistlichkeit gewütet hat. Und so katholisch ist die Seele Frankreichs, daß Le Figaro vom 7. Februar 1917 von der Wahl dieses Pfaffenfressers hat schreiben können: „Si mes souvenirs ne me trompent pas, les curés ont fait, un jour, voter pour l'auteur de l'amendement (Sixte-Quenin). Il s'agit surtout á faire plaisir à ‚Monsieur Homais'." Ja, wenn die Geistlichen für die Wahl eines derartigen Kirchenfeindes eintreten, dann fällt es schwer, sie zu bedauern, wenn sie seinem Hasse zum Opfer fallen.

Als das Buch La Guerre Allemande et le Catholicisme schon die gebührende Antwort von deutscher Seite gefunden hatte, kam zum größten Erstaunen des Herausgebers und der Mitarbeiter im Septemberheft von The Ecclesiastical Review, der angesehensten kirchlichen Zeitschrift der Vereinigten Staaten, die folgende vernichtende Kennzeichnung heraus:

„Kein Wort ist zu stark, um die Scham und den Unwillen auszudrücken, den ehrliche Katholiken empfinden, wenn sie ihre heilige Religion auf den Kampfplatz des blutigen Ringens gezerrt sehen. Daß Brüder derselben religiösen Familie einander mit der Waffe in der Faust gegenübertreten müssen, ist wahrlich schon traurig genug, aber eine unabänderliche



Sache. Daß aber Katholiken ihr Mögliches tun, ihre Glaubensbrüder durch ungerechte Angriffe auf ihre Rechtgläubigkeit zu kränken und zu entehren, ist tief betrübend. Wenn man die Aufsätze der katholischen Presse Frankreichs und Englands verfolgt und förmlich fühlt, welch unzweideutiger Haß sie durchweht, so treibt einem Scham und Empörung das Blut zu Kopfe. Die alten Heiden riefen einst beim Anblick der christlichen Brüderlichkeit erstaunt und bewundernd aus: Sehet, wie sie einander lieben! Heute müßte man angesichts der Leistungen der englischen und französischen Presse eher ausrufen: Sehet, wie sie einander hassen!"

*

Der Eine oder Andere möchte wohl fragen, warum ich die mitgeteilten Vorgänge, Tatsachen, Worte aus dem Getriebe des Weltkrieges herausgehoben habe, um sie in einem Jahrbuche zu verewigen. Die Antwort ist nicht schwer zu geben. Wenn man die Ereignisse, die nach dem Kriege sich abspielen werden, verstehen will, dann muß man mit den Ursachen und treibenden Kräften bekannt sein. Die hier gebotene, ganz winzige Auswahl aus der Reihe der Zeugnisse des Hasses, der Verleumdung, der Lüge beansprucht in die Sammlung der Materialien zur Geschichte der geistigen Kriegswirren einbezogen zu werden. Ne pereant, sollen sie hier verzeichnet werden. Ein Jeder weiß, wie schwer es ist, wenn man in der Tagespresse etwas wiederfinden will, um es zu verwenden; angesichts der aufzuwendenden Mühe, für den Fall man nicht ganz genaue Angaben über das Gesuchte besitzt, stehen wohl die meisten von dem Versuche ab, die Nachforschungen überhaupt zu beginnen.

Ich habe mich lange besonnen, ob ich diese Dinge zu Papier bringen sollte. Von der Überlegung ausgehend, daß für den Geschichtsforscher eine Pflicht vorliegt, für die Verteidigung seines Volkes Material bereit zu stellen, wählte ich aus meiner Sammlung die obigen Äußerungen aus, damit ein jeder sich ein Bild von dem Stande der Frage zu machen vermöge.

Ich darf wohl sagen, daß ich die von katholischer, von geistlicher Seite ausgehenden Dokumente der Verblendung bei der Auswahl bevorzugt habe. Als Katholik, als Priester, mußten mich diese viel mehr schmerzen, viel tiefer verwunden, als wenn ein beliebiger Léon Daudet, ein Edouard Drumont, ein Pierre Loti oder Maurice Barrès die gleichen Dinge gesagt hätte. Als man in Rom anfragte, ob man nichts zu erinnern hätte, wenn die deutschen Katholiken sich gegen die oben gekennzeichneten Angriffe von Monseigneur Baudrillart und seiner Mitarbeiter zur Wehr setzten, erging die Antwort: Dem Angegriffenen kann man die Verteidigung nicht verwehren. Auf dieser Auffassung fußend, habe ich auch diese Zusammenstellung unternommen und hoffe, daß sie bei allen objektiv Denkenden Verständnis und wohlwollende Aufnahme finden wird.





# Die Görres-Gesellschaft.

Von Dr. Hermann Cardauns.

Es war am 7. August 1892, ist also kürzlich 25 Jahre gewesen, als ich zum erstenmal die Donau von Passau bis Linz hinabfuhr, hingerissen von einer Landschaftspracht, deren Schönheit man so oft mit den berühmtesten Strecken des Rheintales verglichen hat, aber nicht vergleichen sollte, weil das eine wie das andere Tal einzig in seiner Art ist. Schon auf dem Dampfer traf ich reichsdeutsche Bekannte, den Geistlichen Rat Ludwigs und den Archivrat Will von Regensburg, und in Linz noch viele andere: den Fürsten Löwenstein, die bayrischen und preußischen Abgeordneten Orterer, Daller und Dasbach, und im Linzer Probationshaus meinen Kölner Landsmann Duhr, den Historiker der Gesellschaft Jesu, der sich gerade durch seine Jesuitenfabeln, seine Pombalstudie und die Ausgabe der Briefe Radetzkys an seine Tochter einen Namen gemacht hatte.

Dieses reichsdeutsche Conveniat in der Hauptstadt Oberösterreichs hatte seinen besonderen Grund: wir kamen zum dritten österreichischen Katholiken-Tage und zugleich zur ersten Generalversammlung der ein halbes Jahr vorher gegründeten Leo-Gesellschaft. Wenn ich noch beifüge, daß ich als Generalsekretär der Görres-Gesellschaft den Auftrag besaß, die gleichstrebenden österreichischen Freunde zu beglückwünschen, und als solcher schon bei der Begrüßungsversammlung im „Grünen Baum" am Abend des 7. August die herzliche Erwähnung der Görres-Gesellschaft ebenso herzlich erwiderte, so darf ich mich wohl als hinreichend legitimiert erachten, auf freundliche Einladung einen Beitrag für das Jahrbuch der Leo-Gesellschaft zu schreiben. Ein Vierteljahrhundert lang hat jetzt das gute Verhältnis zwischen Leo-Gesellschaft und Görres-Gesellschaft ohne jede Trübung bestanden. Es fand seinen Ausdruck u. a. in dem Austausch kurzer jährlicher Berichte der beiden Sekretäre, der neuerdings wieder ins Leben gerufen worden ist.[1])

1892 hatte die Görres-Gesellschaft schon 16 Jahre hinter sich, verfügte über (rund) 2000 Mitglieder, 700 Teilnehmer und, bei 35.000 Mk. Jahres-Einnahmen, über ein Vermögen von 30.000 Mk. Seitdem gingen

[1]) Durch den Aufsatz Professor Rademachers „Die Görres-Gesellschaft vor und nach dem Ausbruche des Krieges" im Allgemeinen Literaturblatt Februar-Nummer 1917, und den Bericht Professor Innitzers in der 3. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1916. An letzterer Stelle habe ich, in Fortsetzung der Jubiläums-Denkschrift „Die Görres-Gesellschaft 1876—1901", kurz die Tätigkeit der Görres-Gesellschaft 1901—1916 behandelt.

die Ziffern langsam aufwärts, nach einer Zeit des Stillstandes setzte 1906 ein kräftiger Aufschwung ein, und 1910 wurde mit 4300 Mitgliedern, 1100 Teilnehmern, fast 72.000 Mk. Einnahmen und Ausgaben und einem Vermögen von über 78.000 Mk. der Höhepunkt erreicht. Daß der hierauf eintretende zunächst unbedeutende Rückgang durch den Weltkrieg erheblich gesteigert wurde, versteht sich von selbst. Gleich das erste Kriegsjahr brachte einen Fehlbetrag von 12.000 Mk., und nur durch sehr starke Beschränkung der Ausgaben wurde es möglich, in den folgenden beiden Jahren sogar Überschüsse zu erzielen.

Parallel mit der äußeren ging die innere Entwicklung. Auch hier bildet das Jahr 1906 den Wendepunkt. Von den vier satzungsgemäß errichteten wissenschaftlichen Sektionen waren 30 Jahre lang nur die philosophische und historische in ununterbrochener Tätigkeit, während die Sitzungen der Sektionen für Rechts- und Sozial-Wissenschaft auf mehreren Generalversammlungen ausfielen. Das wurde seit der Bonner Versammlung von 1906 gründlich anders. Hier wurde die Rechtssektion rekonstruiert, um von da ab ein sehr reges Leben zu entfalten, die noch immer bloß auf dem Papier stehende naturwissenschaftliche Sektion trat zum erstenmal zusammen und von der historischen wurde eine besondere „Abteilung", bald selbständige Sektion für Altertumskunde (Denkmäler, Literatur, gesamtes Kulturleben des alten Orients wie des klassischen und christlichen Altertums) abgetrennt. Bis zum Kriege hat dann keine Versammlung mehr stattgefunden, auf der nicht sämtliche fünf Sektionen ihre Sitzungen abgehalten hätten. Eine sechste Sektion für Pädagogik ist in der Bildung begriffen, dagegen ist es bezüglich weiterer Sektionen für Medizin und neuere Literatur bisher bei bloßen Anregungen geblieben.

Schon in Linz hat Professor Pernter nachdrücklich den wissenschaftlichen Charakter der Leo-Gesellschaft betont, die populäre Schriften nur als „Nebenprodukt" ins Auge zu fassen habe. Auch die Görres-Gesellschaft hat, nicht immer ohne Widerspruch, an ihrem statutarischen Zweck der „Verbreitung der Wissenschaft im katholischen Deutschland" festgehalten. Sie hat dabei noch mehr ihr eigenes Leben gelebt, sich weniger an die breitere Öffentlichkeit gewendet als die Leo-Gesellschaft und nicht wie diese z. B. Instruktions- und Vortragskurse, apologetische Vorträge, dramatische und musikalische Aufführungen, Kunstausstellungen usw. veranstaltet. Dieser Unterschied liegt wenigstens zum Teil in der Verschiedenheit der hüben und drüben gegebenen Verhältnisse begründet Möglich, daß die Görres-Gesellschaft bei weniger strenger Beschränkung auf ihr eigentliches Programm weitere Kreise herangezogen haben würde, die ihr jetzt ferngeblieben sind; andererseits aber lag auch die Gefahr vor, daß sie in den Betätigungskreis anderer Vereine eingriff, die ihre besonderen Aufgaben vollkommen erfüllten. Erinnert sei nur an die Riesenarbeit, welche die mannigfaltigen Kurse des Volksvereines für das katholische Deutschland schon seit den 90er Jahren geleistet haben, an die Katholiken-Komitees, die seit einem halben Jahrhundert in Dutzenden deutscher Groß-, Mittel- und selbst Kleinstädte populärwissenschaftliche Vorträge veranstalteten und sich längst zu einem Vortragsverbande mit dem Sitz in Bonn zusammengeschlossen haben. Dazu sind in den letzten Jahren viel-



fach Vereinigungen akademisch gebildeter Katholiken getreten, in deren Sitzungen großenteils religionswissenschaftliche Vorträge gehalten werden.

Man mag Kritik daran üben, — und ihr jegliche Berechtigung zu bestreiten liegt mir fern, — daß die Görres-Gesellschaft nicht mehr aus sich heraustrat, daß sie ihre Kraft nahezu ausschließlich streng wissenschaftlichen Bestrebungen und methodischer Forschungsarbeit widmete. Andererseits ist die Frage nicht abzulehnen: Würde es ihr bei einem anderen System gelungen sein, einen so großen — leider noch immer nicht lückenlosen — Kreis ernster Forscher zu einträchtigem Wirken in sich zu vereinigen, Dutzende aufstrebender junger Talente durch Privatdozenten-Stipendien und Beschäftigung an ihren Instituten und Veröffentlichungen der bloßen Brotarbeit zu entziehen und sich in der deutschen Gelehrten-Republik eine vielfach auch von gegnerischer Seite achtungsvoll anerkannte Stellung zu erobern? Fehlgriffe sind nicht ausgeblieben; aber Niemand kann leugnen: Bei opferwilliger Tätigkeit der Leitung, bescheiden entlohntem Eifer der angestellten Arbeitskräfte, rühmlicher Beteiligung auch solcher Kreise, die dem wissenschaftlichen Betriebe an sich ferne stehen, aber für Wert und Notwendigkeit desselben ein offenes Auge besitzen, ist hier mit verhältnismäßig bescheidenen Mitteln Großes, über Erwarten Großes geleistet worden. Man nehme das einen Druckbogen füllende Verzeichnis zur Hand, welches als Beilage zum Jahresbericht für 1913, also gerade vor dem Aufflammen des Weltbrandes, die sämtlichen Jahresberichte, Vereinsschriften und im Auftrage und mit Unterstützung der Gesellschaft erschienenen Veröffentlichungen zusammenstellt und seitdem trotz aller Hindernisse noch erhebliche Bereicherung erfahren hat. Die Erscheinungsjahre dieser Hunderte von Schriften, vom Heft bis zum schweren Bande, lassen erkennen, mit welchem Mut die Gesellschaft gleich in der ersten, finanziell noch schwachen Zeit sich an weitausschauende Unternehmungen gewagt hat. Da erscheint schon 1880 das Historische Jahrbuch, dessen vier Jahreshefte es allmählich auf 1000 Druckseiten bringen, seit 1888 das Philosophische Jahrbuch, ebenfalls in Quartalheften, nachdem bis 1884 dreimal besondere Jahresberichte der Sektion für Philosophie gedruckt worden sind. In Verbindung mit der Redaktion des Historischen Jahrbuchs erscheinen seit 1900 die Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte, bis jetzt neun Bände mit 27 Heften. 1888 entsteht das Historische Institut in Rom, (Direktor Prälat Ehses) mit dem 1900 eine Archäologische Abteilung (Prälat Wilpert) verbunden wird. Auf planmäßiger, umfassendster Durchforschung der Schätze des Vatikanischen wie anderer Archive baut sich das Riesenwerk des Concilium Tridentinum auf, von welchem 1901 der erste Band erschien, seitdem noch vier weitere. Sehr ansehnliche Nebenfrüchte der Archivarbeiten sind die 17 Bände der Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte, welche die Gesellschaft schon seit 1892 in Verbindung mit dem Historischen Institut herausgibt, ferner die Vatikanischen Quellen zur Geschichte der päpstlichen Hof- und Finanz-Verwaltung 1316—1378 (seit 1910 drei Bände). Obwohl die Rechtssektion sich bis 1906 zeitweise in „ruhender Aktivität" befindet, verdanken wir ihr das erfolgreichste Unternehmen der Gesellschaft, das fünfbändige Staats-Lexikon. Beschlossen wird es schon 1877, dann dauert es aller-

dings, in Folge von Redaktionsschwierigkeiten und dank der Seelenruhe einiger Mitarbeiter, die sich zur irgendwie pünktlichen Einsendung übernommener Artikel nicht entschließen können und den Fortdruck des alphabetisch angeordneten Lexikons unmöglich machen, zehn Jahre, bis die erste Lieferung, und weitere zehn, bis die letzte ausgegeben werden kann. Erst nach dem Tode des für seine Aufgabe wissenschaftlich sehr befähigten, aber gegenüber den Säumigen viel zu gutmütigen Herausgebers, Herrn Adolf Bruder († 1896) schlägt sein Nachfolger Julius Bachem mit goldener Rücksichtslosigkeit ein anderes Tempo an, mit dem Ergebnis, daß die (sich übrigens bereits dem Abschluß nähernde) erste Auflage bereits im folgenden Jahre fertig ist, seitdem die weitere gedruckt und eine fünfte durch Hermann Sacher vorbereitet werden kann, ein buchhändlerischer Erfolg, welchem die wissenschaftliche Bewertung durch die Kritik durchaus entspricht. Gleich nach ihrer Wiederbelebung nimmt die Rechts-Sektion die lange Reihe ihrer eigenen „Veröffentlichungen" in Angriff, die es seit 1908 bereits auf 30 Bände und Hefte gebracht haben. Schon ein Jahr früher beginnt die Sektion für Altertumskunde ihre Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums, bisher acht Bände mit 39 Heften und drei starken Ergänzungsbänden. In enger Verbindung mit dieser Sektion steht auch die wissenschaftliche Station in Jerusalem, an der fortwährend mehrere Gelehrte wirken konnten; größere Veröffentlichungen in den 1912 beschlossenen Collectanea Hierosolymitana standen in naher Aussicht, als der Krieg dazwischen fuhr und die Tätigkeit der im heiligen Lande weilenden Herren lahm legte; auch die Mitglieder des Historischen Instituts in Rom mußten angesichts des italienischen Verrats die ewige Stadt verlassen und sich in der Heimat mit Bearbeitung der bereits gesammelten Archivalien begnügen. Endlich ist der Oriens Christianus, Halbjahrshefte für die Kunde des Christlichen Orients, den das Priester-Kollegium des deutschen Campo Santo in Rom begründete und mehrere Jahre lang mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft herausgab, 1911 vollständig an letztere übergegangen und wird in ihrem Auftrag von A. Baumstark herausgegeben.

Dazu kommt noch eine stattliche Anzahl von der Görres-Gesellschaft herausgegebener oder mit ihrer Unterstützung erschienener beziehungsweise erscheinender Monographien und Zeitschriften, unter letzteren die Internationale Zeitschrift Anthropos für Völker- und Sprachenkunde, die P. Schmidt im Auftrage der Leo-Gesellschaft herausgibt, und die schon in das zweite Hundert eingerückten Vereinsschriften, die seit Gründung der Gesellschaft jährlich dreimal den Mitgliedern als Gegenleistung für ihren Jahresbeitrag zugehen. Sie sollen dem Verständnis und den Bedürfnissen dieses großen und sehr gemischten Leserkreises tunlichst entgegenkommen, in leicht faßlicher Form wissenschaftliche Fragen (am liebsten Tagesfragen) behandeln, die das Interesse nicht bloß gelehrter Kreise beanspruchen dürfen, aber nicht eigentlich „populär" gehalten sein und jedenfalls mit voller Kenntnis des jeweiligen Standes der Forschung ihren Gegenstand erörtern. Hier den richtigen Mittelweg zu finden war schwer, regelmäßig Manuskripte der gewünschten Art zu erhalten unmöglich, und neben vielen vortrefflichen Beiträgen mit Verfassernamen vom besten



Klang mußte die Redaktion, mangels besseren Angebots, nicht selten Schriften veröffentlichen, die besser an anderer Stelle erschienen wären. Wiederholt ist denn auch angeregt worden, diese Vereinsschriften durch eine Zeitschrift zu ersetzen, wie die Leo-Gesellschaft eine solche ihren Mitgliedern in ihrem Allgemeinen Literaturblatt bietet, und namentlich in letzter Zeit ist dieser Punkt in der Tagespresse eifrig erörtert worden; aber die Vorschläge gingen so weit auseinander, daß zunächst eine Klärung der Ansichten und ein festes, auch finanziell durchführbares Programm abgewartet werden muß.

Die Verwirklichung eines der schönsten und aussichtsvollsten Pläne hat der Krieg verhindert. Bei der Namenwahl der Gesellschaft hatte der große Josef Görres Pate gestanden, aber nicht ganz mit Unrecht hat August Reichensperger oft geklagt, daß die Görres-Gesellschaft für das Andenken ihres Laienpatrons nicht genug tue. Es war daher die Einlösung einer alten Ehrenschuld, daß die Gesellschaft sich zu einer großen historisch-kritischen Gesamtausgabe der Görresschen Werke und Briefe (unter Ausschluß der wiederholt gedruckten, viel angefochtenen Mystik) in etwa 20 Bänden entschloß. Die Ausführung war in vollem Gange. Ein Görres-Kenner wie Direktor Schellberg hatte den Plan entworfen, fachmännische Mitarbeiter gewonnen, der Verlagsvertrag war abgeschlossen, die finanzielle Grundlage gesichert durch Zuschüsse von je 500 M., welche die Gesellschaft und Görres' Geburtsstadt für jeden Band bewilligten, schon war ein stattlicher Band mit Görres' Beiträgen zu seinem Rheinischen Merkur im Druck und sollte im Säkularjahr der Gründung des Merkur erscheinen, — da kam der Krieg, mit ihm die jähe Unterbrechung der wissenschaftlichen und technischen Arbeit und die Notwendigkeit eines Aufschubs bis auf bessere Zeiten.

Wenn die Entwicklung der Görres-Gesellschaft im ganzen gedeihlich und aufwärtsstrebend war, so ist das zum Teil der Kontinuität der Leitung zu verdanken. Das halbe Dutzend Herren, die 1875 die Gründung beschlossen, hat sich bei der Coblenzer Generalversammlung von 1916 vollzählig, mit einziger Ausnahme des † Bonner Oberbürgermeisters Kaufmann, zusammengefunden, und von diesen fünf gehörten drei bereits dem ersten, aus fünf (später sieben) Mitgliedern bestehenden Verwaltungsausschusse an, und alle waren noch frisch und arbeitskräftig, sodaß in Coblenz der Scherz gemacht werden konnte, der Beitritt zur Görres-Gesellschaft sei eine Art Lebensversicherung. Der Posten des Sekretärs hat in 37 Jahren nur ein einzigesmal gewechselt (der gegenwärtige Inhaber Professor Rademacher ist erst seit vier Jahren im Amt) und Vorsitzender ist noch der eigentliche Gründer der Gesellschaft, Georg von Hertling. Welchen Wert dieser Umstand für Ausbildung einer festen Überlieferung, einheitliche und planmäßige Führung der Geschäfte besitzt, liegt auf der Hand. Als sich (1910) die Notwendigkeit ergab, die bis dahin kaum veränderten Satzungen von 1876, die auf noch bescheidene Verhältnisse zugeschnitten waren, einer gründlichen Revision zu unterwerfen und die ziemlich patriarchalisch regierte Gesellschaft in einen eingetragenen Verein mit juristischer Persönlichkeit umzuwandeln, vollzog sich der Übergang ohne die mindeste Reibung. Der Verwaltungsausschuß wurde zum Vorstand, der weitere Vorstand zum Beirat, aber abgesehen von einigen zu-



fälligen Neuwahlen blieben die früheren Mitglieder und im wesentlichen blieb alles beim alten.

Das Hauptverdienst an dieser gleichmäßigen, bei allen kleinen Meinungsverschiedenheiten in ungetrübter herzlicher Eintracht verlaufenden Geschäftsgebarung hat ohne Zweifel der erste und bisnun einzige Präsident. Um nur eines von seinen zahllosen Opfern an Zeit und Mühen zu nennen: Vierzig Jahre hindurch hat er auf keiner einzigen Generalversammlung — und ausgefallen ist sie nur vereinzelt — gefehlt, und darin hat auch sein Ausscheiden aus dem akademischen Lehramt, seine Ernennung zum bayrischen Staatsminister mit dem Vorsitz im Ministerrat nichts geändert. Aus vollem Herzen hat ihn aus diesem Anlaß der Vorstand in einer Glückwunschadresse begrüßt als „ihre (der Görres-Gesellschaft) belebende Seele, ihren führenden Geist, ihren Wortführer, Anreger, Förderer und Mitarbeiter ihrer Institute und Veröffentlichungen", und im folgenden Jahre anläßlich der Vollendung des 70. Lebensjahres dem freudigen Gefühl Ausdruck gegeben, in seinem Vorsitzenden „auch einen stets wohlwollenden, persönlich liebenswürdigen Berater und Freund zu besitzen".

Von großem Werte für das innere Leben der Gesellschaft wie für ihr Ansehen und ihren Einfluß nach außen war der Umstand, daß ihr Vorsitzender ein über das andere Mal die Generalversammlungen zu richtungweisenden Reden über den Charakter der Görres-Gesellschaft und das aus demselben sich ergebende Verhältnis zu kirchlichen Fragen und Behörden benützte. Wie die Leo-Gesellschaft, so steht auch die Görres-Gesellschaft satzungsgemäß auf dem Boden des katholischen Bekenntnisses, sie dient der „Verbreitung der Wissenschaft im *katholischen* Deutschland", und die Diener der Kirche haben nicht verkannt, welche Förderung die Sache der Kirche aus ihr ziehen könne. Gleich an der Gründung waren Angehörige des geistlichen Standes hervorragend beteiligt, als Mitglieder traten sie in einer Zahl ein, welche nur zu geeignet war, die Lauheit der gebildeten Laien zu beschämen; daß der Klerus im Verwaltungsausschuß stets durch mindestens ein Mitglied und sehr stark im weiteren Vorstande vertreten war, galt als selbstverständlich, wenn auch kein Paragraph darüber bestimmte. Mit Vorliebe hielt die Gesellschaft ihre Versammlungen in Bischofsstädten ab, und auch bei den seltenen Ausnahmen pflegte der Diözesanbischof persönlich zu erscheinen und an den Verhandlungen regen Anteil zu nehmen, so nicht weniger als dreimal Bischof Felix von Trier in Coblenz, bei der Gründung, beim silbernen Jubiläum und in besonders erhebender Weise bei der Feier des 40jährigen Bestandes. Ausnahmslos haben auch die Inhaber des Hl. Stuhles, von Pius IX. bis Benedikt XV., der Gesellschaft ihre lebhafte Anerkennung ausgesprochen und sie durch Unterstützung ihrer Studien im vatikanischen Archiv zu wärmstem Dank verpflichtet. Andrerseits aber ist die Görres-Gesellschaft keine kirchliche Organisation im engeren Sinne. Sie schließt die eigentliche Theologie von ihren Arbeiten aus, sie ist eine freie Vereinigung zur Pflege der weltlichen Disziplinen, welcher Geistliche und Laien nicht als Lehrer und Schüler, sondern als Forschungskollegen angehören.

Eine solche konfessionelle Vereinigung zu leiten, in deren Arbeiten natürlich vielfach Weltanschauungs- und kirchliche Fragen mannigfacher



Art hineinspielen, ist eine Aufgabe, die ein reichliches Maß von fester Überzeugung, klarem Denken und sicherem Takt erfordert, aber diese Eigenschaften waren vorhanden. In vorbildlicher Weise hat der Vorsitzende, mit Vorliebe an Tagesströmungen anknüpfend, immer wieder das Thema „Glauben und Wissen“ erörtert, in den weit über die Grenzen der Görres-Gesellschaft beachteten Vorträgen über den Gegensatz zwischen dem Geist des Katholizismus und dem Geist der modernen Wissenschaft, zwischen dem Prinzip der Lehrautorität und dem Prinzip der freien Forschung, über christliche Weltanschauung und Naturalismus, über wissenschaftliche Voraussetzungslosigkeit und Katholizismus usw.

Besonders haben klärend und beruhigend die Ausführungen des Grafen Hertling beim Erscheinen der Enzyklika Pascendi vom 8. September 1907 gewirkt. Man weiß, auch in Österreich, welche Hoffnungen hier und da auf diese gegen die theologische Irrlehre des Modernismus gerichtete Kundgebung des Hl. Vaters gesetzt wurden: sie sollte als Waffe gegen eine Menge „liberaler, inkorrekter, unkirchlicher“ usw. Ansichten dienen, die mit persönlichen Meinungen anderer nicht übereinstimmten, und schon vor der Enzyklika war ein Verdächtigungsfeldzug eröffnet worden, der in sehr weiten und wahrlich nicht den schlechtesten katholischen Kreisen schwere Beunruhigung erregte und entschiedene Abwehr fand. Auch die Görres-Gesellschaft war bereits in Mitleidenschaft gezogen worden und später hat sich die Furcht vor ihr in einem französischen Wirrkopf sogar zu einer fulminanten Anklage gegen die Société Goerres, diese höchst bedenkliche, kurz vorher (1909!) gegründete „katholische Geheimgesellschaft“ sowie zu einer frei erfundenen Rede verdichtet, die ihr Präsident gehalten haben sollte — nun, sie hat das Schicksal der Leo-Gesellschaft geteilt, welche einmal ein Vertreter jenes „Katholizismus, vor dem alles rennt und flüchtet“, zur Änderung ihres Namens einlud, weil in ihrem Mitgliederverzeichnis von altersher noch der Name eines auf Abwege geratenen Herrn stand. Im kritischen Augenblick hat Graf Hertling die Paderborner Generalversammlung von 1907 benützt, um über „die tiefsten Quellen der gegenwärtigen Beunruhigung unter den Katholiken“ zu sprechen, in wohlerwogenen Ausführungen, die größtenteils schon vor der Enzyklika aufgezeichnet waren und die er jetzt zu ändern keinen Anlaß sah. Persönlich in einer 40jährigen Gelehrtentätigkeit Bekenner der „Grundgedanken der alten Metaphysik“, „der Kundgebung des obersten kirchlichen Lehramtes mit aller schuldigen Ehrerbietung gegenüberstehend“, bezweifelte er, daß der Modernismus unter den deutschen Katholiken zahlreiche Anhänger besitze, und fand „keinen Grund zu ernstlicher Beunruhigung, Mutlosigkeit und vor allem zu gegenseitiger persönlicher Befeindung und Verketzerung“. Speziell „ist die Görres-Gesellschaft von dieser geistigen Bewegung nicht berührt. Denn diese gehört dem theologischen Gebiete an. Die Theologie aber ist mit gutem Bedacht von Anfang an aus dem Arbeitsgebiete der Görres-Gesellschaft ausgeschlossen worden. Sie hat nicht den Ehrgeiz, sich als eine besondere Laienorganisation dem Organismus der Kirche gegenüberzustellen, aber auch nicht den andern, der lehrenden Kirche als eines ihrer Organe eingefügt zu werden. Sie ist ein privates Unternehmen zur Pflege der freien, weltlichen Wissenschaften. Daß auch dem katholischen Forscher



hier die unentbehrliche Freiheit der Bewegung zustehe, habe ich wiederholt und ohne auf Widerspruch zu stoßen, bei früheren Gelegenheiten ausgeführt". Auf der Limburger Versammlung (1908) konnte der Redner sich darauf berufen, daß das abgelaufene Jahr ihm Recht gegeben habe. „Für uns alle ist die Kundgebung des obersten Lehrers der Kirche eine Mahnung zur rechten Zeit gewesen, der wir ehrerbietig und gelehrig das Ohr geliehen haben. Gleichzeitig aber möge mir gestattet sein, dem hochw. deutschen Episkopate den Dank dafür auszusprechen, daß durch die Art und Weise, wie er die von der Enzyklika angedeuteten Maßregeln zur Reinheit der Lehre zur Ausführung gebracht hat, dem wissenschaftlichen Bestreben beengende Fesseln nicht auferlegt worden sind. So sind wir heute, was wir gestern waren, und insbesondere ist die Görres-Gesellschaft nirgendwo genötigt, Aufgaben einzuschränken, die sie sich gesetzt, oder Richtungen umzubiegen, in denen sie die Lösung derselben unternommen hat." Seitdem hat Papst Pius X. in wiederholten Kundgebungen seine Freude über das Wirken der angeblichen „Geheimgesellschaft" und „die Früchte ihrer unverdrossenen Tätigkeit" ausgesprochen, und Benedikt XV. ließ eine Adresse des Vorstandes durch den Kardinal-Staatssekretär mit dem Zeugnis beantworten, die Görres-Gesellschaft habe „in den nahezu 40 Jahren seit ihrem Beginn ebensoviele Ruhmesblätter in der Geschichte der Bildung und Wissenschaft ausgefüllt."

Im September 1916 hat die Görres-Gesellschaft in ihrer Gründungsstadt Coblenz die Feier ihres 40jährigen Bestandes begangen, in einfachen Formen, wie die schwere Zeit es gebot, aber mit Eindrücken erhebendster Art. Im Sommer vollendet die Leo-Gesellschaft ihr erstes Vierteljahrhundert und der Bericht, welchen ihr General-Sekretär dem reichsdeutschen Kollegen der Görres-Gesellschaft zur Verfügung stellte, sprach die Hoffnung einer festlichen Begehung dieses Jubiläums aus, wenn auch „einstweilen das Gebot der Stunde gilt, sich die notwendigen Beschränkungen aufzuerlegen und siegeszuversichtlich durchzuhalten". Als einer der reichsdeutschen Freunde, die 1892 an der Wiege der Leo-Gesellschaft standen und von ihrer ersten Linzer Tagung unvergeßliche Erinnerungen mitgenommen haben, an den ersten Vorsitzenden Freiherrn von Helfert, die Bischöfe Belopotoczky und Doppelbauer, Prinz Liechtenstein, Hofrat Schindler, P. Wolfsgruber, Professor Pawlicki, Dr. Schnürer, der schon damals die Redaktion des Allgemeinen Literaturblatts führte, und an so manchen anderen edlen Toten oder noch Lebenden, schließe ich mit dem gleichen Wunsche, mit welchem Herr Professor Innitzer seinen Bericht beschloß: „Möge das alte Freundschaftsband, das die österreichische Leo-Gesellschaft und die deutsche Görres-Gesellschaft schon seit Jahren umschlingt, in dieser Zeit des Daseinskampfes der beiden verbündeten Reiche sich noch enger zwischen beiden Vereinigungen schließen und nach dem Kriege noch lebhafteren Ausdruck finden! Gemeinsame Aufgaben und Angelegenheiten wird es genug geben."

---



# Die Leo-Gesellschaft 1892—1917.

Von Dr. Franz M. Schindler in Wien.

Inmitten der geistigen Bewegungen am Ausgange des 19. Jahrhunderts entstand die Leo-Gesellschaft. Ihr Geburtstag ist der 28. Januar 1892.

Die letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts sind besonders gekennzeichnet durch das Bemühen, den geistigen Interessen in der Kulturwelt nach jeder Richtung durch das Zusammenfassen der förderlichen Kräfte auf gemeinsamen Tagungen, in großen Vereinen und Gesellschaften Sicherung und Vorschub zu geben. Die Chronik verzeichnet Jahr um Jahr Landes- und Reichsversammlungen, nationale und internationale Tagungen von Lehrern und Praktikern aus den verschiedensten Zweigen der Wissenschaften und Künste; religiöse und Kulturfragen waren die Behandlungsgegenstände internationaler Kongresse; zur wirksamen Förderung einzelner Kulturmittel wie Schule, Presse, Theater bildeten sich für bestimmte Geistesrichtungen, Ländergebiete und Völker große Vereinigungen und für die internationale Pflege bestimmter Kulturziele entstanden Arbeitsgemeinschaften, deren Mitglieder über die ganze Welt zerstreut sind.

Diesem Zuge der Zeit zur Kräftevereinigung entsprangen auch die fast gleichzeitig in mehreren Ländern auftretenden Versuche, die eigenartigen Interessen der katholischen Religion und Kirche in Wissenschaft und Kunst auf Kongressen, durch groß angelegte Vereine und Gesellschaften gemeinsam zu pflegen und zu schützen. Unter den ähnlichen Gesellschaften ragte die von den Katholiken Deutschlands begründete Görres-Gesellschaft durch die Kraft ihres Auftretens und durch die Erfolge ihrer Arbeit hervor. Sie gab auch den entscheidenden äußeren Anstoß zur Gründung der österreichischen Leo-Gesellschaft, deren innere Einrichtung sich wesentlich an das Vorbildliche der Görres-Gesellschaft anschließt. Die seit 25 Jahren geleistete Arbeit der österreichischen Leo-Gesellschaft, ihre inneren und äußeren Geschicke schildern uns im einzelnen alljährlich die Rechenschaftsberichte, welche von der Gesellschaft regelmäßig veröffentlicht werden; sie auch nur in gedrängter Kürze hier neuerdings vorzuführen, hieße lediglich Bekanntes reizlos wiederholen. Dagegen kann es auf Teilnahme rechnen, wenn eine zusammenfassende Überschau dargeboten wird über die hervorragendsten Betätigungsziele, welche die Leo-Gesellschaft nach innen und außen im ersten Vierteljahrhundert ihres Bestandes verfolgt hat. Eine solche Rückschau bietet festen Grund für die volle Würdigung der Gesellschaft in ihrem bisherigen Wirken. Sie kommt zugleich am besten dem Ausblick

auf ihre Zukunft zu gute, zu dem das Vierteljahrhundertjubiläum vollauf Anlaß gibt.

Die erste Sorge der am Karolustage 1892 zum erstenmale öffentlich hervortretenden Leo-Gesellschaft war naturgemäß auf die Werbung von Förderern und Mitgliedern gerichtet. Die Werbung setzte zunächst ein mit den zwei auch später erfolgreich gebrauchten Mitteln, die persönliche Einladung zum Beitritt an Einzelne durch freiwillig hiezu sich bereitfindende Mitglieder und die rastlos fortgesetzte Aussendung von Anschreiben mit Programmen und Tätigkeitsberichten an die zunächst in Frage kommenden christlichen Kreise seitens der Leitung der Gesellschaft.

Unter den persönlich Werbenden ragten von Anfang an drei ganz besonders hervor, durch deren Tätigkeit die Gesellschaft weitaus die meisten Förderer und lebenslänglichen Mitglieder sowie eine große Zahl von Mitgliedern mit Jahresbeiträgen gewann: kaiserl. Rat Dr. Hans M. Truxa und Feldbischof Koloman Belopotoczky; für Tirol und Vorarlberg Universitätsprofessor Dr. Josef M. Pernter, dessen Werbetätigkeit in allen größeren Städten beider Länder schon 1892 den Zweigverein für Tirol und Vorarlberg begründete. Auch die Werbetätigkeit der zweiten Art war erfolgreich. Die Gesellschaft zählte am Schlusse des Gründungsjahres bereits 900 Mitglieder, wovon 252 allein auf den Tirol-Vorarlberger Zweigverein entfielen.

Von besonderem Werbeerfolg waren die seit Beginn der Gesellschaft in größeren Städten des Reiches außer Wien abgehaltenen jährlichen Hauptversammlungen. Nacheinander wurden sie in den Landeshauptstädten von Oberösterreich, Tirol, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Vorarlberg, außerdem in Meran, Marburg, Hall bei Innsbruck, Wiener-Neustadt veranstaltet. Sie gestalteten sich fast immer zu vielbemerkten Repräsentationsfesten der Gesellschaft und waren von einschlagender Wirkung für ihre Ausbreitung und allgemeinen Wertschätzung. Fast jede dieser Jahresversammlungen hat im Gedenken der Teilnehmer ihren eigenartigen Reiz zurückgelassen, bald durch den Namen und die hervorragende Stellung der Teilnehmer und Gäste, bald durch die auffällig starke Beteiligung der christlichen Intelligenz des Landes, bald durch den Glanz der wissenschaftlichen Vorträge und Veranstaltungen oder den Reichtum der vorgelegten Anregungen, durch die warme Gastlichkeit der örtlichen Veranstalter oder die herzliche Teilnahme weiterer Volkskreise. Immer waren jene Versammlungen die erfolgreichsten für die Werbung sowohl wie für alle idealen Zwecke der Gesellschaft, an deren Vorbereitung in den gebildeten Kreisen des Versammlungsortes sorgfältig vorgearbeitet worden war.

Die Einrichtung von Zweigvereinen war ursprünglich mehr in der Richtung gedacht worden, daß unter den Nichtdeutschen Österreichs die Bildung von Abzweigungen der Gesellschaft versucht werden sollte, deren jede eine selbständige Verwaltung hätte, die aber alle satzungsgemäß mit der Leo-Gesellschaft in Wien zu einem größeren Ganzen verbunden wären. Bevor noch irgend ein Schritt hiezu geschehen war, machte einer der Gründer der Leo-Gesellschaft, Josef Pernter, damals Privatdozent in Wien, darauf aufmerksam, daß es zur Verbreitung der Gesellschaft in seinem





Heimatlande Tirol unerläßlich sei, für Tirol mit Vorarlberg einen Zweigverein einzurichten. Nach Innsbruck als ordentlicher Universitätsprofessor berufen, ging er mit seinem Kollegen Josef Hirn und anderen Freunden daran, durch zahlreiche kleinere und größere Versammlungen über beide Kronländer hin für den Beitritt zum Tirol-Vorarlberger Zweigverein der Leo-Gesellschaft zu werben. Der Erfolg war so durchschlagend, daß zu Ende des Jahres 1892 dieser Zweigverein über ein Viertel aller Mitglieder und Teilnehmer der ganzen Leo-Gesellschaft zählte. Später stieg die Anzahl der Mitglieder und Teilnehmer über 400 und hält sich noch jetzt auf der Höhe von nahezu 300. Im Jahre 1913 wurde durch Universitätsprofessor Ignaz Seipel für Salzburg ein Zweigverein begründet. Auch hier bewährte sich diese Einrichtung als wirksames Mittel zur Ausbreitung der Gesellschaft und zur Verstärkung ihrer Wirksamkeit. Professor J. Seipel hatte die Bildung des Salzburger Zweigvereines bereits 1912 durch Sammlung der in Salzburg schon früher gewonnenen Mitglieder in Vortragsabenden der Leo-Gesellschaft vorbereitet; diese weiterhin regelmäßig gepflegten Vortragsabende erwiesen sich fruchtbar für den Mitgliederbestand des Zweigvereines, der in dem kleinen Kronland fast 100 Mitglieder und Teilnehmer zählt.

Außerdem wurde die Einrichtung freier Vereinigungen von Mitgliedern der Leo-Gesellschaft an Orten, wo sie zahlreicher vorhanden waren, mehrfach angeregt und da und dort zeitweilig mit Nutzen versucht. So veranstalteteten die Mitglieder der Leo-Gesellschaft in Teschen eine zeitlang Zusammenkünfte mit Vorträgen, ebenso fanden Vortragsabende in Linz statt. Die von der Gesellschaftsleitung in Anregung gebrachte Vereinigung der Gesellschaftsmitglieder in jeder einzelnen Diözese zur gemeinsamen Einleitung von öffentlichen Vorträgen und sonstigen dem Gesellschaftszwecke entsprechenden Unternehmungen blieb ohne sichtbare Wirkung.

Bis zum Jahre 1902, dem elften Jahre ihres Bestandes, stieg die Zahl der Mitglieder und Teilnehmer der Leo-Gesellschaft ununterbrochen an; in diesem Jahre erreichte sie die Höhe 2080, eine Ziffer, die sie damals ihrer älteren Schwester, der deutschen Görres-Gesellschaft, im Mitgliederstande ganz nahe brachte. Leider vermochte sie sich nicht auf dieser Höhe zu halten; die Zahl der Mitglieder und Teilnehmer sank seither herab und weist Ende 1916 nur noch 1671 auf. Davon trägt einen guten Teil der Schuld in den letzten drei Jahren der Krieg mit seinen Folgen großer Teuerung und der Einspannung aller materiellen Kräfte zur Linderung der Kriegswunden. Vor dem Kriege fiel zeitweilig der häufige Austritt von Mitgliedern aus dem geistlichen Stande auf, der bezeichnenderweise gewöhnlich durch den Hinweis auf die immer fühlbarere Unzulänglichkeit des Einkommens gegenüber den unaufhörlich steigenden Preisen der Lebensbedürfnisse begründet wurde. Hierin mag auch großenteils der Grund dafür liegen, daß die Zahl der aus dem jungen Klerus neu Eintretenden im letzten Jahrzehnt alljährlich gegen früher erheblich zurückblieb. Bedauernswert für die letzten Jahre, obschon durch den Krieg erklärlich ist es, daß der Zuzug aus den Reihen der jüngeren akademisch gebildeten Laien kaum den Abgang von Laienmitgliedern durch



Tod und durch Austritt bei Lebzeiten deckt. Für den letzteren werden ebenfalls öfter die Zeitnöte als Grund angegeben. Wir hoffen zuversichtlich, daß diese besseren Verhältnissen weichen werden, sobald der Krieg und seine nächsten Nachwirkungen glücklich überstanden sind. Dann wird die Zeit da sein, auf jede dienliche Weise die Werbung für die Leo-Gesellschaft durch alle Kreise des österreichischen Volkes hin weiter zu verfolgen, in denen für die Förderung von Wissenschaft, Literatur und Kunst im Geiste christlicher Welt- und Lebensanschauung Interesse vorausgesetzt oder angeregt werden kann. Das gilt allerdings mit einer Einschränkung, die dem Fernestehenden nicht so bekannt, die aber doch für die Einschätzung der bisherigen Ausbreitung der Leo-Gesellschaft von entscheidender Bedeutung ist. Die nationale Bewegung bringt es nämlich in Österreich von selbst mit sich, daß alle die großen christlichen Vereine, wie der österreichische katholische Schulverein u. a., die in Wien gegründet wurden mit dem Zwecke, sich über das ganze Reich auszubreiten, für ihre Wirksamkeit der Hauptsache nach auf die christlichen Österreicher deutscher Zunge beschränkt blieben. Die christlichen Angehörigen der übrigen Nationen finden sich durch ihre nationalen Vereine und Förderungszwecke so vollauf in Anspruch genommen, daß immer nur vereinzelt aus ihren Reihen ein Zuzug zu den als deutsch geltenden Wiener Vereinen und Gesellschaften kommt. So hat auch die Leo-Gesellschaft fast ausschließlich bei den Deutschen Österreichs Boden gewonnen. Die Anregung zur Bildung von Zweig-Gesellschaften unter den andern österreichischen Nationen hatte nur bei den Slowenen einen Erfolg; im Jahre 1896 wurde die Leonova družba in Laibach gegründet, die jedoch vollkommen selbständig und mit der Leo-Gesellschaft immer nur sehr lose verbunden war. Bei der tatsächlichen Beschränkung der österreichischen Leo-Gesellschaft auf die 10 Millionen Deutschen in den Kronländern Österreichs (ungefähr 36 Prozent sämtlicher Einwohner), deren Kräfte ebenfalls meist durch nationale Vereine in Anspruch genommen werden, gewinnen allerdings die Ziffern ihrer Mitgliederschaft eine ansehnlichere Bedeutung.

Es scheint von besonderem Werte für die Ziele der Werbungsarbeit in der Leo-Gesellschaft zu sein, daß man die Gesamtziffer ihrer Mitglieder zerlegt nach den Ziffern, mit denen die Hauptgruppen der in Betracht kommenden christlichen Bevölkerung daran teil haben. Greifen wir z. B. eines der mitileren Jahre heraus, so waren im Jahre 1905 aus dem kaiserlichen Hause 21 Förderer und lebenslängliche Mitglieder, aus dem höheren Adel 204, aus dem bürgerlichen Laienstande 994, aus dem Klerus 973 Förderer, lebenslängliche und Mitglieder mit Jahresbeiträgen und Teilnehmer. Mit Ende 1916 betrug die Gesamtzahl aller Mitglieder aus dem Klerus 839, aus dem Laienstande 832. Es ist zweifellos, daß in allen Gruppen noch reicher Boden für die Ausbreitung der Gesellschaft vorhanden ist. Es läßt sich erwarten, daß der in der Kriegszeit ungeheuer gesteigerte Gemeinschaftssinn dieser Werbung um so mehr zugute kommen wird, je eindrucksvoller unter den österreichischen Katholiken die Überzeugung sich durchringen wird, daß es eine Angelegenheit von Bedeutung für das gesamte katholische Leben in Österreich ist, eine Vereinigung wie die Leo-Gesellschaft zu besitzen, sie ansehnlich durch ihre Stärke zu machen und vollauf leistungsfähig, auf daß sie kraftvoll mitarbeite am Werke der Wiedererneuerung Öster-





reichs durch wirksame Geltendmachung der christlichen Grundsätze in Wissenschaft, Literatur und Kunst. Es sei gestattet, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß die Zahl der noch lebenden Förderer und lebenslänglichen Mitglieder mit den größeren einmaligen Beiträgen von Kr. 400 (Förderer) und Kr. 200 (lebenslängliche Mitglieder), die bei Beginn der Leo-Gesellschaft aus dem vermögenderen Teile des Klerus und der Laienschaft gewonnen wurden, durch Tod bereits erheblich herabgegangen ist. In der inzwischen nachgewachsenen neuen Generation vermögender Laien und Geistlicher werden sich genügend solche finden, die zu einem einmaligen höheren Beitrage durch Beitritt als Förderer oder lebenslängliche Mitglieder freudig bereit sind.

Wissenschaft, Literatur und Kunst bezeichnen im allgemeinsten Umrisse das innere Tätigkeitsgebiet der Leo-Gesellschaft. Die besonderen Richtungen, in denen dieses Gebiet im Schoße der Gesellschaft im ersten Vierteljahrhundert ihres Bestandes Pflege fand, kennzeichnen die Arbeitsabteilungen (Sektionen). Solche Arbeitsabteilungen bestehen jetzt zehn, und zwar, nach der Zeit ihres Entstehens geordnet: für Philosophie und Theologie, für Geschichtswissenschaften, für Rechts- und Sozialwissenschaften, für Literatur (jetzt in Vereinigung mit dem Verband katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs), für Naturwissenschaften, für Pädagogik, für Kunst, für Katechetik, für Rhetorik, für Sprach- und Literaturwissenschaft. Als die hauptsächlichsten Formen der Betätigung innerhalb dieser Arbeitsabteilungen erscheinen: die Veranstaltung von Vorträgen und Vortragskursen, von Kongressen und Ausstellungen; die Einleitung selbständiger Forschungen für bestimmte Fragen, die Herausgabe von Druckwerken aller Art und die Förderung von Veröffentlichungen anderer Herausgeber; die Unterstützung von jungen Gelehrten und Künstlern zur Vollendung von Arbeiten auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Schon diese Vielzahl der Arbeitsabteilungen und ihrer Betätigungsformen zeigt an, daß es an innerem Leben in der Gesellschaft nicht gefehlt hat und daß eine reichhaltige Menge von Arbeitszielen verfolgt wurde.

Die besondere Pflege von Vorträgen zunächst in Wien selbst empfahl sich der Gesellschaft von allem Anfange her. In Wien fanden sich bald zahlreiche Gesellschaftsmitglieder in Arbeitsgruppen (Sektionen) zusammen, um ihre besonderen Fachgebiete durch Einleitung gemeinsamer entsprechender Unternehmungen und namentlich durch Zusammenkünfte mit Fachvorträgen zu pflegen. In den Jahresberichten der Gesellschaft sind stets die Gegenstände dieser Vorträge samt den Namen der Vortragenden verzeichnet; man sieht bei einem zusammenfassenden Überblick bald, wie bedeutend der Umfang der Vortragsgegenstände in fast allen einzelnen Gruppen und wie namhaft die Zahl hervorragender Gelehrter, Literaten und Künstler ist, die sich daran beteiligten. Viele dieser Vorträge sind in den Veröffentlichungen der Leo-Gesellschaft und anderswo in Druck gebracht worden und haben auch in weiteren Kreisen gewirkt und Anerkennung gefunden. Den Wiener Mitgliedern, die an den Gruppenarbeiten selbst nicht betätigt waren, mußte sodann Gelegenheit geboten werden, dauernd eine lebendige Anteilnahme an den Arbeiten und Unternehmungen der Gesellschaft und Fühlung untereinander zu gewinnen. Das veranlaßte all-



wöchentliche Zusammenkünfte der Mitglieder der Gesellschaft zur freien Abendzeit (Montagsabende), bei denen ebenfalls regelmäßig Vorträge stattfanden, die auf weitere Kreise berechnet waren. Hinzugerechnet die wissenschaftlichen Vorträge bei den Jahresversammlungen der Gesellschaft, ergab sich so im Laufe der 25 Jahre eine fast unübersehbare Reihe von Vorträgen über alle Wissens- und Schaffensgebiete; sie nehmen Stellung zu den gesamten Fragen von allgemeiner Bedeutung für unsere Zeit, verbreiten Licht über die jeweils im Vordergrunde der öffentlichen Behandlung stehenden Fachfragen, bieten anregende Belehrung über die weitesten Gebiete menschlichen Schaffens und wurden nicht selten der Ausgang für neue Arbeitspläne und Arbeitsrichtungen im Schoße der Gesellschaft und außerhalb derselben. Gewiß liegt es besonders an der Beschränktheit der Geldmittel, daß nicht eine weit größere Anzahl dieser Vorträge der Veröffentlichung zugeführt wurde. Die Benützung der christlichen Tagesblätter zur Verbreitung des auszugsweisen Inhaltes der Vorträge wurde in der Öffentlichkeit stets sehr begrüßt, sie wird zugleich immer ein wirksames Mittel zur lebendigen Erhaltung des allgemeinen Interesses an dem Bestande und den Arbeiten der Leo-Gesellschaft bleiben.

Über den Kreis ihrer Mitglieder hinaus trat die Leo-Gesellschaft mit ihrer Vortragstätigkeit durch die Veranstaltung von Vortragszyklen, die allgemein zugänglich waren. Zunächst wurde durch drei Winter hindurch (1893—1895) je ein Zyklus apologetischer Vorträge in Wien abgehalten. Vom Jahre 1898—1900 wurden akademische Damenvorträge unter ansehnlicher Teilnahme der katholischen Kreise Wiens durchgeführt und zwar 1898 und 1899 in je neun, 1900 in sieben Vortrags- und Übungskursen. Daran reihten sich eine Anzahl großer Vortrags- und Übungskurse, die unmittelbar von einzelnen Arbeitsabteilungen (Sektionen) für Gegenstände ihres Faches eingeleitet wurden und die auf Teilnahme aus der ganzen Monarchie berechnet waren.

Neben der Veranstaltung von Vorträgen und Vortragsreihen entfaltete jede Arbeitsabteilung ihre Tätigkeit in mannigfacher, den Aufgaben und dem Charakter der von ihr gepflegten Gebiete entsprechender Weise.

Die philosophisch-theologische Abteilung, zuerst unter der Leitung von Weihbischof Geh. Rat Hermann Zschokke, sodann von Hof- und Burgpfarrer Prälat Ernst Seydl, fügte zu den von ihr ausgegangenen apologetischen Vorträgen mit allgemeiner Zugänglichkeit einen großen Fachkurs zur Pflege der Homiletik für Priester hinzu; im Jahre 1911 wurde unter Leitung von Hofrat Prof. Heinr. Swoboda ein homiletischer Kurs in Wien durchgeführt, dessen Grundgedanke „Die Predigt der Gegenwart und die heilige Schrift" bildete. Der Kurs verlief außerordentlich anregend für die aus der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie beteiligten 500 Priester und brachte den Vortragenden die vollste Anerkennung und der homiletischen Tätigkeit in Österreich sicher reiche Frucht. Die Verhandlungen des Kurses wurden von H. Swoboda („Erster homiletischer Kurs in Wien 1911") veröffentlicht. Zu den mit dieser Abteilung zusammenhängenden Publikationen gehören kleinere Schriften von Wehofer, Ehrhard, Swoboda, veröffentlicht in den „Vorträgen und Abhandlungen" der Leo-Gesellschaft: A. Ehrhards Schrift über die orien-



talische Kirchenfrage und Österreichs Beruf zu ihrer Lösung; die von H. Swoboda unter Mitarbeit von Casagrande, Rimbl, Tomek, J. Lehner, F. M. Schindler, Zehentbauer und Baumgarten herausgegebene illustrierte Festschrift der Leo-Gesellschaft zur Feier des eucharistischen Kongresses in Wien, Das Konzil von Trient, sein Schauplatz, Verlauf, Ertrag. In fortlaufender Reihe veröffentlichte die philosophisch-theologische Sektion 1889—1900 „Apologetische Studien“ in 4 Bänden mit Arbeiten von Engert, Commer, Otten, Kneib; ihnen folgten von 1902 an die „Theologischen Studien der Leo-Gesellschaft“, bis 1913 herausgegeben von Ehrhard und F. M. Schindler, seit 1914 von Grabmann und Innitzer, in bisher 21 Bänden mit Arbeiten von Waldmann, Seydl, Chr. Scherer, Faulhaber, Naegle, Haring, Kneib (2), K. Hirsch, Döller (2), J. Schulte, Struckmann, Jos. Schmid, Grabmann, Dölger, Minges, Engert, Hubik, Seipel, Reike. Als großes Sammelwerk begann die Sektion im Jahre 1901 einen „Wissenschaftlichen Kommentar zu den heiligen Schriften des alten Testamentes“ herauszugeben unter Leitung von B. Schäfer, von welchem bisher Arbeiten erschienen sind von Schmalzl, Seisenberger, Schenz, Rießler, Schneedorfer, Schlögl (2); der ebenfalls unter B. Schäfers Leitung begonnene „Kommentar zu den heiligen Schriften des neuen Testamentes“ zählt bisher einen Band (von Belser). Die Herausgabe beider Kommentare ist seit dem Tode ihres Verlegers (L. Mayer in Wien) zum vorläufigen Stillstand verurteilt, bis sich wieder ein geeigneter Verleger findet. Im Jahre 1903 wurde mit der Herausgabe von „Quellen und Forschungen zur österreichischen Kirchengeschichte“ begonnen, von welcher bisher 2 Bände (Acta Salzburgo-Aquileiensia von A. Lang) erschienen sind. Die mehrmalige Anregung in der Sektion, eine theologische Zeitschrift herauszugeben, konnte bisher nicht weiter verfolgt werden.

In der Abteilung für Geschichtswissenschaft, geleitet von C. Wolfsgruber, dann von J. Hirn, jetzt von A. Hübl, gingen die Arbeiten vorwiegend über Gegenstände der österreichischen Geschichte wesentlich auf ein dreifaches Ziel: reichere Erschließung der österreichischen Geschichtsurkunden, Teilnahme an den geschichtlichen Forschungen im Vatikanischen Archiv, Veröffentlichung von historischen Schriften besonders zur österreichischen Geschichte sowohl im einzelnen als in einem größeren einheitlichen Sammelwerke.

Zunächst ging von dieser Abteilung die Anregung aus, daß die Leitung der Leo-Gesellschaft eine Einladung an die österreichischen Bischöfe und Klostervorstände richte, jüngere befähigte Geistliche und Ordensmitglieder in den historischen Hilfsfächern ausbilden zu lassen, damit allmählich eine größere Zahl gut vorgebildeter Kräfte sich der Erforschung der heimischen kirchlichen Geschichtsquellen zuwenden könne. Für die Herstellung genauer und wissenschaftlich brauchbarer Manuskriptenkataloge in den Bibliotheken der österreichischen Kapitel und Ordenshäuser wurde ein „Regulativ zur Bearbeitung von Manuskriptenkatalogen“ entworfen und herausgegeben; sodann wurde ein Anschreiben der Gesellschaftsleitung an die Vorstände sämtlicher Kapitel, Stifte und sonstigen Ordenshäuser gerichtet, durch welches sie aufgemuntert werden, solche Kataloge herstellen



zu lassen, und wo namhafte Manuskripte in größerer Zahl sich vorfanden, dieselben in geeigneter Art zur allgemeinen Kenntnis der Fachkreise zu bringen, — eine Anregung, die nicht ohne Wirkung geblieben ist. Im Zusammenhange mit dieser Anregung steht die Herstellung und Herausgabe von wissenschaftlichen Katalogen der Wiegen- und Frühdrucke großer österreichischer Kapitel- und Stiftsbibliotheken; das Chorherrnstift Vorau machte (durch Lampel) damit unter Beihilfe der Leo-Gesellschaft den Anfang (1901) und andere sind seither nachgefolgt. Der 1899 begonnene Versuch, an der Erschließung der vatikanischen Archive durch Entsendung junger Historiker nach Rom sich zu beteiligen, versprach anfänglich guten Erfolg; er konnte jedoch unter der Ungunst der Verhältnisse nicht fortgeführt werden und wurde für jetzt aufgegeben.

Eine Anzahl kleinerer Veröffentlichungen größtenteils aus dem Gebiete der österreichischen Geschichte (von Duhr, Giannoni, Pröll, Kröß) leiteten ein und begleiteten die Herausgabe der „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer" unter Leitung von J. Hirn und J. E. Wackernell, die hervorragendste Veröffentlichung der Leo-Gesellschaft im Gebiete der Geschichte. Bisher konnten mit Unterstützung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht 12 Bände herausgegeben werden mit Arbeiten von J. E. Wackernell (2), Grillnberger, Hauffen, Schneller, Lumtzer und Melich, Hirn, Helfert (2), Kaindl, Bacher, Krötz, Bastgen. Die Herausgabe der Grazer Nuntiaturberichte wurde in Aussicht genommen und teilweise eingeleitet.

In der Tätigkeit der Abteilung für Rechts- und soziale Wissenschaften ragt ganz besonders die Veranstaltung von Vorträgen über Fragen des Rechtslebens und Gegenstände der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnung hervor; in ihren Bereich gehört neben kleineren Veröffentlichungen der Leo-Gesellschaft das Sammelwerk über das soziale Wirken der katholischen Kirche in Österreich, sodann die Abhaltung eines sozialen wissenschaftlichen Kurses in Wien.

In der sozialen Sektion, wie sie gewöhnlich genannt wird, wurde die Abhaltung von Vorträgen besonders gepflegt, seitdem K. Scheimpflug ihre Leitung innehat (1902). Zahlreiche Vortragende, teilweise von Weltruf in ihrem Fache, behandelten die bedeutendsten rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme der Gegenwart. Eine namhafte Anzahl dieser Vorträge kamen in den „Abhandlungen und Vorträgen der Leo-Gesellschaft", in der „Kultur" und anderswo zur Veröffentlichung. Immer wurde dafür gesorgt, daß die Berichte über die Vorträge und deren Besprechung in den christlichen Tagesblättern bekannt und für die Allgemeinheit nutzbar gemacht wurden. Durch K. Scheimpflug wurden auch die Wiener Montagabende der Leo-Gesellschaft, deren Vorsitz er von 1903 bis 1912 inne hatte, vielfach zur Abhaltung sozial-wirtschaftlicher Vorträge benutzt, deren Inhalt ebenfalls durch regelmäßige Veröffentlichung in den Tagesblättern zum Gemeingute gemacht wurde. Von dieser Abteilung ging die Anregung zur Abhaltung eines sozial-wissenschaftlichen Vortragskurses aus, der unter F. M. Schindlers Leitung im Sommer 1894 in Wien unter Teilnahme von über 400 Herren aus allen Kronländern der Monarchie mit anerkanntem Erfolge durchgeführt wurde und für die späteren ähn-

lichen Veranstaltungen zum Vorbilde geworden ist. Die Vorträge wurden von F. M. Schindler veröffentlicht. Mit den Arbeiten dieser Abteilung steht das Werk „Das soziale Wirken der katholischen Kirche in Österreich" unter der Leitung von F. M. Schindler in Verbindung. Das Werk ist dazu bestimmt, nach Diözesen geordnet ein vollständiges Bild des wohltätigen Einflusses der katholischen Kirche auf das gesamte soziale und wirtschaftliche Leben in der Jetztzeit zu geben. Seit 1896 erschienen nach und nach 10 Bände, in denen die Diözesen Böhmens: Prag bearbeitet von Jos. Schindler, Leitmeritz von F. Endler, Königgrätz von F. Benes, Budweis von W. Ladenbauer; sodann die Diözesen Salzburg von Chr. Greinz, Gurk von Al. Cigoi, Seckau von Al. Stradner, St. Pölten von Fohringer, Laibach von J. Gruden, Triest=Capodistria von Hugo Mioni behandelt wurden. Nach dem Tode des Verlegers L. Mayer in Wien konnte ein Verleger von hinlänglicher Leistungsfähigkeit für das Werk bisher nicht gewonnen werden, so daß seine Fortführung vorläufig leider unterbleiben mußte. Übrigens stellt jeder Band für sich ein abgeschlossenes Kulturbild für die darin behandelte Diözese dar.

Von anderen Veröffentlichungen der Leo-Gesellschaft fallen ins Gebiet dieser Abteilung das Werk von A. Rösler über die Frauenfrage und kleinere Arbeiten von Ad. Trabert, Ruhland, Weiskirchner (2), Freiherrn v. Weichs-Glon, Kienböck, Biederlack (2), Graf Franz Kuefstein (2), Misera.

Die literarische Abteilung stand in den ersten Jahren des Bestandes der Leo-Gesellschaft besonders durch die Einleitung großer öffentlicher Aufführungen von dramatischen und musikalischen Meisterwerken, dann durch mehrere literarische Publikationen von allgemeinerem Interesse weitaus im Vordergrund der öffentlichen Betätigung der ganzen Gesellschaft. Eine ihrer ersten Arbeitspläne betraf die Herausgabe älterer heimischer Literaturdenkmäler; ihm entsprach die Veröffentlichung der lateinischen Gedichte des Kremsmünsterer Benediktiners Simon Rettenbacher, eines Lyrikers des 17. Jahrhunderts (durch T. Lehner), später des lateinischen Epos über die Entdeckung Amerikas „Plus ultra" von dem Hohenfurter Stiftsabte Mikl (durch Schmidtmayer). Die in den Verhandlungen dieser Abteilung empfangenen Anregungen wirkten ermutigend und fördernd auf Jakob Zeidler und W. Nagl zur Herausgabe einer deutsch-österreichischen Literaturgeschichte und zur Pflege der Dialektforschung. Rich. v. Kralik regte die Wiederbelebung der alten Mysterienspiele durch die Leo=Gesellschaft hier an. Nacheinander erschienen von Kralik „Das Mysterium der Geburt des Herrn" sowie „Das Mysterium vom Leben und Leiden des Heilandes"; von 1894 an wurde durch drei Jahre das erstere als Weihnachtsspiel unter wirksamer Beteiligung hervorragender Kräfte aus Künstler= und Laienkreisen in Wien glänzend und mit großem öffentlichen Erfolge zur Aufführung gebracht. Nach einer sehr beachteten Tassofeier 1895 folgten 1897 die mehrmalige Aufführung des Calderonschen Auto „Das große Welttheater" im großen Arkadenhofe des Wiener Rathauses und im Wiener Musikvereinssaal, 1898 zur Feier des Kaiserjubiläums die wiederholte Aufführung von Calderons Auto „Der Ruhm Österreichs" in Kraliks Bearbeitung daselbst. Die Sektion umfaßte in diesen Jahren auch die Kunst als Betätigungsfeld und wurde als Sektion



für Literatur und Kunst bezeichnet. So ging von ihr die Anregung zur Aufführung des großen Requiem von A. Bruckner aus, dem in der Weihnachtszeit 1896 und im März 1898 das F. Liszt'sche Oratorium „Christus“ unter Mitwirkung der Wiener Singakademie und des Schubertbundes folgte. Mit dem Tode des um die Leo-Gesellschaft hochverdienten ersten Leiters der Sektion M. Gitlbauer (1903) und dem Scheiden des Malers und Dichters W. O. Noltsch aus Wien (1904) verlor die Sektion zwei neben Kralik um die Einleitung dieser Aufführungen ganz besonders verdiente Mitglieder und die folgenden Jahre brachten keine Erneuerung derselben mehr. Auf dem Gebiete der Literatur regte Gitlbauer die Herausgabe ausgewählter Werke aus der Literatur aller Völker und Zeiten an, um so allmählich eine einwandfreie literarische Bibliothek für das christliche Haus zu schaffen. Unter dem Titel „Allgemeine Bücherei“ trat die Sammlung 1897 ins Leben und schritt unter Gitlbauers Leitung bis zu 28 Heften vor. 1901 machten Schwierigkeiten des Verlags und die wachsende Kränklichkeit des bisherigen Leiters eine Änderung in Verlag und Leitung notwendig; F. Schnürer besorgte eine neue Folge der „Allgemeinen Bücherei“, bis sie mit ihrem 11. Hefte infolge von abermals erschwerten Verlagshindernissen zum Stillstand kam. Die literarische Sektion, seit Gitlbauers Tod von R. Kralik geleitet, wurde 1908 mit dem Verband katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs vereinigt; sie gibt mit dieser alljährlich einen Jahresbericht über die wichtigsten Erscheinungen der schönen Literatur heraus. Dem Gebiete dieser Abteilung gehören von den Veröffentlichungen der Leo-Gesellschaft noch Arbeiten von Poestion, Konr. Pasch, v. Kralik (Lieder im heiligen Geist, Das deutsche Götter- und Heldenbuch, 6 Bände), von Greiffenstein, Mantuani (2), Seeber, Gall, Noltsch an.

Die Abteilung für bildende Kunst (seit 1901) betätigte sich unter der Leitung von H. Swoboda, später von A. Weimar, ihrem Zwecke entsprechend vorwiegend mit den praktischen Aufgaben der Einleitung von Preisbewerbungen und Ausstellungen für christliche Künstler; in ihr Gebiet fällt die Durchführung von Instruktionskursen über kirchliche Kunst.

Ihrer Tätigkeit hatte H. Swoboda durch seine „Probleme und Anregungen für bildende Kunst“ vorgearbeitet. Sie setzte ihre Arbeit damit ein, die von der Leitung der Leo-Gesellschaft auf Antrag H. Swobodas ausgeschriebene Preisbewerbung für Gegenstände kirchlicher Kunst (Entwürfe für ein heiliges Grab und den Hochaltar einer Domkirche) durchzuführen, wobei dem Architekten Josef Pletschnig in Wien der Preis (1000 K) für seinen Entwurf eines heiligen Grabes zuerkannt wurde. Das Material des Wettbewerbes wurde mit Illustrationen zur Veröffentlichung gebracht. Gemeinsam mit dem Ministerium für Kultus und Unterricht wurde 1903 eine größere Konkurrenz für Gegenstände kirchlicher Kunst von der Leo-Gesellschaft ausgeschrieben, die 1905 durch die Mitarbeit der Abteilung für bildende Kunst beendet wurde. Im Jahre 1903 wurde in Verbindung mit der in Wien abgehaltenen Jahresversammlung der Leo-Gesellschaft eine Kunstausstellung mit dem besonderen Zwecke veranstaltet, die Freunde christlicher Kunst mit den Leistungen der Künstler der Leo-Gesellschaft bekannt zu machen. An ihr nahmen bereits fünfzehn Künstler und drei



Kunstgewerbeinhaber mit 72 Originalwerken der Bildhauerei und Malerei sowie einigen Modellen und Entwürfen Anteil. Ende 1904 wurde eine zweite größere Ausstellung im Wiener Künstlerhause, die erste öffentliche Ausstellung für religiöse Kunst in Wien veranstaltet, die von vier Architekten, sechszehn Bildhauern, drei Bildhauerinnen und vierzehn Malern mit zusammen 112 Objekten beschickt war und die Auszeichnung eines Besuches Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef erhielt. Der von der Abteilung für bildende Kunst im Jahre 1908 aus praktischen Gründen abgezweigte Verein christlicher Künstler, „Österreichische Gesellschaft für christliche Kunst", nahm 1912 aus Anlaß des eucharistischen Weltfestes in Wien den Gedanken der Ausstellung abermals auf und veranstaltete unter der Führung H. Swobodas im österreichischen Museum eine ansehnliche Kunstausstellung, die besonders bemerkenswert war durch das Bestreben der ausstellenden Künstler, in den Gegenständen des christlichen Kultus die modernen Kunstformen allenthalben zur Geltung zu bringen. Die Ausstellung fand einen zahlreichen Besuch und viel Beachtung in der Presse; auf manchen Gebieten christlicher Kunst, wie z. B. in der Paramentik, wird sie ohne Zweifel von bleibendem Eindruck sein. In den Jahren 1905 und 1909 wurden mit Unterstützung des Ministeriums für Kultus und Unterricht auf dem Leopoldsberge bei Wien Ausgrabungen durchgeführt zu dem Zwecke, den Resten der dortigen alten Herzogsburg nachzugehen; ihr Ergebnis war eine Reihe wertvoller Feststellungen über Richtung und Bauart dieses Bauwerkes sowie eine große Anzahl prähistorischer Funde. Ein weitausschauender Gedanke H. Swobodas fand Verwirklichung durch die von ihm und anderen Kunstgelehrten in den Jahren 1908—1913 unter Beihilfe des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht veranstalteten fünf Instruktionskurse für kirchliche Kunst. In ihnen erhielten nach und nach Geistliche aus fast allen größeren Diözesen Österreichs, je 30—40 durch eine Woche, einen eingehenden Unterricht über grundsätzliche Fragen christlicher Kunst- und Denkmalpflege, womit der Besuch hervorragender kirchlicher Baudenkmäler und Kunstübungsstätten verbunden war. Die dankbare Aufnahme dieser Kurse läßt den Wunsch begründet erscheinen, daß sie möglichst bald fortgesetzt werden. Eine sehr warm begrüßte Tat der Kunstabteilung war die mit Hilfe des Ministeriums für Kultus und Unterricht durchgeführte Herausgabe eines „Illustrierten praktischen Führers auf dem Gebiete christlicher Kunst" mit der Aufgabe, die Verbindung zwischen den ausführenden Künstlern und Bestellern einzuleiten; dies dadurch, daß der Führer Arbeiten lebender Künstler im Bilde vereinigt, die den Stand der kirchlichen Kunstübung der Gegenwart darstellen und die Erwerbung kunstgerecht gearbeiteter Gegenstände des katholischen Kultus und der häuslichen religiösen Erbauung erleichtern. An der Herausgabe von Skioptikonbildern für den religiösen Unterricht an Mittelschulen beteiligte sich die Abteilung, indem sie bezüglich der Auswahl der Diapositiven tätig eingriff.

Mit der Arbeit der Kunstabteilung stand ein Unternehmen durch die Anregung in Verbindung, die hier dazu gegeben wurde: die Herausgabe „Klassischer Andachtsbilder" in drei Sammlungen (1900—1901) und des „Opus S. Lucae", einer besonderen Auslese aus den ersteren



(1900), von K. Domanig. Dafür hatten sich, da der Leo-Gesellschaft das Risiko derselben nicht aufgebürdet werden sollte, unter Leitung von K. Domanig mehrere Herren eingesetzt, darunter mit besonderer Opferwilligkeit der Feldbischof Kol. Belopoczky, Vizepräsident der Leo-Gesellschaft. Es gelang, die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Maße auf das Unternehmen zu lenken und die allzutief gesunkene Produktion religiöser Volksbildchen allmählich günstig zu beeinflußen. Obwohl Millionen Bildchen verbreitet werden konnten, mußte doch die Fortsetzung des Unternehmens, zudem Domanig bald mit schwerer Erkrankung zu kämpfen hatte, der er schließlich auch erlag, wegen mangels zulänglich kaufmännischen Betriebes unterbleiben. Von K. Domanig ging auch die Herausgabe von Overbecks Kreuzweg aus, der seither mancherlei Nachahmung gefunden hat.

Die Gründung der Abteilung für Naturwissenschaften (1903) durch besondere Bemühungen J. Pernters ist unmittelbar eingeleitet worden durch Vorführung des Foucault'schen Pendelversuches in der Rotunde des k. k. Praters in Wien. Auf Anstoß des Ing. R. Pozděna war im Hochsommer 1903 beschlossen worden, den vom Physiker Foucault zum erstenmale im Jahre 1852 im Pantheon zu Paris öffentlich gemachten Pendelversuch zum Erweis der Achsendrehung der Erde im großen Maßstabe mit einem Pendel von 80 Meter Länge in Wien durchzuführen. Unter der Oberleitung Pernters wurde der Versuch vom 3. bis 11. Oktober täglich durch 4—5 Stunden in der Rotunde des Weltausstellungsgebäudes vorgeführt; 19.000 Menschen aus allen Bevölkerungsschichten Wiens nahm an der Vorführung teil, deren mündliche Erklärung von Fachmännern zugleich durch eine in 8000 Exemplaren verbreitete Broschüre Pozděnas ergänzt wurde. Die Abteilung erlitt durch den baldigen Tod ihres Gründers einen schwer ersetzlichen Verlust. Unter der Leitung Pernters (bis 1908) und seines Nachfolgers, des Universitätsprofessors A. Pilcz, betätigte sich die Abteilung durch Veranstaltung gediegener naturwissenschaftlicher Vorträge, an welchen oft eine sehr zahlreiche Zuhörerschaft teilnahm; sie wurden in der Zeitschrift „Natur und Offenbarung“ auszugsweise, öfter vollständig veröffentlicht. Auf Veranlassung der Sektion wurde der berühmte Ameisenforscher Wasmann S. J. gelegentlich der Jahresversammlung der Leo-Gesellschaft im Jahre 1907 in Wien zu einer Reihe von Vorträgen über die Entwicklungslehre eingeladen, die einen außerordentlichen Zuhörerkreis versammelten und große Anerkennung in Fachkreisen fanden.

Die Abteilung für Pädagogik wird seit ihrem Beginn 1902 von Hofrat K. F. von Kummer geleitet; sie hatte, solange sich die katechetische Sektion noch nicht von ihr abgezweigt hatte, die meisten eingeschriebenen Mitglieder und die besuchtesten monatlichen Sektionsversammlungen. In diesen wurde von Anfang an darauf Gewicht gelegt, den pädagogischen Zeitfragen gebührende Beachtung zu schenken; die „Christlich-pädagogischen Blätter“ brachten regelmäßige Berichte über die darüber gehaltenen Vorträge und deren Besprechuug und vermittelten sie den Tagblättern. Öffentlich trat die Sektion stärker hervor durch zwei von ihr ausgehende pädagogisch-katechetische Kurse 1905 und 1908. Beide wurden unter der Führung H. Swobodas sorgsam vorbereitet und



unter Mitwirkung bedeutender Referenten geschickt durchgeführt. Über beide wurden selbständige eingehende Berichte ausgegeben. Im Gebiete der pädagogischen Sektion erschienen außerdem J. Panholzers „Katholische Erziehungs- und Unterrichtsanstalten in Österreich“ sowie Virg. Grimmichs „Allgemeine Erziehungslehre“. Im Jahre 1909 zweigte sich eine eigene katechetische Abteilung von der pädagogischen Sektion ab, ihr Leiter ist seither J. Kundi. Sie trat sofort, ebenfalls unter der Führung H. Swobodas, in die Vorbereitung eines katechetischen Kongresses ein, der 1912 unmittelbar vor dem eucharistischen Weltfeste in Wien unter außerordentlicher Beteiligung der Fachkreise aus der ganzen Monarchie tagte. E. Holzhausen veröffentlichte in zwei Teilen den Bericht über die Verhandlungen des Kongresses. Seither beschäftigt sich die katechetische Abteilung vorzüglich mit der Katechismusfrage, deren Besprechung und praktischen Lösung W. Pichler und andere seiner Fachgenossen unverdrossene Aufmerksamkeit zuwenden.

Die Abteilung für Rhetorik und Homiletik wurde bei der Jahresversammlung in Salzburg 1913 auf Anregung von V. Kolb S. J. gebildet, der sie durch seinen Meistervortrag über die Erhabenheit der Rednerkunst einleitete. Die Arbeiten der Sektion sind bisher einesteils der Behandlung homiletischer Fragen theoretischer und praktischer Art gewidmet, andernteils werden theoretische Übungen unter Leitung des Meisters der Rede, V. Kolb, veranstaltet.

Die Zweigvereine suchten mit Eifer entsprechend ihren besonderen Mitteln ihr Tätigkeitsfeld zu bebauen. Der Zweigverein für Tirol und Vorarlberg entfaltete namentlich in den ersten Jahren seines Bestandes eine überaus reiche Tätigkeit. Von seinen führenden Mitgliedern J. Hirn und J. E. Wackernell ging der Antrag aus, Quellen und Forschungen zur Geschichte, Kultur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer seitens der Leo-Gesellschaft herauszugeben, und beide leiteten die Veröffentlichung derselben bis in die Gegenwart.[1]) Vom Zweigverein selbst wurden Chr. Schnellers Beiträge zur Ortsnamenkunde Tirols veröffentlicht ebenso andere kleinere Schriften von Hirn, Pernter und anderen; er hielt durch seine Unterstützung den „Kunstfreund“, Organ für christliche Kunst in Tirol, aufrecht, half das Organ „Forschungen zur Geschichte Tirols und Vorarlberg“ begründen, und seine Mitglieder steuerten rastlos wertvolle literarische Beiträge zu den Veröffentlichungen der Leo-Gesellschaft bei. Zahlreiche wissenschaftliche und literarische Vorträge wurden in Innsbruck, Bregenz und anderen Städten abgehalten, Reisestipendien und sonstige Unterstützungen an junge Gelehrte wurden in beträchtlicher Höhe zugewendet. Als Hirn und Pernter nach Wien übersiedelten und Wackernell durch langwierige Krankheit in seiner bisherigen Tätigkeit für den Zweigverein gehemmt war, fehlte leider der Ersatz für die bisherige so tatkräftige Führung; die Wiederkehr friedlicher Zeiten wird ihn sicher schaffen. Der Zweigverein für Salzburg setzte unter Führung Jg. Seipels

[1]) An Stelle Hofrat Hirns trat nach dessen Tode (7. Februar 1917) Hofrat Prof. Freih. v. Pastor.





die schon früher eingeleiteten Vortragsabende für die Mitglieder der Leo-Gesellschaft in Salzburg umsichtig fort.

Die Leitung der Leo-Gesellschaft hatte die Aufgabe, die vorwiegend fachliche Tätigkeit der einzelnen Arbeitsabteilungen untereinander entsprechend zu verbinden und mit den Mitteln der Gesellschaft in Einklang zu bringen; ferner suchte sie durch Unternehmungen allgemeiner Art unmittelbar den Zwecken der Gesellschaft dienstbar zu sein. Dies geschah zunächst durch eine Reihe periodischer Veröffentlichungen, vor allem des „Allgemeinen Literaturblattes" und der „Kultur". Das „Allgemeine Literaturblatt", ausschließlich oder doch fast ausschließlich der literarischen Kritik gewidmet, begleitet die Leo-Gesellschaft von ihrem Entstehen an bis heute[1]); ständig unter der ausgezeichneten Leitung von F. Schnürer stehend, wird es von Freund und Feind als musterhaft in seiner Art anerkannt. Die „Kultur", seit 1899 zuerst in jährlich 8 Heften, von 1904—1914 als Vierteljahrsschrift erscheinend, wurde im ersten Jahrgang von H. Bohatta, seither ebenfalls von F. Schnürer besorgt; sie stellt als Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur und Kunst gewissermaßen die gediegen und sachverständig geführte Ergänzung zum Literaturblatt dar. Die „Kultur" wird seit 1915 zur Verminderung der Kosten als Jahrbuch ausgegeben, wie das vom Jahre 1892—1899 von F. M. Schindler herausgegebene „Jahrbuch der Leo-Gesellschaft", welches ebenfalls neben dem Jahresbericht Abhandlungen und Vorträge wissenschaftlich-literarischer Art darbot. Die „Kultur" wurde seit ihrem Erscheinen, von der Zeit ihrer Umwandlung in ein Jahrbuch an überdies das „Allgemeine Literaturblatt" den Mitgliedern der Leo-Gesellschaft als Vereinsgabe zugemittelt. Vor der Herausgabe der „Kultur" wurden öfters „Mitteilungen" (in 2 Serien 1896—1901) über die Tätigkeit der Gesellschaft an die Mitglieder versendet; ununterbrochen wurde ferner um den Jahrbeginn in einem Bericht über das abgelaufene Jahr allen Mitgliedern die Möglichkeit geboten, sich über den Bestand und die Wirksamkeit der Gesellschaft auf dem laufenden zu erhalten. Die „Vorträge und Abhandlungen der Leo-Gesellschaft" (seit 1897, bisher 30 Hefte) sollten ferner namentlich Vorträge von allgemeiner Wichtigkeit zur öffentlichen Kenntnis bringen. Den Wiener Mitgliedern der Gesellschaft standen seit 1902 die reiche Büchersammlung der Leo-Gesellschaft, sodann über 100 der besten Zeitschriften des In- und Auslandes, die dem Literaturblatt regelmäßig zugingen, zur Benützung im Bibliotheksaale der Leo-Gesellschaft zu, der bald nachher dem katholischen Studenten-Leseverein zur Mitbenützung überlassen wurde. Die Büchersammlung ist von der Familie von Hoffinger aus dem Nachlaß des Sektionsrats Joh. von Hoffinger mit einem Bestande von über 6000 Bänden besonders aus den Gebieten der Jurisprudenz, Geschichte und schönen Literatur übergeben worden. Sie erfuhr eine ansehnliche Vergrößerung durch die Veröffentlichungen der Leo-Gesellschaft selbst und die ihr gemachten Buchwidmungen. Als die Übersiedlung der Gesellschaft in die von Se. Em. Kardinal Friedrich Piffl im fürsterzbischöflichen

[1]) Vgl. den Leitartikel in Nr. 23/24 des Jahrganges 1916: „25 Jahre Literaturblatt".





Palais hochherzig überwiesenen Kanzlei- und Beratungsräume erfolgte (1914), wurde es notwendig, die Bücherbestände anderwärts aufzustellen; sie fanden einen würdigen Platz in der Bibliothek des neuen fürsterzbischöflichen Alumnates.

Dem gleichen Streben, durch wissenschaftliche, literarische und künstlerische Unternehmungen allgemeiner Art die Aufgaben der Leo-Gesellschaft zu erfüllen, diente die geistige und moralische, zum Teil auch materielle Hilfe zur Herausgabe der großen Prachtwerke durch die Münchener Allgemeine Verlagsgesellschaft, die eine wahre Bereicherung der christlichen Literatur bilden: „Die katholische Kirche in Wort und Bild" unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrter herausgegeben von P. M. Baumgarten (3 Bände), das „Leben Jesu" und das „Leben Mariens" mit Darstellungen von Philipp Schumacher, die illustrierte „Kirchengeschichte" (2 Bände) von Kirsch und Luksch, die illustrierte „Weltgeschichte" von Straganz und Felten (4 Bände), die illustrierte „Deutsche Literaturgeschichte" von A. Salzer (3 Bände), die illustrierte „Kunstgeschichte" von J. Neuwirth (2 Bände), „Himmel und Erde" von Pohle, Kreichgauer und Waagen (2 Bände), Buchbergers „Kirchliches Handlexikon" (2 Bände), die internationale Zeitschrift „Anthropos" für Völker und Sprachenkunde, letztere von der Leo-Gesellschaft von ihrem ersten Erscheinen (1905) bis heute alljährlich namhaft unterstützt. Dazu kommt die mannigfache Anregung und Unterstützung junger Gelehrter und Forscher zur Durchführung besonderer wissenschaftlicher Arbeiten und zur Herausgabe wissenschaftlicher Werke in einzelnen Fällen, die Überweisung zahlreicher literarischer und wissenschaftlicher Werke an die Bibliotheken katholischer Vereine.

Die Gesamtsumme der Ausgaben für die Zwecke der Leo-Gesellschaft einschließlich der Verwaltungskosten betrug in den 25 Jahren K 565.812·88; der Stand des Stammkapitals, mit dem sie ins 26. Jahr ihres Bestandes eintrat, betrug K 111.000 in Rente (Nominale). Die oberste Leitung der Gesellschaft führte als Präsident von 1892—1910 Josef Alexander Freiherr von Helfert, von 1910 bis 1913 Prinz Franz von und zu Liechtenstein, seit 1913 Sr. Eminenz Kardinal Fürsterzbischof Friedrich Gustav Piffl; den Präsidenten standen als Stellvertreter zur Seite Feldbischof Kol. Belopotoczky, Hofrat Josef Hirn, Prälat Heinr. Swoboda, Hofrat Karl F. von Kummer; die Führung der Geschäfte besorgte von 1892—1913 Prälat Franz M. Schindler, seit 1913 Universitätsprofessor Theodor Innitzer; die Schatzverwaltung Jos. Porzer (1892—1895), Louis List (1896—1902), Ludwig Gall (1903—1908), R. Müller (1909—1912), A. Weimar (1913—14), seit 1915 Ed. Michl.

„Wenn man überblickt, was in den 25 Jahren von der Leo-Gesellschaft geleistet wurde, so muß man des Dankes und der Bewunderung voll sein für die Männer, die mit verhältnismäßig geringen Kräften und Geldmitteln soviele Gedanken in die Tat umzusetzen verstanden", — dies anerkennende Urteil eines nüchtern prüfenden Beobachters (Reichspost 28. Jänner 1917) gelegentlich der Erinnerung an den 25. Jahrestag der konstituierenden Versammlung der Leo-Gesellschaft wird jeder bestätigen, der den vorstehenden Ausführungen gefolgt ist. Die hier ausgesprochene Würdi-



gung der Bedeutung der Leo-Gesellschaft steht allerdings weit ab von jener, die im Jahre 1907 im österreichischen Parlamente in den Worten sich hören ließ, die Leo-Gesellschaft habe einen derartigen politischen Einfluß, daß ihre Befürwortung die wirksamste Bürgschaft für das Vorankommen in den staatlichen Ämtern sei. Weit entfernt ihr einen unmittelbaren politischen Einfluß zuzumessen, den sie gar nicht anstrebt, kann man doch ruhig sagen, daß die Leo-Gesellschaft heute im Geistesleben des katholischen Österreich einen Platz einnimmt, auf dem man sie nicht mehr missen möchte. Gewiß ist manches von dem, was von ihren Gründern und Freunden erhofft worden war, unerfüllt geblieben. Gewiß haben für manche der von ihr begonnenen Arbeiten ihre Kräfte zur Fortführung versagt, anderes ist Anregung und guter Wille geblieben, ohne irgendwie ins Werk gesetzt zu werden. Aber was von der Leo-Gesellschaft wirklich auf den von ihr genährten Arbeitsfeldern der Wissenschaft, Literatur und Kunst im Laufe des ersten Vierteljahrhunderts ihres Bestehens teils ernst begonnen und beharrlich fortgeführt, teils vollendet wurde, dem kann niemand die Anerkennung versagen, der nur irgendwie die eigenartigen Schwierigkeiten kennt, die zu überwinden waren und noch fortwährend zu überwinden sind.

Der erste Dank für das Erreichte gebührt Gott, dessen Gnade wir stets zu oberst alles verdanken, was wir zu wirken vermochten. Aber Dank, herzlicher Dank gebührt auch den Hunderten von Männern, die ihre Kraft den Interessen der Leo-Gesellschaft durch ihre Mitarbeit gewidmet haben, in Wort und Schrift, die in ihrem Dienste und damit im Dienste des katholischen Österreichs mittätig waren zur Erfüllung ihrer hohen Aufgaben! Innigen Dank allen katholischen Männern und Frauen Österreichs, die wohlwollend Herz und Hand der Leo-Gesellschaft geöffnet haben, die ganz ihre Sache vertritt!

Die Versuchung liegt nahe, eine wenn auch in Worten sparsame Ausschau auf die Zukunft der Leo-Gesellschaft anzuschließen an die dankbare Rückschau auf ihr erstes Vierteljahrhundert. Aber wer möchte zweifeln, daß diese Zukunft eine glänzende sein wird, wenn es gelingt, in den an ihr beteiligten Kreisen den umsichtigen Eifer für ihren Bestand und ihr Gedeihen aufrecht zu erhalten, der bisher ihr Glücksstern war. Mutvoll und beharrlich voran! Das bleibe für alle Zeit das Losungswort! Voran in der Werbung zur Ausbreitung der Leo-Gesellschaft mit allen Mitteln, die ihre Bewährung in der Vergangenheit gefunden und die sich sonst als tauglich hiezu finden lassen werden. Voran in der Arbeit auf jedem ihrer Arbeitsgebiete! Überall sehen wir in der Leo-Gesellschaft heute wie seinerzeit am Beginn ihrer Tätigkeit Männer in der Blüte des Lebens an der Spitze der Vielen, die auf jedem ihrer Arbeitsgebiete mittätig zu sein fähig und gewillt sind. Unter Gottes Schutz voran in der unverdrossenen Arbeit im Begonnenen, voran in der frischen Erfassung neuer zeitgemäßer Pläne und Arbeitsziele im Dienste der Wissenschaft und Kunst, im Dienste der Religion und des Vaterlandes!

# Inhalt.





